



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1902.

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVIII, 1. 2 februar 1902

Briefe aus der frühzeit der deutschen philologie an Georg Friedrich Benecke. mit anmerkungen begleitet und herausgegeben von dr R. Baier. Leipzig, Dieterich (ThWeicher), 1901. viii und 173 ss. 8°. — 3,60 m.

Die hier veröffentlichten 81 briefe wurden, um nur namen bekannter germanisten anzuführen, von Graff, den brüdern Grimm, vGroote, Hahn, Haupt, Hoffmann, Lachmann, Lassberg, Mone, Primisser, Schmeller und Wackernagel während der jj. 1810—1844 an Benecke gerichtet. 73 unter ihnen gelangten im wege des kaufes mit seiner büchersammlung auf die Stralsunder ratsbibliothek, den rest stellten nachkommen des adressaten zur verfügung. 3 waren bereits vorher durch AReifferscheid gedruckt worden, nämlich nicht nur nr 19 im Centralbl. f. bibliothekswesen 14, 80f, sondern auch, was der herausgeber anzumerken versäumt hat, nr 36 und 38 im Anz. 22, 126ff: daraus verbessert sich in dem satz 'diesem brief die blätter mit wage beizulegen' s. 60 z. 4 das sinnlose wort *wage* zu *fragen*[1].

Für die publication und sorgsame commentierung dieser interessanten briefe, welche hin und wider unser wissen erweitern (ich rechne dahin zb. die nachrichten über die Berliner hs. der Eneide s. 40 und über das Arnswaldtsche Rotherfragment s. 41), sind wir dr Baier zu dank verpflichtet. er wird durch den umstand nicht beeinträchtigt, dass zuweilen stellen, die der erläuterung bedürfen, teils irrige teils gar keine deutung erfahren haben. s. 8 gedenkt JGrimm eines Gothaer bibliotheksbeamten Hamberger: das war nicht, wie Baier s. 115 vermutet, der Göttinger professor Georg Christoph, sondern dessen sohn Julius Wilhelm, über welchen Jacobs und Ukert in ihren Beiträgen i 40ff, namentlich 53 anm., auskunft erteilen. s. 24 handelt EvGroote von seiner geplanten Tristanausgabe. 'fast ist nun' schreibt er 'meine arbeit zu ende gediehen, und mit sehnsucht erwarte ich nur täglich noch eine in Flandern aufgefundene hs., um auch deren abweichende lesearten in meine vergleichungen aufzunehmen'. der commentar besagt s. 124: 'ob Groote solche erhalten hat, geht aus seiner ausgabe nicht hervor, benutzt scheint er sie jedenfalls nicht zu haben'. er hat sie sowol erhalten als benutzt, denn die von ihm gemeinte hs. ist R, der codex der grafen vRennes,

[1] auch sonst begegnen in den texten gelegentlich druckfehler, so s. 1 z. 17 *Schiller* st. *Schilter*, s. 72 z. 5 *des Beovulf* st. *der*.



welcher gegenwärtig unter nr 14697 auf der kgl. bibliothek zu Brüssel sich befindet. das geht hervor aus Grootes brief an Görres vom 20 nov. 1817 (Görres Freundesbriefe I 548 = Picks Monatsschr. 1, 163), wo genau das gleiche handschriftliche material namhaft gemacht wird, dessen das vorwort der ausgabe gedenkt, nur dass an siebenter stelle nicht die hs. R, sondern 'in spe, noch eine die sich in der gegend von Lüttich befindet' erscheint. offenbar decken sich die localangaben 'Flandern' und 'gegend von Lüttich' in beiden schreiben. nach Knetschkes Deutschen grafenhäusern der gegenwart II 276ff besafsen und besitzen aber die grafen von Renesse-Breidbach Elderen in Belgien und Bürresheim in der Rheinprovinz, und der treffliche helfer in allen nöten, Zedlers Universallexicon, verzeichnet VIII 701 'Eldern oder Elderen, eine freyherrschaft im stift Lüttich, 1 meile von Tongern und 2 von Mastricht'. der kriegsunruhen halber war also wol der codex, der dem Litt. grundriss s. 124 zufolge früher der Birresheimschen bibliothek zu Coblenz angehört hatte, nach dem belgischen sitz der familie geschafft worden. — s. 40 schenkt Mone das Wigaloisbruchstück, welches er von Lassberg empfangen und in den Heidelberger jbb. 13, 1, 474ff kurz besprochen hatte, mittels briefes vom 4 august 1820 an Benecke: dass dieser es 1828 der Göttinger bibliothek überwies, dass es dort die signatur Philol. 187 führt und noch ungedruckt ist, hätte sollen angemerkt werden. — dass der brief des hrn AvArnswaldt s. 41 mit der ersten nachricht über das oben berührte Rotherbruchstück dem j. 1821, nicht dem j. 1824 angehört, erweist nicht nur die störung der chronologischen folge bei Baier, sondern auch der umstand, dass Beneckes in der sammelmappe der Berliner bibliothek (Ms. germ. fol. 923) jetzt dem fragment beiliegendes antwortschreiben gleichfalls vom 25 jan. 1821 datiert ist: s. Scheel in der Festgabe an KWeinhold (1896) s. 48. — statt der angabe s. 137, dass die von Lassberg s. 54 charakterisierte Bonerhs. des augustinerchorherrenstifts Kreuzlingen bei Konstanz von Pfeiffer nicht verwertet sei, wäre die notiz lehrreicher gewesen, dass dieser bisher unausgebeutete papiercodex saec. XV sich jetzt auf der thurgauischen kantonsbibliothek zu Frauenfeld als Y. 21 befindet (s. deren katalog von 1886 s. 151 und 240). — wenn s. 69 Lachmann in seiner gepfefferten verwahrung wider AWvSchlegel erklärt 'die ersten kritischen untersuchungen [über die Nibelungen] aber sind meines wissens die Grimmischen in den Studien (1808)', so bürdet diesem peinlichst exacten gelehrten Baier, der s. 144 behauptet, es könne nur Jacobs aufsatz im Neuen litterarischen anzeiger von 1807 = Kl. schriften IV 1ff in frage kommen, mit geringster wahrscheinlichkeit ein doppeltes versehen auf: vielmehr bezog sich Lachmann auf Wilhelm Grimms in Daubs und Creuzers Studien von 1808 = Kl. schriften 1, 92ff gedruckten artikel über entstehung der altd. poesie. — der s. 87 genannte Weifsleder, von

dem Lachmann das weise sprüchlein 'Benecke ist auch nicht unsterblich' aufbewahrt hat, war seit 1828 erster pedell der Göttinger bibliothek : s. Versuch einer akademischen gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-universität IV (1838), 90 anm. — die behauptung s. 144, Primisser habe sich um alt h o c h deutsche litteratur wol verdient gemacht, scheint nur auf einem lapsus calami zu beruhen.

Einen kleinen excurs erfordert die s. 72. silvester 1826 gibt JGrimm das von Lassberg empfangene titelblatt eines neuen volksbuches an Benecke mit den worten weiter 'es wird, dünkt mich, eine langweilige geschichte aus dem Thomas Lirer sein'. es handelte sich, wie schon aus seiner antwort an Lassberg vom 7 febr. 1827 (Germ. 13, 248) erhellt, um die heirat zwischen graf Albrecht vWerdenberg und der portugiesischen königstochter Elisa, welche ThLirer (bl. G 4ᵇ—Kᵇ der Wegelinschen ausgabe v. 1761) und ihn benutzend die Zimmerische chronik (Litt. ver. 93, 104 —115) erzählen. den stoff zu bearbeiten hatte Lassberg seinem alten genossen JAvIttner empfohlen, und dieser war auch wenige tage vor seiner letzten erkrankung (er starb nach sechszehntägigem leiden am 9 märz 1825) damit fertig geworden (Briefwechsel mit Uhland s. 51). Ittners aus Lirer und der Chronik contaminierte novelle wurde dann im ersten bande seiner Schriften (Freiburg i/B. 1827) s. 250—296 gedruckt; ihr vorbericht führt s. 252ff die genesis des plans auf eine vor zwei jahren (dh. 1823, s. Briefwechsel mit Uhland s. 41) in Lassbergs geleit unternommene fahrt ins Rheintal zurück. nach Ittners tode hat aber Lassberg selbst die geschichte behandeln und mit bildern geschmückt als neujahrsangebinde für freunde herausgeben wollen; doch der eine holzschneider kam ins zuchthaus, der andere, Merz in Herisau, zog seinen auftraggeber so lange hin, dass dieser erst den 4 oct. 1826 einen probeholzschnitt an Uhland schicken konnte (Briefwechsel mit Uhland s. 55f. 63. 65. 79, mit Zellweger s. 83. 87), sicherlich eine doublette desjenigen, der an JGrimm gieng. dann blieb die sache liegen, vielleicht weil Ittners erzählung inzwischen erschienen war; jedesfalls hat bei lebzeiten Lassberg seine historie nicht veröffentlicht. sie scheint aber erhalten in dem volksbuchabdruck, den 1894 KABarack anonym veranstaltete (s. Anz. XXII 90). er ist gleichfalls aus Lirer und der Zimmerischen chronik contaminiert (ganze seiten, zb. 27—31. 37. 48 —51, sind ersterem entlehnt, während s. 61—71 selbständig erfunden wurden), ohne dass indessen irgendwelche beeinflussung von Ittners seite nachweisbar wäre. zwar der dem copulierenden geistlichen beigelegte name Heinz Hansjakob (s. 53f) für Hans Heberlin bei Lirer, Ittner und in der Chronik kann nur auf Barack zurückgehn, welcher den 1837 geborenen streitbaren pfarrer und volksschriftsteller von dessen würksamkeit in Donaueschingen 1864/65 her kannte; dagegen liefse sich schwer be-

greifen, wie Barack der Chronik gegenüber auf den zusatz (s. 80) 'auch ward graf Albrecht von alt und jung hoch gelobt, dieweil er in allen ritterspielen und turnieren das best that sammt einem andern ritter, hiefs herr Friederich von Mülinen; sonst aber nannt man ihn nur den biderben ritter, und er war männiglich lieb und werth' hätte verfallen sollen. Lassberg aber war mit dem begründer der schweizerischen geschichtsforschenden gesellschaft eng befreundet, und ihm legt er gerade das prädicat 'bieder' im Briefwechsel mit Zellweger (s. 42. 77. 91. 123. Biedermann s. 128) vorzugsweise bei. andere momente, so die nahe berührung des titels mit dem von Lassberg (Uhlandbriefwechsel s. 55 f) wol erst provisorisch formulierten, oder das citat eines Freidankverspaars nach Myller (s. 32) beweisen nicht unbedingt.

Da s. 111, übereinstimmend mit vHeinemanns auffassung, zu lesen steht, alle während der westphälischen zeit zwischen Marburg und Göttingen geteilten hss. der aufgehobenen universität Helmstedt seien 1817 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, so will ich, zugleich in ergänzung von MSD II 385, hier constatieren, dass wenigstens der Göttinger codex Theol. 231, welcher die Fuldaer beichte birgt, nicht zurückgeliefert ist. diese beichte wurde bekanntlich zuerst in der Gassarschen, durch Flacius inspirierten editio princeps von Otfrids Evangelienbuch mitgeteilt; des Flacius hss. kaufte man nach seinem tode für die Helmstedter bibliothek an. da nun Eccard in den Leges Francorum s. 215 bemerkt: 'formula confessionis eiusdem seculi noni, quam ex Flacio, Goldasto et Browero in Monumentis catecheticis num. VII [= Catechesis theotisca s. 93 ff] edidimus, quæque etiam in codice membranaceo bibliothecæ Juliæ, seculo undecimo exarato, exstat, habet: ih ci chirichun ni quam', die von ihm citierten deutschen worte nur zur Göttinger hs., nicht zur römischen oder zu Brower stimmen, und gegenwärtig in Wolfenbüttel kein ms. der beichte vorhanden ist, so kann die früher in Helmstedt gewesene hs. nur mit der jetzt Göttinger identisch sein. denn dass Eccard aus dem druck bei Flacius-Gassar nicht ersah, dass die dort benutzte hs. eben seine Helmstedter war, fällt um so weniger auf, als er des glaubens lebte, Flacius habe sich eines SGaller codex bedient gehabt (Catechesis s. 55). STEINMEYER.

Ethnographie der germanischen stämme. von OTTO BREMER. [ss. aus Pauls Grundriss der germanischen philologie 2 aufl.] Strafsburg, Trübner, 1900. XV u. 216 ss. gr. 8°. — 6 m.

Die aufnahme einer ethnographie in den 'Grundriss' kommt einem gewis von vielen germanisten gehegten wunsche entgegen. fast zwei drittel von einem jahrhundert sind seit dem grundlegenden werke von Zeufs vergangen; jetzt müste die zeit reif sein für eine neue zusammenfassung, welche weniger hypothesen, mehr resultate darböte. freilich kann man nun nicht sagen, dass

diese erwartung sich gerechtfertigt hat, — wie oft muss Bremer bekennen : es fehlt an material oder an methode der verarbeitung. aber grade deshalb ist eine neue zusammenfassung um so dringender nötig, damit wir dahinterkommen, was würklich erreicht ist, und was noch aussteht.

Otto Bremer, der die schwierige aufgabe übernommen hat, bewährt auch hier seinen sonst erworbenen ruf der gründlichkeit und gewissenhaftigkeit. lobenswert ist namentlich sein bemühen, überall den politisch-sachlichen factoren gerecht zu werden, — ein bemühen, das man bei ethnographen philologischer schulung gar zu oft vermisst. dabei verfällt er nicht in das entgegengesetzte extrem, alles in erster linie nach archäologischen, anthropologischen udgl. merkmalen entscheiden zu wollen. vgl. seine übersicht über die forschungsgebiete der ethnographie s. 750 : 'die ergebnisse der anthropologie sind nur mit vorsicht zu verwerten'; s. 751 : 'aus der prähistorischen archäologie ist für die bestimmung der nationalität gar nichts sicheres zu gewinnen'; s. 752 heifst es von der völkerpsychologie, 'dass es uns sowol an genügendem material als an einer erprobten methode für die verarbeitung eines solchen fehlt'. aus der sonstigen darstellung vgl. ferner den skepticismus zb. gegen die annahme einer einheitlichen idg. rasse (s. 755 oben), gegen die annahme germanischen ursprungs für Romanen und Slawen mit angeblich germanischem typus (s. 765 z. 9), gegen die beweiskraft der angeblich keltischen hausformen in Nordwestdeutschland (s. 774 anm. 4) usw.

Diesen und ähnlichen äufserungen kann ich mich durchaus anschliefsen. ich möchte geradezu eine zweiteilung der forschungsgebiete vorschlagen : das material der archäologie, der anthropologie und der völkerpsychologie möcht ich zusammenfassen als das, wenn ich sagen darf, 'namenlose'; demgegenüber fass ich die sprachzeugnisse und geschichtlichen quellen zusammen als das leichter identificierbare material. die archäologen wollen vielleicht protestieren und behaupten, dass sie zb. ein messer genau so sicher auf ein bestimmtes volk zurückführen, als wir sprachforscher es zb. mit dem pronomen 'ich' tun können. ich bezweifel es jedoch und möcht es discutiert und bewiesen sehen.

Was nun die beiden von B. und mir vorgezogenen forschungsgebiete betrifft, so muss ich gleich gestehn, dass mich seine behandlung der geschichtlichen zeugnisse nicht befriedigt : er gibt gar keine zusammenfassende orientierung, sondern begnügt sich damit, die verschiedenen quellen anzuführen und einzeln zu besprechen.. in diesem verfahren leitet ihn wol die erwägung, dass die historisch-philologische quellenkritik heute mit einer allgemein anerkannten und erprobten methode dasteht, derart als tatsache, dass eine besprechung im vorliegenden werke überflüssig oder gar lästig wäre. dagegen muss ich aber vom standpunct der

ethnographie protestieren, denn die tatsache einer quellenkritischen methode besteht nur für die speciell historischen überlieferungen (dh. für begebenheiten und politische entwicklungen); wenn die historiker meinen — was sie allerdings tun —, dass sie eo ipso eine methode besitzen auch für ethnographische überlieferungen (dh. für zustände, sprachlich-geographische udgl. verhältnisse), dann irren sie sich. es muss aufs eindringlichste betont werden : eine quellenkritische methode für ethnographische überlieferungen besteht bis zum heutigen tage nicht; erst wenn dem fehlen nachgeholfen wird, kann von einer wissenschaftlichen ethnographie die rede sein.

Das gesagte gilt vielleicht weniger für die ethnographischen überlieferungen gelehrter art; hier mag die bestehnde historische kritik am meisten ausreichen. aber die überlieferungen volkstümlicher art verlangen entschieden eine besprechung. bei völkern, die nicht ausschliefslich lyrisch veranlagt sind, gibt es gewöhnlich überlieferungen über die vorzeit. zumal bei den alten Germanen war das geschichtlich-geographische interesse sehr ausgeprägt : mit derartigen überlieferungen werden überall die uns tatsächlich vorliegenden litteraturen eröffnet, vgl. die Mannusstammtafel, die fränkische völkertafel, die gotische heimatsdarstellung bei Jordanes, die angelsächsische weltgeographie des Widsid. solche überlieferungen müssen also jedesfalls litterarisch einen ganz aufserordentlichen wert behaupten, und als historisch-geographische zeugnisse wenigstens nicht ohne erweis zu verwerfen sein; kurz, die vergleichende forschung über volksethnographie-überlieferung müste heute auf eine genau so stattliche lebenszeit und bändezahl zurückschauen können, als es zb. die forschung über ihren fortsetzer, die heldensage, tun kann. fragen wir aber nach der würklichkeit, so werden wir finden, dass eine 'vergleichende volksethnographie' nicht einmal dem namen nach existiert; während über andere litteraturgattungen forschungen bestehn, welche die späten materialreste durch schwindelnde constructionen bis in die idg. urzeit zurückverfolgen, hat man die älteste bei unseren vorfahren tatsächlich vorliegende litteraturgattung ganz unbeachtet oder vielmehr verachtet liegen lassen.

Nehmen wir zb. die alten wandersagen. wenn die urheimat in frage kommt, werden sie verwertet, oder aber sie werden 'beseitigt', bald ganz nach belieben, bald unter motivierung, aber dann immer nur nach einzelmotivierungen, indem es keinem einfällt, sich zur verwendung einer einheitlichen richtschnur verpflichtet zu fühlen. so bei den hellenischen und italischen, so bei den keltischen und germanischen sagen; vgl. B. s. 776. er acceptiert die eine keltische überlieferung : 'die tradition bewahrte in Gallien die erinnerung an die früheren keltischen sitze in Deutschland', verwirft aber als damit unvereinbar die andere: 'für die entscheidung dieser frage (von den Kelten im nachmaligen

Süddeutschland) muss von dem sagenhaften Segovesus-zuge ganz abgesehen werden'. die altgermanische volksüberlieferung wird einfach stillschweigend übergangen : 'die von dilettanten aufgestellte meinung [dh. die neuerdings wider aufgenommene volkstradition], dass Skadinawien von idg. zeit her der stammsitz der Germanen gewesen ist, bedarf keiner widerlegung'. — in obigen citaten sind nicht weniger als etwa 15 alte überlieferungen besprochen! kein zweifel, das verfahren ist nicht befriedigend. eine quellenkritische behandlung müste fragen : 1) sind überhaupt volkstümlich-geographische überlieferungen unzuverlässig? 2) sind es speciell die keltischen und germanischen? — erst dann käme 3) die einzelbesprechung. — eine solche gibt B. nur bei den keltischen überlieferungen, und zwar begründet er sein urteil über die Segovesus-sage durch deren widerspruch mit der sonstigen keltischen überlieferung : in der Segovesus-sage gehn die Kelten von Gallien nach Deutschland, sonst gehn sie von Deutschland nach Gallien. aber der widerspruch löst sich in nichts auf, wenn wir blofs die worte Gallien und Deutschland genauer ins auge fassen : diejenigen Kelten, welche von Deutschland nach Gallien gehn sollen, kommen genauer aus Norddeutschland und gehn nach Nordgallien; diejenigen Kelten, welche von Gallien nach Deutschland gehn sollen, kommen aus Innergallien und gehn nach Inner- oder Süddeutschland, das damals noch nicht Deutschland war. es ist so weit entfernt von einem widerspruch zwischen den beiden wanderungen, dass die eine vielmehr die directe fortsetzung der andern bildet oder bilden kann. der stofs geht aus von Norddeutschland und pflanzt sich der küste entlang nach Nordgallien fort; wenn er sich von hier aus weiter nach Innergallien fortpflanzen soll, oder wenn von Innergallien eigene bewegungen ausgehn sollen, dann ist natürlich der weg nach dem NO versperrt, weil von dorther der stofs würkt, aber der NO ist doch keineswegs mit dem SO identisch : nach dem SO ist der weg nach wie vor ebenso frei als nach dem S und nach dem SW. jedesfalls sind die Kelten Italiens aus dem W, nicht aus dem O gekommen; das ergäbe sich, selbst wenn wir keine überlieferung hätten, widerspruchslos aus ihrer geographischen gruppierung. die ost-richtung beobachten wir ebenfalls (historisch) bei den Galatern; sie war offenbar im süden die hauptrichtung, bis die Germanen in Süddeutschland einbrachen und die Elvetier und Bojer zum rückzug veranlassten. — was die germanischen verhältnisse betrifft, so ist es wol B. entgangen, dass die von ihm verworfene ursprungssage von nicht weniger als neun überlieferungen verschiedener germanischer völker vertreten wird. es sind : 1) Goten (bei Jordanes); 2) Eruler (könig Rodulf ebd.); 3) Dänen (altdän. chroniken; vgl. auch könig Rodulf); 4) Burgunden (Vita SSigism.); 5) Langobarden (Origo Langob.). diese verlegen sämtlich die heimat direct nach der 'insel' Skadinavia.

dann weiter: 6) Franken (Ermold. Nigellus); 7) Gesamtdeutsche (bei Hrab. Maurus). diese beiden behaupten abstammung von den Dänen; 8) Sachsen (Widukind); die Sachsen kommen von einer namenlosen insel im ocean, offenbar = der insel Skadinavia; 9) Nordschwaben (Origo Suevorum); die Schwaben kommen von einer insel Swevia im ocean, wider = der insel Skadinavia. nicht originale überlieferung mag vorliegen in der burgundischen und schwäbischen sage (bez. nach der langobardischen und der sächsischen), bei dem rest ist aber litterarische beeinflussung entschieden ausgeschlossen. wir haben daher gewis das recht, von einer einheitlichen germanischen ursprungssage zu reden, und die blofse möglichkeit — selbs twenn die sage falsches berichtete — wäre etwas so wichtiges, dass sie in einer germanischen ethnographie nicht durfte übergangen werden. dass die sage aber wenigstens teilweise richtiges enthält, gibt B. selbst zu, vgl. zu 1): 'die gotische stammsage ist der ausdruck des von der tradition festgehaltenen alten zusammenhangs mit den Skadinawiern' (s. 819); zu 2): 'das volk der Eruli zählen wir zu den Skadinawiern, erstens weil Jordanes berichtet . . .' (s. 834); zu 3): 'sicher ist, dass sie (die Dänen) ursprünglich im südlichen Schweden heimisch waren' (folgt citat der alten chroniken, s. 836). weiter dehnt B. s. 836 das ursprünglich westgermanische gebiet bis Seeland (einschl.) aus, sodass er sich dem angeblich skadinawischen ursitz sehr stark nähert, nur dass er an der siedlungsrichtung von südwesten her festhält. — ziehen wir jetzt anderseits in betracht, dass die eine langobardische tradition (chron. Gothan.) das land Scatenauge nach der Unterelbgegend verlegt, wo auch die angelsächsische tradition ihr Scedenig sich vorzustellen scheint, so kann ich mit meinem besten willen nichts anderes sehen, als dass die volkstümlich überlieferte urheimat und die von B. selbst erschlossene vollends eins und dasselbe sind, nämlich ein bereich, der (Süd)skadinavien und Dänemark umfasst (wobei die ursprüngliche localisierung oder ausdehnung des namens Skandinavien schwebend bleibt). jedesfalls find ich, dass weit mehr grund vorhanden ist, die übereinstimmung als die abweichungen hervorzuheben, welche zwischen der volkstümlichen tradition und der gelehrten construction bestehn. weiter beobachte man, wie gut die germanische und die keltische tradition sich vereinigen lassen: die Germanen verlegen ihre urheimat nach Skandinavien (nebst Dänemark?), lassen dabei Deutschland frei, und für den nicht beanspruchten raum tritt sofort die keltische tradition hinzu, indem sie Kelten auf den Nordseeinseln und im sonstigen Nordwestdeutschland bezeugt. endlich beobachte man die von Herm. Möller (Anz. XII 157) hervorgehobene waristische wandersage, welche im 8 jh. die erinnerung an die heimat 'um den Regenfluss in der landschaft Stadewanga' festhält, von wo her die Warister schon im 5 jh. ausgewandert waren; hier haben wir einen positiven beleg für zuverlässigkeit alter

wandersagen. ich glaube also, dass die germ. wandersagen im allgemeinen ein nicht unrichtiges bild bieten, und wenn dies der fall ist, seh ich absolut keinen grund, eine einzelne von ihnen herauszugreifen, halbwegs zu verwerten und halbwegs zu beseitigen, wie es B. bei der gotischen wandersage tut. am allerwenigsten, wenn die beseitigung allein zu gunsten von gelehrten hypothesen über wanderungsrichtungen usw. geschieht : die welt hat falsche hypothesen moderner gelehrter zu tausenden erlebt, dagegen ist man uns den erweis der verdächtigkeit bei den alten wandersagen immer noch schuldig.

Ungefähr wie die wandersagen sind die alten völkerverzeichnisse behandelt worden : einige werden verwertet, andere verworfen, je nach belieben. dabei haben sich die philologen durchweg der tradition angenommen, indem nicht nur die Mannus-stammtafel bei Tacitus und Plinius, sondern auch zb. das Widsidgedicht verwertet wird (vgl. B. s. 810 u. 746). einige haben jedoch das Widsidgedicht in absurdum reduciert (so namentlich Jessen), und wol die meisten haben die fränkische völkertafel blofs als curiosität betrachtet, vgl. B. s. 877 : 'kaum anzuführen wag ich endlich die stelle aus der um 520 in Frankreich niedergeschriebenen Generatio regum et gentium'. die historiker haben sich gewis durchgehends ablehnend verhalten.

Unter den von den philologen auf grund alter überlieferungen aufgeführten gebäuden interessiert mich namentlich die Ingwiaiwentheorie. I. grundlage ist folgendes. 1. überlieferung; A. Mannusstammtafel Tac. : Ingwiaiwen sind die küstenvölker; Nicht-Ingwiaiwen sind die binnenländischen und die 'übrigen' Germanen. B. do. Plin. : Ingwiaiwen sind die Kimbern, Teutonen und Chauken; Nicht-Ingwiaiwen sind die östlichen, binnenländischen und die westlichen Germanen. weder A noch B nennt die Nordgermanen. 2. sprachtatsachen; es besteht eine anglofriesische sprachgruppe, zu der (nach ihrer geographischen lage) die Chauken und (mutmafslich) die Kimbern gehören; die Binnengermanen (Deutschen) stehn aufserhalb, aber immer noch in ziemlicher nähe, mit den Anglofriesen eine westgermanische gruppe bildend; ganz aufserhalb stehn die Ost- und Nordgermanen. — II. combination : die ingwiaiwische völkergruppe deckt sich mit der anglofriesischen sprachgruppe; die Nordgermanen stehn politisch und sprachlich aufserhalb. III. rückfolgerung : da die Nordgermanen aufserhalb der Ingwiaiwen stehn, so können diejenigen Nordgermanen, welche im Beowulf als Ingwine di. Ingwiaiwen erscheinen, nicht würkliche Nordgermanen gewesen sein (Kögel Litteraturgesch. I 157 anm.), und der bei den würklichen Nordgermanen tatsächlich erscheinende Ingwe-cult muss von den würklichen Ingwiaiwen importiert sein (B. s. 853). — ich muss gestehn, dass ich das zähe fortleben einer derartigen argumentation nicht begreife, zumal jetzt, nachdem Kossinna und andere endlich damit gebrochen und

ausgesprochen haben, dass diejenigen völker, welche tatsächlich Ingwiaiwen heifsen und den Ingwe verehren, natürlich auch in würklichkeit Ingwiaiwen sind. was meint B. eigentlich mit 'import' des cults? wie will er beweisen, dass der cult nicht auch bei den Kimbern importiert ist, geschweige denn bei den Friesen, wo derselbe, wie B. selbst gesteht, überhaupt nicht bezeugt ist? und ist denn ein importierter cult nicht ebenso kräftig als ein originaler? ich versteh B. nicht. — aber fast schlimmer als die schwache logik der construction ist das versäumnis eines quellenkritischen unterbaus. ein solcher verlangt erstens und vor allen dingen, dass man sich auf den standpunct der überlieferung zu versetzen bemüht, mit möglichst genauer vergegenwärtigung von deren speciellem gesichtspunct und gesichtskreis. der gesichtspunct der uns vorliegenden Mannus-stammtafel ist gewis ein westdeutscher, denn mit Westdeutschland hatten die Römer ihren meisten verkehr. das heranzuziehende parallelmaterial muss dann dem entsprechend sein; ich habe folgende quellen herangezogen: die fränkische Völkertafel, das Summarium Heinrici und die in fränkischen personennamen enthaltenen geographischen namen bei Förstemann. die vergleichung scheint mir auf ein ganz klares, einheitliches ergebnis zu führen (zu dem nb. auch die als unbrauchbar verworfene fränk. Völkertafel stimmt!); es ergibt sich vom westdeutschen standpunct ein geschlossener gesichtskreis, welcher das gesamte altgermanische land südlich der Ostsee umspannt (bis zu den Goten einschl.), welcher aber die Skandinavier garnicht oder fast nicht berücksichtigt: sie waren zwar nicht unbekannt, aber sie standen derart in der peripherie, dass sie nur bei sehr detaillierten angaben in betracht kamen. folglich: wenn die Skandinavier in der uns überlieferten Mannus-stammtafel nicht erscheinen, ist es zwar kein zufall — es ist vom westdeutschen standpunct völlig in der ordnung —, wenn wir sie aber auf solcher grundlage vom kreise der Ingwiaiwen ausschliefsen wollten, dann könnten wir genau so gut sagen, die Alamannen, Markomannen und Warister seien keine Westgermanen, — fehlen sie doch in der aufzählung des Widsið! — ich will nun das ursprüngliche Ingwiaiwentum der Skandinavier nicht länger so entschieden behaupten, als ich früher es getan habe, ich sage nur: die identificierung der Anglofriesen und Ingwiaiwen schwebt in der luft. sie hat keine stütze in den quellen; vielmehr findet sie im Beowulf directen widerspruch. sie hat keine stütze in den uns bekannten culturellen verhältnissen, vielmehr findet sie auch hier directen widerspruch. sie hängt allein an der tatsache einer anglofriesischen sprachgruppe, und dass eine derartige sprachgruppe das vorhandensein einer sich genau damit deckenden culturellen oder politischen gruppe verlangt, ist eine behauptung, die zuerst muss bewiesen werden; so wie heute, werden auch früher die grenzen der gruppen durcheinander haben gehn können.

und überhaupt: wenn die mit den Ingwiaiwen gleichzeitigen berichterstatter drei recensionen (zt. in zugestandenem widerspruch) constatieren musten, dann ist es für die um 2000 jahre jüngere forschung, welche mit den kärglichen überbleibseln der tradition herumoperiert, vollends hoffnungslos, es besser wissen zu wollen.

Soweit über die geschichtlichen zeugnisse und das fehlen einer ethnographischen quellenkritik. was die sprachzeugnisse betrifft, so widmet ihnen B. sorgfältige aufmerksamkeit und seine behandlung bringt sehr viel treffendes und anregendes.

Wichtig ist die widerholte betonung der dialectforschung; die ungenügende durcharbeitung dieses gebiets ist eines der haupthindernisse gegenüber der sicherheit der ethnographischen forschungen [1].

Dagegen vermiss ich bei B. einen entsprechenden hinweis auf den mangelhaften stand der namenkunde. das fehlen einer erprobten methode ist hier um so verhängnisvoller, als die namenkunde ein hauptfactor in der verwertung derjenigen eigenschaft ist, welche den vorzug der sprachzeugnisse bedingt. diesen vorzug sahen wir in der verhältnismäfsig grofsen möglichkeit der identificierung: das sprachliche material lässt sich leichter als das archäologische usw. auf bestimmte völker beziehen. nirgends aber versteht sich dies so direct als bei den namen (den völker- und ortsnamen); folglich muss die betrachtung des namens eine hervorragende oder geradezu grundlegende bedeutung haben. man hat sich aber die sache viel zu bequem gemacht. zb. wenn Ptolemäus BUSAKTEROI, BUGUNTAI, SUBANEKTOI schreibt, wo sonstige quellen BURACTERI, BURGUNDIONES, SILVANECTI haben, ist es keinem eingefallen, die identität anzuzweifeln; wenn er aber FUN(D)USIOI schreibt, wo es sonst EUDOSES heifst, oder VARGIONES neben VANGIONES, LAKKOBARDOI neben LANGOBARDOI, dann haben manche an der identificierung anstofs genommen. oder, es finden sich in der alten geographie die namen A) Anglii, B) Varini, C) Cimbri, D) Charudes, in der neuen mit ungefähr entsprechender lage a) Angeln, b) Varnes, c) Himmersyssel, d) Hardesyssel. hier hat einer die identität Aa, Bb angenommen, ein anderer Aa, Cc, Dd, ein dritter blofs Cc usw. fragt man mich aber hier und oben: 'weshalb die identität dort angenommen, hier geleugnet?', muss ich die antwort schuldig bleiben. mir scheint nichts als die reine individuelle willkür obzuwalten, genau wie bei der beurteilung der volksgeographischen überlieferungen. eine philologische betrachtung müste einheitliche kriteria durchzuführen suchen, zb. sprachlich: seltenheit oder alltäglichkeit der anklingenden wortbildung; sachlich: art der geographischen gattung (landschaftsnamen gegenüber dorfnamen), geschütztheit oder

[[1] gegen zuweitgehnde verwertung des heutigen mundartenstandes hat soeben Wrede in der Histor. zs. 88, 22 ff entschiedenen einspruch erhoben.]

ausgesetztheit der lage usw. — so lange eine solche behandlungsweise nicht durchgeführt wird, bleibt die onomatologische grundlage, mit welcher die germanische ethnographie seit Zeufs herumoperiert, immer noch dilettantisch.

Gegen B.s eigene ausführungen hab ich hier und dort etwas einzuwenden.

S. 756 sagt er : 'die völker verändern ihre sprachen am schnellsten, sobald sie fremde elemente in sich aufgenommen haben', und der satz wird dann im folgenden für datierungen von idg. und sonstigen sprachtrennungen verwertet. soviel ich weifs, ist dies ein ziemlich allgemein anerkanntes axiom, und damit vereinigen sich auch sehr gut verhältnisse wie folgende : auf Island grofse reinheit des bluts und altertümlichkeit der sprache, im sonstigen norden gröfsere mischung des bluts und neuerung der sprache. aber andere tatsachen widersprechen dem axiom ganz entschieden. die dänische sprache ist weit abgeschliffener als die deutsche und die russische, und dennoch ist die dänische bevölkerung weniger gemischt als die deutsche und russische. die deutschen grenzdialecte der Silvières und der Zimbern, welche auf wälschem boden mitten unter Wälschen leben, sind bis zum heutigen tage althochdeutsch. der mitten unter Engländern gesprochene dialect der Canadier vertritt den standpunct, den das französische des mutterlands seit dem 16 jh. verlassen hat. tatsächlich spielt also die mischung keine wesentliche rolle. was den ausschlag gibt, ist der verkehr : völker die vom mutterstock abgeschnitten werden, bleiben oft in der sprachentwicklung zurück (so erklärt sich auch das verhältnis zwischen Island und dem sonstigen norden). vielleicht sind auch andere factoren in betracht zu ziehen. nehmen wir zb. die reduction der vollen endvocale in *-e*. sie erscheint im deutschen (aufser den erwähnten südlichen dialecten), im südskandinavischen, im englischen, im nordfranzösischen. völliger schwund erfolgt im süddeutschen, im westdänischen, im englischen (überall?) und in einem teile des nordfranzösischen. es ist gewis kein zufall, dass die reduction ein geschlossenes mitteleuropäisches gebiet umfasst, und es liefse sich vielleicht an eine klimatische oä. motivierung denken. dies aber nur als rein hingeworfene frage.

Vielleicht sind übrigens lautentwicklung und formenentwicklung in dieser beziehung zu trennen. bei der lautentwicklung liefse sich am ehesten einfluss der rassenmischung erwarten (vgl. die angeblich keltische nasalierung in romanischen sprachen), aber jedesfalls ist der beweis nur noch ausnahmsweise erbracht worden. zur datierung der sprachentwicklungen ist die rassenmischung deshalb vor der hand nicht zu verwerten.

Ein anderes wichtiges problem ist die sprachgrenze. B. bietet sehr viel treffendes und interessantes über das verhältnis der sprachgrenze zur staats- und culturgrenze, aber in einem

puncte ist er meiner ansicht nach im irrtum, nämlich betreffs der wassergrenze. er sagt s. 790 : 'auf alle fälle bedeutet die besiedlung Skadinawiens die erste geographische trennung germanischer stämme und damit den ersten erkennbaren anlass zur differenzierung der germanischen dialecte'. s. 809 : 'die Skadinawier werden von ihren westgermanischen nachbarn durch die see getrennt'. — diese auffassung, die sich auch bei vielen anderen findet, ist einfach eine überführung moderner zustände auf das altertum, die sich durch nichts stützen lässt, wenn nicht die rede ist von sehr breiten gewässern, wie der Nordsee, der östlichen Ostsee usw. selbst heute gilt der trennende einfluss der see nicht ohne widerspruch. dialecterscheinungen verbinden die küsten des Grofsen und Kleinen Belts (und zwar blofs die küsten). während B. den Sund die Dänen von den Westgermanen und das smäländische gebirge die Dänen von den Gauten trennen lässt, läuft die heutige dialectgrenze (zwischen vollen und reducierten endvocalen) ganz anders; nicht dem Sund oder dem gebirge entlang, sondern mitten durch das offene Schonen : also hat der Sund das südwestliche Schonen und die insel Seeland nicht getrennt, sondern verbunden. selbst das breite Skagerak scheint keine absolute grenze zu bilden; es scheinen sich annäherungen zwischen nordjütischen und südnorwegischen dialecten zu finden, und lebhafte politische verbindung ist für das altertum bezeugt. selbstverständlich gilt die verbindende würkung der see nur für die zeiten mit lebhaftem seeverkehr; für die vorzeit war aber die würkung solcher perioden weit gröfser als jetzt, weil der landverkehr keine chausseen und eisenbahnen kannte, folglich nicht wetteifern konnte. und dass zb. die nachbarschaft der Angelsachsen und Skandinavier eine periode des lebhaften verkehrs durchgemacht hat, davon legt das Widsiðgedicht beredtes zeugnis ab : denn darin sind zahlreiche stämme des fernsten nordens genannt, während weit nähere und gröfsere deutsche stämme, weil binnenländisch, unerwähnt bleiben. die schlüsse, welche B. aus der trennenden würkung der see gezogen hat, sind also, wenn nicht gerade falsch, so doch überdehnt und einer revision dringend bedürftig.

Damit verlass ich B.s einleitung und wende mich an seine einzelausführungen.

Von diesen heb ich besonders den abschnitt III D als vorzüglich hervor. hier ist B. dem schwierigen problem über die deutschen Sachsen sehr erfolgreich auf den leib gerückt. sehr richtig find ich auch die aufgabe der annahme von keltischem ursprung der flussnamen auf *-apa* (s. 801), ferner beobachtungen wie diese (s. 882) : 'die romanisierung [der Batavi, Cugerni, Ubii, Mattiaci] ist zwar nicht ausdrücklich bezeugt, ist aber zu folgern aus den geschichtlichen verhältnissen'. ferner die wahrnehmung s. 892, dass die *Falchovarii* nicht mit Kossinna und Much den

späteren *Falen* (West-, Ost-) gleichzusetzen, sondern als bewohner der *Veluwe* zu fassen sind, auf grund der parallele *Batavi* = *Betuwe* usw. usw.

Etwas einzuwenden oder hinzuzufügen hab ich an den folgenden puncten.

S. 762. s. 774ff. die keltischen ortsnamen in Norddeutschland sind nach meiner ansicht recht schwach begründet, am besten etwa die *Finne*, und auch dieser recht fraglich, weil der name zu isoliert, und weil gebirgsnamen gerade zu den am seltensten erhaltenen namengattungen gehören. B. selbst gibt die namen auf *-apa* auf, und seine geschichtliche motivierung mein ich durch eine sprachlich-statistische stützen zu können : die verbreitung der *-apa* deckt sich genau mit der verbreitung gewisser charakteristischer fränkisch-westfälischer typen (*-bant, -hlar* usw.). dass die *Elbe* (früher masc.) und deren schwedischer namensgenosse (der *Elfr*) keltischen ursprungs sein sollten, find ich ganz unglaublich, wegen der appellativischen verwendung des namens in Skandinavien; masculines geschlecht der flussnamen ist wenigstens in Skandinavien nicht unbekannt. die nordd. namen auf *Walh* haben entschieden nichts mit Kelten zu tun; ihre zusammensetzung mit *-dorf, -horst, -rode* verweist sie in eine ganz späte zeit (nach der völkerwanderung). es steckt wol in ihnen einfach der personenname.

S. 780. aus keltischen lehnwörtern, die allein im gotischen vorkommen, lässt sich m. e. kein Keltentum an der obern Weichsel erschliefsen. die wörter *kēlikn* 'obergeschoss' und *siponeis* 'ein jünger' können nicht von dort entlehnt sein, aus dem einfachen grunde, weil die Goten in der heimat auf viel zu niedriger culturstufe standen, um derartige ausgeprägte luxuserzeugnisse zu adoptieren. die wörter können erst nach der auswanderung entlehnt sein, und zwar, wie ich glaube, aus Galatien. wenigstens besteht die möglichkeit, und damit entfällt die brauchbarkeit für folgerungen auf ältere zustände.

S. 792. dass die Teutonen Kelten waren, bleibt mir nach wie vor fraglich. die mitwelt war schon aufser stande, die nationalität der keltisch-germanischen grenzstämme genau zu unterscheiden; wir, die wir von den begebenheiten um 2000 jahre entfernt sind und mit ein paar namen und bruchstücken herumoperieren, sind es selbstverständlich vollends. germanische stämme am Rhein tragen keltische namen (Triboci, Nemetes), angeblich keltische tragen germanische (Tulingi); angesichts solcher tatsachen müssen wir resignieren. ich will blofs einschärfen, dass die zwischen 120 und 60 v. Chr. am Rhein auftretenden namen in geschlossener masse widerkehren in dem striche zwischen dem Skagerrak und der Mittelelbe, teils bei den alten autoren, teils bis zum heutigen tag : *Cimbri, Teutoni, (C)harudes, (S)edusii* (al. *Eudures*)-*Eudoses-Fun(d)usioi, Svebi*, vgl. *Himber-syssel, Thythe-*

syssel, Harthe-syssel, Schwabengau. dies scheint kein zufall zu sein (nb. die genannten jütländischen landschaften sind, ebenso wie Angeln, derart von meeresarmen begrenzt, dass erhaltung alter gaunamen a priori nicht unwahrscheinlich ist).

S. 816 ff. bei der gliederung der germ. sprachen bemerkt B., dass die gotisch-nordischen beziehungen nicht durchgreifend genug sind, um eine zweiteilung 'ostgermanisch (= got. nord.) gegenüber westgermanisch' zu verlangen. dies ist sehr richtig, ich aber möchte dennoch eine zweiteilung annehmen, und zwar 'nordisch-westgermanisch gegenüber gotisch'. mir scheinen die beiderseitigen vocalischen auslautgesetze dies zu verlangen, vgl. auch einzelheiten wie das pronomen 'dieser'. die sachliche motivierung einer solchen zweiteilung ligt m. e. auf der hand, denn die auswanderung der got. völker nach den Donauländern ist die gröste geographische spaltung der Germanen, weil hier weite binnenländische gebiete und gebirge zwischen den mutterstock und die auswanderer gelegt wurden. diese spaltung ist nicht nur die gröste sondern auch die erste, vom gemeingermanischen standpunct. schon vorher aber ist eine umwälzung der dialectbeziehungen geschehen, die man vom germanischen einzelstandpunct wol als spaltung fassen kann, indem sie einen germ. dialect von seinen bisherigen beziehungen loslöste und sich einem andern germ. dialect anschliefsen liefs. dies geschah durch die erste auswanderung der Goten, welche sie aus Skandinavien nach Deutschland führte. sobald die breite Ostsee zwischen die daheim gebliebenen und die ausgewanderten Goten gelegt war, wurden die beziehungen zwischen ihnen abgebrochen: die Goten Skandinaviens folgten nach wie vor der skandinavischen entwicklung, die Goten Deutschlands musten sich naturgemäfs der deutschen anschliefsen, und wie die Goten Skandinaviens reine Skandinavier wurden, so wären die Goten Deutschlands schliefslich reine Deutsche geworden, wären sie nicht vorher slavisch geworden oder von neuem ausgewandert. tatsächlich lässt sich die annäherung des gotischen an das deutsche schon bei den von neuem ausgewanderten Goten wahrnehmen; namentlich in der nominalflexion stehn sich die deutsch-gotischen und die englisch-nordischen dialecte schroff gegenüber. vgl. urgot. urdeutsch gen. sg. *dages,* dat. pl. *gebōm,* acc. sg. *hanun*[1], dat. sg. *hanin* ∾ urengl. urnord. *dagas, gebum* [lautliche entwicklung?], *hanan, hanan;* adj. dat. sg. *blindammō* [*a* lautliche entwicklung?] ∾ *blindummō;* pron. gen. sg. fem. *þizōz* ∾ *þaiz(j)ōz;* got. *þahan-þahaida,* ahd. *thagēn-thagēta* ∾ urengl. urnord. *þagjan-þagdō.*

[1] dabei geh ich von der vermutung aus, dass die fränkischen *-on* einfache schwächung aus dem im sonstigen ahd. vorliegenden *-un* sind. die bedenken gegen diese annahme versteh ich nicht; treten doch die *-on* nie isoliert auf, sondern immer zusammen mit *-o,* welche widerspruchslos schwächungen aus älterem *-u* sind (dat. sg. adj. *-mo,* st. prät. ind. pl. *-on* usw.).



S. 816 anm. zu den wichtigsten übereinstimmungen des nord. mit dem engl. gehören wol auch der (ostnord.) übergang *o* > *u* (sporad. *e* > *i*) vor nasalen und die monophthongierung *ai* > *a*. der letztgenannte übergang ist im nord. begrenzt, er tritt ein ungefähr vor denselben lauten, wo im ahd. *ai* zu *e* wird, dann auch in nebentoniger silbe (*Oláf* < *Anlaif*). ich stelle mir die sache so vor : die lautentwicklung setzt ein bei den Anglofriesen, indem *ai* zu *ae* wird vor gewissen lauten, und diese phase wird gemein-nordisch-westgermanisch durchgeführt; dann wird das *ae* im anglofries. u n d n o r d. zu *ā*, während es im deutschen zunächst bestehn bleibt; dann dringt die monophthongierung *ai* > *ā* anglofries. in den übriggebliebenen fällen durch, und schliefslich kommt (unabhängig davon) das ndd. und ostnord. nach, indem sich eine entsprechende durchgreifende monophthongierung *ai* > *ē* entwickelt. im ostnordischen hätten wir demnach zwei schichten: 1) ein gemeinnordisch-anglofriesisches *ā*; 2) ein erst nach auswanderung der Angelsachsen entwickeltes gemein-ostnordisch-niederd. *ē*.

S. 817. dass die runischen nominativa auf *-a* noch nicht erklärt sind, ist merkwürdig, weil die sache doch ganz einfach ligt : es ist nichts anderes als die lautgerechte entwicklung aus nasaliertem *o* wie in gen. pl. *daga* aus *dagō*. im nord. müssen zwei nominativformen neben einander bestanden haben; die auf *-ō* wurde meist bei koseformen verwendet (daher die zufällige alleinherschaft in den inschriften), sie wurde später versteinert und als lebendige flexionsform aufgegeben, existiert aber bis zum heutigen tag fort wenigstens in dem isl. namen *Sturla* (mit femininischer flexion).

S. 836. in den runischen formen *Niuwila* (Varde), *Aadag*, *aasulas*, *Auwina* (Vi bei Odense) sieht B. einen bestimmten beweis für seine annahme, dass Jütland und die dänischen inseln im 4 jh. n. Chr. zum angelsächsischen sprachgebiet gehörten. dies halt ich für ebenso unberechtigt, als wie wenn man aus dem erhaltenen *z* des goldenen horns die nichtangehörigkeit zum Angelsachsentum folgern würde. der name *Aadag* beweist gar nichts, vgl. den auf unstreitbar nordischem boden auftretenden namen *Ádisl* (= *Audgisl*). die lautverbindungen *iuw*, *auw* sind gewichtiger, genügen aber ebensowenig zum erweis des Westgermanentums, als etwa der vorangestellte artikel (*æ hus* = *huset*) es für das heutige westjütländische tut. wir müssen resignieren : wir wissen von vorn herein, dass ein übergangsdialect zwischen dem nord. und ags. existiert haben m u s s; die genannten inschriften können als tatsächliche belege seines vorhandenseins gefasst werden, — mehr nicht. zum erweis, dass wir nicht den mitteldialect, sondern einen ausgeprägten dialect linker oder rechter färbung vor uns haben, sind 3—4 wörtchen eine zu kärgliche grundlage.

S. 837. B. erwähnt, dass 1026 die Eider als grenze zwischen Deutschland und Dänemark anerkannt wurde, 'aber nur die halbinsel Schwansen ist dänisches sprachgebiet geworden; die westlichere landschaft zwischen Eider und Treene blieb niederdeutsch'. davon wissen wir nichts; die niederdeutschen ortsnamen scheinen kein besonders hohes alter zu verraten. ungenau ist jedesfalls der ausdruck 'blieb niederdeutsch', denn aus B.s eigenen ausführungen im folg. geht hervor, dass selbst das südlichere gebiet, Holstein und Osthannover, erst zu dieser zeit niederdeutsch wurde; es müste heifsen 'blieb angelsächsisch'. vorsichtiger ist es aber gewis zu sagen : 'blieb unbewohnt', denn die etwaige besiedlung des grenzwaldes Isarnho ist damals gewis auf alle fälle sehr spärlich gewesen.

S. 902. B. leitet wie andere den namen der *Ripwarjer* von dem lat. *rīpa* ab. falls in den Ripwarjern die Usiper steckten, was B. allerdings nicht meint, wäre zu erwägen, ob der name nicht etwa von **Uzīpwarjōz* entstanden sein könnte. freilich stellt die germ. betonung dieser annahme schwierigkeiten in den weg.

S. 923. B. sagt : 'die annahme ARieses, dass die weitere bedeutung des Swebennamens auf das reich des Maroboduus zurückgehe, verbietet sich durch die tatsache, dass aufser den swebischen stämmen zu diesem reiche ua. auch die nichtswebischen Lugii und Goten gehört haben (Strabon VII 290), und verbietet sich für Tacitus durch die tatsache, dass dieser auch die Nerthusvölker und die Schweden mit zu den Sweben rechnet'. diese argumentation find ich nicht einleuchtend. wenn der Swebenname eine engere und eine weitere bedeutung hat, so will dies eben sagen, dass nur die Sweben im engern sinne stets Sweben heifsen, während die Sweben im weitern sinne bald so bald anders heifsen, also genau so wie wir es bei den Lugiern und Goten sehen. dass die Angeln und andre Nerthusvölker aufserhalb des swebischen reichs standen, können wir e silentio nicht folgern. mir kommt die auffassung Rieses sehr wahrscheinlich vor; ist sie auch nicht nachweisbar richtig, so ist sie wenigstens auch nicht nachweisbar falsch. nach dem uns vorliegenden material können wir den sprachgebrauch der Römer überhaupt nicht bestimmt controlieren. ausgeschlossen ist zb. nicht eine combination von politischer und ethnographischer motivierung, und zwar veranlasst durch die swebische haartracht : dass diese nicht nur von den echten Sweben, sondern auch von den gesamten Ostgermanen getragen wurde, scheint hervorzugehn aus der tatsache, dass die Goten das wort 'haar' mit dem worte 'tagl' ersetzt haben, welches eigentlich 'schwanz' dh. 'zopf' bedeutet (Herm. Möller in vorlesungen).

S. 926. B. sagt von den Langobarden des 5 jhs. : 'es ist nicht glaublich, dass damals bei der politischen sonderstellung der einzelnen stämme noch eine so durchgreifende sprachliche

neuerung wie die lautverschiebung über die stammesgrenzen hinüber dringen konnte, und zudem läge ja der fall ebenso bei den Wandalen und besonders bei den Burgunden'. dies kann ich nicht zugeben. die Langobarden wurden in Oesterreich Arianer, was lebhafte berührung mit den Ostgermanen beweist, die ihnen noch fremder waren als die Hochdeutschen; die Wandalen und Burgunden blieben bei weitem nicht so lange in enger berührung mit den Hochdeutschen als das Langobardenvolk, denn ihre auswanderung aus der Donaugegend fällt schon um zwei jahrhunderte früher. eher wäre teilnahme an der lautverschiebung bei den Ostgoten zu erwarten, und tatsächlich hat man die ansätze auch wahrnehmen wollen, ob mit recht, kann ich freilich nicht sagen (vgl. Dietrich Ausspr. d. got. s. 73 u. 83).

S. 931. B. sieht in den Alamannen die fortsetzer der Semnen; auch sonst ist es wol die herschende annahme, dass die Alamannen ausgegangen sind von dem kernvolk der Sweben. vgl. Mogk in Grdr.²III 329: wenn Jonas vBobbio die Alamannen Wodansverehrer nennt, muss es falsch sein, denn die Alamannen waren Sweben, und die Sweben kannten den Wodan nicht. meiner ansicht ist dies genau so ein ringschluss wie bei den Ingwiaiwen. die Alamannen sind nach ihrem namen ein mischvolk (historisch bezeugt), und der alamannische stamm der *Bukinobanten* hat einen namentypus, der sonst nur noch bei Franken, Friesen und Westfalen erscheint (vgl. Förstemann unter 'bant'); wenn die Alamannen quellenmäfsig als Wodansverehrer bezeugt sind, so bestätigt sich dies vollends durch die tatsache, dass der mittwoch bei ihnen 'gutentag' heifst; endlich werden sie in der fränkischen völkertafel mit zu den Istio-söhnen gerechnet. auf den letztgenannten umstand ist freilich nicht viel zu geben, aber jedesfalls darf man sagen, dass manches auf annäherung an die Franken deutet. —

Von den gesamten einzelausführungen B.s gilt, dass die hypothesen mir zu stark mit den tatsächlichen grundlagen verwoben scheinen. beim heutigen stand der forschung hilft alle gewissenhaftigkeit bei dem hypothesemachen wenig; in der nächsten ausgabe wäre scharfe trennung der tatsachen und der hypothesen zu wünschen, das würde für beide gewis nur vorteilhaft sein.

Kopenhagen. GUDMUND SCHÜTTE.

Laut- und formenlehre der altgermanischen dialecte. zum gebrauch für studierende dargestellt von R. BETHGE, O. BREMER, F. DIETER, F. HARTMANN und W. SCHLÜTER, herausgegeben von FERDINAND DIETER. Leipzig, ORReisland. 1 halbband 1898, 2 halbband 1900. 8°. xxxv, VIII und 790 ss. — 14 m.

'Wenn es auch für die mehrzahl der altgermanischen dialecte an lehrbüchern und grammatischen darstellungen nicht fehlt, so macht sich doch seit jahren der mangel eines handbuches fühlbar,

welches die dialecte in ihrer gesamtheit und mit berücksichtigung ihres innern zusammenhanges nach den ergebnissen der neueren forschung zur darstellung bringt'. mit diesen worten beginnt Dieters vorwort. und Bethge erklärt s. XII des ersten halbbands: 'eine dem heutigen stand der forschung entsprechende gesamtdarstellung fehlt; für die alten mundarten sucht das vorliegende buch diese lücke auszufüllen'.

Es ist richtig: es gab bisher kein neues werk, welches mit fortlaufender paginierung die urgerm. grammatik und vollständige einzelgrammatiken der altgerm. dialecte enthielt. ob das bedürfnis nach einem solchen werke sehr grofs war, ist freilich eine andre frage, die ich aber den buchhändlern zur beantwortung überlassen will. allein einspruch erheb ich gegen folgenden satz der vorrede: 'wird er (der studierende) zu jenen (den grammatischen einzeldarstellungen) greifen, wenn er sich mit dem einen oder dem andern dialect des näheren vertraut machen will, so mag dieses (das vorliegende werk) zur erweiterung seines blickes und vertiefung seines verständnisses beitragen, indem es ihm die altgermanischen dialecte als zweige vorführt, die demselben stamm entsprossen sind'. denn unsere guten einzeldarstellungen sind doch auch historisch, und das Dietersche werk besteht zum grösten teil auch aus einzeldarstellungen, es hat also vor den andern nur die zusammenfassung in einen band und den urgerm. teil voraus. den zusammenhang der dialecte unter einander und mit der ursprache lässt, wie mir scheint, der Paulsche Grundriss besser hervortreten, eben weil er nicht auf vollständige einzelgrammatiken aus ist.

Die auf dem titel genannten herren haben sich so in die arbeit geteilt, dass Bethge das urgermanische, gotische und altnordische, Dieter das altenglische (ags.), Hartmann das althochdeutsche, Schlüter das altsächsische bearbeitete; Bremer hätte die grammatik des friesischen liefern sollen, hat aber nur die bibliographie beigesteuert. der stoff ist nach den hauptteilen der grammatik angeordnet: vocalismus, consonantismus, conjugation, declination, innerhalb dieser hauptteile nach den dialecten. es ist also Grimms disposition, wenn auch nicht genau[1], nachgeahmt; ich zweifle, ob mit recht. Grimm wollte durch seine darstellung den identischen bau, den 'organismus' der germ. sprachen zur anschauung bringen, er hat keinen eigentlichen abschnitt, der vom urgermanischen handelt, sondern nur 'allgemeine vergleichungen' am schlusse der grofsen abschnitte. unser lehrbuch, das an erster stelle jenen gemeinsamen 'organismus' mit der formelsprache des urgermanischen schildert, hatte keine veranlassung, Grimm zu folgen. dem studierenden, der das buch von anfang bis zu ende durchlesen wollte, würde bald ein mühlrad im kopfe herumgehn, er wird besser tun, einen dialect nach dem andern zu studieren.

[1] bei Grimm folgt bekanntlich der consonantismus jedes einzelnen dialects auf seinen vocalismus.



war es aber die absicht, nicht blofs den einzelnen dialecten ihre historische grundlage zu geben, sondern durch ihre nebeneinanderstellung gewissermafsen die bausteine zu zeigen, mit denen die urgerm. grammatik ihr gebäude aufführt, so hätte es sich empfohlen, in der weise Brugmanns zu verfahren und die einzelnen laute usw. durch die dialecte zu verfolgen.

Eine gewisse gleichmäfsigkeit der anordnung ist in der darstellung der einzelnen dialecte angestrebt; doch macht sich mitunter die mehrheit der verfasser bemerkbar. vermisst hab ich in der lautlehre namentlich eine zusammenhängende erörterung der auslautgesetze, die notwendig ist, um die unterscheidung gestofsener und geschleifter länge in unbetonter silbe zu begründen. Bethge hat die auslautgesetze im urgerm. teil nicht näher behandelt, weil sie einzelsprachlich sind, dafür bespricht er wenigstens ausführlich die schicksale der unbetonten vocale im got. und altn.; aber Schlüter begnügt sich, die im überlieferten alts. erscheinenden endvocale aufzuzählen mit angabe der formkategorien, denen sie zukommen. bei ihm wie bei Dieter sucht man vergeblich nach der unterscheidung der beiden arten von längen, und Hartmann erklärt, eine eingehnde darlegung 'an dieser stelle', nämlich in der lautlehre, wo sie doch hingehört, würde nur verwirren. um etwas einigermafsen zusammenhängendes über die schicksale unbetonter vocale zu erfahren, muss man zur flexionslehre greifen, wo Bethge im urgerm. teil, so gut es eben gieng, die lücke der lautlehre verstopft hat.

Mit citaten sind Hartmann und Bethge ziemlich karg. sie haben offenbar das bestreben gehabt, den text von litteraturangaben zu entlasten und diese womöglich in die bibliographie zu verweisen. ich glaube nicht, dass dies von vorteil war [1]. der dogmatische ton, in den jedes lehrbuch gern verfällt, wird dadurch bedeutend gesteigert. und doch ist es wichtig, dass der lernende von anfang an vor der empfindung bewahrt werde, dass unsere lehrsätze auf eingebung von oben beruhen. es ist von viel gröfserer bedeutung, dass er einblick gewinne in die art, wie man zu wissenschaftlichen lehrsätzen kommt, als dass er gedächtnismäfsig die resultate der neuesten forschung aufnehme, die vielleicht zwei jahre später schon 'veraltet' sind. ein fall ist mir besonders charakteristisch erschienen. § 31 (s. 37) meint Bethge: 'nur über die qualität des accents haupttoniger silben (scil. im altn.) wissen wir etwas', und nun wird gesagt, welche silben stark geschnittenen, welche schwach geschnittenen, welche geschleiften ton haben. woher wir das alles wissen, wird an dieser stelle nicht gesagt; nur wenn er sehr findig ist, kann der lernende aus der anm. 2 des § 47, auf den verwiesen wird, und aus § 142[b] ungefähr eine ahnung — mehr nicht — bekommen, was für

[1] ich muss jedoch hervorheben, dass im zweiten halbband Bethge mehr litteraturnachweise hat als im ersten.

gründe für die aufstellung der regeln mafsgebend waren. nun beruhen diese regeln ganz auf Noreen, Pauls Grundriss I[1] 457 (§ 52 I 3, anm.). zu begründen versucht hat Noreen seine theorie Arkiv f. nord. fil. 6, 319ff. gleich im folgenden band des Arkiv hat sie Kock ausführlich widerlegt, und in der 2 auflage des Grundrisses hat sie Noreen nicht mehr widerholt. nun weifs ich nicht: wissen wir jetzt nichts mehr oder doch nicht mehr dasselbe über jene accentqualitäten? oder ist Bethge von Kocks artikel, den er kennen muste oder doch sollte, nicht überzeugt worden? ein kurzes citat würde uns aufklären und dem studierenden die bildung eines eigenen urteils ermöglichen.

Ich sage durchaus nicht, dass B. es immer so macht. namentlich wo er eigenes bringt, lässt er es an ausführlicher begründung seiner thesen nicht fehlen, und man folgt mit vergnügen seinen scharfsinnigen schlüssen, auch wo man mit ihrem inhalt nicht einverstanden ist. jeder billige beurteiler wird an Bethge die präcision, die klarheit und das durchdachte der darstellung anerkennen; er ist auf jeden einwand gefasst und innere widersprüche wird man ihm nicht leicht nachweisen können[1]. interessant sind seine auseinandersetzungen über $\bar{e}_2$. der unterschied zwischen $\bar{e}_1$ und $\bar{e}_2$, meint B., kann nicht in der qualität (geschlossen und offen) bestehn, denn im got. wird für beide laute *e* geschrieben, und *e* bezeichnet im got. immer einen geschlossenen laut. nun ist im got., entgegen der gemeinen annahme, $\bar{e}_2$ mit $\bar{e}_1$ nicht in der sprache zusammengefallen: nur für $\bar{e}_1$ wird auch *ei* neben *e* gesetzt, nicht für $\bar{e}_2$. *hve, þe, swē, (un)te,* die nach ausweis der got. orthographie, zt. auch nach dem zeugnis des altn. (*hvé, þvé*), $\bar{e}_2$ haben, gehn auf idg. instrumentale mit schleifton, *$q\tilde{e}$, *$t\tilde{e}$, *$su\tilde{e}$, *$d\tilde{e}$ zurück, dazu kommt, dass $\bar{e}_2$ sonst aus *ēi* contrahiert ist und die ahd. diphthongierung auf zweigipflige betonung zurückweist; daraus folgt, dass $\bar{e}_2$ geschleifte, $\bar{e}_1$ gestofsene länge ist. aber widerspricht dem nicht, dass im gen. pl. im got. neben *-ē* hin und wider auch *-ei* geschrieben wird, ebenso in den adv. auf *-dre*, obwol beide formkategorien ursprüngliche geschleifte ultima hatten? nein. denn nach den auslautgesetzen wurde unbetonte dreimorige länge um eine more gekürzt, dh. $\bar{e}_2$ wurde

[1] nicht im einklang mit Bethges sonstiger besonnenheit steht die § 127, 1 anm. gegebene erklärung für das fehlen des nominativ-*s* nach *r* bei gewissen wörtern im got. hier sollen die verwantschaftsnamen eingewürkt haben, bei den pronominaladj. durch die häufige verbindung und formelle ähnlichkeit (*fadar unsar*), bei *wair, baur, stiur* infolge der prägnant geschlechtlichen bedeutung dieser wörter. ganz abgesehen von allem andern muss man doch fragen, wie die prägnant geschlechtliche bedeutung der flexion von *fadar* und *broþar* empfunden werden konnte, da doch *dauhtar* und *swistar* gerade so gehen. auch ist es sehr mislich, anzunehmen, dass das in unsern texten nur einmal (was kein zufall sein kann) belegte *fadar* bestandteil einer häufigen formel gewesen ist, und wie oft hat man wol *hvaþar broþar, anþar fadar* gesagt?

zu $\bar{e}_1$. da nun aber *unte* niemals *ei* hat, folgt weiter, dass dieses wort im got. den accent auf der ultima trug.

Hier hängt ein glied der kette in dem andern; wird aber auch das metall dem hammer der kritik stand leisten? zunächst, woher wissen wir, dass im got. *e* unter allen umständen einen geschlossenen laut bezeichnet? zunächst durch seinen spätern übergang zu *ei*. aber an diesem hat nun gerade nach B. $\bar{e}_2$ nicht teilgenommen. dann kann man sich darauf berufen, dass offenes $\bar{e}$ im got. durch *ai* bezeichnet wird. aber sind denn offen und geschlossen nicht blofs relative ausdrücke, kann das got. nicht ebensogut drei *e*-laute gehabt haben, wie heutige alem. mundarten, und kann es die dreiheit des lautes nicht ebensogut durch eine zweiheit des buchstabens widergegeben haben, wie das obd. des mittelalters? (*æ* = *ä*, *e* = *ë* und *ę*?) nur das könnte man gegen die geltung des $\bar{e}_2$ im got. als mittleres *e* einwenden, dass $\bar{e}_1$ auf dem weg vom offenen $\bar{e}$ zum $\bar{\imath}$ dieses mittlere $\bar{e}$ mitgenommen haben würde. aber dieser einwand ist nicht beweiskräftig, da sich die beiden $\bar{e}$ aufser durch die verschiedene erhebung des zungenrückens (in welchem sinne ich die ausdrücke offen und geschlossen gebrauche) durch die art der zungenarticulation unterschieden haben könnten, vgl. Möller Z. ahd. allitterationspoesie s. 68. ferner: ebenso wie $\bar{e}_2$ wird auch $\bar{o}$ im ahd. diphthongiert. B. hat dies nicht übersehen. § 11 anm. heifst es: 'über die auffällige tatsache, dass geschleiftes $\tilde{o}$ mit gestofsenem $\bar{o}$ im germ. anscheinend zusammenfiel, geschleiftes $\tilde{e}$ aber von gestofsenem $\bar{e}$ geschieden blieb, s. § 4 anm. 1'. und dort erfahren wir: 'dass ebenso auch in betonter silbe ein unterschied von $\bar{o}$ .. und $\tilde{o}$ .. bestanden hat, ist sehr wahrscheinlich; das vorhandensein von $\tilde{o}$ wird durch die ahd. diphthongierung > *oa* > *ua* > *uo* vorausgesetzt; im ahd. ist $\tilde{o}$, in den übrigen mundarten $\bar{o}$ (vielleicht nur scheinbar) verallgemeinert'. lassen wir die übrigen mundarten bei seite. was das ahd. betrifft, so haben wir, wenn wir statt der sprache des dogmatischen lehrbuchs die sprache der untersuchung anwenden, zu sagen: jedes germ. $\bar{o}$ in betonter silbe wird ahd. diphthongiert. nur ein kleiner teil dieser $\bar{o}$ war idg. circumflectiert. setzt nun die diphthongierung würklich zweigipflige betonung voraus, so müssen die vielen gestofsenen $\bar{o}$ spontan im ahd. schleifton angenommen haben. daraus folgt aber, dass der durch die diphthongierung vorausgesetzte schleifton der $\bar{e}_2$ nicht in gemeingerm. zeit zurückzugehn braucht; sie können ihn ebenso erst im ahd. erhalten haben, wie die gestofsenen $\bar{o}$. endlich ist der ansatz von *$q\tilde{e}$ usw. als grundformen von *hve* usw. nicht sicher. es gibt allerdings anzeichen dafür, dass der instrumental circumflectiert war, aber daneben gab es im lebendigen paradigma gestofsene formen; B. selbst führt *daga, tagu* auf instrumentale zurück § 314, II 1, was nach seinen auslautgesetzen bei annahme von geschleifter

ultima nicht möglich wäre, setzt übrigens § 323, 2° *tē, qē* (nicht *tē̆, qē̆*) an.

Beachtenswert sind auch B.s ausführungen über die absolute chronologie der germ. lautverschiebung s. 176 f, in denen er sich mit Hirt Beitr. 23, 321 f berührt. es ist ihm zuzugeben, dass *h* in **Walhōz, hænep* auf lautsubstitution beruhen kann; aber wenn er für die durchführung der lautverschiebung den zeitraum eines halben jahrtausends in anspruch nimmt, weil die einzelnen acte der lautverschiebung von einander unabhängig und daher kaum alsbald auf einander gefolgt seien und ihre verbreitung über das germ. sprachgebiet mindestens die dauer von zwei bis drei generationen in anspruch genommen haben müsse, so werden wir uns doch die frage erlauben, ob wir denn schon soweit sind, dass wir sagen können, welchen zeitraum eine sprachveränderung braucht und mit welcher geschwindigkeit sprachveränderungen auf einander folgen. und wenn uns B. damit schrecken will, dass, wenn sich alle verschiebungsacte in 150 jahren zusammendrängten, dann urgrofseltern und urenkel sich nicht hätten unterhalten können, so werden wir auf die bekannte tatsache hinweisen, dass kleine kinder in der regel von ihren angehörigen ganz gut verstanden werden, obwol sie die sprache mehr entstellen, als beide lautverschiebungen zusammen.

Ich möchte noch ein paar dinge von allgemeinerem interesse zur sprache bringen. B. nennt idg. *i̯, u̯* und ihre got. entsprechungen spiranten, von *ȝ* und *ƀ* hätten sie sich durch geringere reibeenge unterschieden. s. 197 wird gesagt, dass got. *w* dem *u* sehr nahe stand, und nach s. 215 ist urgerm. *w* etwa wie engl. *w* zu sprechen. aber ein spirant, der sich von *ƀ* durch noch so geringe reibeenge unterscheidet, ist deshalb nicht *u*-ähnlich und beim engl. *w* ist höchstens streitig, ob es reiner halbvocal ist oder mit einem reibegeräusch versetzt, aber das ist sicher, dass die zunge activ articuliert, was beim gewöhnlichen lab. spiranten nicht der fall ist. durch erweiterung der reibeenge kann man aus einem *j* ein *i* machen, aber niemals aus einem deutschen *w* oder frz. *v* ein *u*. doch lassen wir die phonetik bei seite. gründe dafür, dass *j, w* nicht als halbvocale anzusetzen sind, werden nur beim got. gegeben: weil *j* in got. wörtern nie mit *i, w* nie mit *u* verwechselt werde und Wulfila überhaupt besondere schriftzeichen für sie nötig hielt, so folge daraus, dass *j, w* spiranten waren. es ist dies ein beispiel für die so vielfach in grammatiken beliebte buchstabeninterpretation. dabei wird vorausgesetzt, dass der phonetiker Wulfila erkennen muste, dass *i̯* und *u̯* dem wesen nach vocale waren; dass aber der phonetiker Wulfila doch schliefslich auch erkennen muste, dass *i̯* und *i, u̯* und *u* nicht identisch sind, wird nicht bedacht. nun in wahrheit hat Wulfila nicht für uns germanisten gearbeitet, sondern für seine Goten, und nicht phonetik wollte er lehren, sondern,

wie es jede gute praktische orthographie tun muss, klare schriftbilder schaffen. hätte Wulfila für *i* und *j*, *u* und *w* je ein zeichen gebraucht, so hätte er die anlaute *iu* und *ju* nicht unterscheiden können, denn ï mit dem diäresezeichen hat ja die aufgabe, den wortanfang zu bezeichnen. ebenso hätten die anlaute *wl* und *ul*, *wr* und *ur* gleich geschrieben werden müssen, dieselbe buchstabengruppe hätte *walu* 'den stab' und *walw* 'wälzte' bedeutet, der verschiedene lautwert von *aua* und *awa* in *bauan* und *slawan* wäre aus der schrift nicht ersichtlich geworden, in *sunjus*, *uhtiugs* und *lasiws* hätte dasselbe buchstabenpaar *ju*, *iu* und *iw* vertreten müssen. wer orthographiegeschichtliche studien getrieben hat, weifs, dass Otfried sich bemüht hat, durch setzung von accenten die zweideutigkeit von *i* und *u* unschädlich zu machen, dass gewisse ahd. und mhd. hss. es vermeiden, vor *u*, *r* und *l* *u* = *f* zu setzen, nicht weil *f* kein halbvocal ist, denn vor andern buchstaben schreiben sie ja *u* dafür, sondern weil hier verlesungen möglich waren, dass diese regel von den orthographen des 15 und 16 jhs. geradezu ausgesprochen und mit der zweideutigkeit der verworfenen schreibung begründet wird, dass endlich bei der scheidung von *u* und *v*, *i* und *j*, die sich im 16 und 17 jh. in der schreibung des lat. und der vulgärsprachen durchgesetzt hat, nicht blofs der phonetische abstand der früher gleich geschriebenen laute, sondern auch das streben nach unzweideutigkeit des wortbildes mafsgebend war[1]. und Wulfila muste weit mehr als spätere verlesungen befürchten, denn das got. ist in continuo geschrieben, seine Goten waren nicht so geübt im lesen, dass sie sofort aus dem zusammenhang ein zweideutiges schriftbild hätten identificieren können, und endlich war die bibel zum vorlesen bestimmt, wobei irrtümer weit störender und weniger leicht corrigierbar sind, als beim stillen lesen. ich will ausdrücklich betonen, dass ich an meiner auffassung des got. *w* festhalte, aber mich bestimmen und bestimmten dazu andere gründe als die graphische trennung von *u*. ich möchte bei der gelegenheit bemerken, dass auch die auffassung des *q* als einfachen lautes nichts weniger als sicher ist. Wulfila kann, wie dies JGrimm annahm, *q* als abgekürzte schreibung für *kw* gebraucht haben; sie ist überall unzweideutig. im lat. ist das *u* nach *q* eigentlich ein luxus, weshalb auch lat. inschriften einfaches Q setzen. die transscription *Qartus* beweist gar nichts, denn wenn das got. den angeblichen einfachen laut des lat. *qu* nicht besafs, muste es notwendig die zunächstliegende lautverbindung substituieren. es ligt übrigens gar kein grund vor, dem lat. *qu* einen andern lautwert zuzuschreiben als seinem italienischen nachkommen; Meyer-Lübke verweist mich auch darauf, dass im toscanischen die secundäre laut-

[1] *uoluere* zb. kann *voluere* und *volvere*, *seruit seruit* und *servit* bedeuten.

verbindung *cu̯* ebenso behandelt wird, wie *qu* : *tacque* < *tacuit* wie *acqua* < *aqua*.

Etwas besser begründet ist die annahme, dass *ƕ* ein einfacher laut war. doch sind die dafür gewöhnlich vorgebrachten beweise auch nicht ganz zwingend. da ist zunächst die reduplication in *ƕaiƕop*. ebenso gut könnte man aber behaupten, dass *sk* im got. den einfachen laut *š* ausdrückt. und die unterscheidung von *ƕ* und *hw* in fällen wie *þairhwakandans* beweist bestenfalls nur, dass silbenanlautendes *ƕ* anders klang als silbenauslautendes *h* + silbenanlautendes *w*.

Das altsächsische hat einen bearbeiter gefunden, wie man sich ihn nur wünschen konnte. in Schlüter begrüfsen wir einen erprobten erforscher jener mundart, dessen 'Untersuchungen' wir schon zu lebhaftem danke verpflichtet waren. er schöpft aus der fülle des selbstgesammelten materials und versteht es, den schwankenden charakter der alts. sprachüberlieferung durch reichliche belege anschaulich zu machen. namentlich von der darstellung der sprache des Heliand gilt dies; die kleinern denkmäler scheinen mir in Holthausens elementarbuch ausführlicher behandelt. die sprachvergleichung freilich tritt bei Schlüter stark zurück. auf das einzelne will ich nicht näher eingehn; nur möcht ich bemerken, dass es doch gut gewesen wäre, bei den *i*-fem. nicht nur die anomalen, sondern auch die keineswegs sehr häufigen dem paradigma entsprechenden formen anzuführen und § 430 bei den pluralformen von *burg* doch lieber die zahlen sprechen zu lassen, statt die unbestimmten ausdrücke 'seltener' und 'öfter' einzuführen. auch möcht ich fragen, warum im paradigma der verba die part. auf *-nd* statt auf *-ndi* ausgehn und wie Schlüter denn dazu kam, die genitive *huggiandes, libbiandes* und *unquethandes* zu den subst. participien wie *hêleand* zu stellen; die beiden ersten formen stehn attributiv: Hel. 3673 *uuerodes . . . uuel huggiandes;* 3058. 5086 *libbiandes godes,* die letzte form erscheint in der verbindung *unquethandes so filo* 5661.

Hartmann hatte mit drei schwierigkeiten zu kämpfen. erstens ist das ahd. ein sehr spröder stoff, zweitens ist Braunes grammatik so vortrefflich, dass es nicht leicht ist, ihr eine selbständige arbeit von einigem wert an die seite zu setzen, drittens war H. auch nicht im entferntesten für seine aufgabe gerüstet. ich begreife nicht, woher ein mann den mut zu der ausarbeitung einer ahd. grammatik nehmen konnte, dessen leistungen auf diesem gebiet vorher in nichts bestanden, als in der abfassung einiger nicht immer verständiger referate im Jahresbericht f. germ. philologie. für H.s wissenschaftliche ausbildung war die teilnahme an dem Dieterschen handbuch nicht ohne nutzen : er hat in den jahren, die das erscheinen der beiden halbbände trennt, manches gelernt, manches, nicht alles, was er gebraucht hätte; aber berechtigte ihn das als lehrer aufzutreten? von der sicherheit, mit der sich

H. auf dem gebiet der ahd. philologie bewegt, gibt schon die bibliographische einleitung eine ahnung. H. hat es zuwege gebracht, Erdmanns Otfridsyntax zu vergessen! in demselben abschnitte lesen wir auch von Notker und seiner schule. § 90 wird von der einwürkung Notkers auf seine schüler gesprochen; man würde sich das in diesem zusammenhang gefallen lassen — das capitel handelt über schreibschulen — aber man wird genötigt anzunehmen, dass H. keine feine unterscheidung zwischen übersetzer- und schreibschule machen wollte, wenn man sieht, wie schlecht er sonst über Notker unterrichtet ist. so versichert er uns § 90, dass Notker den acut zur bezeichnung der tonsilbe und den circumflex zur bezeichnung der vocallänge und der diphthonge verwende. sehen wir von der ungeschickten formulierung ab: H. weifs offenbar nicht, dass die alten Notker-hss., von vereinzelten fehlern abgesehen, nur die diphthonge *ie* (*ia, io*), *ûo* circumflectieren. § 95, 1 anm. erfahren wir, dass bei Notker *a, e, i* vor *h* mit folgendem vocal gedehnt werde, für *i* trete dann meist *ie*, für *u uo* ein. hier wird wieder eine eigentümlichkeit der späten psalmenhs. Notker zugeschrieben. noch ärger ist es, wenn § 101 4a) als Notkerische belege *blāz, blāzzin, plāz* (nebenbei bemerkt, für verkürzung des präfixes *ob-!!*) angeführt werden; alle drei stammen aus den glossen zu den psalmen (93, 2; 105, 25; 27, 2)! H. kennt eben von der speciallitteratur über Notker nur die dissertation der miss Wardale, die er vor ein paar jahren im Jahresbericht besprochen hat. es ist nicht blofs eine lücke seiner bibliographie, dass er Kelles arbeiten nicht verzeichnet. so ausgerüstet gieng er daran, eine ahd. grammatik zu schreiben. oder ersetzen vielleicht kenntnisse auf andern gebieten die mängel der philologischen gelehrsamkeit? als probe von H.s phonetischer weisheit erlaube ich mir folgende stelle ohne weitern commentar herzusetzen (s. 295): 'uvular war möglicherweise das in einigen seltenen fällen überlieferte, den hiatus zwischen zwei gleichen vocalen tilgende *r* : *uuolar abur* Ludwigslied. es bezeichnet also eigentlich nur den unvollständigen verschluss des kehlkopfs'. für H.s kenntnis der deutschen dialecte ist charakteristisch die behauptung (s. 294), dass 'im mitteldeutschen und wol in allen oberdeutschen dialecten' *b p; g k; d t* ganz zusammengefallen seien und als tonlose lenes mit ungleicher energie und ungleicher explosionsdauer je nach der zufälligen umgebung und dem affect des sprechenden hervorgebracht würden. ähnlich sei es mit dem unterschied von *f v; þ ð; s ſ; h g*. fast noch compromittierender ist die berichtigung, die — offenbar unter dem eindruck einer scharfen bemerkung Behaghels Litbl. 1899, 268 — im zweiten halbband s. 785 gegeben wird: *b p, g k, d t* seien zusammengefallen — soweit sie nicht affricaten oder spiranten geworden sind. im j. 1876 hat Wintelers bekanntes buch eine neue periode der dialectforschung begründet; der erste paragraph des

ersten capitels behandelt ausführlich die bedeutung von fortis und lenis für die charakteristik des schweizerischen vocalismus, einige jahre später hat Nagl eingehend über die hierher gehörigen erscheinungen des niederösterr. gehandelt, zahlreiche arbeiten über Schweizer maa. sind gefolgt, auch das buch von Schatz war schon vor dem Dieterschen handbuch erschienen — und im jahre 1900 weifs Hartmann nichts anderes zu sagen, als dass *b p, d t, g k* 'wol in allen oberdeutschen dialecten' zusammengefallen seien, soweit sie nicht spiranten oder affrikaten wurden! diese behauptung ist übrigens auch nicht für das ganze gebiet des md. richtig; aus Michels darstellung der mundart von Seifhennersdorf Beitr. 15, 36ff zb. hätte H. sehen können, dass in diesem dialect zwar stimmhafte geräuschlaute nur zwischen sonorlauten möglich und am (ursprünglichen) wortende nach sonorlaut und vor vocalischem anlaut geräuschlaute immer stimmhaft sind, dass aber im wortinlaut unter gleichen bedingungen wie stimmhafte auch stimmlose geräuschlaute vorkommen und dass diese doppelheit auf historischen bedingungen beruht; es heifst *krypĕ*, weil hier *pp*, aber *koube*, weil *b* zu grunde ligt, ebenso *mută*, aber *prūdă*, *sisĕ* (= süfs), aber *pīzĕ* (= böse) usw. hier sind also in der gleichen lautlichen umgebung die alten historischen unterschiede aufrecht geblieben. auch im schlesischen sind die öfters genannten lautpaare getrennt. und was im besondern *k* und *g* betrifft, so ist nur auf einem verhältnismäfsig kleinen gebiete zusammenfall im anlaut eingetreten, die hauptmasse der dialecte, auch diejenigen, die nicht spirans oder affricata für *k* haben, aspirieren diesen laut im anlaut vor vocalen. ebenso wie diesen hat H. auch andere vorwürfe Behaghels nicht verstanden. s. 145 hatte er behauptet, dass *æ* und *ê* streng im reime geschieden bleiben, jetzt berichtigt er : 'im reime der strengeren dichter'. so einfach ligen die tatsachen denn doch nicht! Behaghel hatte den ausdruck 'der im md. durchgedrungene abfall des auslautenden *n*' gerügt; s. 786 wird das geändert in: 'der abfall des auslautenden *n* unbetonter endsilben, den das heutige md. durchführt'; H. wuste also auch 1900 noch nicht, dass der *n*-schwund nur einem teil der md. mundarten eignet.

Mit der flexionslehre hat sich H. grofse mühe gegeben. er hat Graffs Sprachschatz und die Glossen fleifsig nachgeschlagen, er besternt die verba, bei denen nicht alle stammstufen belegt sind, er gibt statt der normalstufen die gerade belegten formen, er übersetzt alle st. verba, auch diejenigen, die im nhd. dieselbe bedeutung haben, wie im ahd., er ersetzt Braunes übersetzungen öfters durch andere, er fügt den verben, die im germ. ein *w* vor *r* hatten, dieses *w* in klammer bei, wenn er sich gerade daran erinnert (bei *rîzan* und *rehhan*, nicht bei *rîdan*, *intrihan* und *ringan*). das sei alles anerkannt, ebenso dass er es überhaupt ängstlich vermeidet, sich zu enge an Braune anzu-

schliefsen. Braune behandelt die *a*-, die *ja*- und die *wa*-stämme gesondert, fasst aber masculina und neutra zusammen; H. stellt die paradigmen der *a*-, *ja*-, *wa*-stämme nebeneinander, widmet aber den masculinis und den neutris verschiedene paragraphen. Braune gibt paradigmen für die einzelnen kleinen gruppen der consonantischen stämme; H. verweist für alle auf das paradigma *man*, dafür stellt er ein vollständiges paradigma der alten *u*-declination auf, während Braune blofs die einzelnen casus bespricht und nur die spätere declination tabellarisch gibt. Braune stellt bei den adj. und pronomina die im masc. und im neutr. gleichlautenden casus in die mitte der beiden verticalreihen; H. druckt die identischen formen zweimal, usw. oft ist diese betätigung der originalität ganz harmlos. aber bedenklich ist es schon, dass H. durch seine disposition veranlasst wird, bei der besprechung der *ja*-neutra zu sagen, wie der dativ pl. der *ja*-masculina in der regel lautet, noch bedenklicher, dass er, um nur ja von Braune abzuweichen, im paradigma der st. v. die formen des Isidor und des Tatian zusammenfasst. des Isidor und des Tatian! was ist die folge? da steht in der 3 pl. ind. praes. *grabant*, obwol für Tat. *-ent* charakteristisch ist. in der 1 pl. conj. praes., ind. und conj. praet. wird als hauptendung *-mês* angesetzt, obwol im Is. diese formen überhaupt unbelegt sind und *-mēs* als endung wenigstens im ind. praet. nach den schwachen formen auf *-dom* zu schliefsen, ganz unwahrscheinlich ist. gleichfalls keine geltung haben für Is. die eingeklammerten formen der 2 sg. auf *-st* und (*-amus*) in der 1 pl. ind. praes., sowie das *-ēn* der 1 pl. imp. und das (*-enne*) des gerundiums. natürlich widerstreitet auch das *-ndi* des ptcp. bei Is. der zusammenfassung mit der form des Tat. wol ganz unfreiwillig ist die originalität, kraft deren uns im paradigma für Otfrid die 1 sg. ind. praes. *ziuho*, im Notkerparadigma die formen *loufēt*, *loufet* (2 pl. imp.), *liufet*, *liufīt*, *liufi* (2 ind. prt.), *giloufen* aufgetischt werden. ich glaube wahrlich nicht, dass, wenn der studierende diese masse unrichtiger formen list, dies 'zur erweiterung seines blickes und vertiefung seines verständnisses beitragen' wird, wenigstens nicht auf dem gebiet der ahd. grammatik.

Soll ich noch mehr von der kunst der darstellung berichten, die es meisterhaft versteht, häufiges und seltenes, wichtiges und unwichtiges, sprachliches und graphisches in einen unentwirrbaren knäuel zusammenzuwickeln, von der disposition, die es zu stande bringt, über ahd. schrift beim vocalismus zu berichten oder den genuswechsel und die häufigkeit der instrumentalformen der adj. bei den subst. masc. *a*-stämmen zu besprechen, von den originellen anschauungen über lautwerte, bei denen das heuristische princip war, es nur ja anders zu machen, wie die andern, von den zahlreichen irrtümern im einzelnen? ich verzichte darauf. ich will nicht bei dem leser dieser anzeige das gefühl hervorrufen, das

mich nach der lectüre des Hartmannschen beitrags erfasste: kostbare zeit mit nichtigem vergeudet zu haben.

Wien, juni 1901. M. H. Jellinek.

Die syntax in den werken Alfreds des Grofsen. von dr J. Ernst Wülfing. I hauptteil: die syntax der einzelnen wortclassen. Bonn, PHansteins verlag. I teil 1894. xvi u. 491 ss.; II teils 1 hälfte 1897; II teils 2 hälfte 1901. iv u. 712 ss. — zusammen 35 m.

Das vorliegende werk ist bereits in verschiedenen fachzeitschritten beurteilt worden. allgemein wird an ihm die reichhaltigkeit des gesammelten materials gelobt. diesem lobe müssen auch wir uns anschliefsen. das werk ist, so wie es vorligt, das ergebnis einer von ernster lust und liebe zum gegenstande geleiteten sorgfalt, eines geradezu erstaunlichen fleifses, und es stellt demgemäfs eine wahrhaft unerschöpfliche fundgrube von gesammeltem stoffe zu syntaktischer verarbeitung dar. die verarbeitung verspricht der vf. in dem zweiten hauptteile seines buches selbst zu liefern. bevor dieser teil, die syntax des satzes, vorligt, ist es eigentlich verfrüht, eine recension der arbeit zu schreiben, denn ein abschliefsendes urteil zu geben ist annoch unmöglich und auch deshalb schon bedenklich, weil der beurteiler gar leicht und gegen seinen besten willen dem vf. unrecht tun könnte.

Was wir nämlich von dem buche in den händen haben, ist nicht frei von ernsten bedenken. recensent, der für W.s fleifs eine an bewunderung grenzende anerkennung hegt und den hohen wert des riesenhaften materials richtig abzuschätzen vermeint, kann nicht umbin, von vornherein seine überzeugung auszusprechen, dass die ganze anlage des werkes verfehlt ist, dh. 'das von W. angewante, vielfach angegriffene, aber doch bewährte schema' (s. seine Einl. xv), nämlich die trennung der 'syntax der einzelnen satzteile' von der 'syntax des satzes' ist zu verwerfen. sie lässt sich eben nicht durchführen, und auch W. hat sie nicht durchgeführt. er sagt selbst (Einl. s. xv), dass er 'bei den einzelnen casus auch die verschiedenen eigenschafts- und zeitwörter behandelt, die mit diesen casus verbunden vorkommen'. das durchbricht bereits das schema, und es ist auch sonst oft durchbrochen. die satzteile leben nur im satze, und vom satze muss man ausgehn, wenn man die syntaktische geltung seiner teile richtig erfassen will. es mag gerne zugegeben werden, dass auch die durchführung der syntax rein nur als satzsyntax nicht möglich ist, weil auch sie zu einseitig wäre; aber man muss eben deshalb beide standpuncte nach möglichkeit zu verbinden trachten und kann es auch, weil man auch vom satze als ganzen ausgehend notgedrungen in die separatistische betrachtung seiner teile hineingerät. einzelne abschnitte vertragen übrigens die getrennte behandlung recht gut, wie zb. die präpositionen, deren darstellung deshalb auch in W.s buche — um es gleich voraus

zu sagen — die gelungenste partie ausmacht. aber sonst wird man leicht verleitet, wie es auch W. geschehen ist, einesteils gar viel mit aufzunehmen, was nicht der syntax, sondern der wortlehre und dem lexikon angehört (wie zb. seine zahlwörter und verbalformen), anderenteils viel vorwegzunehmen, was erst in den II hauptteil hineingehört (zb. seine modi in haupt- und nebensätzen), endlich viel zusammengehöriges zu zersplittern (zb. in der casuslehre) und nebenbei — was freilich weniger wigt — die erörterung mit einem ballast von verweisungen nach vorn und auch nach rückwärts zu verunstalten.

In der einleitung gibt W. die art der entstehung seines werkes an, erörtert dann die abhängigkeit der sprache Alfreds von seinen lateinischen vorlagen und ergeht sich — vielleicht etwas zu breit — über die reihenfolge seiner übersetzungen und über die frage, inwieweit dieselben Alfred persönlich beizulegen sind; er nennt weiter die benutzten ausgaben und gibt notizen über die einrichtung seines werkes; darauf folgen : eine sehr eingehnde inhaltsangabe, litteraturverzeichnisse, endlich listen von abkürzungen, von druckfehlern und nachträgen. vor jedem wichtigeren absatze der arbeit bietet W. übrigens von neuem litteraturangaben.

Im ersten abschnitt der syntax wird nun das hauptwort behandelt, und zwar in der ersten abteilung die einzelnen casus. schon das erste capitel — über den nominativ — zeigt drastisch das verfehlte des 'schemas'. der nominativ ist casus des subjects; aber es erscheinen doch nicht blofs hauptwörter[1] im subjecte, sondern auch andere redeteile, vor allem fürwörter; die fallen hier gänzlich aus. und weiter : der nominativ ist auch prädicatscasus bei *béon* und bei intransitiven und passiven zeitwörtern; aber das gehört in die syntax des satzes. darauf muss nach vorn in den II hauptteil verwiesen werden! das ist doch eine unerträgliche zersplitterung von offenbar zusammengehörigen sachen.

Im zweiten capitel kommt der genitiv an die reihe, und zwar A. bei adjectiven (im positiv), B. beim comparativ, C. bei verben, hier entweder allein oder neben dem dativ oder accus., D. bei substantiven; endlich E. der adverbiale genitiv. eigenschaftswörter und zeitwörter sind nach ihrer mehr oder weniger verwanten bedeutung in gruppen geschieden, bei hauptwörtern ist die teilung nach der qualität des genitivs durchgeführt (subject-objects-genitiv, qualitativus, partitivus). darin ligt eine kleine inconsequenz; denn auch bei adjectiven und verben könnte man nach der qualität des genitivs teilen, und viele getrennte erscheinungen würden dann zusammenfallen, zb. der genitivus memoriae, copiae, separativus bei adject. und bei verben. auch die grup-

[1] W. vermeidet absichtlich viele der hergebrachten lateinischen benennungen der grammatik, ist aber ganz inconsequent darin; doch das ist unbedeutende nebensache.

pierung im einzelnen ist nicht immer auf den ersten blick einleuchtend. so sind zb. § 3 unter den adject. der fülle und leere auch *earm*, *héan* angeführt, bei denen der genit. eher als limitativus angesehen werden kann, denn als gen. copiae; oder *clǣne* (cf. auch § 41 das verbum *geclǣnsian*!), *nacod*, *sicor*, wo die genitive eher separativ aufzufassen sind. — § 13 (verba der mündlichen äufserung) : bei *gemyndgian*, *gemyn(e)gian* ist der genit. ein objectivus memoriae, bei *bodian*, *gilpan*, *wuldrian* ein genitivus causae; § 14 : das verb *gesugian*, *(ge)swigian* ist kein verbum geistiger tätigkeit, sondern gehört ex contrario zu den verben der äufserung. doch das sind sachen, die in das gebiet der subjectiven auffassung gehören, die in der syntax überall ein gewichtiges wort mitspricht. von etwas gröfserem gewicht ist, dass (§ 16) die verba des berührens, sich näherns gewis nur unpassend mit denen des empfangens, erwerbens, besitzens zusammengruppiert sind; ebenso (§ 19) die des geniefsens, gebrauchens mit denen des bedürfens! bei vielen der genitivischen verben findet sich übrigens auch der accus. mit dem unterschiede, dass der genitiv nur die unvollständige bewältigung des objects bezeichnet, der accus. die vollständige. W. erwähnt oft die tatsache, dass ein verbum auch mit dem accus. verbunden wird, aber nie den so naheliegenden grund, wie er sich überhaupt auf die constatierung der tatsachen beschränkt, ohne sich auf eine tiefere erforschung ihrer gründe einzulassen. dementgegen gibt er ziemlich häufig besprechungen schwierigerer stellen, in deren erklärung er sich meist vorteilhaft von seinen vorgängern unterscheidet. — innerhalb der einzelnen gruppen sind die verba in alphabetischer folge angeordnet, aber es geht entschieden zu weit, wenn dadurch präfigierte verba von den einfachen getrennt werden (wie zb. *geearnian* von *earnian*, *gehrinan* von *hrinan*, *geþencean* von *ðencean*; *beþurfan* von *ðurfan* usf.) — als folgen des verfehlten 'schemas' ergeben sich die massenhaften verweisungen in § 46 d, e — und namentlich drastisch wider die des temporalen *þæs* (im § 52 b zum § 260), das doch principiell völlig mit *dæges*, *nihtes* (52 a) übereinstimmt.

In gleichen bahnen bewegt sich die sodann folgende behandlung des dativs, uzw. A. bei adjectiven, B. beim comparativ, C. bei verben, D. bei substantiven; E. der adverbiale dativ, F. der absolute dativ. adjectiva und verba sind wider gruppiert und abermals liefsen sich hie und da kleine ausstellungen machen, zb. zum § 55, dass der dativ bei den ausdrücken der liebe, geneigtheit, treue usw. kein dat. commodi incommodi ist, sondern einfach ein dativ der betroffenen person; zum § 57, dass bei *gelic* kein sociativ angenommen werden kann, dass die fälle des angenommenen sociativs gut hätten zusammengestellt werden können und nicht unter verschiedene puncte versplittert werden sollen; dass die gruppierung auch sonst hie und da nicht ein-

wandfrei ist; dass die rein alphabetische anordnung, die sogar präfigierte formen von den einfachen trennt, viel zu äufserlich und mechanisch ist; dass die aufzählung der verben mit dem accus. der sache und dem dativ der person ohne jeden versuch einer gruppierung (§ 78, s. 110—133) gar zu eintönig würkt und zu sehr an das lexikon erinnert udglm.; aber auch hier gilt wider der hinweis auf die berechtigung subjectiver anschauungen, und ernstere fehlgriffe liegen doch auch nirgends vor. verweisungen nach vorn und rückwärts wimmeln selbstverständlich hier wie sonst überall im buche und besonders drastisch ist wider § 79, wo es heifst : 'über den reflexiven dativ werde ich beim zeitworte handeln', während doch auch hier schon 56 seiten auf die behandlung des 'dativs bei zeitwörtern' aufgewendet sind und sich sonach auch die reflexiven dative bei zeitwörtern hätten bequem anschliefsen lassen.

Das capitel über den accusativ beginnt mit einer ebenso drastischen verweisung : § 96 A. acc. als prädicatsnomen : 'vom prädicatsnomen werde ich im zweiten hauptteile handeln'. und dann folgt im buche, was man wol ohne übertreibung als die ödeste partie desselben bezeichnen darf : eine 114 seiten einnehmende aufzählung der verba, die bei Alfred den accus. allein bei sich haben, ohne versuch einer gruppierung, rein nur nach der buchstabenfolge, die präfigierten formen selbstverständlich von den einfachen getrennt (paragraphiert ist immer dort, wo ein neuer buchstabe anhebt). eine solche mühe auf ein rein mechanisches resultat hinauslaufend! aufgenommen sind übrigens auch verba, die nicht den accus. allein bei sich haben, sondern auch solche mit dem dativ der person (zb. *gaderian*), oder dem genitiv der sache (zb. *gemyndgian*), oder mit einem präpositionalcasus (zb. *geácsian*) usf. gleich der folgende § 117 über den doppelten accusativ bietet wider eine verweisung auf den II hauptteil, wo erst die prädicativen accusative zur besprechung gelangen und wider eine rein äufserliche aufzählung der verba mit doppeltem (persönlichem und sachlichem) objecte, obzwar ihre teilung in zwei gruppen (vv. dicendi und vv. afficiendi) klar in die augen springt. und obgleich in der eben erwähnten ermüdend eintönigen liste der objectiven verba gar manche mit aufgenommen sind, die neben dem accus. auch einen andern casus zu sich nehmen, so wird doch wider eigens auf die verba zurückverwiesen, die den accus. der person und genit. des sache (§ 35—42) oder neben dem accus. auch einen dativ haben (§ 78); erst diejenigen, die neben dem accus. einen instrumental verlangen, werden wider (§ 118) aufgezählt und richtig in ablativische und eigentlich instrumentale gruppiert. hier wäre auch der platz gewesen, vom accus. c. infinitivo zu sprechen, da doch der infinitiv nur als ein zweiter objectscasus aufgefasst werden muss; aber diesen verspricht W., nachdem er früher noch den adverbialen gebrauch

des accus. erörtert (§ 119—121) erst beim zeitworte vorzunehmen. es folgt sodann der vocativ und der instrumentalis, und als zweite und letzte abteilung des abschnitts über das hauptwort eine kurze partie über den 'gebrauch von einzahl und mehrzahl'. diese beginnt wider mit einer vertröstung nach vorn: 'über die übereinstimmung oder nichtübereinstimmung der zeitwörter mit dem hauptworte werde ich an anderer stelle handeln', und beschränkt sich hier auf die wenigen fälle, wo statt der einzahl die mehrzahl gebraucht wird. überraschend ist unter die 'hauptwörter' sub 5 (s. 277) auch *we* statt *ic* hereingeraten. die gleiche natur ist eben stärker als die kunst des starren schemas.

Der zweite abschnitt des werkes erörtert in zwei abteilungen setzung und nichtsetzung des bestimmten und unbestimmten artikels bei Alfred, wobei nur das zu erwähnen ist, dass die division und subdivision des stoffs manchmal vielleicht zu weit geht. so konnten zb. personen- und völkernamen leicht zusammengenommen werden und § 134 mit 137, § 138 mit 135 und 136 zusammenfallen; ebenso sind fluss-, meer- und bergnamen unnötigerweise von länder-, städte- und andern ortsnamen getrennt. über den artikel beim substantivierten eigenschaftsworte wird auf spätere paragraphen des buches verwiesen. diese gehören bereits dem dritten abschnitte an, der vom eigenschaftswort handelt und zunächst die fälle anführt, in denen adjectiva uzw. mit und ohne artikel als hauptwörter auftreten. ganz äufserlich und nichts besagend ist hier die trennung der adjectiva nach den steigerungsstufen; sehr wenig gewicht hat auch die unterscheidung der bezeichnung von appellativen einerseits und derjenigen von abstracten und neutralen begriffen anderseits. die sämtlichen 'übrigen syntaktischen verwendungen des eigenschaftswortes' werden mit verweisungen nach rückwärts (das adject. mit einem abhängigen hauptworte) und nach vorn (das adject. als attribut beim substantiv, und das adject. im prädicat) (s. 298) abgetan.

Der vierte abschnitt behandelt die zahlwörter; in der ersten abteilung die grundzahlen meist in einfacher aufzählung der belegstellen. hier ist jedoch § 166 über *ân* als prädicative bestimmung gegen das schema eingedrungen, denn die prädicativen bestimmungen sollen erst im II hauptteil an die reihe kommen. ebenso einfache aufzählungen der belege bietet die zweite abteilung über die ordnungszahlen und die dritte über die 'übrigen zahlarten', und die ganze partie über die numeralia gehört eher der wortlehre als der syntax an.

Viel interessanter ist die darstellung des gebrauchs der fürwörter im fünften abschnitte. so fesseln gleich in der ersten abteilung die setzung und nichtsetzung des persönlichen fürworts als alleinigen subjects beim indicativ und namentlich auch mit oder ohne vocativ beim imperativ des zeitworts; das fehlen des

pronominalen objects; die setzung des pronomens neben anderem substantivischem subjecte entweder unmittelbar, oder epanaleptisch nach einem oder mehreren trennenden satzgliedern, oder auch proleptisch vor denselben; die setzung des epanaleptischen pronomens auch neben einem objectssubstantiv; *hit* bei unpersönlichen zeitwörtern; das epanaleptische *hit* bei subjecten anderen geschlechts — und alles das ist würkliche syntax, keine wortlehre. eine verweisung muss sich vf. freilich auch hier vergönnen : die unpersönlichen verba ohne *hit* hat er zehn paragraphen früher vorweggenommen. — § 238ª, der die 'würklichen' genitive des pronom. personale behandelt, so weit sie nicht possessiv sind, greift in die casuslehre zurück. dafür ist in § 239 die 'verstärkung' des persönl. fürworts durch *self* und namentlich die entstehung von *himself* sehr am platze und würklich sehr anschaulich zur darstellung gebracht. die fälle der epanalepsis, die sub 10 aa. angeführt sind, hätten eine eigene paragraphierung (*β*) verdient. ebenso gelungen sind die weiteren partien über die reflexiva, reciproca, possessiva, demonstrativa, relativa, interrogativa und indefinita. nur ganz unbedeutende kleinigkeiten wollen wir hier ausstellen : die division und subdivision der possessiva nach der 1. 2 und dann der 3 person im § 245, 246 ist überflüssig; die erörterung der stellung des possessivs in § 247—250 ergibt nur das resultat, dass dieselbe ganz frei war, was mit ebensoviel worten und vielleicht mit einigen markanten belegen hätte abgetan werden können. — in § 255 und dann wider in 275ᵇ, 278 u. s. hätte die erwähnung des herkömmlichen ausdrucks 'correlation' das verständnis sehr gefördert. — in der anm. 1 zu § 255 wird bei einem falle eines ganz deutlichen genitivus qualitatis (Be. 520. 34 *se đe lifigende . . . đæs hades* = 'is qui superest consors eiusdem gradus') auf den schein eines partitivus hingewiesen. — in § 258. 2f werden fragesätze als eigene art neben subject- und objectsätzen angeführt, während die frage doch nur die form, nicht das wesen des satzes betrifft, der immer doch nur ein subject- oder objectsatz ist. — in § 260 werden einige adverbialen redensarten resp. conjunctionen, die aus dem neutrum *đæt* entstanden sind, vorgeführt, andere jedoch in spätere paragraphen über die adverbien und conjunctionen verwiesen. aufser der frappierenden ungleichheit der behandlung ganz gleichartiger sachen ist dabei noch zu erwähnen, dass im capitel über die conjunctionen aufser der blofsen nennung (ohne belege) nichts darüber enthalten ist. — von *ilc* heifst es an der spitze des § 263, dass es immer mit dem artikel (resp. demonstrativ), und in schwacher form erscheint, und doch steht in den überschriften immer *ilc!* — in § 265 wird *đyslic* auch wo es als prädicatsnomen erscheint, behandelt (übrigens in sehr interessanten constructionen und nicht als hauptwort, wie W. meint, sondern adjectivisch, wie gleich im ersten belege Be. 514. 22 *đonne đis*

tacen ðyslic ðe tocumel), während doch die prädicatsnomina nach dem schema in den II hauptteil gehören. — bei *swelc* hätte im § 270, 271 (und dann in § 305, wo eine rückverweisung vorligt) wider das wort 'correlation' gute dienste geleistet. — in § 282 sind zwei sätze ganz verschiedener art zusammengeworfen : Br. 28. 10 *be eastan þæm lande is se wendelsæ, þe man hæt Adriaticum* — enthält einen attributivsatz, und das determinativ *se* ist bei *wendelsæ* vorhanden; Bo. 272. 21 *þæt ðu mæge þy bet gelyfan ðe ic þe . . . recce* ist ein nominalsatz, in dem das determinativ allerdings fehlt. — sehr interessante erscheinungen sind unter der aufschrift 'besondere bemerkungen über den syntactischen gebrauch der . . . relativen fürwörter' zusammengefasst, namentlich eigenheiten der congruenz. hier hätte die anwendung der herkömmlichen termini : synesis generis und numeri viel zur aufklärung beigetragen; und bei § 284 a. b. c und § 285 hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, dass im germanischen das neutrum zugleich *γένος ἐπίκοινον* ist. aber W. zieht die andern germanischen dialecte nirgends zur vergleichung heran, auch wo die parallelen ganz naheliegen, wie zb. auch § 297 : *ic ðe, þu þe* und got. *ikei, þuei*. — undeutlich stilisiert ist § 302, obzwar die sache, um die es sich handelt, klar ist; unklar ist auch, was W. vor dem § 308 mit dem ausspruche besagen will, dass *hwa, hwæt* 'nur als hauptwort und prädicativ' vorkommt, es ist ja doch oft auch subject und object des satzes. im ganzen muss nur widerholt werden, dass der abschnitt über die fürwörter zu den besten partien des buches gehört.

Dies kann man nun aber nicht vom folgenden VI abschnitt behaupten, der vom zeitwort handelt und die erste hälfte des zweiten bandes füllt. schon der erste satz des ersten paragraphen (§ 376) frappiert durch seine geradezu unglaubliche fassung : 'es gibt begriffszeitwörter und hilfszeitwörter!' ja, sind denn die hilfszeitwörter nicht auch begriffszeitwörter? würklich widmet dann W. selbst in der betr. partie immer zunächst ihrer bedeutung als begriffswörter seine aufmerksamkeit! und weiter : 'zu den ersten gehören einer seits die transitiven und die reflexiven, anderseits die intransitiven und die unpersönlichen zeitwörter'; ja, sind *wesan, beon, weorðan* nicht auch intransitiva? und *habban, don, cunnan, willan* usf., die alle unter die hilfszeitwörter subsumiert sind, nicht auch transitiva? und weiter : die transitiven und unpersönlichen zeitwörter werden mit rückverweisungen abgetan; aber 'eine aufzählung der intransitiven würde zu weit führen, gehört auch mehr ins gebiet des wörterbuchs'. nachdem jedoch die transitiven und unpersönlichen einer besprechung gewürdigt wurden, hätte man dieselbe auch den intransitiven angedeihen lassen sollen; sie würde nicht weiter führen als die 114 seiten der verba mit dem accusativ, und dem versuche einer gruppierung derselben liefse sich auch gar manches interessante würklich syntaktische moment abgewinnen. dass eine

nackte aufzählung mehr dem wörterbuche angehört, ist freilich richtig; aber dies gilt doch auch von den reflexiven zeitwörtern, die nun doch ganz lexikalisch aufgezählt werden mit der einzigen syntaktischen beimischung, dass sie in reflexiva mit dem accusativ, in solche mit dem dativ (und *sceamian* mit dem genitiv) gruppiert werden. unter den ersteren werden auch zeitwörter, 'die auch sonst transitiv vorkommen', unter den zweiten auch verba, 'bei denen der reflexive dativ ein dativus commodi ist', mitgezählt; beides sicher mit unrecht, denn ob das object eines transitiven verbs ein fremdes oder mit dem subjecte identisches ist, macht für die natur des zeitwortes keinen unterschied, es bleibt eben transitiv; und so ist es auch mit dem dativus commodi. ebenso ärmlich sind übrigens auch die hilfszeitwörter davongekommen; sie gelangen wol zunächst immer als begriffswörter zu ihren ehren, aber was da gesagt ist, ist reines lexikon; und gerade die function als hilfszeitwörter wird wenigstens bei *wesan, beon, weordan* und *habban* mit verweisungen abgetan (cf. § 382, 384—386 usf.). etwas besser ist es mit *willan* und den präteritopräsentien bestellt. — die periphrastischen formen des activs und passivs, deren erörterung man bei den hilfszeitwörtern erwarten sollte, lässt W. eigentümlicherweise erst in der zweiten und dritten abteilung unter den aufschriften : 'vom genus des zeitwortes', 'vom tempus des zeitwortes' folgen, und was er vorbringt, ist mit ausnahme der § 409. 410. 411 wider nur reine wortlehre. eigentümlich berührt es, dass unter die 'tempora' auch der I und II conditional[1] (§ 411 c. d, dann § 415) subsumiert sind.

Viel besser ist die vierte abteilung : vom modus des zeitwortes; das ist endlich wider einmal würklich syntax, und zwar satzsyntax. W. wird hier seinem schema untreu; die natur ist wider stärker als die kunst, und so geht er hier — ganz richtig — überall vom satze aus und gibt den gebrauch der modi bei Alfred im hauptsatze, dann in den verschiedenen arten von nebensätzen, uzw. wie sonst immer eingehend, erschöpfend, freilich auch nur immer einfach registrierend ohne versuch einer tiefergehnden erklärung, was sich namentlich bei den complicierteren sätzen und vor allem bei den hypothetischen perioden als empfindlicher mangel fühlbar macht. vielleicht folgen diese erklärungen im II hauptteile, in welchen ohnehin diese ganze partie hineingehört. mit der im buche vorliegenden einteilung der nebensätze wird man nicht übereinstimmen können. subject-, object- und prädicatsätze (= für prädicatsnomina) zu trennen, wie es hier geschieht, ist ganz überflüssig, sie sind alle in gleicher weise

[1] den ausdruck 'conditional', der für schulzwecke beim unterricht im modernen englisch recht praktisch sein mag, möcht ich in einer wissenschaftlichen syntax überhaupt nicht gebrauchen.

nominalsätze uzw. substantivsätze [1]. noch weniger berechtigt ist die ansetzung von fragesätzen als eigener kategorie, da die frage blofs die form ausmacht, nicht das wesen; auch die fragesätze sind sämtlich nominalsätze; und ebenso verhält es sich mit den relativsätzen, die ihrem wesen nach abermals nominalsätze sind, freilich entweder substantivische oder adjectivische; die relative einleitung bildet nur die form. W. weist den frage- und relativsätzen also mit unrecht ihre stellen erst hinter den adverbialsätzen an. doch das hat freilich kein besonderes gewicht, und auch den noch nachfolgenden kleinen bemerkungen will ref. keine beeinträchtigende bedeutung beilegen : die in der anmerkung zum § 416 angeführten *þæt*-sätze sind kaum als unabhängig anzusehen. W. selbst gibt eine andere ansicht über dieselben (§ 424 anm. 2) : 'das regierende verbum ist überall hinzuzudenken', und das ist gewis das richtigere. dasselbe dürfte der fall sein mit den 'unabhängigen fragesätzen' (§ 422), in denen W. den conjunctiv gefunden hat : es dürfte ein regierendes verb zu ergänzen sein, obzwar der conjunctiv auch die erklärung als modus der bescheidenen, subjectiven äufserung zulässt. — an der spitze des § 417 heifst es, der conjunctiv stehe 'im folgesatze eines hypothetischen satzgefüges statt des conditionals' — ist der conditional kein conjunctiv? — § 425 über *uton* mit dem infinitiv als vertreter der 1 pl. imperativi gehört in die abteilung vom infinitiv (wo eine rückverweisuug dafür eintritt), uzw. umsomehr, als W. den würklichen imperativ mit rückverweisungen zum persönlichen fürwort abtut. — in dem interessanten belege (§ 425 anm. 4) So. 174. 12 : *me þincđ nu þæt þe þince þæt þæt si oder þæt man wite, oder þæt man sodlicost wenđ* sieht W. keinen grund für den wechsel von indicativ und conjunctiv, weil er eben immer nur schematisch registriert; der psychologisch nüancierte übergang von dem als möglich hingestellten zu dem als tatsache gegebenen ist sonst sehr klar. — unter den objectsätzen führt W. § 428 und 429 auch solche nach intransitiven zeitwörtern an!! das kommt aber wider vom starren schematisieren, das transitiv nur solche verba nennt, die ein accusativobject verlangen; während in würklichkeit auch ein genitiv-, dativ- und präpositionalobject ein ganz gleichwertiges 'object' abgibt. — § 429 anm. 3. der imperativ nach *þæt* statt des conjunctivs nach *gemynan* (in zwei belegen : Be. 541. 34 *ac gemyne đu þet đu disne ele đe ic đe nu sylle send on đa sæ*, cf. Or. 242 8) ist ein sehr interessantes herübergreifen alter parataxe in die spätere hypotaxe — vgl. das griechische *οἶσϑ' ὡς ποίησον*; Oid. Tyr. 543; böhm. *víš*

[1] W. selbst ist klassischer zeuge dafür. er sagt II 1 s. 77 in der anm. 1 : hierher zu rechnen sind auch die sämtlichen durch *þæt* eingeleiteten überschriften . . . da man vor ihnen ergänzen muss : 'hier wird erzählt (oder gezeigt), dass' . . . wollte man aber 'hier erzähl (zeig) ich' ergänzen, so würden es objectsätze sein!

co udĕlej! — und keineswegs, wie W. mit Dietrich meint, ein beleg der möglichkeit directer vertretung des conjunctivs durch den imperativ. — die hypothetischen perioden weifs W. nicht anders einzuteilen, als nach den einleitenden conjunctionen! (II 2 s. 127); nur für die conjunctivischen sätze deutet er durch seine überschriften der gruppen (§ 449 α, β, γ) wenigstens einigermafsen doch den grund der conjunctive an. — die concessiven sätze von den hypothetischen zu trennen, war ganz unnötig; ebenso die comparativsätze der gleichheit von denen der ungleichheit, und die abhängigen fragesätze darnach, ob sie mit einem fragenden fürwort oder mit einem fragenden adverb eingeleitet sind.

In der fünften abteilung des abschnitts über das zeitwort kommt der infinitiv zur sprache, uzw. zunächst der 'reine' infinitiv (dh. der würkliche infinitiv ohne die präposition *to*), der, wie W. sagt, bei hilfszeitwörtern, bei transitiven, intransitiven und bei unpersönlichen zeitwörtern erscheint. diese einteilung ist offenbar wider ganz äufserlich, und die hilfszeitwörter (*cunnan*, *willan* usw.) sind ganz überflüssiger weise von den transitiven abgetrennt (wol aber auch nur mit rückverweisungen abgetan). dann folgt eine aufzählung der transitiven verba, die den infinitiv allein, ferner derjenigen, die den acc. c. infinitivo zu sich nehmen. in diesem letzteren falle wird die subdivision darnach ausgeführt, ob der infinitiv activ oder passiv aufzufassen ist; dabei bleibt eine anzahl von fällen übrig, in denen das genus des infinitivs zweifelhaft ist. mit recht wird die construction als im ags. eigentlich selten und meist durch die lateinische vorlage veranlasst dargestellt. — für den infinitiv bei intransitiven zeitwörtern werden zwei kategorien aufgestellt: bei verben der bewegung und bei 'anderen'. bei den verben der bewegung bezeichnet der infin. meist den zweck, bei *cuman* zweimal auch die art und weise (Be. 619. 23 *ic com mid đy heafde and mid handa on đone stan drifan*; Bo. 6. 9 *đa com đær gan in to me heofencund wisdom*) (eigentlich bezeichnet hier der infinitiv das ergebnis des kommens!). die anderen verba sind sämtlich nur in dem sinne intransitiva, dass sie kein accusativobject zu sich nehmen, in würklichkeit sind sie alle objectiv und gehören schon in den § 430. auch die unpersönlichen verba, die hier (§ 486) in betracht kommen, sind sämtlich objectiva. unter den 'einzelheiten' des § 487 polemisiert W. (sub 4) wie mir scheint ohne grund gegen Cardale und Fox betreffs der stelle Bo. 4. 26 *me ablendan þas ungetreowan woruldsælþa & me þa forletan swa blindne on þis dimme hol!* denn die auffassung der beiden genannten vorgänger ist jedesfalls richtiger.

Im 2 capitel wird der 'infinitiv mit *to*' besprochen und nirgends auch nur erwähnt, dass es der dativ gerundii ist, der freilich mit dem infinitiv ganz gleiche functionen überkommen hat. er steht zunächst bei adjectiven, und gleich die erste gruppe

(bereit, geneigt, fähig uä.) stellt die ursprüngliche dativische geltung geradezu handgreiflich vor die augen; nicht weniger übrigens auch die meisten andern vorgeführten adjectivclassen. auch bei den zeitwörtern bezeichnet das gerund. nach W.s eigenen worten (s. 204) 'entweder das object oder den zweck der tätigkeit', er hätte auch hier die zweckfälle vorausnehmen und die dativische geltung betonen können; aber er nimmt gerade die objectfälle zuerst vor, die das gerund. erst in secundärer entwicklung statt des infinitivs hat übernehmen können. selbst unter den objectfällen sind übrigens einzelne, die die dativische geltung noch deutlich erkennen lassen (cf. § 496 W.s eigene worte : bei zeitwörtern, die irgendwie einen zwang ausdrücken, bezeichnet der inf. mit *to* die richtung des zwanges!). endlich bei hauptwörtern (§ 504) 'vertritt und übersetzt der infin. mit *to* den genitiv eines latein. gerundiums', sagt wider W. selbst, und trotzdem fällt es ihm nicht ein, den vermeintlichen infinitiv als das zu bezeichnen, was er würklich ist, nämlich ein gerundium, dessen dativische kraft bei den meisten substantivgruppen auch sehr deutlich hervortritt.

Über die participien bringt die folgende abteilung in zwei capiteln, einem über das partic. praesentis, dem andern über das partic. praeteriti nur die fälle, wo diese formen substantivisch gebraucht erscheinen, uzw. entweder mit dem artikel, oder einem andern fürworte, oder mit einem adjectiv, oder einem genitiv, oder alleinstehend — alle übrigen syntaktischen verwendungen (appositiv, attributiv, prädicativ) werden in den II hauptteil verwiesen.

Die letzte abteilung über die verba bringt nur eine aufzählung der 'sogenannten' verbalsubstantiva auf *-ing*, *-eng*, *-ung* und einige besonders auffallende bildungen auf *-nes* (*-nys*).

Was der nächstfolgende siebente abschnitt (schon in der zweiten hälfte des II bandes) über die adverbien bringt, ist meist wider nur wortlehre und lexikon. 'von der bildung der adverbien', sagt W. richtig, 'brauche hier keine rede zu sein', daher 'übergehe er in der regel die regelmäfsigen bildungen auf *-e* und *-lice* und zähle nur . . . die übrigen adverbien nach der buchstabenfolge auf' (also doch lexikon!), könne aber die unbedingte vollständigkeit nicht verbürgen (also weniger als lexikon!). — in der ersten abteilung kommen die adverbien des ortes an die reihe. charakteristisch für W.s behandlungsweise ist hier die einleitung : 'die adverbien des ortes bezeichnen das wo oder das woher oder das wohin; die verschiedenen bedeutungen gehn aber so häufig in einander über, dass ich diese drei gruppen zusammen behandle'. aber diese übergänge zu verfolgen wäre eben verdienstliche syntaktische forschung, ebenso darzulegen, wieso es kommen mochte, dass auch 'übertragene bedeutung, sowie verallgemeinerung zur bezeichnung der art und weise' sich ent-

wickelte. ebenso wäre es bei den adverbien der zeit und der art und weise angezeigt gewesen darzutun, wie bei den ersteren die geltungen des wann, des seitwann und wielange in einander übergehn und bei den letzteren, wie sie 'auch örtliche oder zeitliche färbung' annehmen. bloſse aufzählung ist keine syntax, besonders wenn sie sich ganz mechanisch an die buchstabenfolge anlehnt und ohne rücksicht auf den ursprung alte und neue bildungen, offenbare casus, präpositionale ausdrücke, zusammengesetzte worte unterschiedslos drunter und drüber wirft. nur selten begegnet hier eine interessantere stelle, wie zb. § 569 s. v. *elles*, § 570 s. v. *for*. kaum interessanter lässt sich die vierte abteilung über die adverbien der bejahung und der verneinung an; sie gerät namentlich bei der verschmelzung der negation *ne* mit nachfolgenden verbal- und nominalformen in reine morphologie. interessanter sind nur die erörterungen über *næs* (§ 588) und *nalles* (§ 593). — 'die gehäufte verneinung', die bei Alfred stets zur verstärkung dient (§ 595), hätte gute gelegenheit geboten zur erörterung der nach dem quale und quantum fast immer verschiedenen natur der gehäuften verneinungswörter, aber das lag dem vf. natürlich fern. die fünfte abteilung über die stellung der adverbia scheint überflüssig zu sein, sie weist elf verschiedene möglichkeiten nach und es hätte demgemäſs genügt zu sagen, dass die stellung des adverbs an keine regel gebunden war.

Der gelungenste teil des buches ist, wie bereits ausgesprochen, der achte abschnitt, die lehre von den präpositionen. sie umfasst nicht weniger als 383 seiten (500 paragraphen) und ist an sich schon ein umfangreiches, sehr verdienstvolles werk. sie behandelt zuerst die eigentlichen präpositionen (die einfachen und zusammengesetzten), dann die uneigentlichen (aus hauptwörtern, aus adjectiven entstandenen, und die bezeichnungen der himmelsrichtungen), sodann die stellung, die widerholung derselben, und verfolgt jede einzelne in allen ihren mannigfaltigen geltungen und casusverbindungen erschöpfend, übersichtlich, unbedingt belehrend. schade nur, dass W. die function der präpositionen im präfix völlig auſser acht gelassen hat, die doch von ebenso tief eingreifender wichtigkeit ist wie die casuelle. auſser dieser erheblicheren schattenseite kann ref. nur ganz unbedeutende kleinigkeiten hervorheben, die ihm von seinem subjectiven standpuncte als weniger richtig erscheinen. so hätte die rein adverbiale geltung der präposition, wo belege für sie vorhanden sind (wie bei *mid, ofer, on, to*), voranstehn sollen, weil sie unzweifelhaft die ursprüngliche ist; dann hätte eben die präfixale folgen sollen und dann erst die rein präpositionale. — *for* und *fore* hätten, da letzteres sich bei Alfred vom ersteren nicht mehr unterscheidet (wie W. selbst in § 645 und 658 bezeugt), zusammen behandelt werden können. — in dem § 658 sub e angeführten belege (Be. 614. 42 *forþon he oft ær fore him com & his ælmæssan onfeng*)

bezeichnet *fore* keineswegs die richtung, sondern die stelle wo. — § 665 sagt W.: 'da alle andern bedeutungen (der präp. *from*) mit der örtlichen zusammenhängen, nehm ich hier die zeitliche zuerst vor'. aber diese hängt ja auch mit der örtlichen zusammen, und überall soll doch die ursprüngliche geltung vorangehn! es ist mindestens undeutlich; W. wollte offenbar die wenigen zeitlichen belege früher abtun. — in § 674 d hätten die zeitwörter des 'bittens und begehrens' und die des 'erfahrens und hörens' jedesfalls in getrennten gruppen vorgeführt werden sollen, umsomehr als W. sonst in der subdivision eher zu viel als zu wenig leistet. — § 690ª bei *reafian, blissian, fægnian* bezeichnet *in* c. dat. in ganz übertragenem örtlichen sinne das gebiet, innerhalb dessen sich die tätigkeit des verbs entfaltet. — bei der präpos. *mid* konnten die völlig parallelen verbindungen mit dem dat., instrum. und accus. unter einem behandelt werden. unter den in § 730 angeführten belegen für die adverbiale geltung des *mid* sind einige fälle von präfigierten zeitwörtern, zb. § 730 c: Be. 583. 9 *þæt hi mihton his menn on habban ða ðe mid wracedon* ua. — § 797: *on* zur angabe der sprache (*on Englisc* udgl.) ist auch modal und brauchte von dem vorangehnden § 796 nicht getrennt zu werden. — § 812: die verba des glaubens und die des sich freuens hätten in getrennten gruppen vorgeführt werden sollen. — § 826: *on* beim infinitiv mit *to* wäre in vielen fällen besser als präfix des verbs, denn als simple adverbiale partikel aufzufassen; ebenso auch in einigen von den im folgenden § 827 angeführten belegen. — bei *oð* § 829, 830 sollten die örtlichen belege vor den zeitlichen stehn; die örtliche geltung ist immer die ursprünglichere. — § 896ff: *to* zur bezeichnung des zwecks steht nach W. 'zunächst bei einigen zeitwörtern, die an und für sich kein streben, keine neigung ausdrücken'. aber die meisten sodann aufgezählten verba bezeichnen eine bewegung, und darin ligt doch immer eine andeutung des strebens. — bei *wið* sind die accusativischen und dativischen verbindungen ganz parallel und konnten (wie bei *mid*) unter einem behandelt werden. — § 968ff: die subdivision der zeitwörter feindliches sinnes in solche des 'kämpfens und streitens', dann des 'kriegführens', endlich 'anderer feindseliger handlung' ist ganz überflüssig. — § 1093ff: die bezeichnungen der himmelsrichtung als präpositionen aufzufassen, scheint doch zu weit zu gehn; die casus dabei sind doch eher als selbständig anzusehen, der dativ zb. als deutlicher casus respectus. — im capitel von der widerholung der präposition bei mehreren hauptwörtern oder zu denselben gehörigen attributen oder genitiven hätte es genügt zu constatieren, dass regellos entweder widerholt oder nicht widerholt wird; ähnlich auch im capitel über die 'mehr oder weniger weite entfernung der präpos. von einem abhängigen worte'.

Der neunte abschnitt des werkes 'über die conjunctionen'

beschränkt sich auf die nackte aufzählung der beiordnenden und unterordnenden bindewörter und bietet damit den kräftigsten beweis, dass die trennung der untersuchung in eine syntax der satzteile und eine syntax des satzes vollständig verfehlt ist.

Der zehnte und letzte abschnitt 'über die interjectionen' macht mit seinen vielen abteilungen und capiteln, in denen immer je eine einzige interjection paradiert, um in der nächsten abteilung capitelweise wider so einsam aufzutauchen, einen nahezu komischen eindruck. es wäre doch ratsamer gewesen, die interjectionen (wie die präpositionen) der reihe nach vorzunehmen und ihre verschiedenen geltungen aufzuzählen.

Das werk schliefst mit reichhaltigen registern des behandelten stoffes.

In die einzelheiten der massenhaft angesammelten belege mich hier weiter einzulassen, find ich nicht angezeigt: es würde zu weit führen und doch wenig frommen; vieles ist auch von anderen beurteilern schon hervorgehoben worden. ich schliefse ab:

W.s arbeit, die frucht eines unermüdlichen sammelfleifses, besitzt einen hohen wert als erste zusammenfassende darstellung der syntax des wichtigsten repräsentanten angelsächsischer prosa, und als geradezu unerschöpfliche fundgrube handlich zusammengestellten materials. einzelne partien derselben sind schwächer, andere, namentlich die syntax der pronomina, der gebrauch der modi und vor allem die lehre von den präpositionen, müssen als wolgelungen bezeichnet werden. vieles andere, was jetzt noch als schwäche oder als schattenseite erscheint, wird unzweifelhaft im II hauptteile, der satzsyntax, in viel günstigeres licht gerückt werden. einen grofsen vorzug bilden die besprechungen vieler einzelner stellen aus Alfreds schriften, in denen die bisherige auffassung schwankte, deren verständnis entschieden zu fördern dem vf. meistenteils gut gelungen ist. es unterligt demnach nicht dem geringsten zweifel, dass die arbeit ebenso belehrend und verdienstlich ist, als sie mühsam war.

Seeforsthaus im Böhmerwalde, 2 august 1901.

V. E. Mourek.

Die germanischen auslautgesetze. eine sprachwissenschaftliche untersuchung mit vornehmlicher berücksichtigung der zeitfolge der auslautgesetze. von dr Alois Walde. Halle, Niemeyer, 1900. IV und 198 ss. 8°. — 5 m.

Der vf. hat sich von einer einzelfrage bestimmen lassen, die probleme der vocalischen auslautgesetze durch alle altgerman. sprachen im zusammenhang zu verfolgen. das energisch angefasste aber doch behutsam durchgeführte und, wie man vielleicht behaupten darf, entsagungsvolle unternehmen ist nicht ohne frucht geblieben, auch über den nächsten zweck hinaus, 'die zeitfolge der auslautsveränderungen des gesamten altgermanischen sprach-

gebiets einer betrachtung zu unterziehen'. W. kann mit recht sagen, dass seine ergebnisse für die anschauungen über den germ. auslaut, die auf dem unterschied zwischen gestofsener und schleifender betonung fufsen, eine neue stütze bilden. im rahmen von 11 capiteln und 2 längeren excursen wird eine fülle von fragen aus der flexions- und lautlehre behandelt. einzelnes sei hier hervorgehoben. die frage, ob *-ér*, *-ór* jemals ihren vocal ganz verlieren können, führt s. 67 ff zu einer förderlichen erörterung der flexion der verwantschaftsnomina, besonders im ags. s. 72 ff wird die erklärung von dativen auf *-u* bei femininen und beim neutr. des adjectivs aus der erhaltenden kraft von nebentönen unwahrscheinlich gemacht. auch Noreens annahme von einer nachwürkung des idg. accents in der eigenschaft eines nebentones im germ. wird s. 185 ff bekämpft. s. 91 wird eine ansprechende erklärung des gen. *meina, mín* gegeben. auch die s. 125 anm. geäufserte ansicht, dass die im ags., aber auch im anglo-fries. zu beobachtende frühe synkope des endsilbenvocals der 2. 3 sg. ind. dem enklitischen personalpronomen zu danken sei, leuchtet ein. erwähnt sei auch die erklärung von germ. *ek, ik* statt **eka(m)* aus *egom* nach analogie des acc. *mek, mik* s. 118 anm. s. 20 wird, anknüpfend an eine bemerkung von Hirt, eine einschränkung der für zeitliche ansätze gebräuchlichen übung begründet: wenn *ōn* über *ŏⁿ* zu *ăⁿ* wird, also den übergang von *ŏ* zu *ă* mitmacht, so folgt daraus nicht notwendig, dass die kürzung von *ōn* zu *ŏn* älter sein muss als das gesetz vom übergang des *ŏ* zu *ă*. denn das letztere würkt nicht blofs, bis die vorhandenen *o* zu *a* geworden sind, sondern es dauert in seiner würksamkeit so lange fort, bis die einmal unbequem gewesene mundstellung für *ŏ* wider genehm geworden ist. so lange das nicht der fall ist, werden alle noch auf irgend einem wege in die sprache eintretenden *ŏ*-ähnlichen laute — in diesem falle der durch die kürzung aus *ǭn* entstehnde laut — in den bereich des lautgesetzes hineingezogen, dem sie 'diesmal mehr sprungweise' unterliegen. am folgereichsten würde ein gesetz sein, das s. 30, 124 f, 131 und 163 f erörtert wird: wenn auf grund eines auslautgesetzes ein auslautender vocal schwindet, so erfährt der vorangehnde consonant eine energiesteigerung, infolge deren er selbst und ein ihm vorangehnder vocal unter umständen anders behandelt werden können, als wenn der consonant ursprünglich im auslaut gestanden hat. ob die beispiele, auf die sie angewant wird, genügen, um die hypothese zu sichern, kann man bezweifeln. aber sie scheint mir ansprechend und gehört jedesfalls nicht so rein zu der speculativen art der betrachtung, in die sich auch W. sonst zuweilen verliert. die sprachforschung, die nicht hand in hand geht mit der ausgiebigen philologischen kenntnis wenigstens éiner sprache, nimmt ja leicht diesen charakter an. auch der gefahr, auf aprioristische lautliche erwägungen zu viel gewicht zu

legen, vor der er selber s. 144 anm. warnt, scheint mir W. nicht entgangen zu sein. in einem bestimmten falle sind wir in der lage, sie mit leichtigkeit abweisen zu können. s. 45 wird behauptet, dass der Cottonianus des Heliand im nom. acc. pl. des masc. anfänglich häufig *sea* neben *sia* zeige, während im fem. *sia* allein vorkomme, und dass sich daraus als recht wahrscheinlich folgendes ergebe : der nom. acc. plur. fem. **þio* war der analogischen umgestaltung nach dem adj. mehr ausgesetzt als der gleiche casus des pers. **sio* [warum?] und wurde also eher zu *thia*. im diphthongen *io* blieb nach vHelten das *i* länger bestehn als in dem zu *ea* übergehnden diphth. *ia*. als nun **sio* auch analogische umgestaltung mit *a* statt *o* als endung erfuhr, lautete es noch *sia*, jenes aber schon *thea*. so sei in dem festen *i* von *sia* noch ein hinweis auf die frühere endung *-o* des nom. acc. pl. fem. zu erkennen. W. hat diesen unterschied zwischen fem. *sia* und masc. *sea* neben *sia* von vHelten übernommen, der ihn gleichfalls zu einem schlusse, wenn auch nicht einem so weitzielenden, benutzt hat. wie verhält es sich aber in würklichkeit damit? das fem. kommt vor v. 3971 nicht vor, und seit v. 1400 lautet auch das masc. nur *sia*. der unterschied besteht also gar nicht.

Am schluss der arbeit fragt man sich doch, ob die gesicherten ergebnisse im verhältnis zu der aufgewanten mühe stehn. wer mit dem stoff vertraut ist, wird sich darüber kaum wundern. er weifs, dass es sich dabei häufig um einzelne formen oder gar eine einzige handelt, die der eine an diese, der andere an jene hypothetische grundform anknüpft. auf einer so schmalen und unsicheren grundlage werden manchmal ganze gebäude aufgerichtet. dabei hat W. es nicht umgangen, wol die meisten grade der schwierigsten einzelfragen der verschiedenen altgerm. dialecte in die betrachtung zu ziehen. man hat deutlich das gefühl, dass unsere methode und hilfsmittel nicht mehr ausreichen, um in diese innersten winkel der lautgeschichte hineinzuleuchten. ohne zu bestreiten, dass es einer glücklichen combination gelingen könne, auch so noch die eine oder andere frage zu fördern, mein ich doch, dass wir uns im ganzen werden bescheiden müssen, bis wir über neue methodische hilfsmittel verfügen. solche sind gewis noch aus einem intensiven historischen studium der mdaa. zu gewinnen, die zb. abzufragen wären, welche arten von formenvertretungen und neubildungen in ihnen vorkommen. auch über eine andere frage sind wir noch nicht sicher genug, in wie weit nämlich das gefühl für ihre function eine endung lautveränderungen gegenüber zu schützen vermag, oder auch in wie weit die unzweckmäfsigkeit einer wortgestalt, die lautgesetzlich entstehn würde, in dieser hinsicht würkt. solche momente werden ja von W. und andern nicht übersehen; aber sie wären vielleicht noch entschiedener zu berücksichtigen und verlangen eine auf nach-

gewiesenen analogien fufsende gröfsere sicherheit. s. 76 wird über die 1 sg. präs. des st. verbums gesprochen : die nicht lautgesetzliche erhaltung des *-u* in einer anzahl der verba beruht auf der analogie anderer, die es lautgesetzlich bewahren, und aufserdem 'spielte die zweisilbigkeit der übrigen personen ihre rolle'. vielleicht fassen wir die sache mit leiser variierung richtiger so, dass wir sagen : dadurch, dass eine anzahl von verben ein lautgesetzlich nicht gefährdetes *u* und auch die übrigen personen eine deutliche personalendung besafsen, erstarkte das gefühl für die function der endung *-u* in der 1 p. so, dass sie einem würksamen lautgesetz selbsttätigen widerstand leistete. die sache bleibt ja dieselbe, nur den psychologischen vorgang hätten wir uns dann wol etwas anders zurecht zu legen. ein anderer fall ist der s. 30 f behandelte. **daganz* ist zu ahd. *taga* geworden, **hanon(e)z* aber zu *hanon*, sodass also eine verschiedene behandlung der gleichen lautgruppe vorzuliegen scheint. ich würde dabei an die möglichkeit denken, dass *taga* die lautgesetzliche form, und in *hanon* das *n* durch eine art systemzwang erhalten sei, indem das gefühl, *n* gehöre zum charakter der endungen dieser flexion, in tätigkeit trat. W. erklärt die sache ganz anders; es ist dies einer der fälle, wo er das gesetz von der energiesteigerung eines consonanten vor einem synkopierten vocal, hier das *n* in **hanon(e)z*, zur anwendung bringt, und ich will die möglichkeit seiner scharfsinnigen erklärung auch meiner andeutung gegenüber nicht bestreiten. aufser von den idg. mdaa. müste die linguistik sich auch neues rüstzeug vom studium fremder sprachen, möglichst solcher von primitiver construction, holen, wie überhaupt vom heranziehen primitiver culturen eine nachhaltige befruchtung und erneuerung der geisteswissenschaften zu erhoffen ist.

Ich bespreche eine reihe von einzelheiten, wobei zugleich inhalt und methode des buches ins licht treten. den tüftelnden und verwickelten untersuchungen ist es oft sehr schwer zu folgen, und meine einwände möcht ich darum zt. auch nur mit vorbehalt machen.

Bei der untersuchung der endungslosen dat. sg. masc. neutr. wie *hûs* s. 3 ff sind die as. dat. *séo* und *éo* nicht berücksichtigt, durch die die sache ein etwas verändertes gesicht erhalten würde. die annahme eines loc. auf *ē*, worauf die untersuchung hinausläuft, wird dadurch freilich nicht weniger wahrscheinlich. dieser hypothetische casus ist übrigens sozusagen die einzige form, auf die die voraussetzung von der entwicklung des ursprünglichen gestofsenen *ē* nach der tonsilbe gebaut wird, und auf dieser voraussetzung fufsen wider weitere beweise. das ist natürlich ein schwaches gebäude. — die ansicht, dass in den glossen der Lex Salica noch das stammauslautende *a* gewahrt sei (s. 23), wird sich schwerlich halten lassen; s. vHelten Beitr. 25, 248 ff. — einen übergang von auslautenden *o*-lauten (neben unbetonten) zu *a* im

anglofries., wie s. 33 unten gesagt wird, gibt es nicht. — bei der untersuchung des 2 cap. über nom. acc. pl. der *ā*-stämme wird auch die frage in die erörterung gezogen, ob die diphthongischen formen des demonstr. auf einen idg. st. *tịo* (ar. *tya*-) oder mit vHelten und mir auf neubildungen auf grund des stammes *þē*- zurückzuführen seien [1]. meine ansicht war und bleibt: der st. *tịo* ligt uns so fern, dass wir nur dann ihn annehmen werden, wenn wir unbedingt dazu genötigt sind, und ich befinde mich also methodisch im schärfsten gegensatz zu W., wenn er glaubt 'die möglichkeit von Francks ansicht ist unbestreitbar. erwiesen könnte sie aber nur durch den nachweis werden, dass man bei ableitung von einem idg. st. *tịo*- mit den lautgesetzen in widerspruch gerät'. das ist eine gewaltsame hineinziehung der lautgesetze in eine frage der etymologie, die neben ihnen doch noch sehr vieles andere zu berücksichtigen hat. für mich kommt eben die sache diesmal bis an den nachweis, ob *die* einer form eines idg. stammes *tịo*- entsprechen könne, gar nicht heran. da W. schliefslich selbst sagt, es mache für seine zwecke keinen unterschied, ob man die form so oder so auffasse, so ist also die frage nur herangezogen, um für den st. *tịo* eine lanze zu brechen. wenn aber nichts besseres zu seinen gunsten gesagt werden kann, so steht es schlecht um ihn. ich möchte nicht alle von W. beigebrachten einzelheiten hier widerlegen. doch sei bemerkt, dass der halt, den seine s. 40 versuchte erklärung des unterschieds von *thea* und *sie* an den tatsächlichen verhältnissen der endungsvocale des adj. findet, nicht stark genug ist; denn Mon. hat fast doppelt so oft -*e* als -*a*. wann stehn denn aufserdem demonstr. und artikel so dicht neben starken adjectivformen, um ihre beeinflussung so viel leichter erscheinen zu lassen als die des personalpronomens? es könnte doch nur in betracht kommen, dass der artikel sich oft vor substantiven findet wie das st. adj., *thea liudi* wie *goda liudi*. dann wäre wol zu erwarten, dass es noch einigermafsen durchleuchte, dass in diese stellung *thea*, in andere aber *thie* gehöre, was jedoch keineswegs der fall ist. aber nach s. 47 scheint es fast, als glaube W. an eine syntaktische verbindung vom demonstr. mit dem s t a r k e n adjectiv. und die formen von 'drei', auf die ich selbst hingewiesen habe, sind so auffallend denn doch nicht, um die frage zu entscheiden. erstens schon nicht der geringen anzahl der belege wegen, und zweitens weil das zahlwort denn doch tatsächlich häufig hochbetont ist [2]. schliefslich hab ich noch zu berichtigen, dass W. mich und ebenso

[1] der nom. acc. pl. masc. ist s. 37 wol nur aus versehen nicht mit aufgenommen?

[2] möglicherweise kommt auch ein einfluss der zweizahl hinzu, in dem sinne, dass unter ihm von zwei bestehnden formen, *threa* und *thrie*, die erstere, im vocal dem *twê* etwas ähnlichere, bevorzugt werde. dass die beiden zahlwörter fürs sprachgefühl einander gesellt sind, ist nicht nur

vHelten, soweit ich mich an ihn anschliefse, doch in einem puncte misverstanden hat. ich nehme einen etymologischen unterschied zwischen *thea* einerseits und *sia, sie* anderseits an. in der form *sea* erblick ich den anfang des vorgangs, durch den im mnd. aus *ie*-diphthong, zb. dem as. *io* in *liof* entsprechenden, ein *ê-laut* geworden ist. also betontes *sia, sie* wurde zu *sea,* während das unbetonte noch den *i*-diphth. *ie* behielt. unbetontes *sie* kann wol in keinem falle jünger sein als *sea.* denn ein spontaner lautlicher übergang grade von unbetontem *ea* zu *ie* kommt mir nicht wahrscheinlich vor. dagegen könnte *thie,* wenn *thea* die erhaltene alte form wäre, nach dem eben gesagten im selben sprachgebict wol kaum lautlich entwickelt sein, sondern müste sich etwa nach analogie von betont *sea* : unbetont *sie* erklären. wem das bedenklich vorkommt, der hätte allerdings dem *thea* ein *thia* voraufzuschicken, was uns aber m. e. doch nicht nötigen würde, von dem etymologischen *thea, theæ* abzusehen, was ja auch vHelten nicht tut[1].

Was nun den plur. der *ā*-stämme betrifft, so findet W. bei der annahme, dass der ahd. unterschied zwischen adj. und subst., auf der einen seite *-o,* auf der andern *-â,* sich aus einer beeinflussung der ersteren durch die pronominaldecl. erkläre, schwierigkeiten, die man, wie der vorgang bisher dargestellt worden ist, allerdings nicht wird läugnen können. er versucht es darum mit einer neuen hypothese : *ā* sei der ursprüngliche nominativ *-ōs,*

selbstverständlich, sondern lässt sich auch dartun aus dem nach analogie von *drîer* gebildeten mnd. (u. mnl.) gen. *twîer,* der sich einstellte, obwol die andern formen der beiden wörter nicht miteinander übereinstimmen.

[1] es widerstrebt mir, den zt. sehr unbesonnenen einwänden, die vHelten Beitr. 21, 455 ff gegen mich erhoben hat, auch an einem geeigneteren orte im einzelnen nachzugehn. vHelten scheint sich der pflicht, ihm unbequeme ansichten vorurteilslos zu prüfen, wenig bewust zu sein. zur probe hier nur eine einzelheit, die freilich etwas ziemlich nebensächliches betrifft, aber den vorzug bietet, sich kurz und bündig behandeln zu lassen. s. 456 anm. 1 sagt er : 'Franck erwähnt *theæ* widerholt als belegte form. nach Zs. 40, 211 denkt er hier an *the æwardas* der as. Genesis 180. ob die stelle als beleg zu verwerten sei, dürfte indessen ziemlich zweifelhaft sein. wie sollte sich aber, die möglichkeit eines solchen *theæ* einmal angenommen, eine derartige antiquität unter die sonstigen *thea, thia, thie* der Gen. verirrt haben?' das kann doch nur so verstanden werden, als ob ich eine form *theæ* für Gen. und Hel. willkürlich angenommen habe. nun ist die richtigkeit der lesung *theæ uuardos* — es ist nicht einmal conjectur, sondern nur eine andere an sich berechtigte art, die hs. zu lesen —, seit sie von verschiedenen seiten vorgeschlagen wurde, m. w. noch von niemand aufser von vH. angezweifelt worden. zur rechtfertigung der form *æ* für den endungsvocal hat schon Holthausen bei der gelegenheit die plurale *siæ* und *się* in derselben hs. angezogen. sie bietet aufserdem den gen. *rehtæs* und den dat. *landæ*; vgl. auch in der wurzelsilbe *fordæda.* für die Heliandhss. ergibt eine flüchtige musterung des materials bei Schlüter Untersuchungen : nom. acc. plur. des adj. 2 *æ* im M.; acc. sg. 1 *-næ* im M.; gen. sg. der *a*-masc. 2 *æs* im M.; dat. 5 *æ* im M., 8 im C., 1 u. 3 s. conj. präs. 3 *æ* im M., 1 im C.; vgl. dazu s. 253 anm. und Schlüter bei Dieter Laut- u. formenlehre § 68 anm. 1 u. 2. eine derartige antiquität!

-o dagegen führe auf einen analogisch gebildeten acc. auf *-ōnz*. ist diese annahme theoretisch auch nicht unwahrscheinlich, so ist sie doch tatsächlich zu wenig gestützt, um selbst die auf diesem gebiete mögliche relative überzeugungskraft zu besitzen. nur 2 bis 3 runische formen können vielleicht zu ihren gunsten angeführt werden, die aber der eine so, der andere so deutet. ich würde mich überhaupt schwer entschliefsen, falls wir eine analogie anzunehmen haben, von einer mehr unmittelbaren würkung der pronominaldecl. abzusehen. wenn wir auf einem teil des sprachgebietes, während gleichheit der endungen zu erwarten wäre, einen unterschied zwischen subst. und adj. finden, so haben wir, mein ich, zunächst an den grofsen zug in der umbildung der adjectivflexion nach der der pronomina zu denken, der ja mit dem im got. vorliegenden paradigma nicht völlig abgeschlossen ist; vgl. besonders (westgerm.) ahd. dat. sg. *blinteru* gegen got. *blindai*. die einwürkende form, an die wir am ersten zu denken hätten, wär eine dem got. *þōs* genauer entsprechende. die bedenken W.s, von einer solchen form auf ahd. *-o* zu kommen, scheinen mir Hirt Beitr. 18, 350 gegenüber zu weit getrieben. er verkennt doch wol die grofse vielgestaltigkeit der satznüancen und der immer möglichen gegenseitigen und vielleicht auch fremden analogischen einflüsse, die wir bei den pronominalformen vorauszusetzen haben. enklitische formen des pron. sind hinter dem verbum da gewesen, auch proklitische fügung brauchen wir für die zeit, auf die es ankommt, nicht für so besonders selten zu halten, und dann kommt der ganze relative gebrauch mit seinen tonlosen formen in betracht. sollte da auch nach strengen lautgesetzen nicht raum bleiben für eine entwicklung, die in übertragung des vocals der pronominalform auf zweisilbige wortformen ahd. *-o* ergab? in die zeit nach dem übergang von altem *-ō* zu *-ǎ* werden wir die entstehung der analogieform allerdings setzen müssen. als auf eine ungefähre parallele sei auf das zeitadverb *þō* hingewiesen, das im ahd. und as. neben *thuo* bekanntlich die nichtdiphthongierte nebenform *thō* hat, woneben im satz auch unbedenklich *dǒ* angenommen wird. wann diese sprossformen sich von einander abgezweigt haben, wissen wir nicht genau, und jedesfalls bleiben sie leicht untereinander in einem zusammenhange, der sie auch vor mechanischen lautveränderungen bewahren kann. wenn man die alem. nominalformen wie nom. acc. plur. *kebo* nicht als ihrerseits vom adj. beeinflust ansehen will, so wäre für sie freilich eine andere erklärung notwendig, und da könnte eher W.s hypothese in betracht kommen. aber auch dann, wenn man sie hier gelten lassen wollte, würd ich sie doch noch nicht aufs adj. anwenden. as. *thiodo* (W. s. 36) hat aus dem spiele zu bleiben. Schlüter selbst ist in seinen untersuchungen viel weniger zuversichtlich in bezug auf diese formen, und bei Dieter § 423 anm. 8 sieht er in ihnen 'wahrscheinlich

nur schreibfehler', wie auch (ebda anm. 4) in einigen fällen, wo umgekehrt M. *o* statt *a* hat: *sorgo* acc. sg. oder pl., *sundeo* acc. sg. oder pl. (vgl. noch Hel. 5041 M. *sundeo*, C. *sundiun*) und acc. sg. fem. des adj. *lango* in der Genesis. ich notiere noch als weitere ähnliche schreibfehler von C. 1518 *gibiodon* st. *gibiodan*, 3467 *fardwolon* st. *fardwelan*, 4312 *steorron* für *sterron*, 798 *sio ina* für *so ina*, 813 *sio is* für *so is*. bezeichnend ist das auch, dass bei W. uneingeschränkt als tatsache auftritt, was bei dem philologen nur unter vielen zweifeln allesfalls angedeutet war. angesichts des behandelten unterschiedes verdient übrigens einmal eine andere frage aufgeworfen zu werden. wir haben auch beim betonten wort im satze noch recht verschiedene daseinsverhältnisse, darunter die nichthöchstbetonte stellung vor dem höchsten tone, wie die adj. häufig stehn, und die höchstbetonte, die die subst. in der regel inne haben, oft noch mit der satzpause verbunden. der unterschied zwischen beiden ist so grofs, dass er, wie mir scheint, sehr wol eine verschiedene lautliche entwicklung bedingen könnte; und so würde es sich fragen, ob der unterschied zwischen ahd. *guote* und *gebá* nicht einfach lautlich begründet ist. auch das häufige nebeneinander von *e* und *a* in flexionsendungen, wofür eigentlich eine überzeugende erklärung noch nicht gegeben ist, käme vielleicht für diese hypothese in betracht. — in einem der folgenden capitel kommt auch das böse *û* des ags. und an. im worte *kuh* zur sprache, s. 81 ff., und führt zu erörterungen, die mir auf recht schwachem boden zu stehn scheinen. sämtliche bisher versuchten erklärungen können mich nicht überzeugen und dürften nicht ausschliefsen, dass das richtige auf ganz anderem wege, möglicherweise auch erst in der germ. geschichte des *ó*, zu suchen ist. — s. 89 ff spricht W. über die pronominale endung des acc. sg. masc. des adjectivs, wobei ich wider die verschiedenheit unserer standpuncte aufs schärfste zu betonen hätte. wir können, wenn wir von run. *minino*, ags. *ænne* und einzelnen geringen varianten absehen, 3 typen unterscheiden: 1) as. *hêlagna*, *ênna*, 2) ahd. *guotan*, 3) an. *minn*. got. *gôdana* und an. *góðan* stellt W. zum 2, den typus 3 vereinigt er allerdings lautlich mit 2, aber für 1 und 2 nimmt er zwei verschiedene urgerm. ausgänge *-nóm* und *-nṓ* an. dh. er sagt, wir kennen die auslautgesetze in den einzelheiten ganz genau, nach dieser unserer kenntnis lassen sich got. *mahteigana*, ahd. *mahtigan* einerseits und as. *mahtigna* anderseits nicht auf dieselbe grundform zurückführen. also construieren wir die grundformen, die ihnen den bekannten auslautsgesetzen gemäfs mit berücksichtigung weiterer für uns feststehnder momente gebühren, wenn wir diese construierten grundformen und die spaltung des sprachgebrauchs auch nicht genügend zu rechtfertigen vermögen. dagegen mein ich, dass der zunächst sich aufdrängende gedanke, dass die drei typen auf dieselbe grundform zurückgehn, nur durch schlagende

beweise erschüttert werden könnte. in der verschiedenen gestalt der adjectivstämme und in ihrer manigfach verschieden betonten stellung im satze liegen momente genug, die eine auseinandergehnde entwicklung begreiflich erscheinen lassen, und dieser standpunct ist m. e. so lange festzuhalten, bis besser gesicherte tatsachen als die heutige fassung der auslautgesetze ihn aufzugeben nötigen. die verhältnisse in den Heliandhss. scheinen mir noch immer für den wesentlichen anteil des prosodischen moments und auch das got. *ainshun* nicht so durchaus, wie W. meint, gegen einen einfluss der schwachtonigkeit zu sprechen. *ainshun* kann sich jederzeit nach *ains* gestaltet haben, und wenn das got. auch *ains* noch nicht oder nur höchst zaghaft und unter dem unmittelbaren einfluss der quelle als unbest. art. gebraucht (Gr. Gr. neue ausgabe IV 465), so hat es doch ohne zweifel schon im got. und vorgot. nicht immer blofs starken satzton gehabt. auch vor der annahme von synkopen im ältesten germ. darf man m. e. nicht zurückschrecken. man beharre also vorläufig bei dem versuch, got. *ainnô-*, got. *ainana*, as. *gôdan*, *ênna* und *hêlagna* sämtlich auf *-onōm* zurückzuführen und darnach die fassung über das gesetz der entwicklung von *-ōm* in den verschiedenen nebensilben zu gestalten. s. 93 wird in diesem zusammenhang ein lautgesetz vermutet, wonach urgerm. **ainonō* zu **ainnō* (got. *ainnôhun*) wurde, dessen spuren aber durch ausgleich meist wider beseitigt sind. so wurde auch **ainnō* in der regel wider zu **ainanō* und dies durch ein neues lautgesetz, assimilation des *a* an ein *i* der wurzelsilbe, zu **aininō*, urnord. *minino*, ags. *ǽnne*. dies gesetz soll auch erklären, warum in den participien der *ei*-classe niemals brechung eingetreten ist: zur zeit der brechung lautete es **bitin*, woraus erst durch ausgleich wider *bitan* wurde. mindestens soweit es die participia betrifft, ist die hypothese verfehlt, da das germ. eine grofse anzahl von solchen participia auf *-in* hat, in denen die bedingung nicht zutrifft; ich mache hier nur die afries. participia und mnl. *gedregen, geslegen, gevlegen, geheven* namhaft. das erste der genannten lautgesetze gibt auch noch anlass, den vielen theorien über die formen von *mann* eine neue hinzuzufügen, s. 95.

Im 8 cap. über ungedeckte kürzen im auslaut wird ausführlich eine ältere hypothese vHeltens besprochen, wonach eine reihe afries. st. prät. in der gestalt des wurzelvocals noch die spuren einer im germ. vorhandenen endung *i* aufweisen soll. es ist immerhin interessant zu sehen, wie durch W.s geschickte gruppierung der tatsachen sich ohne weiteres die hinfälligkeit dieser hypothese erweist. aber die polemik ist gegenstandslos, da vH. selbst schon länger die von keiner seite gebilligte ansicht zurückgenommen hat, IF. 7, 339 ff. weder dieser aufsatz, noch Siebs derstellung der dinge ist von W. beachtet[1]. es handelt sich

[1] Inzwischen hat W. das in IF. 12, 372 ff nachgeholt und das problem des *ai* nochmals erörtert. [correcturnote.]

um präterita wie *grêp*, mit *ê*, nicht *â* aus *ai* und einige *a*-prät., besonders solche mit nasalverbindung wie *bant*, die *a* nicht in *o* wandeln. was ihre auffassung betrifft, so schliefs ich mich in den grundzügen der von Siebs und jetzt von vH. vertretenen ansicht an. das fries. material erweist, dass *ê* als die regelrechte vertretung des germ. *ai* anzusehen ist, und somit stimmt dieser sprachzweig mit den sämtlichen umgebenden, die gleichfalls einen monophthongen *ê*-laut entwickeln. zu erklären bleibt also, wann *â* entsteht. die frage ist nicht einfach, aber man erschwert sie sich leicht noch durch eine unrichtige perspective. das *â* hat sich jedesfalls von dem durch die monophthongierung entstandenen *æ*-laut abgespalten, und selbst in der historischen zeit brauchen die *ê* und *â* noch nicht so weit auseinander zu stehn, wie es auf dem papier aussieht. während das *æ* im allgemeinen sich mehr schloss, öffnete es sich in den einer besondern erklärung bedürftigen fällen. dafür scheint mir weniger der offene oder geschlossene charakter der silbe in betracht zu kommen, als vor allem dunkle vocale der folgenden silbe. daneben vielleicht hemmender oder fördernder einfluss von umgebenden consonanten, wobei sich, wenn die dinge zunächst auch anders zu liegen scheinen, doch auch ähnlichkeiten mit dem verhalten der consonanten bei der deutschen monopththongierung des *ai* herausstellen könnten. W.s versuch, das *a* von *band* lautlich zu erklären, scheitert an der betonten vorsilbe *ond-*. die beschränkung der erscheinung auf eine bestimmte grammatische kategorie beweist schon, dass wir es nicht mit einem lautverhältnis zu tun haben : *band* ist analogiebildung; so auch Siebs im Grundriss[2] I 1182, und auch Sievers hat in der 3 aufl. seiner Ags. gr. § 386 anm. 3 nicht mehr versucht, das ags. *band* lautlich zu erklären. die präterita der 3 classe hatten alle *ă*, und das dürfte zur erklärung hinreichend sein : die verba mit *ŭ* im pl. haben im sg. das *ă* analogisch bewahrt. dass auch das präteritopräsens *kan*, **kunnon* in die association einbegriffen war, geht nicht über die wahrscheinlichkeit hinaus. auch hier dürfte vielleicht zur geltung kommen, dass von einer anzahl von verben her das *ă* als präteritumsvocal in dieser function an sich bereits dem lautwandel gegenüber eine gewisse widerstandskraft besessen habe.

S. 121 kommt W. auf den unterschied zwischen ags. 1 p. sg. *dôm*, *ʒôm* (aus **dōmi*) und den umgelauteten dativen wie *men*, *brêđer* (aus **manni*), die also ein auslaut. *i* länger bewahrt zu haben scheinen. andere erklärungsversuche zurückweisend, fasst er das synkopierungsgesetz dahin, dass unbetontes *i* sowie unbetonte *e* und *a* schon vor einführung der germ. anfangsbetonung abgefallen seien, während die ursprünglich betonten kürzen noch längere zeit erhalten blieben. also eine sehr einschneidende hypothese, die ich auf ein so dürftiges material nicht bauen möchte, und die leicht auch in widerspruch mit tatsachen, zb. in bezug

auf das consonantische auslautgesetz, geraten dürfte. vielleicht könnte man auch hier wider an eine gröfsere eigenkraft der endung beim nomen dem vb. gegenüber denken; bei den präteritopr. und den vba. auf *-ndmi* war eine 1 p. präs. ohne auslautvocal vorhanden. die *-ndmi*-verba könnten auch in unmittelbarer analogie auf *dôm* und dann auf *zdm* gewürkt haben.

S. 123 kommt W. auf die noch ungelöste frage des nebeneinanders von formen wie *an* und *ana, upar* und *upari.* ich gebe W. recht, dass man versuchen muss, die doppelformen als secundäre varianten auf einheitliche grundformen zurückzuführen, wie man auch *tó* und *ta* nicht anders deuten wird; auch darin wird er recht haben, dass die längern formen aus der composition zu deuten sind; aber gewis nicht aus der worteinheitlichen verbindung des präpositionalen adverbs mit dem nomen, sondern nur mit dem verbum. die weiteren ausführungen sind mir nicht recht klar. ich meine also, satzformen wie ahd. *ligit in âna* sind erst aus *ânaligit* entstanden, und so werden auch im got. composita wie *analagjan* zu betonen sein. ob daneben satzformen wie as. *úpp arès* eine alte idg. stellung und betonung des präverbiums fortsetzen, lass ich dahingestellt. dagegen in der satzeinheit mit nomen sind gewis die (enklitischen) einsilbigen formen entstanden : *an arme* aus *àna ármai.* der historische gebrauch zeigt ja trotz alten schwankungen noch deutlich, dass die kürzeren die proklitischen, die längeren die formen der betonten satzstellung sind. es ist hierbei zu beachten, dass wol alle ursprünglich zweisilbigen präpositionen, die altbezeugte doppelformen aufweisen, kurze offene wurzelsilben haben, dagegen die mit langer wurzelsilbe nur einsilbige form besitzen. nur für *umbi* müsten wir dann auf die von Kluge jetzt wider aufgegebene deutung aus *umb bi* zurückgreifen.

Die s. 130 aufgestellte regel über das schicksal auslautender *s*-laute ist im grunde nur eine äufserliche rubricierung der tatsachen. ihr widerspricht die gleichung ahd. as. *wili* : got. *wileis,* die W. beseitigen will mit der annahme, die nebenbei vorkommende endung *-t* dieser 2 pers. sei die eigentliche, allerdings nach analogie der präteritopr. angenommene endung dieses verbums im westgerm. und nord., ahd. as. *wili* aber nur ein versuch, 'unser verbum in die flexionsweise der gewöhnlichen st. präterita überzuführen'. wer eine lebendige anschauung von der geschichte der hd. und nd. sprache besitzt, wird wol schwerlich auf den gedanken kommen, die analogieform *wilt,* die sich jederzeit einstellen konnte, für ursprünglicher als die form *wili* zu halten. welchen anlass hätte ferner die sprache gehabt, die 2 pers. von *wollen* in die analogie des st. präteritums überzuführen, während das doch bei der 2 pers. der präteritopr. niemals geschah ? wenn nun mit diesem einwurf auch noch nicht bewiesen ist, dass *wili* doch = got. *wileis* sein muss, so steht es doch bedenklich

um eine hypothese, die eine tatsache auf eine so gewaltsame weise beiseite schieben muss. auch die schwierigen fragen, die die *jo*-stämme und die *j*-verba aufgeben, rücken hier in den gesichtskreis und führen zu langen erörterungen. darnach scheint mir die beweiskraft von lit. *-ỹs*, überhaupt die idg. grundform *-īs* für den nom. allerdings erschüttert, und die theorie über die *jo*-stämme, die W. fester zu begründen sucht, hat jedesfalls viel für sich : nom. **herdiįos* wird *herdiis*, got. *hairdeis* ahd. *hirti*; gen. **herdieso* wird *herdiis*, got. *hairdeis*; dagegen **harįos* wird *haris*, got. nach analogie *harjis*. da für diese analogie das verhältnis gen. *hairdeis* : nom. *hairdeis* mafsgebend war, ist eine entsprechende umwandlung des neutr. *kuni* nicht zu erwarten. die weiteren darlegungen sind dann auch hier freilich von wunden puncten nicht frei. dass sie nicht dem gesamten material der einzelnen sprachen gerecht werden, wird man nicht auffallend finden; im mnl. zb. verlangt ein nom. *weit* (neben *weite*; wie kommt *hweizzi* bei W. s. 143 unter die wörter mit kurzer wurzelsilbe?) eine erklärung, und ein neu herausgegebener text scheint gar eine alte form *ent* neben *ende* zu erweisen. aber auch grundsätzliche schwächen und gewaltsamkeiten in der beweisführung fehlen nicht. so kommt mir zb. der s. 146f in bezug auf den schwund des *į* angenommene unterschied zwischen dem anglofries. einerseits und dem as.-hd. anderseits an sich unwahrscheinlich vor, und die annahme, dass im westgerm. abweichend vom got. und nord. *baitiis* lautgesetzlich zu *baitjis* geworden sei (s. 251 f), ist doch eine annahme ad hoc, die auf schwachen füfsen zu stehn scheint. auch die ausführungen s. 158f kommen mir, zumal fürs an., recht problematisch vor. die parallelisierung mit *fehu* ist schwerlich zu halten; *fé* kann m. a. nach überhaupt nicht lautliche entwicklung aus *fehu* sein, sondern muss wol als rückbildung zu den flectierten casus (gen. *féar*, dat. *fé*, dat. pl. *féom*) gefasst werden. im mnl. stehn deutlich die zwei formen *vie* und *vee* nebeneinander, die nicht lautlich zusammen gehören können (Franck § 40, vHelten § 77). es ist ja auffallend, dass bei diesem worte flectierte casus mafsgebend geworden sein sollen, aber die tatsachen scheinen mir zu der annahme zu nötigen. man beachte den einwand auch für die ausführungen s. 184. im selben zusammenhang kommt W. auf got. *lasiws* und will die schwierigkeit, die sein *w* bereitet, durch eine fassung des gesetzes 'nach langem vocal erscheint *w*, nach unbetontem vocale ebenfalls *w*, nach betontem kurzem *u*' lösen. an sich würde das in einleuchtender weise die verlegenheit heben und sich mit W. auch auf *usskaws* = *ús-skaws* anwenden lassen. doch würde dann *sunjus* eine besondere erklärung verlangen, das hierbei nicht berücksichtigt wird, obwol es unmittelbar vorher genannt ist. das dann im verfolg, im anschluss an Kluge, aufgestellte allgemeine silbentrennungsgesetz, wonach jeder einfache consonant nach

kurzem vocal zur ersten silbe gehört, also *triw-a, dag-es, raþ--izón, naz-ida, spil-óda* klingt wenig natürlich, obwol es geeignet wäre, unterschiede wie zwischen *nazida*, ahd. *nerita* und *hauz(i)da*, ahd. *hórta* (vgl. aber ahd. *gihórit* gegen *gihórtêr*) besonders erklärlich erscheinen zu lassen. die bedenken erstrecken sich dann auch auf die ausführungen s. 190 ff. im folgenden capitel über kürzen mit nasal handeln s. 164 f vom acc. sg. der consonantischen stämme. an sich wäre die entwickelte ansicht möglich, doch wissen wir eigentlich ja gar nicht, was aus einer vorauszusetzenden endung *m̥* in dritter silbe geworden ist; es braucht nicht identisch mit dem ergebnis von *m̥* in zweiter silbe gewesen zu sein. in einer anm. s. 172 wird Kluges gesetz, dass *n* nach *ī* in nichthaupttoniger silbe ahd. geschwunden sei, mit guten gründen angezweifelt. was aber daran angeknüpft ist über *-în* in *künegîn* und *-ân* in adverbien wie *innân*, dürfte schwerlich auf zustimmung zu rechnen haben. es ist wider zu sehr eine auf die perspective aus der ferne gegründete construction ad hoc, auf die man bei lebendiger kenntnis des betreffenden sprachmaterials nicht leicht kommen würde. richtig ist ja, dass *â* nicht aus germ. *ê* erklärt werden kann und jüngern ursprungs sein muss. doch so wie W. sich die neubildung vorstellt, ist sie wol nicht vor sich gegangen. die darlegungen über die *n*-declination stellen eine art vereinigung der ansichten vHeltens und Kluges dar und sind nicht unwahrscheinlich. doch bleibt wol besser auch für die feminina vHeltens fassung mehr gewahrt, dass *-ón* unter einfluss von folg. urgerm. *u* zu *-ûn* geworden sei. der pl. kann analogiebildung nach den neutris sein aus einer zeit, da diese noch *-ûn* mit langem *û* hatten. im sg. kann als lautgesetzliche form mit *u* wol nur der acc. in betracht kommen, falls aus *m̥* in der dritten silbe sich *u* entwickelt hatte (s. vorher), und gen. dat. müsten analogisch beeinflusst sein. diese analogie wäre in anbetracht der gleichheit der formen in der *-în*-classe begreiflich. ausgleich zwischen den einzelnen casus findet ja auch beim masc. und neutr., allerdings später, statt. dass Kluges fassung (s. 176) nicht ohne weiteres richtig ist, scheint mir doch aus den *-ôn*-verben entnommen werden zu müssen. für die ganze frage ist das suffix *-óþus, -ódus* nicht zu übersehen. in einem excurs zur erklärung vom got. nom. auf *-i* in *bandi* (s. 179 ff) wird vorausgesetzt, dass *mawi* und *þiwi* diesen nom. haben, weil sie auf langsilbigen formen **maȥuī, *þiȥuī* beruhen. ich will nicht so weit gehn, zu behaupten, dass, wenn die vorhistorische quantität nachwürkte, dann auch **mawjós, *þiws, *siwns* zu erwarten wären, möchte aber doch betonen, dass W.s voraussetzung wol nicht als b e w i e s e n gelten kann gegen die andere annahme, dass *mawi* und *þiwi* sich auf grund der t a t s ä c h l i c h e n got. quantität erklären. das ist wol auch der sinn von Streitbergs fassung, Got. elementarb. § 150. es dürfte also der nom. *þiwi* nicht prä-

judicieren für die etym. aus einem **teqī* gegen ein etymon **teuī*. — wenn eine so scharf umrissene kategorie wie die drei zahlwörter *sibun, niun, taihun* eine ausnahme von einem sonst durchaus wahrscheinlichen lautgesetz bildet (s. 186), so möchte man natürlich am liebsten einen unmittelbar würkenden grund finden. hier würde aber wol der versuch, eine eigenkraft der endung als charakteristicums einer bestimmten kategorie psychologisch zu rechtfertigen, versagen. ligt analogisch vermittelter grund vor, so haben wir zunächst wol an die eigene flexion der wörter zu denken; *sibun* verhielte sich zu einem hypothetischen **sibu* wie as. *helid* zu ags. *hæle*, und die inanspruchnahme der flexion bei einem zahlwort ist nicht bedenklicher als bei der erklärung von mhd. *sęhs* statt *sëhs*. ich reihe zum schluss einige kleinere versehen an: s. 21, 5 lis 317 st. 217; s. 92 letzte zeile 623 st. 628; s. 106 wird Streitberg eine ansicht zugeschrieben, die er gar nicht ausgesprochen hat; s. 129, 15 'nur' st. 'nun'? s. 146: das von vHelten übernommene *nytt* ist nicht ein neutr. pl., sondern ein fem. sg. adj.; s. 147, 10 wol *beddi* st. *neddi*; 158, 1 lis *snau*.

Während der ruhige ton, den der vf. bei der auseinandersetzung mit fremden ansichten anschlägt, alle anerkennung verdient, möcht ich im interesse eines guten stils verwahrung einlegen gegen gewisse ausdrücke, die sich unnötiger weise mit der logik in widerspruch setzen; so : 'wenn nämlich mit Streitberg (wie ich glaube, mit recht) urgerm. verkürzung eingetreten ist'; 'dass nach . . . anerkannter weise idg. *ēį* contraction zu urgerm. *ę̄* erfuhr'; 'die art und weise, wie diese worte zu einem schw. d. a. sg. gekommen sein sollen, krankt an der annahme einer nominativform auf *-ṓ*'; 'dass nämlich hier mit Streitberg analogiebildungen vorliegen sollen'. bedauern könnte man es auch, dass W. die gelegenheit unbenutzt gelassen hat, die behandelten fragen einem etwas gröſseren kreis der germanisten mundgerecht zu machen, statt sich hauptsächlich an das verständnis der specialforscher zu wenden. J. Franck.

Mitteilungen aus altdeutschen handschriften. von Anton E. Schönbach. siebentes stück : Die legende vom engel und waldbruder. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. cl. bd cxliii, xii.] Wien, CGerolds sohn, 1901. 63 ss. 8°. — 1,40 m.

Im siebenten stück seiner Mitteilungen teilt Schönbach aus der Wiener hs., der er sz. auch den SChristophorus (Zs. 17, 85 ff) entnommen, eine bisher unberücksichtigt gebliebene poetische behandlung der litterarisch so weit verbreiteten legende vom engel und waldbruder (s. Anz. xxiii 54 ff) mit. die stellung unseres textes innerhalb der abendländischen quellenüberliefrung, soweit diese dem dichter zur verfügung stehn konnte, sein verhältnis zu andern deutschen stücken gleichen inhalts wird sorgfältig untersucht.

eine directe vorlage lässt sich zunächst nicht nachweisen, wol aber, dass hier der legendarische stoff gegenüber der sonstigen überliefrung mannigfach poetisch belebt erscheint: von der fähigkeit des dichters, dessen werk mit des Teichners gedichten manche vergleichungspuncte zeigt und dem Kaufringer bekannt gewesen sein dürfte (s. 60f), erhalten wir einen im ganzen vorteilhaften eindruck. es ist nur zu billigen, dass Sch. für die dialectbestimmung des gedichts, auch wenn dieses nur wenig umfangreich ist, die neuerdings von Kraus, Singer und Zwierzina vorgelegten wichtigen reimstudien herangezogen hat. mit der art freilich, wie Sch. sie nutzt, kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären: seine gründe für alemannische heimat des von einem bairisch-österreichischen schreiber aufgezeichneten kleinen denkmals haben mich in keiner weise zu überzeugen vermocht. selbst wenn gewisse reimbindungen sich öfter nicht im einklang mit der bairisch-österreichischen mundart befinden, also nur durch die litteratur- oder dichtersprache in die östlichen gegenden importiert sein können, ist damit an sich nichts gegen einen bairisch-österreichischen ursprung bewiesen. gegen letzteren wird der mangel des neuen diphthongen *ei* aus *î* (s. 24) betont, insbes. weil v. 291 *hin : în* begegne: es ligt aber gar kein grund vor, hier von dem überlieferten *in* abzuweichen, auch wenn v. 131 *dar în* mit *mîn* gebunden wird, s. jetzt Zwierzina Zs. 44, 30. 45, 71ff. auch die bindungen *sich : gelîch : heimelîch* brauchen nicht für ein alemannisches denkmal zu sprechen (s. jetzt Zwierzina Zs. 45, 89), desgleichen nicht der reim *wort : gehôrt* (s. 25): ich stelle dem citat aus Zwierzinas studien BG. § 55 gegenüber und verweise auf Enikel und Ottokar. die bindung *schrîbær : hêr* (s. 25) wird für einen Baiern oder Österreicher unbedenklich, sobald wir neben den historischen formen auf *-ære, -ær* schon die jüngere auf *-er* gelten lassen (Zs. 44, 275. 276); wir werden dann auch im einklang mit der überlieferung v. 275f *gêt ûz, ir sît trügenær und kumet nie[mer] mêre her* zu lesen haben, während ich v. 413f die lesung *nu wil ich dir sagen mære von dem burgære* vorziehe vor Schönbachs *mêre*. zum reim *êren : hêrren* s. jetzt Zwierzina Zs. 45, 27. ein reim wie *geselle : wëllen* (!) durfte nicht mehr s. 25 und 26 angesetzt werden, nachdem bereits vor jahren Franck und Sievers über die *e*-natur in *wellen* das richtige gelehrt haben; übrigens ist *wellen* (nicht *enwellen*) an jener stelle nicht infinitiv, wie s. 26 versehentlich gesagt wird; zum abfall des *n* vgl. BG. § 167. betreffs der bindungen *an : am, s : z, kâm(en) : nam* genüge ein hinweis auf Enikel s. LXXXIX 38ff. 33ff. XC 5ff. reime endlich (s. 26) wie *mahte : ahte, bot : zwîflot* (so besser als *zwîflôt*), *jâre* (acc. pl.) *: klâre* (s. 27, vgl. BG. § 342f) zeugen nicht gegen östlichen ursprung.

So dürfen wir also getrost für das kleine reimwerk nicht nur bairisch-österreichische abschrift, sondern auch herkunft an-

nehmen, insbes. wenn wir dazu noch 'die zahlreichen unläugbaren starken apokopen, die wahrscheinlichen apokopen und synkopen im innern des verses bedenken', die Sch. seinerseits 'mit einiger bestimmtheit' für die alemannische (ostschwäbische?) mda. des 14 jhs. in anspruch nehmen zu sollen glaubt (s. 26). aus diesem grunde sind auch die von Sch. oft gegen die überliefrung angesetzten verse mit vier hebungen und klingendem ausgang (s. 27) m. e. der zahl nach einzuschränken. ich beurteile den dichter hinsichtlich seiner sprache und verskunst ähnlich wie Enikel : er folgt nur zum teil der tradition der dichtersprache, seine diction ist ein mischproduct aus dialect und litteratursprache, desgleichen gerät seine rhythmik des öftern mit der herkömmlichen übung in conflict. ich glaube, dass entgegen Sch.s ausführungen (s. 27) die reimpaare v. 24. 26. 30. 32. 96. 156. 188. 210. 234. 272? 276 (s. oben). 306. 326. 332. 342. 350. 356. 382. 394? 436. 490 als apokopierte stumpfe, v. 8. 244 (hier vermutet es auch Sch. s. 24). 270 als synkopierte stumpfe aufzufassen sind, und meine, dass auch v. 12. 80. 390 die überlieferten apokopierten reimformen beizubehalten gewesen wären. für bairisch-österreichisches gebiet, in das zudem manches aus dem wortschatz weist, wie Sch. selbst verschiedentlich angemerkt hat, kann auch das häufige vorkommen dreihebiger stumpfer verse geltend gemacht werden. — die abfassungszeit wird sich kaum bestimmter ermitteln lassen. Sch. selbst ist zu keiner festen ansicht gekommen (s. 26. 38. 61). wenn 1300 ungefähr das richtige trifft, könnten die berührungen mit des Teichners gedichten nur durch gleiche landsmannschaft, 'durch eine gemeinsame schule von bildung und poetischer übung' erklärt werden.

Indem ich gelegentliche inconsequenzen bei der textherstellung im vorübergehn nur citiere (vgl. v. 48 mit 4; 63 mit 193, vgl. 59; 73. 213. 283 mit 83. 135. 289; 282 mit 115), geb ich einige bemerkungen zum text, die in erster linie für mehrere stellen die überliefrung in schutz nehmen sollen. Sch. ist oft unnötigerweise von ihr abgewichen oder hätte wenigstens discreter ändern können. — zu v. 14 : indem ich Sch.s anm. beipflichte, möcht ich doch auch *arme spîse*, das unmittelbar auf *der armen wîse* folgt, nicht für ursprünglich halten; stand *kranke spîse*? — 26 warum nicht der hs. folgend *der enwolte sîner bet niht mêr*? 62 lis *du muost mit mir hinnen scheiden*. 63 [*kutten*]? 72 warum nicht mit der hs. *gêt für*? 77 ff lis *nû bat er bruoder Heinrîch den süezen vater von himelrîch wan* (wie 116. 406, vgl. 215. 357. 418) *der heimelîchen bet* (vgl. 17 f), *der er vil und genuoc tet an den vater von himelrîch, daz* usw. 127 f *baden : schaden* im dreimal gehobenen verse. 151 lis *dwé*. 159 warum hier *unsern* ergänzen? 169 lis *daz*. 173 warum nicht mit der hs. *von sîm trinkvaz*? nach 175 komma. 183 anm. (s. 34) : das citat aus der Klage ist hier gegenstandslos. 214 *und hiet sich*

gern von im gestol(e)n. 224 ich halte auch hier die wendung *lûhte als der liehte tac* für rein formelhaft (gegen Sch.s anm. s. 35), vgl. noch Enikel Weltchr. 12514. 14330. 226 *grôzen unde kleinen*? 248 warum nicht mit der überlieferung *an der stat* (vgl. 461, freilich daneben 324) *: spât*? 250 *sîn*. 290 *gen einer* (so die hs., Sch. *ein*) *stat, dies* [*verre*] *sâhen.* 310 *der gie dort* (doch nicht *dorten*!) *her.* 311 *rînischem.* 313 *niuvazzen* oder *niuwevazzen*? 318 warum nicht *sô dir got lône*? 320 f ob es nicht ursprünglich hiefs *do enwart niht vergezzen schœner koste und guoten wîn(s)*? 328 einer ergänzung bedarf es hier nicht. 347 lis *strâzen*? vgl. aber freilich 201. 386 vielleicht ursprünglich [*von*] *wann oder wer ich wære.* 387 der irrenden überliefrung *do sprach* würde die conjectur *do scrach* = *schrac* 'schreckte auf, fuhr empor' (vgl. 380 f. 450 u. Nib. 961, 4) näher stehn; Sch. hat, wenig überzeugend, *sweic* in den text gesetzt. 394 lis hier und in der anm. (s. 37) *übeltætære,* nicht *-tetære*! 424 *er vert ein jâmerlîche vart*? 441 doch wol *ez* mit der hs. 451 ff vielleicht mit der überliefrung : *als ich dir hân geseit, daz geloube für die wârheit! alsô wâr daz ist : daz dû* usw. und nach v. 458 nicht punct, sondern komma oder colon. 466 ist das komma zu tilgen. 475 die ergänzung von *sô* ist unnötig. 484 [*got*]? 485 warum nicht mit der hs. *diu selben driu* (Sch. *drî*) *jâre*? 488 *got ân alle missewende.* — s. 24 z. 14 lis : 8 mal mit *-ăn*, 2 mal mit *-ăm* (300. 422) gebunden. z. 15 : *gân* ist im reim 6 mal bezeugt. z. 22 das Zwierzina-citat passt hier ebensowenig wie z. 25 jenes aus Weinholds Mhd. gr. s. 25 z. 10 'diese' drei reime von *ĭ : î* : besser, weil deutlicher : 'die' drei reime, nämlich 64. 182. 292 (?), die im eingang des absatzes behandelten. z. 19 lis *mêr : becher* 417. z. 1 v. u. *s : s* ist nur einmal (228) gebunden.

Halle a/S., 20 juni 1901. PHILIPP STRAUCH.

Der Ehrenbrief des Jakob Püterich von Reichertshausen an die erzherzogin Mechthild. von dr ARTHUR GOETTE. Strafsburg i. E., Schlesier und Schweikhardt, 1899. 8°. 112 ss. — 2 m.

Ob Püterichs Ehrenbrief eine kritische ausgabe verdiente, kann angesichts der schlechten überliefrung in einer einzigen hs. wol bezweifelt werden. lässt sich auch an mehreren stellen der vielfach verderbte text mit einiger sicherheit bessern, so bleibt er doch oft genug noch schwer verständlich und man wird hierfür nicht immer die überliefrung verantwortlich machen dürfen, vielmehr den biedern dichterdilettanten, dessen wollen mit seinem können in argem misverhältnis steht. aus diesem grunde auch scheint mir eine eingehendere betrachtung der verskunst und sprache Püterichs kaum gerechtfertigt, ganz abgesehen davon, dass der vf. sie recht äufserlich angelegt hat; im ausdruck ist er oft

unbeholfen und ungeschickt, in der auffassung der grammatischen erscheinungen geht er nicht selten fehl. warum 'muss' 106, 1 mit zweisilbigem auftact gelesen werden (s. 25), wo doch auch Füetrer *von Teyferbruck Hainrich* (s. 103) bietet? die zusammenstellung der reimeigentümlichkeiten (s. 28 f) ist ungenau und unvollständig; ich merke nur einiges an : in *geren* (adv. im reim auf *êren*) soll metathesis vorliegen (s. 29), str. 137 *a* und *u* im reim gebunden sein : *gewandert : hundert*; Püterich sprach hier gewis *gewondert : hondert* (vgl. *anders : sonders* 61). s. 35 ist unter den bindungen von mhd. *î* und *ei* str. 137 *reiche : streiche* zu tilgen, *freie : mangerleie* str. 72 hinzuzufügen. bei *o* und *u* waren die für nicht eingetretenen umlaut beweisenden reime *belonet : bekronet* 139, *erfunden : sunden* 112 zu verzeichnen. — bei der textgestaltung ist der einfluss der 'sprache der mhd. blütezeit' auf 'den begeisterten verehrer der alten meisterwerke' viel zu hoch angeschlagen. im einzelnen wäre zum texte folgendes zu bemerken : 7, 7 lis *widermuete*. 10, 4 doch wol *bestaten*. 32, 3 emendierte schon Riezler *Torer*. 71, 7 war kein grund, von der hs.lichen überlieferung abzuweichen, lis *scheiben*, ebenso wenig 82, 4, wo *gehêrten* zu lesen ist. 85, 5 ist *auch* nur druckfehler für *euch*. 87, 2 ist der punct zu streichen. 115, 1 *erachtet*? 123, 3 lis *er* für *es*, 5 *im* für *in*. 137, 5 warum nicht wenigstens *erdereiche*? — die anmerkungen (s. 79—112) enthalten viel überflüssiges, so wenn s. 83. 84 für die pfälzisch-bairischen geschlechter Turner (str. 37) und Forster (str. 45) an die minnesänger Otto zTurne und Günther vdForste erinnert wird. und wozu bedurfte es der umständlichen bibliographischen erläuterungen aller im Ehrenbrief genannten litteraturwerke, auch der bekanntesten, wo unsere litterarischen handbücher doch wahrlich genügende auskunft über die einzelnen werke geben! — dass für das unverständliche *graf Freine Leouen weller* (str. 99) Scherers conjectur *Harpeine Lewen vatter* das richtige getroffen habe, bezweifle ich stark, ohne freilich einen andern ausweg zu wissen. das s. 96 im letzten absatz gesagte ist durch meine Pfalzgräfin Mechthild s. 43 anm. 49, die entstehungszeit der Wyleschen translation von Euryalus und Lucretia 'vor 1447' (s. 98) durch einen hinweis auf Anz. IV 358 zu berichtigen. bei Wierich vStein (s. 90) sei der vermutung raum gegeben, dass sein buch von der tafelrunde vielleicht ein Lanzelotroman gewesen sein dürfte, vgl. Germ. 28, 139 ff. 152. 156. Centrablatt f. bibliothekswesen 5, 123. für das s. 98 z. 3 erwähnte gedicht war auf Priebsch Deutsche hss. in England I 197 ff, für Johann vNeumarkt (s. 108) auf Burdachs forschungen zu verweisen. für Heinrichs vBurgeis Selenrat (s. 109) kommt noch Zingerles aufsatz in der Wiener zeitung 1886 nr 255. 256 in betracht. Rudolf vEms hat kein Trojalied verfasst (s. 105). die redensart *gebt im das hüetel wider* (str. 117) ist s. 109 kaum richtig gedeutet, gewis aber auch unzutreffend im D. wörterb. IV

2, 1991. str. 105, 2 wird statt *sey* : *bey Frantzen Nadler* zu lesen sein; einen *maister Frantz* nennen die Tegernseer weihnachtserungen zu den jahren 1465. 1466. 1471. 1476, s. s. 110 die anm. zu str. 124. 125. zu str. 136 (s. 112) *sich berihten* s. Lexer I 192. Mhd. wb. II 1, 641. — was der vf. einleitend über Püterich und Mechthild zusammenstellt, bereichert unsere kenntnis nicht, vielmehr widerholt er in allem wesentlichen, was frühere forschung bereits ermittelt hat; die fortsetzung von Schmidtners abhandlung über die genealogie der Püteriche im Oberbayr. archiv 41, 44 f ist ihm unbekannt geblieben, ebenso auch wol Burdachs aufsatz im Centralbl. f. bibliothekswesen 5, 111 ff. s. 17 ist im zweitletzten absatz im anschluss an Riezler, der dazu noch ungenau excerpiert ist, irriges behauptet: es kann sich nur um Niclas vWyle, nicht aber um Joh. Hartlieb handeln.

Halle a. S., 13 januar 1900. PHILIPP STRAUCH.

Unsere volkstümlichen lieder von HOFFMANN VON FALLERSLEBEN. vierte auflage, herausgegeben und neu bearbeitet von KARL HERMANN PRAHL. Leipzig, WEngelmann, 1900. VIII und 348 ss. 8°. — 7 m.

Hoffmann vFallersleben hatte sein verzeichnis der deutschen volkstümlichen lieder zum ersten mal im jahre 1856 veröffentlicht, 1859 neu aufgelegt und 1869 in dritter auflage nur äufserlich mit fortsetzungen und nachträgen zu dem unveränderten texte versehen. darum war jetzt eine neue bearbeitung, die all die vielen ergebnisse der einzelforschung verwerten und die seit Hoffmanns zusammenstellung neu gedichteten und volkstümlich gewordenen lieder aufnehmen sollte, schon zu einem bedürfnis geworden. Prahl hat sich nun dieser aufgabe unterzogen und sie mit fleifs, sorgfalt und entsprechender litteraturkenntnis besorgt.

Die unterschiede zwischen den früheren auflagen und der neuen gründlichen umarbeitung sind sehr bedeutend. zunächst hat P. aus Hoffmanns verzeichnis viel gestrichen: 'das, was heute nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann'. näher hat er sich über seine streichungen nicht geäufsert. es wäre ganz gut gewesen, wenn er die aus der 3 auflage getilgten nummern verzeichnet hätte. auf jeden fall ist es interessant zu sehen, was gestrichen worden ist. es sind im ganzen, wenn ich richtig zähle, gegen 200 lieder. vor allem muste P. zahlreiche lieder von Hoffmann selbst aus dem ältern verzeichnis entfernen. Hoffmann, der den stil des volksliedes gut inne hatte, verstand es würklich, schlichte, innige lieder zu dichten. er passte sie oft unmittelbar bekannten volksmelodien an, so wurden sie gern gesungen. manche seiner lieder sind ja noch heute würklich in aller munde. mehrere gehören zum festen bestande unserer commersbücher, meiner einsicht nach das sicherste kennzeichen dauernder popularität eines dichters. aber unter seinen mit

grofser leichtigkeit producierten gedichten findet sich doch auch viel minderwertiges, und es war eine grofse voreingenommenheit für seine schöpfungen, wenn er nicht weniger als 91 eigene lieder als volkstümlich verzeichnet hat. jene lieder, für die er den erweis dauernder volkstümlichkeit nicht erbringen konnte, hat P. gestrichen und ihn so auf die noch immer alle andern dichter weit übertreffende nummernzahl von 52 herabgedrückt. gestrichen werden musten ferner mehrere Goethische lieder, die sich nicht mehr als volkstümlich erweisen, so die nrr (der 3 auflage) 15. 82. 235. 326. 327. 495. 609. 872. 1041. getilgt wurden weiter von älteren bekannten oder berühmten dichtern lieder, die entweder von Hoffmann irriger weise als volkstümlich aufgefasst oder die in den letzten jahrzehnten wider vergessen worden sind, so je sechs lieder von Schubart (33. 210. 497. 502. 580. 807) und Voss (94. 445. 511. 594. 735. 975), je vier von Hölty (140. 302. 390. 984) und Arndt (70. 168. 324. 577), je drei von Bürger (404. 783. 981) und Tiedge (522. 663. 1801), je zwei von Schiller (288. 1063), Kotzebue (42. 699) und Raimund (645. 695), je eins von Opitz (1082), Christian Felix Weifse (200), Matthison (145), Brentano (60), Eichendorff (870), JKerner (921), Heine (203) usw., endlich über fünfzig lieder, von denen der verfassername nicht bekannt ist.

Da P. trotz diesen streichungen gegenüber den 1142 liedern der 3 auflage über 1350 verzeichnet, so hat er im ganzen 400 neue lieder beigebracht. damit aber sind die neuerungen der vorliegenden bearbeitung noch lange nicht erschöpft. denn P. hat auch Hoffmanns bemerkungen zu den einzelnen liedern über deren äufsere geschichte berichtigt, ergänzt, oft durchgreifend umgearbeitet. zu jedem liede bringt P., so weit es möglich war, den verfasser bei, ferner zeit und ort des ersten erscheinens, der späteren veröffentlichung, den oder die componisten, den fundort der melodien, die umänderungen oder zusätze, die der wortlaut etwa später erlitt, seine verarbeitung zum volksliede, seine aufnahme in volkstümliche liedersammlungen, commersbücher, liederbücher für schule und haus, für turner und soldaten. alles in löblicher gedrängter kürze, was um so leichter möglich war, als sich P. oft mit kurzen hinweisen auf die ausführlicheren angaben in den bekannten sammlungen Böhmes und in den neueren untersuchungen von MFriedländer, AKopp, John Meier uaa. begnügen konnte. durchaus gemehrt und gebessert sind namentlich die notizen zu den volkstümlichen liedern Goethes; manche der stark ergänzten oder neu hinzugefügten anmerkungen stellen förmlich kleine wertvolle monographien dar. so zu nr 40 (Landesvater), 373 (Wacht am Rhein), 480 (Gaudeamus), 934 (O alte burschenherrlichkeit), 957 (Tannenbaum), 1147 (Vom hoh'n Olymp herab) usw.

Dass zu diesen anmerkungen trotz P.s sorgfalt und sach-

kenntnis doch noch ergänzungen und berichtigungen möglich sind, erscheint bei der grofsen, weit verstreuten, oft in abgelegenen zeitschriften verborgenen litteratur dieses gegenstandes sehr begreiflich. kleine nachträge haben ua. schon geliefert Bolte in der Zs. d. ver. f. volkskunde 11, 103f und Rosenbaum im Euphorion 8, 136f. auch wird jede neuere sammlung volkstümlicher lieder P.s material und angaben ergänzen können, so zb. jetzt: MEMarriage und John Meier, Volkslieder aus dem canton Bern (Schweiz. arch. f. volkskunde 5, 1—47). kleine ergänzungen möcht auch ich hier hinzufügen, indem ich hierbei auch einige litterarische erscheinungen verwerte, die gleichzeitig mit oder nach P.s bearbeitung veröffentlicht worden sind. — zu nr 6 JKerner 'Ach, ach ich armes Klosterfräulein' und nr 7 Schiller 'Ach aus dieses Thales Gründen' vgl. man jetzt RHildebrand Materialien z. gesch. d. deutschen volksliedes s. 13 und 9. — zu nr 28. Klesheims 'A Deanderl geht um Holz in Wald' wird auch in Südböhmen, übertragen in die mda. der gegend, gesungen. vgl. Hruschka und Toischer Deutsche volkslieder aus Böhmen s. 118. — zu nr 61 Goethe 'An dem reinsten Frühlingsmorgen' vgl. Hildebrand aao. s. 11. — zu nr 294. Heines dreistrophiges lied: 'Du hast Diamanten und Perlen' ligt mir in einer dreizehn- und in einer achtstrophigen fassung nach dem volksmund aus Deutsch-Böhmen vor. es wurde auch in Russland zu einem volksliede. vgl. Jahresber. f. neuere deutsche litteraturgesch. 3 bd I 11 : 93. — zu nr 506. zur geschichte des textes der österreichischen volkshymne bringt viele einzelheiten Sauer bei in den Mitteil. d. ver. f. gesch. d. Deutschen in Böhmen 33, 356ff, wo auch weitere litteratur genannt ist. — zu nr 536. über die geschichte der preufsischen volkshymne handelt jetzt ausführlich OBoehm Die volkshymnen aller staaten des deutschen reiches (Wismar 1901) s. 11ff, eine schrift, die auch sonst von deutschen liedern handelt, die wenigstens in landschaftlicher begrenzung volkstümlich sind. — zu nr 539 Kazners 'Heinrich und Wilhelmine' vgl. Hildebrand aao. s. 14ff. auch von diesem liegen mir zahlreiche fassungen aus Deutsch-Böhmen vor. — zu nr 560: NicHermanns Brautlied ist jetzt nach dem original von 1556 samt den noten abgedruckt bei Mathesius Hochzeitspredigten ed. Lösche (Bibl. deutscher schriftsteller aus Böhmen VI) s. 294ff. — zu nr 586 : GABürgers Spinnerlied ist früh volkstümlich und bald auch zu einem volkslied zersungen worden. Wackernell druckt in der Festschr. zum 8 allgem. deutschen neuphilologentage (Wien 1898 s. 59—64) ein von Prem in der bibliothek des nordtirolischen klosters Stams gefundenes 'Spinnerlied' vom ausgang des 18 jhs. ab, das eine in form und anschauung merkwürdig umgestaltete fassung des Bürgerschen liedes darbietet. — zu nr 589 WASchmidts 'Böttcherlied' vgl. noch Zs. f. österreich. volkskunde 4, 235ff. 6, 84. doch nicht 1797 wie hier steht, sondern 1795,

wie es Prahl angibt, ist das erscheinungsjahr. — zu nr 719 'In Böhmen ligt ein Städtchen' vgl. jetzt auch Alemannia 25, 225. zahlreiche deutsch-böhmische fassungen liegen mir handschriftlich vor. — zu nr 724 Krebs 'In der Heimat ist es schön' vgl. jetzt PHoffmann in der Zs. f. d. deutschen unterricht 14, 717 ff. — zu nr 746. volkstümliche fassungen und melodien zu Castellis 'Aloan' sind jetzt verzeichnet in der zeitschrift 'Das deutsche volkslied' 2, 76 ff und 126. — zu nr 848. mehrere volkstümliche umgestaltungen des liedes 'Mariechen' von Zedlitz bespricht Petsch in der Zs. d. ver. f. volksk. 10, 66—71. — zu nr 894 WHauff 'Reiters morgenlied' vgl. auch KHoffmann Zur geschichte eines volksliedes (jahresber. d. grofsh. realschule, Pforzheim 1897). — zu nr 1056. FRaimunds 'So leb denn wohl, du stilles Haus' ist widerholt zu längeren volksliedern umgestaltet worden, vgl. Köhler-Meier Volkslieder von der Mosel und Saar nr 165 anm. und AHauffen in der zeitschrift 'Das deutsche volkslied' 2, 103 f und 125. — zu nr 1210 'Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine' vgl. jetzt AJohns zusammenstellungen in der Zs. f. österreich. volkskunde 6, 30—34.

P. stellt, dem vorgange Hoffmanns folgend, am schluss zwei listen zusammen. zunächst ein alphabetisches verzeichnis der wort- und tondichter, denen er hier die entsprechenden lebensdaten hinzufügt. das zweite verzeichnis gibt die reihenfolge der lieder nach der zeit ihrer entstehung vom 12 jh. bis zur gegenwart. wer diese listen aufmerksam durchnimmt, der kommt zu bemerkenswerten, ja höchst auffälligen ergebnissen über den anteil einzelner dichter und verschiedener litteraturperioden an dem schatze unserer volkstümlichen lieder. auch in der neuen bearbeitung trägt noch der ursprüngliche verfasser unseres werkes den sieg davon. 52 lieder von Hoffmann vFallersleben selbst haben in das verzeichnis der volkstümlichen lieder aufnahme gefunden, also um eines mehr als von Goethe, der sich ihm mit 51 nummern unmittelbar anreiht. dass hier eine voreingenommenheit des verfassers für seine eigenen lieder vorligt, wurde oben bereits erwähnt. im übrigen haben wir keinen grund, an der zuverlässigkeit und stichhaltigkeit der getroffenen auswahl zu zweifeln. und so sehen wir denn, dass hinter Hoffmann und Goethe als beliebteste und volkstümlichste liederdichter angereiht werden müssen : Wilhelm Müller mit 23 liedern, JHVoss und Uhland mit je 22, Theodor Körner mit 20, Schiller und Scheffel mit je 19, MClaudius mit 17, Heine mit 16, GABürger und Arndt mit je 15, Hölty mit 13, FRaimund mit 12, AMahlmann und JMMiller mit je 11, ALangbein und EGeibel mit je 10, Eichendorff mit 9, FStolberg, Schenkendorf, Schikaneder, Schubart, Tieck mit je 8, JKerner mit 7, JChGünther, Gleim, Salis, AvKotzebue mit je 6, Hagedorn, JGJacobi, vMatthison, CBrentano, Herwegh, Freiligrath mit je 5 liedern. dann sinken die

zahlen rasch. weitaus die meisten der in Hoffmann-Prahls verzeichnis aufgenommenen dichter sind nur mit je einem liede vertreten, so auch berühmte namen wie Gellert, HvGilm, FvSchlegel, FHalm. viel häufiger tritt der fall ein, dass männer, die im übrigen als dichter gänzlich unbekannt sind oder vielleicht überhaupt nichts anderes gedichtet haben, mit einem einzigen liede sich allgemeine beliebtheit, ja berühmtheit zu erringen wusten. man denke an Schneckenburger mit seiner 'Wacht am Rhein' und an den Salzburger priester Josef Mohr, der 1818 das ungemein verbreitete weihnachtslied : 'Stille Nacht, heilige Nacht' verfasst hat. freilich spielen hierbei oft auch andere als rein ästhetische momente mit. hingegen suchen wir wider viele berühmte namen fruchtbarer und bedeutender lyriker vergeblich in der reihe der 'volkstümlichen'. bemerkenswert ist es ferner, dass viele mundartliche gedichte, im ganzen 50, volkstümlich geworden sind, darunter 8 von Castelli, je 5 von Klesheim und Kobell, je 3 von Hebel und Stelzhamer, 2 von ABaumann, je 1 von Bäuerle, Grübel, Hoffmann vFallersleben uva. die frauenwelt ist nur mit 20 liedern vertreten (Helmina vChezy 5, Friederike Brun 4, Agnes vStolberg, Elisa vdRecke, gräfin Hahn-Hahn, Johanna Schopenhauer uaa. je 1)[1].

Überblicken wir nun die liste der gegenwärtig noch volkstümlichen lieder nach dem alter ihrer entstehung, so sehen wir, dass aus dem 12, 13 und 15 jh. nur je 1 lied, aus dem 16 jh. 7, aus dem 17 jh. bereits 27 lieder stammen. hier treffen wir auch zuerst namen bekannter lyriker, die uns mehr als ein volkstümliches lied geschenkt haben, so Greflinger drei, SDach und Opitz je zwei. in den nächsten abschnitten wächst die zahl der lieder überaus rasch an, von 1700—1750 zählen wir 50, von 1750—1800 neunmal so viel : 450, von 1800—1850 gar 700 lieder. und nun ein fast unvermittelt rasches sinken. von 1850 bis zur gegenwart sind kaum 100 lieder entstanden, die bis heute volkstümlich geworden sind. am fruchtbarsten in der schöpfung von sangbaren und volksmäfsigen liedern ist zweifellos der zeitraum von 1770—1830, also die zeit des Göttinger hains, der classiker, der romantiker, der freiheitssänger, der schwäbischen schule. die überwiegende mehrzahl der oben genannten, an volkstümlichen liedern besonders reichen lyriker gehört diesem zeitraum an und fast alle bedeutenderen dichter der bezeichneten jahrzehnte sind in dem kreise der volkstümlichen vertreten : von den classikern aufser Goethe und Schiller, die schon genannt wurden, noch

[1] was die componisten betrifft, so erreichen die älteren wie JFReichardt mit 77, Joh. Abrah. PSchultz mit 57 und Zelter mit 45 melodien die höchsten zahlen. ihre compositionen sind aber oft von jüngeren weisen völlig verdrängt worden. von bekannten tondichtern nenn ich noch : Silcher mit 38, KMvWeber mit 36, Methfessel mit 25, KKreutzer mit 24, Mozart mit 23, FSchubert mit 18, RSchumann und Beethoven mit je 12, Mendelssohn mit 10 melodien.

Klopstock mit 4, Herder mit 3 und Lessing mit 2 liedern. von andern dichtern dieses zeitraums möcht ich aufser den oben genannten noch erwähnen : Jung-Stilling, Pfeffel, Novalis, Chamisso, Rückert mit je 4, WHauff mit 3, Zedlitz, GSchwab und Mörike[1] mit je 2 liedern. ihnen schliefsen sich für die nächsten jahrzehnte bis über die mitte des jhs. nur wenige namen an : neben den oben genannten : Geibel, Scheffel, Freiligrath uaa. noch Roquette mit 4 liedern. doch namentlich in dem zeitabschnitt seit 1860 ist unsere lyrik auffällig unfruchtbar an liedern, die zur erlangung der volkstümlichkeit geeignet wären. alle bedeutenderen lyriker der letzten jahrzehnte fehlen bei Hoffmann-Prahl; ich finde von jüngeren bekannten namen nur Baumbach mit 4, HAllmers, HvLingg, WvRiehl, JRodenberg, Julius Sturm und Trojan mit je 1 liede. auch die lieder der oben genannten mundartlichen dichter und der frauen sind zumeist vor 1850 entstanden[2]. die kleine liederschar, die in den letzten jahrzehnten volkstümlich geworden ist, setzt sich überdies zumeist aus studentenliedern, aus kriegsliedern des jahres 1870/71 und aus einigen jüngeren politisch-nationalen liedern zusammen. die reine gefühlslyrik, die in dem zeitraum von 1770—1830 durch so viele hunderte der schönsten volkstümlichen lieder vertreten ist, treffen wir in der liste der letzten jahrzehnte nur sehr spärlich an. und meist sind es ganz unbekannte und im übrigen unfruchtbare dichter, denen einmal ein solches lied gelungen ist.

Aus dem gesagten ergibt sich also, dass seit 1850, namentlich aber seit 1860, trotz der unübersehbar grofsen zahl deutscher lyriker nur wenige in dieser zeit neu entstandene lieder volkstümlich geworden sind. diese tatsache ist gewis aufserordentlich auffällig. man könnte zwar noch annehmen, dass einige lieder dieser zeit sich vielleicht noch künftig volkstümlichkeit erringen werden, oder dass bei anderen die bereits vorhandene popularität von dem herausgeber der neuen auflage übersehen worden ist. P. war aber in der aufnahme neuer lieder gewis nicht zurückhaltend, er verzeichnet eher gelegentlich lieder, deren allgemeine verbreitung und beliebtheit mir noch fraglich scheint. ich wüste auch kaum ein heute in weiteren kreisen viel gesungenes lied zu nennen, das ich in seinem verzeichnis vermiste[3]. operettencouplets,

[1] von Mörike hätte noch ein drittes lied aufnahme finden sollen: 'Früh wann die Hähne krähn'. vgl. Schönbach Anz. XVI 365 anm.

[2] von neueren dichterinnen find ich in der liste nur Frieda Schanz. aber ihr rheinweinlied : 'Wie glüht er im Glase' 1884 hat nur deshalb aufnahme in das Lahrer Kommersbuch gefunden, weil es bei einem ausschreiben der verleger den preis davongetragen hatte, nicht aber deshalb, weil es schon vorher durch eigene kraft volkstümlich geworden wäre. die berechtigung P.s zur aufnahme dieses liedes scheint mir darum zweifelhaft.

[3] höchstens einige nationale lieder der neueren zeit, so 'Durch die Lüfte rauscht ein Mahnen' von gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almási, 'O, Deutschland hoch in Ehren!' verf. und componist unbekannt, 'Was uns eint

Berliner und Wiener volkssängerlieder, die ja allerdings ein, zwei jahre in aller munde sind, um dann rasch wider vergessen und durch neue blüten des stumpfsinns verdrängt zu werden, hat P. mit recht von der aufnahme ausgeschlossen. denn nur jene lieder, die dauernd in der gunst weiterer schichten bleiben, können als volkstümlich bezeichnet werden, gleichviel natürlich, ob sie ästhetisch und ethisch wertvoll sind oder nicht, in der regel aber sind sie es. wir müssen also die tatsache feststellen, dass es unsere modernen lyriker im allgemeinen nicht verstanden haben und nicht verstehn, sich so in das herz des volkes zu singen, wie es bei unseren grofsen dichtern um die wende des 18 und 19 jhs. in so hohem grade der fall war. haben sie im bestreben, eigenartig zu sein, den schlichten volkston verlernt? fehlt es an entsprechenden, leicht sich einschmeichelnden melodien? — denn nicht gesungene lieder können nicht volkstümlich werden. — ich mag nicht den gründen nachforschen, ich wollte hier nur auf diese merkwürdige erscheinung aufmerksam machen, die aus P.s listen und aus der neuen auflage von Hoffmanns buch überhaupt so augenfällig und deutlich zu ersehen ist.

Noch eine frage von allgemeinerer bedeutung möcht ich zum schluss erörtern. P. verzeichnet im sinne Hoffmanns fast nur eigentliche 'volkstümliche lieder'. nur wenige daraus möcht ich als 'volkslieder' im engern sinne bezeichnen. genau lässt sich allerdings die grenze zwischen beiden gruppen nicht ziehen, da ja das volkstümliche lied einen allmälichen übergang vom kunstliede zum volksliede bildet. in würklichkeit gehn also die einzelnen erscheinungsformen ineinander über, aber der theoretiker muss gleichwol die gattungen sondern, und die reinen typen der verschiedenen gruppen werden leicht von einander zu unterscheiden sein. dass der verfasser eines liedes bekannt ist, der des andern nicht, das kann allerdings nicht als unbedingtes kriterium der sonderung gelten (P. s. IV), aber es ligt — wie noch gezeigt werden soll — in natürlichen gründen, dass die verfasser von volkstümlichen liedern in der regel bekannt, jene von volksliedern hingegen meist unbekannt sind.

Volkstümliche lieder sind m. e. solche von zumeist bekannten autoren aus den gebildeten ständen (ursprünglich also als kunstlieder) abgefasste gedichte, die sangbar, gefällig, schlicht und würksam sind, sich darum bald einer gröfseren beliebtheit und verbreitung erfreuen und (sobald sie mit einer entsprechenden melodie versehen sind) hauptsächlich in den mittleren schichten der bevölkerung gern und oft gesungen werden (einzeln oder im

als deutsche Brüder' von FStolle, melodie von FMendelssohn-Bartholdy. diese lieder werden in den deutschnationalen kreisen Österreichs sehr viel gesungen; ob sie auch im deutschen reiche in jüngster zeit volkstümlich geworden sind, darf man der sammlung: 'Alldeutsches Liederbuch' hgg. vom alldeutschen verbande. Leipzig 1901, nicht ohne weiteres entnehmen.

chore, meist in begleitung eines instruments) und die nicht mündlich, sondern durch den druck (früher auch durch abschriften), meist durch liedersammlungen weiter verbreitet werden. durch die flüchtigkeit oder die willkür der copisten und drucker, der tondichter, der herausgeber neuer sammlungen erleiden die texte der volkstümlichen lieder im laufe der zeit veränderungen. aber diese entstellungen, versehen oder absichtlichen besserungen können wider durch genauere drucke berichtigt werden, und sie sind nie so bedeutend, dass sie den charakter des betreffenden liedes völlig ändern würden. die verfasser der volkstümlichen lieder bleiben bekannt, weil die componisten und die sammlungen sie zu nennen pflegen. es kann aber auch der autorname eines volkstümlichen liedes aus zufälligen gründen unbekannt bleiben, wenn zb. ein solches lied anonym veröffentlicht worden ist. so war der name Schneckenburgers lange unbekannt. die 'Wacht am Rhein' wäre darum noch kein volkslied, auch wenn der name des verfassers dauernd im dunkel geblieben wäre. bestimmte berufskreise, wie die der studenten [1], soldaten und turner, bilden den üppigsten nährboden für die popularisierung von kunstliedern. zahllose volksgenossen gehören diesen berufen in der empfänglichen jugendzeit an und tragen die lieder, die sie hierbei kennen gelernt haben, in die verschiedensten volksschichten.

Wenn aber die volkstümlich gewordenen lieder weiter und tiefer dringen, von den mittleren in die unteren schichten, also in das 'volk' [2], wenn sie nicht mehr mit instrumentaler begleitung, sondern in freiem, ungeschultem, natürlichem gesange (im chore und von einzelnen) ohne texte und noten gesungen werden und sich nicht mehr durch den druck, sondern in flüchtig geschriebenen liederheften oder nur mündlich, gedächtnismäfsig fortpflanzen, dann wird ihr ursprünglicher wortlaut immer stärker nach dem geschmack des volkes umgeändert, oft ganz und gar 'zersungen' oder 'zurechtgesungen' (wie es in der volkssprache lautet), dann werden sie zu 'volksliedern' umgeschaffen. während dieses (längere oder kürzere zeit dauernden) processes drückt das volk den von den gebildeten schichten übernommenen liedern den stempel seines geistes, seiner art auf. es zerfasert und ver-

[1] die entwicklung des deutschen studentenliedes in den hauptzügen ist soeben dargelegt worden von Prahl selbst in seinem schriftchen Das deutsche studentenlied (Burschenschaftliche bücherei 1, 5). Berlin, Heymann, 1900. 54 ss. 8°. — 0,60 m.

[2] unter 'volk' kann man in der volkspoesie, wie in andern zweigen der volkskunde bei den Deutschen seit dem ausgange des ma.s nicht die gesamte nation verstehn, sondern nur die unteren, vorzugsweise die ländlichen schichten der bevölkerung, die von den internationalen bildungs- und culturelementen möglichst unberührt, in möglichst nationaler eigenart verblieben sind. wol auch die niedere städtische bevölkeruug, soweit sie bodenständig ist, aber nicht den heimatlosen 'pöbel', den schon Herder bei der volksliedsforschung ausschliefst. [nachtrag. vgl. jetzt darüber : Hoffmann-Krayer 'Die volkskunde als wissenschaft' s. 6.]

einfacht sie, versieht sie mit beliebten 'wanderstrophen', mit volkstümlichen redewendungen und vergleichen, typischen formeln und reimbindungen, modelt sie nach bekannten mustern um, kleidet sie in eine ihm genehme darstellungs- und anschauungsweise, setzt sie häufig auch in die mundart um. kurz das volk betrachtet solche lieder als sein geistiges eigentum, weifs nichts mehr von persönlichen anrechten eines verfassers und vergisst darum auch seinen namen. es ist also natürlich begründet, warum die volkslieder in der regel namenlos überliefert sind. freilich kann auch beim volkslied zufällig der name des ursprünglichen verfassers aufgedeckt werden, so zb. durch die forschungen eines litterarhistorikers, wie dies John Meier[1] in zahlreichen fällen geglückt ist.

Trotz der vorhandenen übergänge kann man im einzelfalle meist leicht unterscheiden, ob ein lied ein volkstümliches oder ein volkslied ist. lieder zb. wie Schillers 'Mädchen in der Fremde' oder WHauffs 'Soldatenliebe' hat JMeier in seine sammlung der 'Volkslieder von der Mosel und Saar' aufgenommen. sie zeigen aber hier nur ganz geringe und belanglose änderungen gegenüber dem wortlaut der dichter. bei dem Schillerschen gedicht nur in zwei fällen: 2, 3 *Und schnell war ihre Spur verloren*] Meier: *bald ging*. — 4, 1 *Und teilte jedem eine Gabe:*] *Sie*. — ähnlich bei Hauff: 1, 2 *So einsam auf der fernen Wacht*] Meier: *stillen*. — 1, 4 *Ob mir's auch treu und hold verblieb*] *sie mir* usw. das sind gedächtnisfehler, zufällige versehen, aber noch nicht für den volksgeschmack charakteristische abänderungen. solche lieder kann ich noch nicht volkslieder nennen, sondern volkstümliche. lieder hingegen, wie Goethes 'Kleine Blumen, kleine Blätter' in den (ua. von Erich Schmidt in Herrigs Archiv 97, 1 ff besprochenen) fassungen, wo das original bis zur unkenntlichkeit zerrupft, mit strophen aus andern liedern vermengt erscheint, oder die oben erwähnte Tiroler fassung des Bürgerschen spinnerliedes, die eine völlige und charakteristische umänderung aufweist, sind nicht mehr volkstümliche, sondern volkslieder. in allen diesen fällen war dem volke, dh. den betreffenden sängern der name des ursprünglichen verfassers nicht bekannt und muste erst auf litterarischem wege erforscht werden.

Aus den forschungen John Meiers uaa. hat es sich mit sicherheit ergeben, dass sehr viele der heute als volkslieder geltenden gedichte ursprünglich kunstlieder (bekannter verfasser aus den gebildeten ständen) waren und erst allmälich auf dem durchgangsstadium des volkstümlichen liedes zu volksliedern umgestaltet wurden. vielfach wird darum jetzt auch die meinung ausge-

[1] John Meiers arbeiten, auf die ich hier anspiele, hab ich in den Jahresber. f. n. deutsche litteraturgesch. 9 bd i 5 : 351—353 (und 8 bd 668) besprochen.. [nachtrag. man vgl. jetzt auch Prahls aufsatz über das volkslied Zs. f. d. deutschen unterricht 15, heft 10.]

sprochen, dies sei bei allen volksliedern der fall gewesen. ich gesteh, dass ich dieser unerwiesenen verallgemeinerung keinen glauben schenken kann. ich meine vielmehr, dass zahlreiche unserer (oft jahrhunderte alten und noch immer lebendigen, dh. vom volke gesungenen) volkslieder sich schon durch ihre entstehungsweise von den kunstliedern unterschieden haben und von vornherein volkslieder waren. man braucht dabei nicht die romantischen vorstellungen vom dichtenden gesamtgeiste des volkes oder vom 'wachsen' der lieder gleich pflanzen usw. festzuhalten. auch solche volkslieder sind von einem einzelnen gedichtet, aber von einem dichter aus den breiten schichten des volkes, der den gedankenkreis und die darstellungsweise der grofsen masse vertritt und sich an die alten überlieferungen hält, der sich der mittel der poetischen technik bedient, die allen zur hand lagen und gleich aus der stimmung und anschauungsweise des volkes heraus dichtete. die 'arbeitslieder', denen Büchers schöne untersuchung gilt, sind alle auf diese weise entstanden und niemals kunstlieder gewesen. wie oft gibt uns die letzte strophe älterer volkslieder selbst an, dass das lied von einem freien jäger, einem reiter, landsknecht, bauernsohn, einem freien gesellen, also von leuten aus dem volke gedichtet worden sei, auch von mehreren gemeinsam, zwei reitern, landsknechten, frischen bäuern, drei husaren usw.

Allerdings möcht auch ich den unterschied zwischen kunstlied und volkslied nicht als organisch bezeichnen, denn es gibt, wie Goethe gesagt hat, nur eine echte und wahre poesie, und die kommt in beiden gattungen zum ausdruck. aber im stil, in der weltanschauung, in der darstellung, in der ausdrucksweise, kurz in der gesamten inneren und äufseren form unterscheiden sich die volkslieder deutlich von den kunstliedern. jeder, der sich länger mit dem volkslied beschäftigt hat, wird mir zugeben, dass man fälschungen, also von sammlern selbstangefertigte 'volkslieder' oder in geschriebene oder gedruckte sammlungen eingeschmuggelte kunstlieder sofort erkennt. man unterscheidet sozusagen 'nach dem gefühl'. das genügt freilich nicht für die wissenschaftliche erkenntnis. man wird es dazu bringen müssen, durch eine genaue beschreibung und vergleichung den besondern stil des volksliedes zu finden, wie dies zb. Petsch für das volksrätsel und das volksmärchen mit erfolg durchgeführt hat. John Meier hat die absicht angekündigt, durch die 'eingehnde betrachtung und würdigung der veränderungen, die die kunstlieder im volksmund erlitten haben, die eigenheiten des volksliedes' klarzulegen. das ist gewis ein überaus fruchtbarer gedanke. ich glaube nur, dass es zur abrundung der daraus zu erwartenden ergebnisse notwendig sein wird, auch die ausgesprochenen und unzweifelhaften volkslieder selbst zu beschreiben. die vielen lieder, die nachweislich schon im 15 und 16 jh. als namenloses

gut bekannt waren und die noch heute vom volke gesungen werden, bieten uns doch gewis 'einen sichern ausgangspunct für die untersuchungen dar'.

Prag. ADOLF HAUFFEN.

Das deutsche soldatenstück des 18 jahrhunderts seit Lessings Minna vBarnhelm. von KARL HUGO v. STOCKMAYER. [Litterarhistorische forschungen hgg. von Schick und Waldberg. heft x.] Weimar, Felber, 1898. 125 ss. 8°. — 3 m.

Die figur des juden in der dramatischen litteratur des 18 jahrhunderts. von HERBERT CARRINGTON. diss. Heidelberg, Carl Pfeffer, 1897. 85 ss. 8°. — 1,50 m.

Seit jahren mehren sich die untersuchungen, die einen bestimmten stoff in seiner verschiednen behandlung durch eine reihe von autoren verfolgen. freilich werden derartige themen nur in seltenen fällen erschöpfend bearbeitet werden können; gröfseres oder geringeres material wird — je nach der belesenheit des autors — unberücksichtigt bleiben. aber wir können uns vielleicht vorläufig damit zufrieden geben, dass durch solche untersuchungen die nötige vorarbeit zu einem längst dringend erwünschten stofflexikon geschaffen wird. nachträge und zusätze sind ja immer willkommen.

Die vorstehend angezeigten arbeiten sind von ungleichem werte. vStockmayer hat sein thema ziemlich erschöpft. an seiner darstellungsweise, insbesondere an der einteilung des stoffes wird sich kaum etwas aussetzen lassen : er hat eine grofse anzahl von soldatenstücken berücksichtigt. freilich macht sich ein mangel fühlbar, der sich aber in alle untersuchungen eingeschlichen hat, die ihren stoff aus dem gebiete der dramatischen litteratur holen. auf die bühnenwürkung der besprochenen werke wird fast nie rücksicht genommen. es wird gründlich und umfassend gezeigt, wie weit die nachtreter und nachbeter eines autors von ihm beeinflusst wurden — wie sich das publicum im theater solchen ausbeutungen eines vorbildes gegenüber verhält, wird verschwiegen. das hat denn auch St. zu zeigen unterlassen.

Dass seine arbeit — so gerne die sorgfalt des verfassers in der durchführung des themas anerkannt werden mag — der nachträge und ergänzungen bedarf, wird kaum einem zweifel begegnen. die Wiener litteraten des 18 jhs. wie zb. Hensler, die sehr stark unter dem einflusse der 'Minna' standen, sind — mit ausnahme der beiden Stephanie — unberücksichtigt geblieben. die einschlägigen werke Schikaneders scheint St. kaum dem namen nach zu kennen. 'Das Regensburger Schiff' Schikaneders ist zb. eine directe weiterbildung des stoffes und der figuren der 'Minna v. Barnhelm'. auch Kotzebue hätte St. sorgfältiger durchgehn müssen. zu s. 66 wäre nachzutragen, dass St. eine originelle umgehung des point d'honneur bei Kotzebue entgangen ist. im 'Intermezzo'

wird dem lieutenant Silberforst von seinem procefsgegner ein landgut geschenkt. der lieutenant weigert sich, mit rücksicht auf seine stellung, es anzunehmen. da schenkt der grofsmütige gegner das gut der braut des lieutenants, aus deren händen jener es annimmt, ohne dafs seine ehre tangiert wäre. — endlich erwähn ich, dass Bergopzoomer, mit dem St. offenbar nichts anzufangen wuste — darauf deutet wol das dem namen beigesetzte fragezeichen — lange zeit als darsteller sentimentaler liebhaberrollen mit Johann Christian Brandes zusammenwürkte (vgl. dessen Lebensgeschichte bd I) und später als darsteller und schriftsteller in Wien tätig war.

Weit weniger kann man sich mit Carringtons 'Figur des juden' befreunden, hier ist vieles ungenau und unrichtig, sogar der titel ist falsch. C. verspricht, die figur des juden in der dramatischen litteratur des 18 jhs. zu verfolgen, lässt sich aber auf s. 60 ff eingehend über JvVoss und die tendenzstücke des 19 jhs. aus.

Welche absicht C. mit seiner arbeit verfolgte, ist nicht einzusehen. wollte er eine zusammenhängende darstellung aller 'judendramen' geben, so hätte er weit mehr stücke einer besprechung unterziehen müssen, als seine untersuchung bietet. die einleitung ist ganz flüchtig. C. citiert nur Creizenachs Geschichte des neuern dramas. eigne forschung ist nirgends zu erkennen. von den stücken, in denen die juden gegenstand der verhöhnung im 15—17 jh. waren, hat C. gar keine kenntnis. schwanksammlungen und fastnachtsspiele sind für den verfasser eine terra incognita. auch die zahlreichen 'judenopern', die in Wien zu beginn dieses jahrhunderts aufserordentlich beliebt waren (vgl. Eipeldauerbriefe 1810, I 30 und VI 37) sind unerwähnt geblieben, obwol gerade dieser umstand für den geschmack des publicums sehr bezeichnend ist. und das ist das grundübel, an dem C.s arbeit krankt. die bühnenwürkung zu untersuchen, hat er überall unterlassen. was aber bei Stockmayers untersuchung noch angängig war, stellt sich hier als crasser fehler heraus. C. hätte zeigen müssen, wie zb. der Kaufmann von Venedig zu verschiedenen zeiten vom publicum aufgenommen wurde. so berichtet Brachvogel (Geschichte des kgl. theaters zu Berlin II 160), dass das drama — trotz einem vorangeschickten prolog von Ramler, in dem den juden aufserordentlich zugeredet wurde, nicht empfindlich zu sein — bei seiner ersten aufführung in Berlin 1788 ausgepocht wurde. das war eben die zeit Lessings und der 'aufklärer'. in Wien war das stück bis 1830 verboten. vgl. dazu in den Tagebüchern Costenobles (hgg. von Glossy u. Zeidler) die bemerkungen vom 11 jan. 1820, 9 febr. 1821, 28 febr. 1822, 2 mai 1830.

Anders war die stimmung in Berlin nach den befreiungskriegen. jetzt fühlte man national und jubelte den antisemitischen tendenzstücken wie 'Unser verkehr' zu. hier ist C. der gröbste fehler unterlaufen. ruhig, ohne sich um die zeitgenössischen und spätern polemiken zu kümmern (vgl. Zeitung für die elegante

welt 1815 nr 218. 219. Börne, Werke [1829] II 82ff) gibt er CSessa als verfasser der posse an. bekanntlich hat Treitschke (Deutsche geschichte III 756) die autorfrage geklärt: der verfasser war der Halberstädter superintendent Johann Andreas Maertens. Sessa, der schon 1813 gestorben war, wurde das stück fälschlich zugeschrieben, um die rachegedanken der juden auf eine falsche spur zu lenken.

Die mangelhafte belesenheit C.s macht sich auf schritt und tritt fühlbar. er kennt nicht einmal die fortsetzungen von 'Unser verkehr', obwol ihm ein blick in Goedekes Grundriss (1 aufl. III 962) aufklärung verschafft hätte. besondres interesse beansprucht die unmittelbare fortsetzung: 'Jacobs kriegstaten und hochzeit' (abgedruckt: Neueste deutsche schaubühne, Augsburg u. Leipzig 1817, band 2) ist offenbar auch von Maertens. in einer 'vorrede' erklärt der autor, jedermann müsse es dulden, auf der bühne carrikiert dargestellt zu werden; doch seine absicht sei harmlos. — niemand achte die edlen jenes volkes (der juden) .... inniger als er. da 'Unser verkehr' stets als generalanklage gegen die judenschaft benützt wurde, und der verfasser bisher als verbissener antisemit erschien, ist diese vorrede wol bedeutungsvoll.

Verfehlt ist auch die darstellungsweise C.s. er gibt breite inhaltsangaben, ohne über das typische eines dramas zu unterrichten. eine eigenartige rubricierung hat er sich zurechtgelegt. passt ein stück nicht in diese selbstgeschaffenen rubriken, so wird es in einer anmerkung abgetan. soviel erkenntnis vermag C. eben nicht aufzubringen, dass für stücke, die in keine der bestehenden rubriken passen, eine neue geschaffen werden muss.

Es erübrigt noch, darauf hinzuweisen, dass C. beständig Geigers Geschichte der juden in Berlin ausschreibt, während ihm desselben verfassers 'Berlin 1688—1840' samt der wertvollen recension Minors Anz. XXIII 99ff, aus denen er wichtige einzelheiten hätte schöpfen können, unbekannt zu sein scheinen.

Wien, 18 august 1900. FRIEDR. E. HIRSCH.

Goethes Faust. von J. MINOR. entstehungsgeschichte und erklärung. erster band: der Urfaust und das fragment. zweiter band: der erste teil. Stuttgart, Cotta, 1901. XVI und 378; 286 ss. 8°. — 8 m.

Wie schon der untertitel verrät, zerfällt das neue Minorsche buch in zwei teile: eine geschichte der Goethischen Faustdichtung bis zum erscheinen des ersten teiles und eine interpretation des werkes in seinen drei phasen als Urfaust (U), fragment (Fr.) und der tragödie erster teil (A). bei der entstehungsgeschichte hat der autor sich kurz gefasst, weil Pniower bereits 1899 das ganze gerüst dazu aufgebaut hatte; bei der erklärung geht M. chronologisch vor, wie solche art der interpretation sich gewis manchem in universitätsvorlesungen bewährt hat. schon durch diese anlage

aber unterscheidet sich M.s buch von den meisten gedruckten Faustcommentaren, die gewöhnlich das werden und wachsen der dichtung unberücksichtigt lassen und sich an das zur aufführung fertige drama halten. aber auch sonst geht der vf. eigene wege. wie sein buch hoch über solchen commentierten ausgaben steht, in denen die angabe der lebenszeit des Nostradamus, die übersetzung von fremdwörtern udgl. schon als erläuterung der dichtung gilt, so hält er sich ausdrücklich auch seitab von jener detailforschung, die immer nur einzelne scenen des dramas für sich betrachtet. der ganze Faust ist das object seiner untersuchung, und teilstücke betrachtet er ebenfalls stets nur in ihrem verhältnis zum ganzen Faust. dass er die grofse masse der vorarbeiten für sein unternehmen kennt und nutzbar macht, das ist bei einem manne wie M. so selbstverständlich, dass es beleidigend wäre, davon viel rühmens zu machen. und was er nicht nutzt, nun, das misbilligt er eben; ein vorteil des bewährten forschers ist es, dass er nicht nötig hat, dies in jedem falle erst hervorzuheben.

Bekannt ist, welche wege die Faustforschung seit Scherers zwar in ihren resultaten widerlegten, aber dennoch anregenden untersuchungen gegangen ist; bekannt auch, wie seit der veröffentlichung des Urfaust immer subtilere scheidekünste die einzelnen scenen und dialogstücke zerlegten. Minor ist nicht der einzige, der allmälich skeptisch gegen dieses treiben geworden und dem der mögliche wissenszuwachs in kleinen einzelheiten keinen ersatz bietet für den verlust, den die gesamterkenntnis des kunstwerks dabei leidet. er strebt drum nach einer vereinfachung der betrachtung und wird mit seiner beinahe grundsätzlichen ablehnung von datierungsversuchen einzelner scenen gewis manchem zu weit gehn. mir persönlich nicht. so tut er zb. gegenüber allen teilungsgelüsten (Scherer, Saran ua.) die einheit des ersten monologs, bevor Faust das zeichen des makrokosmus erblickt, überzeugend dar. ebenso lässt er alle zerlegungsversuche Pniowers, Seufferts ua. bei der scene des studenten (schülers) beiseite und erörtert fein, wie viel von den lebenserfahrungen des jungen Goethe in dieser ursprünglich so isolierten scene steckt. ein wichtiges argument von M.s gegnern war bei dem nachweis von älteren und neueren scenen, interpolationen usf. der wechsel des versmafses; dem gegenüber betont M. mit recht, dass rhythmenwechsel bei jedem wahren künstler mit dem wandel des inhalts zusammenhängt. eine neue entdeckung, wie der vf. zu glauben scheint, ist das allerdings nicht.

Ist nun die ganze grundlage von M.s Faustbuch, wie man sieht, gesund, so wundert man sich nicht, dass man auch seinen resultaten im wesentlichen zustimmen kann. mich hat es besonders gefreut, eine anschauung über die entstehung des Urfaust, die ich gelegentlich ausgesprochen habe, die mir aber in privat-

gesprächen fast immer angezweifelt wurde, völlig bestätigt zu sehen. ich brauche M.s ergebnisse nur leise zu modificieren und fasse zusammen: was wir in der Göchhausenschen abschrift besitzen, ist alles, was Goethe bei seiner übersiedlung nach Weimar fertig hatte; nicht weniger, nicht mehr war vorhanden; selbst zusammenhangslose bruchstücke hat er der abschreiberin vorgelegt. geplant war natürlich schon der pact, die ermordung Valentins ua. die niederschrift aller scenen ist erfolgt in der etwa zwölf monate umspannenden zeit vom sommer 1774 bis sommer 1775, in deren mitte eine grofse unterbrechung der arbeit fällt. während dieses jahres wird Goethe, wie das seine art war, die verschiedenen scenen je nach stimmung in bunter reihenfolge gedichtet, einzelne partien auch interpoliert haben. aber wir besitzen für die chronologie keine anhaltspuncte mehr. die schlüsse, die wir aus kleinen incongruenzen des inhalts, stilistischen oder metrischen merkmalen ziehen, decken sich nicht unter einander. in den versuchen, hier klarheit zu schaffen, hat sich unser stilgefühl, unsre Goethekenntnis erhöht. aber überspannter scharfsinn ist schon an grenzen gelangt, wo selbst die hypothese ihren wert verliert. das allgemeinprogramm schon des Urfaust wird gemäfs dem volksschauspiel gewesen sein: 'wir sehn die kleine, dann die grofse Welt'; und da keiner der zuhörer, denen schon der junge Goethe den gang der handlung skizzierte, von einem aufsergewöhnlichen ausgang des dramas berichtet, so wird ursprünglich die höllenfahrt Fausts geplant sein.

Doch nicht nur im ganzen, sondern auch in vielen einzelheiten wird man M. zustimmen, sowol in principiellen ausführungen über reale und perspectivische zeitrechnung in dichtungen (II 231 ff), wie auch in detailfragen. nur eine auswahl kann ich anführen. aus der gesamtvergleichung von U und A ergeben sich viele kleine feinheiten, zb. I 147 f über die frage, ob Gretchen den spender beider schmuckkästchen errät oder nicht; beachtenswertes bringt die betrachtung der zweiten gartenscene; die veränderungen der zweiten fassung der kerkerscene gegen die erste werden feinsinnig abgeschätzt; wol zu erwägen bleibt II 175 ff die möglichkeit, dass Goethe den disputationsactus hat zwischen die jetzige erste und zweite begegnung Fausts mit Mephistopheles legen wollen; auch gewinnt man II 194 ff reiche anregung aus den erörterungen über pact und wette, wenngleich die interpretation hier, anstatt resolut die widersprüche und Goethes unlust sie auszugleichen, zuzugeben einen wahren eiertanz zwischen all den schwierigkeiten hindurch aufführt. grofsen wert hat M. sodann auf die charakteranalyse gelegt und dabei trefflich von Valentin (I 32) als soldaten des 18, nicht als landsknecht des 16 jhs. gesprochen, von Gretchens mutter (I 146), von den widersprüchen, die sich notwendig bei der charakteristik des Mephistopheles (I 270 ff) herausstellen musten, klar und einfach

auch von dem verhältnis Gottvaters und des Erdgeists zu Faust. dabei gewinnt das buch noch eine praktische bedeutung, indem sehr beachtenswerte regiebemerkungen I 124. 126. 196. 229; II 225 ff eingeflochten werden. und vollends als meister zeigt sich M., wenn er im gegensatz zu der breite mancher seiner früheren schriften jetzt lichtvoll und kurz seine meinung vorträgt, zb. I 21 ff, wie in Faust nicht nur Goethe, sondern auch ein stück des Strafsburgischen Herder stecke, hinwiderum im Mephistopheles nicht nur Behrisch oder Merck, sondern auch ein gut teil Goethe.

Im grofsen ganzen liebt M. das apodiktische urteil: so und so ist die sache, ohne widerspruch. er schilt (s. XI) auf den 'müfsigen sport unfruchtbarer hypothesenreiter'. aber ganz ohne hypothesen, besonders im anfang der untersuchung, gehts auch bei ihm nicht ab. hübsch ist die vermutung (I 12), das Göchhausensche Urfaust-manuscript sei das im jahre 1777 an frau rat gesante. dagegen weifs ich nichts anzufangen mit hypothesen wie die, dass Lessing (I 6) seine Faust-dichtungen selbst vernichtet habe, oder (I 11 f) dass die oft citierten verse Einsiedels auf eine verlorene scene aus U zu beziehen seien, oder dass das zeichen des Makrokosmus (I 51 ff) ein menschliches antlitz darstelle, oder gar (I 129 ff), dass die decorationsbezeichnung der kleinen scene auf der landstrafse mit dem motiv von Philemon und Baukis in verbindung zu bringen sei.

Gegenüber dem reichen, überzeugten lob, das wir der gesamtleistung dankbar zollen müssen, fallen die kleinen einwände, die ich hier zwanglos an einander reihe, wenig ins gewicht, auch wenn sie unumgänglich mehr raum einnehmen als die zustimmung. in dem capitel, in dem Goethes dichtung mit der sage verglichen wird, findet sich I 17 ein irrtum; denn nur im puppenspiel, aber doch nicht bei Goethe wird im pact zwischen Faust und Mephistopheles die zeit 'deutlich und genau ausgesprochen'. auch ist zu s. 15 die correctur anzubringen, dass EMentzel (Festschrift zu Goethes 150 geburtstagsfeier, Frankfurt 1899, s. 117 f) im gegensatz zu M. es sehr glaubwürdig gemacht hat, Goethe habe in seiner jugend das Faustdrama mit dem höllenvorspiel gesehen. — zu I 37: ich stelle mir den Faust des jungen Goethe noch bedeutend jünger vor, als M. es tut: nicht als vierziger, sondern als dreifsiger, da er doch wol früher als die durchschnittsdocenten seine laufbahn begonnen und jetzt erst an die zehn jahre gelehrt hat. es ist diese ansetzung nicht gleichgültig, sie erklärt manche jugendlichkeiten des Urfaust. — warum M. (I 52) zweifelt, dass Faust, wenn er das zeichen des geistes 'ausspricht', würklich eine formel murmelt, versteh ich nicht. was soll er denn sonst tun? seine hände, die ein zeichen geben könnten, sind gefesselt, da sie das buch hochhalten. Faust hat fremdartige worte tönend, beschwörend ausgerufen, die dann

Wagner für declamation aus einem griechischen trauerspiel halten konnte. der arme Famulus ist übrigens bei M. schlecht weggekommen, da sich hier der interpret zu sehr an die spätere umarbeitung der scene und an den trocknen schleicher hält. die ursprüngliche charakteristik in U ist viel harmloser und humoristischer als später in A. Wagner ist in U ein junger theolog, kein zudringlich unentschiedener leisetreter, sondern ein trockner schwärmer in dem sinne, wie man tausende temperamentlos sagen hört : ich schwärme für Ibsen, für mehlspeisen usw. es gehört eine liebenswürdige beschränktheit diesem Wagner an, die Goethe erst später durch ironische behandlung weggeätzt hat. ausgezeichnet übrigens in der interpretation dieser scene bei M. die hinweise auf Gottscheds Ausführliche redekunst, in der 'vortrag' und 'überredung' termini technici sind. — zu I 114 : der übergang Froschs zu dem lied vom römischen reich ist nicht so unvermittelt, wie es M. scheint. es ist ein witz des crassen fuchsen. das römische reich war im 17 jh. ein grofses glas, wie man es bei der runda von mund zu mund schickte. — zu I 139 : 'eingeboren' (A 2712) muss *innatus*, nicht *unigenitus* sein; vgl. Herders 'Älteste urkunde', hieroglyphe (Suphan VI 289), wo von der 'inneren gliederlosen geburt des engels, der menschlichen seele' gesprochen wird. — was M. I 140 über Hans als namen des buben und Johann als namen des mannes und überhaupt über alle derartigen kosenamen sagt, das trifft nicht zu; Hans Sachs zb. hat bis ins höchste alter sich nie Johann Sachs genannt. auch im 18 jh. kommt, besonders in adelsfamilien, die namensform Hans für erwachsene massenhaft vor, ohne ein makel zu sein, wie denn auch in bezeichnungen wie 'Hätschelhans' oder der 'alte Fritz' nichts 'schimpfliches' ligt. — zu I 374 (anm. zu s. 16) : die neueste untersuchung über den namen Mephistopheles ist nicht die in der Allgemeinen zeitung, sondern WHRoschers Ephialtes, Abh. d. phil.-hist. cl. d. kgl. sächs. ges. d. wiss. 20, Leipzig 1900. — zu I 199 : das wort brandschande-malgeburt ist von M. falsch analysiert; ich muss eine schon einmal vorgetragene deutung nochmals ausführlicher widerholen. wenn man brand und mal mit hauptaccenten belegt, entsteht ein so sprachwidriger misklang, wie man ihn Goethe nicht zutrauen darf, ein wort von solchem unrhythmus, wie er besonders in dieser scene unerträglich wäre. alles ist gehoben, wenn man nicht ein viergliedriges compositum (also ein unding wie heutige misbildungen : buchbinderlohnfrage uä.), sondern echt Goethisch die addition zweier paralleler dreifacher composita annimmt:
brand-
schand- } malgeburt. dann liegen die zwei hauptaccente, einander zu ungeheurer wucht verstärkend, auf brand und schand[e]; die silbe mal ist tonlos. — zu I 200 : warum durch die vorschrift : 'böser geist hinter Gretchen' Goethe zu verstehn

gegeben haben soll, dass dieser geist für den zuschauer unsichtbar und für Gretchen unhörbar sein soll, seh ich nicht ein. alle naivetät wäre damit hinausgetrieben. die genii mali gehören nach älterer dämonologie zur classe der tentatores und sind ebenso sichtbar wie alle übrigen dämonen. welche künstlichkeit auch seitens des dichters, welche absichtliche irreführung des hörers, wenn dieser böse geist stets das arme Gretchen anredet und sie nichts davon hört. gewis, der böse geist ist die personification des bösen gewissens (bei Goethe und längst vor Goethe); er ist dem armen gequälten gerade so sicht-, hör- und fühlbar wie etwa die furien bei den alten. und ähnlich verhält es sich mit den rächenden geistern (Trüber Tag, Feld), den ultores sceleris. — zu I 218. 224 ff. 265 : von einer schlangengestalt des Mephistopheles ist nie bei Goethe die rede. das 'auf dem bauch kriechen' (trüber tag. feld. z. 26) tut er wie A 1164 als hund. da kehren sich die worte I 215 f denn gegen M. selbst. — zu I 242; II 135 darf ich wol, wie ich schon widerholt getan, bemerken, dass Goethe seine ballade stets der 'König in Thule' genannt hat. merkwürdig, dass so wenige dafür ein sprachgefühl haben. der könig von Thule ist der regent des königreichs Thule; der könig in Thule ist der alte herscher dort auf der fernen, fernen insel. — die verse : 'Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn, Wenn ihre Lippen ihn indess berühren' kann nicht (M. I 367) auf die hostie in der communion gehn, sondern auf das crucifix, das Gretchen küsst. —

Mit der interpretation der scene 'Wald und Höhle' muss ich mich etwas länger beschäftigen. hier hat M. recht und unrecht. wenn ein dichter, zumal in einem so bunten stück wie es der 'Faust' ist, eine scene an eine gewisse stelle rückt, so hat der interpret so viel gründe wie nur möglich beizubringen, die gerade für diese localisierung sprechen. er hat auch das recht und die pflicht, den wortlaut im einzelnen so zu deuten, wie es nicht nur die scene an sich, sondern auch ihre umgebung verlangt. und wenn weiter der dichter (wie es mit 'Wald und Höhle' geschehen ist) bei einer umarbeitung des dramas der scene einen andern platz anweist, so darf geschmeidig wie Polonius der interpret seiner deutung wider neue nuancen beifügen, und der veränderten umgebung der scene entsprechend auch den wortlaut im einzelnen umdeuten. das hat denn auch M. getan. weil also die scene 'Wald und Höhle' mitten in der Gretchentragödie steht, so deutet er das 'schöne Bild' (3248) auf Gretchen usw. bis hierher hat M. das recht oder wenigstens die berechtigung auf seiner seite. aber wenn nun der commentator zugleich die geschichte der dichtung schreiben will, dann ist es mit dem bisherigen doch nicht genug. dass es möglich ist, die fragliche scene an der einen oder der andern stelle einzuordnen, das ist ja zur genüge durch des dichters eigne tat bewiesen. ob aber dies hin- und her-

schieben an sich nicht schon ein act der verlegenheit, ob die scene würklich für die eine oder andre stelle gedichtet war und sich restlos hier oder dort organisch einfügt, das gilt es zu entscheiden.

Nun ist notorisch (abgesehen von der 'Walpurgisnacht') die scene 'Wald und Höhle' die zusammengeklebteste scene des ganzen ersten teils. und bei allen hohen schönheiten, die sie enthält, bei aller ehrfurcht vor Goethe bin ich zb. ketzer genug, sie als eine störung, besonders bei der aufführung, zu empfinden, wo immer sie eingereiht wird. auch haben alle interpretationskünste, die uns zeigen wollen, es sei in dieser scene alles glatt und in ordnung, mich nur mistrauisch gemacht. unter berücksichtigung sämtlicher historischen und inhaltlichen argumente erklär ich mir vielmehr die entstehung und bedeutung der scene so:

Fausts weltfahrt mit Mephisto hat in Auerbachs keller begonnen. gleich auf dieser ersten station aber hat sich der doctor (in der für das fragment umgearbeiteten scene!) als sehr ungeschickt und eingetrocknet gezeigt. drum fasst der teufel den entschluss, die schlummernden instincte Fausts ein wenig zu beleben; und Goethe concipiert und dichtet nun in Rom die 'Hexenküche'. am ende dieser scene stellt Mephistopheles dem patienten zunächst (2594 ff) einen tiefen fieberschlaf, dann eine reconvalescentenzeit voll edeln müfsiggangs in aussicht, und dann das erste liebesabenteuer. das programm ist ganz klar. nach dem schlaf, der natürlich nicht dargestellt zu werden brauchte, sollte Faust müfsig in der einsamkeit erscheinen, dh. in einer situation wie am eingang der scene 'Wald und Höhle'. ich glaube sicher, dass der auf die Iphigenienzeit weisende jambenmonolog mit dem darauf folgenden gespräch bis vers 3302 nicht nur nach der entstehungszeit, sondern auch in der öconomie des dramas unmittelbar auf die hexenküche folgen sollte und in Italien gedichtet ist. dass Faust aus der veranstaltung des teufels ganz andern gewinn schöpft, als Mephistopheles ahnt, und deshalb an der liebgewonnenen einsamkeit sogar festhalten möchte, ist selbstverständlich und widerholt sich durch das ganze stück. im übrigen weist den unbefangenen leser der abgegrenzten partie alles auf den anfang von Fausts weltfahrt und die eben vorhergegangene procedur der hexe. v. 3243 f: 'den ich schon nicht mehr entbehren kann' deuten auf eine erst kurze verbindung mit Mephistopheles. das 'schöne Bild' (3248), das wir bei jetziger stellung der scene ja leider auf Gretchen deuten müssen, ist viel ungezwungener das zauberbild in der hexenküche. ein wort wie 'dir steckt der Doctor noch im Leib' (3277) kann Mephistopheles doch wahrlich nicht mehr mit fug und recht sprechen, nachdem Faust schon die ganzen ersten scenen bei Gretchen und Marthe Schwerdlein durchlebt hat. auch die verse: 'du bist schon wieder abgetrieben' usw. (3300 ff) erklären sich am zwanglosesten mit rückblick auf die

hexenküche : eben erst hab ich dir den hexentrank beigebracht, und jetzt fällst du schon in den alten zustand zurück.

Das ziel dieser scene ist klar. nach dem verjüngungstrunk hat Faust würklich 'neue lebenskraft' (3278) gewonnen. nun gilts dem teufel, die sinnliche begierde über den edleren genuss siegen zu lassen. bis v. 3302 ist die scene aus éinem guss und würde, wenn sie im ursprünglichen sinne zu ende geführt wäre, die überleitung zur Gretchentragödie gegeben haben. es würde Mephistopheles gelungen sein, die niedern regungen in Faust vorübergehend zum siege zu bringen.

Als Goethe dann in Deutschland den 'Faust' unlustig fragmentierte, da war die unvollendete scene heimatlos. der dichter mochte sich vorhalten, dass ja noch einmal im verlauf der Gretchentragödie der teufel den in die einsamkeit geflohenen erkalteten liebhaber neu anfachen muste; und da hat er zu diesem zweck das schöne bruchstück verwendet. mit einem ruck : 'genug damit' (3303) wird plötzlich die betrachtung auf Gretchen gelenkt, von der vorher gar nicht die rede war. und endlich warf Goethe sogar eine anzahl verse aus der alten Valentinscene (3342—3369) mit hinein. es ist das ein act unmutig überstürzter redactionstätigkeit, wie wir sie gerade bei diesem dichter oft beobachten können. nun passt die unorganische scene, wie ihr schöpfer selbst gezeigt hat, an verschiedene stellen des dramas, dh. an keine; und es dünkt mich nur ein halbes verdienst eines commentators, wenn er ihre jetzige eingliederung ohne einschränkung verteidigt.

Alles in allem sind meine einwendungen gegen Minors vortreffliche arbeit nur geringfügig. manche einzelheiten werden auch wol unentschieden bleiben. so kann ich einige versbetonungen nicht so 'natürlich' (M.s lieblingswort) finden, wie sie dem vf. scheinen; auch vermag ich nicht in allen umstellungen von scenen oder änderungen des wortlauts bei Goethe nur verbesserungen zu sehen. hier muss jeder dem andern seinen sinn und meinung lassen und nicht die welt durch überredung leiten.

Ein paar kleinigkeiten nur noch : die bezeichnung 'voriges jahrhundert' für das 18 jh. (I 110; II 71. 182) müssen wir uns allmälich abgewöhnen. — eigennamen sind entstellt I 14, 14 und I 45, 4. — besonders pietätlos springt M. oft mit dem dichterwort um : I 137 ist die verbesserung *ein kleines zierliches* (statt *reinliches*) *Zimmer* gar nicht in Goethes sinn; II 79 enthält das citat aus Goethes Maskenzug von 1818 drei fehler; II 85 construiert M. einen gegensatz von 'wunderbar' und 'wunderlich', wo Goethe doch statt 'wunderbar' 'unbegreiflich' schreibt; II 111, 17 fehlt das zweite 'nie'; das ärgste aber ist I 20 : *Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnt' es denn die Sonne sehn?*

So weit das materielle von M.s publication. sehr dankbar nehmen wir sie hin und kehren gewis oft zu ihr zurück. aber

trotz aller intellectuellen bereicherung wird doch kein mensch reine freude an dem buche haben. denn, obwol hier ein Goethisches werk interpretiert wird, steckt von Goethes gesinnung in der arbeit nichts. M. ist mit der Faustphilologie der letzten jahre unzufrieden; dazu hat er manchen guten grund, das muss man ihm zugeben. aber anstatt nun hohen sinnes eine leistung zu bieten, die durch sich selbst alles minderwertige zunichte macht, verfährt er so : er schreibt ein buch, das seiner ganzen haltung nach (übersetzung lateinischer worte ua.) nicht für gelehrte allein, sondern für weitere kreise bestimmt ist, und macht darin hochmütig und höhnisch, ohne nennung einzelner autoren die ganze Faustforschung in bausch und bogen lächerlich. zum gähnen langweilig ist es, wenn er humorlos und verärgert auf jeder zehnten seite in immer denselben ausdrücken seine meinung von seinem jahrhundert (Xenion nr 248) sagt. gerade diese anonymität bei dem summarischen pereat ist ein böses symptom. soll gekämpft werden, dann voraus eine vorstellung mit offnem visier! wenn man die wahl hat zwischen diesen ausfällen gegen nicht näher bezeichnete gegner und der saftigen grobheit etwa der tage, da Zarncke und Müllenhoff sich ihre meinung sagten, dann immer noch lieber die sitten der alten zeit.

Der höchste trumpf ist aber nicht das buch selbst mit seinem entwicklungsunfähigen leitmotiv, auch nicht das säuerliche vorwort, sondern die classische widmung : 'den philologen des xx jhs.' ich muss gestehn, ich hatte anfangs den sinn dieser zueignung nicht begriffen; ich glaubte, es stecke etwas spafshaftes dahinter. aber es ist erbarmungsloser ernst. durch M.s furchtbaren richterspruch ist die ganze sündige philologie des 19 jhs. vertilgt; denn die erde war voll frevels von ihr. und nur einer muss doch wol in dieser sündflut, ein andrer Noah, gnade gefunden haben : der verfasser selbst. von ihm werden nun die kommenden geschlechter der philologen ihren ausgang nehmen. Albert Köster.

Regesten zu Friedrich Schillers leben und werken. von Ernst Müller. Leipzig, RVoigtländer. VIII und 178 ss. — 4 m.

Dies neue buch sollte eigentlich schon alt sein, dh. wir sollten es nicht erst erhalten, sondern schon längst besitzen. die historiker machen die regesten als vorarbeit, als soliden unterbau zur eigentlichen geschichtlichen darstellung. auch bei uns germanisten wäre das zu wünschen; allein tatsächlich sind die biographien vorausgegangen und kommt das regestenwerk hinterher. gleichwol wird man es willkommen heifsen, weil die lebensbeschreibungen die biographischen und litterarischen tatsachen nicht in der ordnung des ursprünglichen geschehens, sondern mehr oder weniger in subjectiver composition, nicht in ihrer vollständigkeit, sondern blofs in auswahl, nicht in ihrer objectiven reinheit, sondern mit ver-

schiedenen combinationen und reflexionen vermischt darbieten. dadurch wird nicht nur die raschheit der orientierung behindert, sondern noch mehr die selbständigkeit und sicherheit des urteils erschwert. bei Schiller sind wir insofern etwas besser gestellt wie bei Goethe, als wir in ein paar ausgaben wenigstens seine werke in chronologischer reihenfolge besitzen, worauf wir bei Goethe bisher vergeblich gewartet haben. M. ordnet seinen stoff auf jeder seite in drei spalten : in der linken stehn die möglichst genauen zeitangaben, in der mittleren werden die biographischen tatsachen, in der rechten die werke und briefe Schillers verzeichnet. aufserdem hat er zu jedem jahr in einer fufsleiste die wichtigsten der gleichzeitigen litterarischen erscheinungen und ereignisse angemerkt und so jeweilig den ausblick von Schillers leben und werken auf die allgemeine litteraturbewegung eröffnet. das ist alles schön und übersichtlich. die schwäche des buches ligt zunächst darin, dass die regesten noch allzuviel subjective zutaten enthalten, ja mehrfach gar nicht aus den quellen, sondern aus biographien und andern abhandlungen ausgezogen sind. man braucht nur die erste seite aufzuschlagen, um zu sehen, wie sie nicht objective tatsachen meldet, sondern abgebrochene erzählung gibt, mit polemik untermischt. die folgenden seiten nehmen mählich regestenform an, lassen aber noch die quellenmäfsigen belege vermissen. da heifst es zb. 'am 10 nov. geburt Johann Christoph Friedrich Schillers'; oder ,eintritt auf der solitude, januar 16 (nicht 17)'. wo sind die urkundlichen zeugnisse dafür? oder wenigstens das werk, in dem die urkundlichen daten am besten mitgeteilt und besprochen werden? es wäre Weltrich anzuführen gewesen. die belege beginnen eigentlich erst mit den briefen; aber auch dann fehlen sie noch oft oder werden blofs summarisch beigebracht. das halt ich für den gröfsten mangel des buches, der nicht nur die nachprüfung erschwert, sondern dem leser auch die möglichkeit entzieht, in jedem einzelnen fall schon aus der art der quelle die verlässlichkeit der angabe zu ermessen. über die vollständigkeit der regesten will ich nicht rechten. das ganze ist als erster wurf zu betrachten und zu schätzen; denn Saupes kleines büchlein über Schiller, das M. im vorwort anzieht (wozu Saupes Goethe und Rainers zeittafeln zu Goethes leben zu ergänzen wären), ist kaum als ernster anfang 'ausführlicherer regesten für die litteraturgeschichte' zu betrachten. es bleibt lebhaft zu wünschen, dass solche arbeiten sich ausbreiten und auf verschiedene teile unseres gebiets, besonders auf briefpublicationen untergeordneter dichter hinübergreifen, um da die vollabdrucke zu verdrängen, die doch überwiegend nur leeren schotter führen. die fortgesetzte übung wird auch die methode verbessern, besonders wenn die historiker immer mehr herüberwürken, die uns hierin weit voraus sind.

J. E. Wackernell.

Novalis schriften. von Ernst Heilborn. kritische neuausgabe auf grund des handschriftlichen nachlasses. zwei teile (in 3 bänden). xvi und 484 ss., vi und 702 ss. 8°. Berlin, GReimer, 1901. — 10 m.
Novalis, der romantiker. von Ernst Heilborn. 228 ss. 8°. Berlin, GReimer 1901. — 3 m.

Je älter ich werde, um so weniger glaube ich in der litteratur und selbst in der wissenschaft an geschmacks- oder geistesrichtungen; und um so stärker wird mein glaube an die mode, deren allmacht sich am ende des verflossenen jhs. auf allen gebieten durchgesetzt hat. vor hundert jahren war es erlaubt, aus einer neu auftretenden 'richtung' auf ein bedürfnis oder auf eine neigung der ganzen nation zu schliefsen; heute wird das litterarische und das wissenschaftliche handwerk so sicher gehandhabt, dass (wir haben es ja oft genug erlebt!) ein halbes dutzend von jungen leuten, von denen der ausspruch Böcklins gilt: 'wenn einer gar nichts kann, dann hat er eine neue richtung' (oder methode), dem gelehrten oder ungelehrten publicum seinen willen aufzwingen kann. heute geben nicht mehr die führer, sondern die geführten oder verführten massen den ausschlag, also die herden, trotz Nietzsches herrenmoral, die ja auch nur eine mode ist. wie sich heute politisch jeder zu einer partei bekennen muss, wenn er etwas gelten will, so wird er auch in der litteratur und in der wissenschaft nach seiner 'richtung' gefragt; und wie dort keiner ohne grund der minorität angehören will, so will er auch hier nicht zu den zurückgebliebenen gezählt werden. und so schliefst er sich denn, ohne inneren beruf, ganz äufserlich an die richtung an, die gerade oben ist. diese herrschaft der mode kann uns noch verhängnisvoll werden.

Mir ist sie in der litteratur niemals so deutlich geworden, als in sachen Novalis. es sind noch keine vollen zwanzig jahre vergangen, seitdem ich mich vergebens bemüht habe, für eine kritische ausgabe der gedichte von Novalis einen verleger zu finden. der traditionelle verleger der schriften von Novalis, derselbe GReimer, bei dem die oben verzeichnete ausgabe erschienen ist, hat zuerst nein gesagt; und ich besitze noch heute das hübsch gebundene exemplar der zierlichen duodezausgabe von 1857, das er mir zum dank für mein angebot verehrt hat. noch vor fünf jahren haben eine reihe der ersten verlagsfirmen dankend abgelehnt; und da mir das sonst nicht zum zweiten male begegnet ist, darf ich wol ihren versicherungen glauben, die ablehnung gelte dem nicht mehr zeitgemässen dichter und nicht dem herausgeber. da entsteht plötzlich in Frankreich und in Belgien eine neue 'richtung', die sich die symbolistische nennt; sie glaubt in Novalis einen geistesverwanten zu erkennen und hebt ihn auf den schild. und sofort wissen auch die deutschen verleger wider, dass ein Novalis gelebt hat! Reclam und Hendel werden jetzt erst auf einen der grösten lyriker aller zeiten und völker aufmerksam und

nach einander erscheinen wo nicht teure, so doch kostspielige ausgaben, die aus dem umschlag der mode ihren nutzen zu ziehen suchen. der einen hat OWalzel in diesem anzeiger (XXVI 237 ff) ihr recht widerfahren lassen. die andere, mit der wir es hier zu tun haben, ist von einem manne besorgt worden, der mit beiden füſsen in der modernen belletristik steht, unter den Berliner schriftstellern mit recht einen guten namen hat und sich durch die ausgezeichnete redaction einer zeitschrift für erzählende litteratur um die zeitgenössische litteratur verdient gemacht hat. seine ausgabe nennt sich eine 'kritische neuausgabe auf grund des handschriftlichen nachlasses'. wie das gemeint ist, das darf in diesen, der kritik gewidmeten blättern leider nicht auf treu und glauben hingenommen, sondern es muss genau untersucht werden.

Wie die vulgata von FrSchlegel und Tieck, so beginnt auch die kritische ausgabe mit dem Ofterdingen. der herausgeber, der sich nach der vorrede vergeblich an die öffentlichen bibliotheken gewendet hat, in denen er manuscripte von Novalis vermuten durfte, beginnt seine kritischen anmerkungen mit dem satz : 'das mspt. fehlt und scheint schon frühzeitig verloren gegangen zu sein'. hätte er doch das Goethe- und Schiller-archiv in Weimar nicht unbefragt gelassen, er würde dort ein fragment des zweiten teils vom Ofterdingen gefunden haben, das den folg. vermerk trägt : *Nach Gr. Loebens Tode erhielt ich diese Blätter zurück, und nun widme ich diese eigenhändige Schrift des theuern Novalis (von Hardenberg) meiner Freundin Solger, geb. von Gröben, Im Mai* 1842. *L. Tieck.* das fragment stammt also aus dem nachlass des grafen Loeben, in dem sich auch noch andere hss. von Novalis befunden haben müssen; denn in der 'Harfe' von Kind (1816 III 356) sagt Loeben selber, er habe sich bestrebt, manche kleine poetische reliquien der Hardenbergischen geschwister zu sammeln uud bewahre sie wie heiligtümer; er werde aber gelegenheit nehmen, sie für diejenigen mitzuteilen, welche solche andenken mit dem sinne der liebe und treue betrachten (was meines wissens nicht geschehen ist). und was die früheren schicksale der handschrift des Ofterdingen betrifft, so enthalten die romantischen briefwechsel doch auch manche angaben, die in den apparat einer kritischen ausgabe gehören (vgl. Anz. XXVI 239 ff). bei dem mangel an hss. glaubt der herausgeber seine pflicht erfüllt zu haben, wenn er die inconsequenzen der orthographie in dem ersten druck, der ihm als grundlage dient, auszugleichen sucht. inwieweit er das würklich getan hat, werden wir ja noch öfter sehen. zu diesem text der ersten auflage (ich nenne die schriften S) verzeichnet er bei den stücken, die schon früher im musenalmanach gedruckt sind, die lesarten. dabei ist ihm nur leider sogleich das erste lied (Heilborn = H I 70 ff) entgangen, das unter dem titel 'Bergmannsleben' im Musenalmanach auf 1802 s. 160 mit einer anmerkung s. IV (von Tieck;

Holtei, Briefe an Tieck III 269) gedruckt ist und das ihm, da es nach dieser anmerkung 'aus dem manuscript des Ofterdingen' stammt, dieses manuscript hätte vorstellen müssen; er hätte hier nicht blofs 72,5 die lesart *fragt*, sondern auch 72,9 die bei Novalis durchstehende (vgl. 310, 34 uö), also schon durch die consequente orthographie, hier aber auch noch durch den reim geforderte form *gebürgen : würgen* gefunden (fehlt auch bei Busse, Novalis lyrik 159 im apparat).

Die lesarten der fünf auflagen von Schlegel und Tieck mitzuteilen, hat Heilborn mit recht unterlassen. sehr mit unrecht aber hat er sie ganz ignoriert und gemeint, sie gehörten allenfalls in eine ausgabe der werke Tiecks (XI f), nicht in die des Novalis. das wäre nur dann der fall, wenn sich nachweisen liefse, dass Tieck absichtliche veränderungen an dem texte vorgenommen hat. und das nimmt H. selber freilich ohne weitere prüfung an. die varianten der verschiedenen auflagen von S^1—S^5 hätten ihn aber eben erst in den stand gesetzt, sich ein begründetes urteil über den wert der überlieferung zu bilden. zweitens aber ist es eine einfache tatsache, dass die späteren drucke von S neben manchen verschlechterungen doch auch verbesserungen des textes gebracht haben (vgl. 178, 13 das unsinnige *steinreichs*, das S^2—S^5 in das richtige *sternreichs* verändert wurde und nun bei H. seine wideraufstehung feiert); diese haben freilich nur den wert von conjecturen, müssen aber einem kritischen herausgeber ebenso gut als vorarbeiten dienen, wie textkritische untersuchungen. der herausgeber weifs überhaupt nicht, was man unter dem worte 'kritisch' versteht. er hält seine ausgabe für eine kritische, weil sie auf den handschriften beruht. aber er hat sich weder über den wert der handschriften, noch über den wert der gedruckten überlieferung ein urteil gebildet. in seinem apparat sucht man vergebens ein wort darüber, dass die handschriften in den meisten (ich glaube in allen) fällen die ersten niederschriften sind; dass sie von lesarten wimmeln, die nicht mitzuteilen der herausgeber die unglaubliche entsagung gehabt hat; dass sie also nirgends die druckvorlage darstellen. der herausgeber ist der meinung, dass ein gedicht oder die fassung eines gedichtes, die in der hs. vorligt, überhaupt ein für allemal wertvoller sei, als ein im druck überliefertes. diese annahme wird sich als irrtum herausstellen; ein kritischer herausgeber muss sich über den wert der handschriften und über den der gedruckten überlieferung ein sicheres urteil gebildet haben, eh er an die arbeit geht. wenn aber H. die ersten niederschriften anstatt der von Novalis in den druck gegebenen fassungen zu grunde legt, und dann gleichwol die varianten der hochgeschätzten hss. ignoriert und die varianten der von ihm so schlecht beurteilten drucke mitteilt, so wird man dieses vorgehen gewis nicht weise nennen dürfen.

Zum ersten male musten sich diese kritischen erwägungen

dem herausgeber bei den lyrischen einlagen s. 102 f und 107 f aufdrängen. beide sind in der handschrift blofs im ersten entwurf erhalten; die erste, das lied von der mädchen plagen, ist in dieser gestalt überhaupt noch unfertig. die beschaffenheit der handschrift ergibt, dass die lieder nicht von vorn herein für den Ofterdingen bestimmt waren: ein quartbogen enthält auf jeder seite zwei columnen; die erste seite enthält das 9 geistliche lied (nach Heilborns zählung, die ich hier überall beibehalte), das anderthalb spalten füllt, und das 2 Marienlied, das diese seite vollmacht; die zweite seite enthält auf beiden spalten die plagen der mädchen (der vermerk 'Ofterd. 145' bezieht sich auf S[5], kann also nicht von Novalis herrühren); die dritte seite und die erste spalte der vierten enthält das Weinlied (H. 103 f). zu dem manuscript des Ofterdingen kann also diese erste niederschrift nicht gehört haben; und wenn die herausgeber des Musenalmanaches (A) die lieder aus der hs. des romans mitteilen, so ist klar, dass Novalis die lieder, als er sie in den Ofterdingen aufnahm, umgearbeitet hat. bei H. aber sehen wir sie im text in der ersten niederschrift, die für den roman bestimmte fassung dagegen in den varianten. übrigens steht auch in der hs. 102, 21 *Küfsen (Küssen* S), was freilich heute unmöglich ist, in der romantischen zeit für *Kissen* aber noch ganz gewöhnlich war (DLD 105, 6, 16). 102, 29 *starken*, die bei Novalis aufserordentlich häufige dativform, die im reime so oft nötig wird und consequenter weise auch im innern beizubehalten ist; und bei der letzten strophe muss ich es offen lassen, ob der herausgeber oder ich im recht bin. nach meiner collation wären alle zeilen mit ausnahme der letzten durchgestrichen, das gedicht also unfertig liegen geblieben; die von H. gegebenen lesarten 103, 7—11 sind mir unbekannt. im Weinlied hat die hs. 104, 5 *naht sich;* und 104, 16 haben auch die drucke *ihm flehn* (hs. AS), woraus erst bei Heilborn *ihn* geworden ist; 104, 18 *in* hs. die lesart 105, 6 liefert den schlagenden beweis, dass die herausgeber von A nicht willkürlich geändert haben: in der hs. hatte Novalis *hübschen* durchgestrichen und dann *süssen* gesetzt, in AS aber steht *hübschen*; Novalis hat also bei der redaction für den Ofterdingen der älteren lesart den vorzug gegeben, während es ganz undenkbar ist, dass Tieck zufällig auf die ursprüngliche la. gekommen wäre oder diese einzige la. aus dem ersten entwurf aufgenommen hätte.

Ueber den text des Ofterdingen selbst kann ich erst reden, wenn die aus Weimar erbetene collation eingetroffen ist. das folgende ist resultat von blofsen stichproben, die ich auf grund aller ausgaben angestellt habe: 30, 5 *Hof* ist ein mit recht verbesserter druckfehler von S[1] (*Hofe* S[1], *Hof* S[2—5]). dagegen war 45, 11 mit allen ausgaben und nach Novalis sonstigem gebrauch *Sein* zu drucken. 46, 10 lesen S[2—5] druckfehlerhaft *schlang* statt *schlug*. ebenso 60, 15 *hervor* S[2—5] statt *heraus*.

72, 13 haben S^{2-5} das für Novalis so charakteristische *was* in *von dem* verändert. 73, 6 fehlt bei H. die interpunction, die er sonst zu regeln vorhat. 73, 14 und 27 sind *festverschlossenen* und *Innere* druckfehler von S^1 anstatt der synkopierten formen, von denen die erste schon in S^2, die zweite erst in S^4 mit recht eingeführt wurde. 79, 19 fehlt wider die interpunction.

134, 19 hätte H. mit seiner vorlage *hört'* lesen sollen, *hört* ist druckfehler seit S^2. 159, 17 f *Flog euch nicht ein süsser Schauer der Entzündung an* liest H. mit S; sollte nicht *Entzückung* zu lesen sein? 160, 16 ändert H. *gebohren* in *geboren*, lässt aber gleich darauf 160, 19 den reim *verlohren* stehn; das nennt er die orthographie ausgleichen und consequent durchführen! 161, 7 muss es *von weiten* heifsen, was bei Novalis, wie bei Goethe, die durchstehnde form ist, wie die reime zeigen (vgl. 160, 7) 161, 10 lesen S^{2-5} fälschlich *magischem*.

183, 5 setzt H. den schon von Tieck verbesserten schreibfehler *wieder* für *werden* in den text, in dem er auch 184, 28 trotz besserer einsicht *Wunder* anstatt *Wunden* stehn lässt.

193, 5 hat H., der die charakteristische orthographie festhalten will, die allen romantikern geläufige form *Weißagung* S^1, S^3, S^4 (*Weißsagung* S^2, *Weissagung* S^5), die sich in der dritten auflage noch einmal geltung verschaffte, mit unrecht verbannt und 193, 15 trotz seiner abneigung gegen Novalis gedankenstriche doch einen gedankenstrich eingeführt, während alle drucke punct und gedankenstrich haben. 193, 10 hat schon S^2 *tobe* in das richtige *tobte* geändert. ich habe auf die verschiedenen auflagen von S rücksicht genommen, um zu zeigen, dass die überlieferung die misachtung nicht verdient, die ihr H. zu teil werden lässt. mag die erste ausgabe auch unter ungünstigen verhältnissen entstanden sein (vgl. Walzel in diesem Anz. xxvi 239 ff), so verdient sie doch nicht den vorwurf des mangels an sorgfalt. wir werden noch weiter unten sehen, dass die auswahl keineswegs eine ungeschickte und gewissenlose war; die correcturen hat Wilhelm Schlegel gelesen (Holtei iii 268. 271/2. 274. 318), der mit recht als ein genauer und pünctlicher mann galt. wie bei jeder nicht auf rein philologische leser berechneten ausgabe haben sich natürlich auch hier druckfehler eingestellt; sie fehlen auch in unseren kritischen ausgaben nicht. aber sie sind weder besonders zahlreich, noch besonders störend, und werden durch gute conjecturen sowol in der ersten als in den folgenden auflagen aufgewogen. einer verwahrlosung ist also der text von Novalis nicht anheim gefallen. noch weniger aber kann man den herausgebern willkürliche änderungen zum vorwurf machen. sie haben sprachlich anstöfsige wendungen verändert und 193, 18 seit S^4 durch umstellung den vers verbessert (*Schlösse Frühling an Herbst sich und*); aber die stärkste änderung bleibt Tiecks *ewgen* statt *wahren* 183, 7 in einem gedicht zum zweiten teil des Ofterdingen, wo

also keine reinschrift, sondern nur ein entwurf vorlag. dass Schlegel und Tieck die ihnen von Novalis zur herausgabe anvertrauten papiere eigenmächtig verändert hätten, dass die von ihnen zum drucke gebrachten fassungen, soweit sie von den handschriften, die den ersten entwurf vorstellen, abweichen, ihre und nicht Novalis arbeiten seien, ist gewis nicht anzunehmen.

Die aufzeichnungen zum zweiten teil des Ofterdingen gibt H. mit recht sowol in Tiecks redaction als auch nach den Berliner handschriften. [das manuscript der Vermählung der Jahreszeiten (193 f) ist vor kurzem in der Posonyischen autographensammlung aufgetaucht (Autographen-catalog von FrCohen, nr 97, Bonn 1900, nr 262). dass die Berliner papiere aus der Radowitzischen autographensammlung stammen (s. den catalog, Berlin 1864, nr 7451), auf die sich auch die signatur bezieht, hätte sollen gesagt werden.] da Tieck denn doch von Novalis eingeweiht war, hat der faden, an den er die einzelheiten reiht, bis zu einem gewissen grade authentischen wert; freilich durfte in einer kritischen ausgabe auch die briefstelle FSchlegels nicht fehlen, wonach Novalis in seinen letzten tagen den plan wider umgestofsen hätte. am wichtigsten ist für den zweiten teil die stelle 188, 5 f, wo nach der verfasserin der Nachlese (2. aufl. 217) *Marienlieder* gestanden haben sollte; aus H. 198 f ergibt sich, dass das keineswegs der fall ist : es steht nur *Lied zu Loretto.* diese ausgezeichnete und warmfühlende dame war leider von der natur oder von ihrem schöpfer ganz antiphilologisch gebildet, was ich oft mit staunender verwunderung bemerkt habe; wie es farbenblinde gibt, so hatte sie ein dämon mit der lesartenblindheit geschlagen, und wie die farbenblindheit nicht darin besteht, dass einer gar nichts sieht, sondern darin, dass er eine andere farbe sieht, so hat sie mit stiller freude und ihres fehlers ganz unbewust stets das aus den handschriften herausgelesen, was, wie sie von vorn herein überzeugt war, darin stehn muste. zu dem zweiten teil des Ofterdingen gehörten ferner 'Das Gesicht' (204 f), das H. nach Bülow abdruckt, und wol auch die beiden fragmente s. 385 f und 387, die Busse (122 ff) ihm zugewiesen hat. dass die überschrift *Das Gedicht* (385, 5) nicht richtig sein kann, hat schon Busse vermutet; ich conjiciere *Das Gesicht* und bringe beide stücke mit 198, 21 und 198, 23 in verbindung. eh ich aber den Ofterdingen verlasse, möcht ich zu s. 62 f. auf JohGrimm Ueber den goldbergbau zu Eula verweisen; ich habe mir das buch in der Prager universitätsbibliothek (17 F 204 N 2ª) aufgezeichnet, vielleicht dass ein mitglied des dortigen seminars dem hinweis folgen kann. wer über die sprache im Ofterdingen und über die sprache von Novalis überhaupt handelt, der wird Heinrich Veiths Deutsches bergwörterbuch, mit belegen (Breslau 1871) nicht entbehren können und KBusses satz, dass der dichter sprachlich arm sei, hoffentlich nicht nachsprechen.

Auf den Ofterdingen lässt H. mit recht als zweite prosaerzählung die **Lehrlinge von Sais** folgen, wo ihn eine verderbte, aber schon in S[2] verbesserte stelle gezwungen hat, auf die überlieferung zu achten. auf notizen zur fortsetzung, die sich unter den fragmenten befinden, wird verwiesen; leider aber fehlen die bei Bülow III 109 und 125 f mitgeteilten distichen und skizzen, die hierher gehören. bei der prosa bleibend, gibt H. weiter die **dialoge und monologe**, wo er mit recht die handschriften zu grunde legt, so weit sie noch vorhanden sind. 250, 28 lis *auf dem.* hier hätte sich die **Rede** am ersten ostertag (300 f) am passendsten angeschlossen; der einzige rest, der uns von Novalis' predigten erhalten ist (vgl. Ranftl, Tiecks Genovefa 22 ff, S[1] I s. V und Aus Schleiermachers leben III 132 f); die überschrift: 'eine rede von Fridrich' ist freilich auffällig. wir werden etwas ähnliches noch einmal (zu 354 f) finden: entweder rührt die handschrift nicht von Novalis, sondern von seinem bruder her; oder, wenn es würklich die von Novalis ist, hat er daran gedacht, dass auch andre solche reden verfassen und halten sollten. an Friedrich Schlegel ist gewis nicht zu denken, da der bloſse vorname ihn von dem schreiber doch nicht unterschieden hätte, obwohl Novalis in der familie stets Fritz, Friedrich Schlegel im freundeskreise stets Friedrich genannt wird. zwischen die monologe und entwürfe hat H. die **Tagebücher** eingeschoben, die nur persönliches, biographisches interesse haben und nicht unter die werke gehören, sondern mit dem tagebuch der Harzreise (417 ff) und den in der nachlese mitgeteilten Kalenderfragmenten eine rubrik für sich bilden musten. hier war die ausbeutung der handschriften am ergiebigsten, denn Bülow hat in dem berühmten tagebuch von 1797 viel unterdrückt. freilich lässt auch der text Heilborns manches zu wünschen übrig. ich lese 265, 5 mit Bülow *Steifsinn.* warum ist 265, 8 der punct der hs. in komma verändert und 265, 21 f. wider nicht? in der lücke 266, 1 ist *mit Selmnitz* ganz deutlich zu lesen, die folgenden wörter (*von bratern ?)* hab ich auch nicht lesen können. 266, 9 lis *Ihr* 266, 17—19 *Ungeheure* bis *Takt* in der hs. in eckiger, 266, 20—22 *Alle* bis *tadelt* in runder klammer. 265, 2 und 267, 3 fehlen in der hs. 267, 11 lis *im* statt *ein* 267, 12 *herauf* statt *heraus* 267, 31 f *hab ich jedoch an* 268, 18 *Nach Tisch Kaffee* 268, 33 f *Sophie wirds immer besser geben.* 269, 2 *Andenken* 269, 19 *und der* 269, 32 f *Nachmitt[ag] Bericht.* 270, 2 die Novalis durchgängig eigne orthographie *Errinnerung* ist stets abgeschafft. 270, 26 *von der guten Kreisamtmännin.* 271, 29 *besser und* 271, 33 *Situationen in Kleidern* 272, 1 *Ursach* 272, 17 *Mosel* 272, 24 *heut* 272, 31 *vorkömmt.* — *Warum muss ich nur alles peinlich treiben, nichts ruhig, mit Musse, gelassen.* 273, 2 *Nachmittag* 273, 7 *Sie* 273, 12 f gibt

bei H. gar keinen sinn, es muss heifsen: *schrieb oben einige Reflexionen auf — es gieng zu Tisch —* 274, 8 f list H. *Stöhrungen* statt *Rührungen* 275, 4 lese ich *Römer* anstatt *Körner* (vgl. 275, 19) 275, 15 *An S.* 277, 11 habe ich statt des mir nicht geläufigen *Diurnale*, das richtig sein mag, *Diemmeln* gelesen, dh. *Thümmeln*, das Novalis nach der obersächsischen aussprache schreibt; gemeint wäre die schwester Sophiens, frau vThümmel. 277, 30 heifst es natürlich, wie im XVIII jh. immer: *weitläuftig* 27733 f *Günther belästigte uns* anstatt *belustigte* 278, 8 lese ich *Leischingen* 280, 30 f ist nach *Begierde* ausgefallen: *kalt und leidenschaftlos* 284, 11 habe ich *Karlen* anstatt *Anton* gelesen 284, 14 *deraisonnirt* anstatt *beraisonnirt* 284, 17 hat H. mit recht den satz fortgelassen: *Die lüsterne*[*n*] *Fantasie des Morgens* [*machte sich*] *verursachte Nachmittags eine Explosion.*

285, 22 *das Engagement war nicht für diese Welt* ist in der hs. mit antiqualettern geschrieben, also ausgezeichnet, worauf H. wie sonst keine rücksicht nimmt. 285, 31 *fühlte* 285, 33 *fühl* 286, 29 lese ich *Brüder* statt *Kinder* 293, 4 f *Lerne nur erst einen ängstlichen Gedanken auch gleich als falschen erkennen* (nicht *als solchen*) 296, 29 *ergiebt* die in der hs. fehlende stelle 289, 30 ff gibt Heilborn ganz arglos unter dem falschen datum wider, das sie bei Bülow S[s] III 70 trägt. wie schon Busse (Deutsche litteraturzeitung 1901, nr. 12, sp.777 ff) erkannt hat, ist das richtige datum: 9 august 1797; denn Erasmus ist am 9 august 1774 geboren (Nachlese, 2 aufl. s. 16).

Die gedichte setzen mit den Hymnen an die nacht ein, wo H. zum ersten mal die hs. benutzen durfte. was Karl Busse für rundweg unmöglich erklärt hat, dass nämlich die hymnen wie aus der pistole geschossen entstanden seien, das ist gleichwol tatsache; und wäre noch überzeugender zu tage getreten, wenn H. sich hätte entschliefsen können, die massenhaften, hochinteressanten varianten der hss. mitzuteilen. für die liebhaber, die sich auch heute noch von solchen untersuchungen ein glaubwürdiges resultat und den geringsten nutzen versprechen, wird es eine gute lection sein, die hypothesen Busses frisch mit den tatsachen zu vergleichen und zu erkennen, wohin es führt, wenn man nicht von den tatsachen zu hypothesen vorwärts, sondern von hypothesen auf tatsachen zurückschliefsen will. wenn wir wissen, dass Goethe den Werther fast zwei jahre nach den Wetzlarer erlebnissen geschrieben hat, so dürfen wir wol sagen, dass er dem stoffe jetzt mit künstlerischer freiheit gegenüber stand; aus der künstlerischen freiheit des Wertherdichters aber anderthalb jahre vorwärts auf die entstehung schliefsen, das darf kein mensch, weil niemand weifs, in wieviel monaten, wochen, tagen oder stunden ein dichter eine brennende herzenswunde und dieser dichter diese herzenswunde genügend verschmerzt hat.

hätte Busse auch nur einen blick in die tagebücher geworfen, so hätte er dort gefunden, dass Novalis schon ein paar monate nach Sophiens tode stunden und tage hatte, wo sie ihm in die ferne gerückt war; ja dass seine beschäftigung mit der toten überhaupt mehr phantasieleben und dichtung war, dass der verfasser des tagebuchs von 1797 auch die hymnen hätte schreiben können — hätte schreiben können! ob er sie geschrieben hat, das ist eine andere frage, die wir einfach nicht beantworten können. und ebenso steht es mit der frage nach der form! Novalis verdankt die anregung Young; Young hat in versen geschrieben : also muss auch Novalis in versen geschrieben haben — so folgert herr Busse, um einige seiten später zu sagen, dass er Young in einer übersetzung gelesen habe, — die bekanntlich in prosa war. Busse hat RWörner mit hohn übergossen, der den versuch gemacht hat, einige stellen der hymnen in freie rhythmen umzuschreiben — nun, die hymnen sind in freien rhythmen geschrieben! und Wörner braucht sich nicht zu schämen, die richtige abteilung verfehlt zu haben, da Novalis selber über die abteilung, wie die correcturen zeigen, oft in zweifel gewesen ist.[1] man darf aber auch nicht, wie es schon geschehen ist, geltend machen, dass Busse denn doch die versform richtig erkannt habe. denn Busse redet ausdrücklich von liedform, er meint also strophische verse. in wahrheit aber stellt sich die sache so : die fassung im Athenäum ist nichts anderes als eine gekürzte redaction der handschriftlichen, wobei Novalis unfertige stellen der hs. übersprang; und so wenig die hs. eigentliche 'verse' enthält, ebenso wenig enthält das Athenäum eigentliche prosa. der dichter, der über die abteilung der verse widerholt in zweifel war, hat die stellen, wo der rhythmus weniger entschieden hervortrat, einfach in fortlaufenden zeilen geschrieben, oft ohne an dem wortlaut zu rühren. nur um die darstellung für das auge handelt es sich also! auf dieselbe unsicherheit treffen wir im 18 jh. überall, wo wir rhythmischen formen begegnen, die zwischen dem vers und der prosa in der mitte liegen. so hat Goethe seine erste Iphigenia in ungleiche verse umgeschrieben oder umschreiben lassen, und dann wider in prosa aufgelöst; so hat er die iambenscenen des Egmont in prosa niedergeschrieben und auch den Elpenor, den er dann durch Riemer in verse bringen liefs. ebenso ist Hülsens Schweizerreise im Athenäum in prosa dargestellt. wer das tut, behält sich die freiheit vor und legt sich keine fessel auf; der rhythmus, meint er, wird sich von selbst geltend machen, wo er kraft hat. und wenn Busse spottet, dass man dann am ende jede schwungvolle prosa in verse

[1] noch lehrreicher ist das misgeschick von Jacobowski, der in seiner Blauen blume (120ff) gleichfalls den versuch machte, eine hymne (H 309, 34ff) aus der prosa des Athenäums in verse umzuschreiben, und dabei just die einzige hymne wählte, die auch in der hs. in prosa dargestellt ist!

auflösen könnte, so ist darauf zu antworten : in verse von ungleichem rhythmischen bau kann man natürlich jede schwungvolle prosa abteilen! die darstellung in versen hat hier überhaupt nur den zweck, den leser zu langsamem, nachdrucksvollem lesen und zur einhaltung zahlreicher redepausen zu veranlassen.

Die erste frage, die sich ein kritischer herausgeber in bezug auf die Hymnen vorlegen musste, war nun die : geht die in dem Athenäum abgedruckte fassung auf Novalis zurück? oder haben die herausgeber des Athenäums sie aus der hs. auf eigene faust hergestellt? dass die Hymnen unter dem 'langen gedicht' zu verstehn sind, das Novalis am 31 januar 1800 Friedrich Schlegel ankündigt, wird allgemein angenommen, ist aber am ende doch nicht zweifellos. das stück des Athenäums aber, das die Hymnen enthält, ist noch zu Novalis lebzeiten im sommer 1800 erschienen, und es ist ganz undenkbar, dass er die redaction andern überlassen hätte. da nun die handschrift offenbar den ersten entwurf vorstellt, so bleibt kein zweifel, dass die Hymnen im Athenäum in der fassung in den druck gegangen sind, die ihnen Novalis zum zweck der veröffentlichung in einer reinschrift gegeben hat. diese fassung gehört also in den text, nicht der erste unfertige entwurf. bei Heilborn finden wir grade umgekehrt den entwurf im text und die Athenäumsfassung mit den im druckfehlerverzeichnis des Athenäums schon verbesserten druckfehlern (451, 13 *Des* anstatt *Defs,* 451, 21 lis *Ohnmächtges,* 451, 28 lis *Erinnrung;* zwei von diesen lesarten fehlen auch bei Busse s. 157 f) in den laa. wie gedankenlos der herausgeber dabei vorgegangen ist, das ergibt sich aus der lesart 449, 2 *Hast du mit Farben und leichtem Umriss Sie geziert.* schon Busse (143 f) hatte richtig erkannt, dass sich dieses *Sie* nicht auf Sophie, sondern nur auf die sterne beziehen könnte, dass es also *sie* heifsen müste. der vergleich mit der hs. hätte H. nun lehren können, dass in der nach versen abgesetzten fassung dieses *Sie* am eingang der zeile steht und nur deshalb grofs geschrieben ist; bei der redaction für den druck hat Novalis das übersehen und das jetzt fehlerhafte *Sie* anstatt *sie* beibehalten. auch der abdruck der hs. ist nicht ganz correct; ich besitze nicht blos eine eigene facsimile-abschrift, sondern auch eine abschrift von Sofie vHardenberg aus dem jahre 1892, die allerdings laa. aus dem Athenäum einmischt, aber in strittigen fällen den ausschlag geben kann. 306, 29 *lustigen* statt *luftigen* (*lustigen* auch im *A*[*thenänm*]) 308, 11 *höheren (höhern A)* 309, 12 *Schlafe (Schlafe A)* 309, 21 *dem* statt *im (dem A)* 311, 6 *Alles* anstatt *Das* (*Das A)* 311, 12 *Muntres (muntres A)* 311, 14 Novalis schreibt stets *fröliches* und das pronomen der zweiten person meistens mit grofsem *D* 312, 31 *verflögest (verflögst A)* die in der hs. durchgestrichenen verse 314, 28 ff hätten in die laa. gehört die verse

315, 13—16 hab ich im jahre 1885 in der hs. noch unfertig gefunden; sie lauteten so:

Der Götter Aufenthalt
Und ihre Heymath.
Reich an Kleinoden
Und herrlich
[*Unabsehb*]

Novalis hat sie durch den bogen am rande selbst als unfertig bezeichnet und daher im Athenäum weggelassen. in der abschrift Sofiens freilich steht *Und herrlichen Wundern*; diese correctur muss also nach 1885 von Sofie vorgenommen worden sein. 316, 30 *süssen* (die Novalis eigentümliche dativform) 317, 4 *Ohnmächtges* (wie A) 317, 21 *freyeren* (wie A) 318, 12 f bilden eine zeile 319, 2 *niegesehnen* 319, 9 *Morgenlands* (wie A) 321, 3 bin ich nicht sicher, ob die schöne la. des Athenäums nicht auf verlesung von *tausendzüngig* beruht. 321, 17 *Naht'* 321, 27 *Meer, und das* (aus *Meer und Land* entstanden) 325, 26 *Nach Tod und Qual verlangten* (so auch Sofie).

In der rubrik 'Geistliche lieder'[1] hat H. mit recht die im ton und im versmafs abstechende Abendmahlshymne an den schluss gestellt, wie das ja auch Novalis selbst noch für den Musenalmanach angeordnet und auch Meifsner getan hat; die fromme andacht löst sich so zuletzt in unergründliche mystik auf, sie wird nicht durch mystik unterbrochen. minder zu billigen ist, dass H. aus den Marienliedern, die sich weder im ton noch im inhalt von den übrigen geistlichen liedern unterschieden, eine eigene, magere, rubrik gebildet hat. mit der tatsache, dass Novalis 'katholisch' gedacht und empfunden hat, wird man sich endlich doch abfinden müssen, ob einem das nun angenehm oder unangenehm ist. der l'art pour l'art-standpunct, den Busse und Heilborn in dieser frage eingenommen haben, ist nirgends weniger der richtige als bei der romantik, die in der religion wie in der kunst das unendliche im endlichen sah und für die in der praxis wie in der theorie religion und kunst zusammenfielen. dass auch Novalis die gegenstände der kunst zu gegenständen des glaubens wurden, das zeigen nicht blos die Marienlieder, sondern auch der aufsatz 'Europa', an dem sich nicht rühren und nicht deuteln lässt. wer in diesen kundgebungen ein blofses leeres spiel der phantasie sehen will, der leistet Novalis den schlechtesten dienst und stellt ihn auf eine stufe mit Wilhelm Schlegel. man braucht sich aber auch von dem heutigen confessionellen standpunct aus gar nicht zu erhitzen. die Geistlichen lieder wurzeln eben in dem boden der Schleiermacherischen reden; und dass

[1] unter den Berliner hss. find ich verzeichnet: *Geistliche Lieder, gesammelt von Charlotte Schütz* 1809, *Ms. germ.* 258; ob es sich um eine abschrift nach den hss. oder den drucken handelt, weifs ich nicht zu sagen.

diese reden dem aufgeklärten protestantismus des 18 jhs. feindlich gegenüberstehn, kann doch wol kein zweifel sein. bei der neubegründung des religiösen lebens muste Schleiermacher selbst für einen augenblick aus den schranken der confession heraustreten; er hat selber widerholt die katholischen symbole zu hülfe genommen und zb. in seiner Weihnachtsfeier nicht blofs das bild der sixtinischen madonna mit ehrfurcht ausgemalt, sondern auch in jeder mutter eine madonna gesehen. mit einem wort : die romantik hat wie überall so auch auf religiösem gebiete eine grenzverirrung heraufbeschworen. der in nüchternem deismus erstarrte protestantismus ist durch Schleiermacher um eine provinz vergröfsert werden, die der katholicismus nie aufgehört hatte als die seinige zu betrachten, eben weil er weniger aufgeklärt war als der protestantismus. ob man nun diese provinz, weil der katholicismus sie zu jener zeit allein behauptete, katholicismus nennen will oder nicht, das ist für die romantische zeit völlig gleichgültig. der Mariencultus war für Novalis wie für Schleiermacher eine forderung des gefühles, ein bedürfnis; hätte man Novalis gefragt, ob er sich zu dem katholischen dogma bekenne, so hätte er wahrscheinlich mit Schleiermacher geantwortet : meine religion hat mit dem dogma überhaupt nichts zu tun, sie beruht auf dem gefühl. und wenn man ihn gefragt hätte, ob er sich zu dem damaligen katholicismus bekenne, so würde er wider mit Schleiermacher geantwortet haben : in den religionen sollt ihr die religion suchen! überall, nur in dem nüchternen deismus nicht!

Das erste lied, das in der hs. sehr interessante, von Heilborn natürlich nicht berücksichtigte varianten enthält, bietet nur in dem apparat anlass zu einwendungen : 327, 26 hat der Musenalmanach *in Norden*, 328, 1 dagegen, trotz H.s entgegengesetzter angabe, nicht *ward* sondern das richtige *wird;* H. hätte die richtigen laa. bei Busse (s. 158) finden können oder wenigstens seine laa. durch vergleichung mit denen Busses controlieren sollen. im gegensatz zu 327, 26 (*im Norden)* hat die hs. des zweiten liedes 329, 24 *in Osten;* der Musenalmanach hatte die beiden fälle mit *in* geregelt, S mit *im* (Anz. xxvi 250); vgl. 330, 25 wo die hs. und alle drucke *im* haben. vom dritten lied fehlt die hs.; das vierte bietet keine laa. im fünften hat die hs. 333, 18 wider die dativform *sanften*; die dritte strophe ist später hinzugedichtet und an den rand geschrieben. vom sechsten fehlt die hs.; bei dem siebenten leidet die textkritik des herausgebers widerum schiffbruch. es fehlt nämlich nicht blos der letzte vers, wie der herausgeber (s. 456) sagt, sondern die ganze letzte strophe in der hs. hier hätte H. widerum nachdenken müssen. wenn er der meinung ist, dass die herausgeber des Musenalmanaches mit dem text des Novalis eigenmächtig umgegangen sind, so hätte er die strophe, als gar nicht von dem

dichter herrührend, in die laa. verweisen müssen. betrachtet er aber die strophe als von Novalis selbst herrührend, dann muss er darauf kommen, dass Novalis seine geistlichen lieder für den Musenalmanach abgeschrieben und redigiert hat, dass also der Musenalmanach die endgültige fassung enthält. anstatt aber auch hier diese fassung zu grunde zu legen und die laa. der hs. unter den varianten zu geben, stoppelt er sich aus der hs. und dem Musenalmanach einen text zusammen. auf eine ähnliche betrachtung hätte den herausgeber auch die hs. des neunten liedes (die des achten fehlt) führen müssen. hier ist 337, 28 in dem verse *Der Wahnsinn naht und locket* vor *naht* das wort *steht* ausgestrichen; im Musenalmanach aber heifst es dennoch *steht* (woraus in S⁴ S⁵ durch druckfehler *sieht*); Novalis hat also auf die ältere la. zurückgegriffen, und man sieht auch hier, dass zwischen dem ersten entwurf in der hs. und dem Musenalmanach eine reinschrift des dichters ligt. dieses lied ist auch für die überlieferung lehrreich. 338, 13 hat die hs. *Du schaust*; S¹ S² (wie Heilborn, der diese la. wider nicht verzeichnet, aus Busse hätte erfahren können) *Und schaust*; S³ S⁴ S⁵ aber wider *Du schaust*. hier (wie 341, 4 *dies* für *das*) kehrt also die dritte auflage zu der la. der hs. zurück, und es ist nicht unmöglich, dass ein vergleich mit der hs. stattgefunden hat. im zehnten lied hat die hs. wider die dativformen 338, 21 *verwirrten* und 339, 1 *verschiednen*, die für Novalis charakteristische schreibung 339, 3 *kundgegeben?* die regelung der orthographie und der interpunction, auf die sich Heilborn in der vorrede etwas zu gute tut, ist hier über jeden begriff nachlässig : Novalis schreibt *er* und *ihn*, und Heilborn druckt 339, 9 *er* und in der nächsten zeile 339, 10 *Er*; Novalis setzt, wie meistens, punct anstatt der fragezeichen, und Heilborn führt die fragezeichen bis 339, 14 durch, gibt sie aber dann plötzlich wider auf. interessant ist, dass Novalis 340, 4 ursprünglich schreiben wollte *wohnest du uns bei*, später aber *mir bei* schrieb; auch in der zweiten Hymne hat er 330, 11 ff ursprünglich in allen strophen die anrede im plural gehabt, sie aber dann durch den singular ersetzt und nur in der letzten strophe stehn lassen, weshalb S¹ 330, 27 das *lasst* in *lass* zu verändern für nötig hielt. dieser wechsel der anrede in demselben liede und während der arbeit zeigt deutlich genug, dass Novalis keineswegs die ganze gemeinde bestimmt vor augen hatte, sondern zwischen éinem bruder in Christo und der gemeinde schwankte. vom elften liede fehlt wider die hs.; bei dem zwölften gestattet uns die hs. eine genauere datierung. '1 blatt briefpapier halbgebrochen', so lakonisch bezeichnet H. die handschrift. es ist ein blatt briefpapier in hochquart und enthält den anfang eines danksagungsbriefes, mit dem Novalis aus irgend einem grund unzufrieden war und den er deshalb nicht vollendete; später hat er dann das blatt der quere nach gefaltet und auf der

rückseite des so enstandenen octavbogens unser lied geschrieben. der briefanfang lautet:

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Finanzrath,

Schon früher hätte ich mir die Ehre gegeben Ew. Hochwohlgebohren meine innigsten Danksagungen für Dero gnädige Mitwirkung für die Gewährung meines unterthänigsten Gesuchs um die Amtshauptmannstelle im thüringischen Kreise abzustatten, wenn ich nicht eine baldige Reise nach Dresden für nöthig gehalten hätte. Ew. Hochwohlgebohrn gnädige Zuschrift, die mich unendlich erfreut hat, hebt diese Nothwendigkeit auf und ich kann daher jezt nur schriftlich Ew. Hochwohlgebohrn meine innigste Verehrung an den Tag legen und zugleich sagen, wie wahrhaft glücklich mich dieses Zeichen von Höchstder

um die erledigte amtshauptmannstelle im thüringischen kreise kam Novalis am 4. august 1800 ein (Heilborns monographie s. 213), und bald darauf wurde sie ihm bewilligt (Nachlese 2. Aufl. 259); das ist also auch der terminus a quo für unser lied. von der Abendmahlshymne fehlt wider das manuscript. in dem ersten Marienlied lese ich 345, 7 mit S *Unzähligmal*, die letzten zeilen sind in der hs. nicht herausgerückt; es ist übrigens die einzige hs., wo die strophen deutlich abgesetzt sind. im zweiten Marienliede schreibt Novalis 345, 24 *Weltgetümmel*, was H. mit recht geändert hat.

Die herausgeber der ersten auflage der schriften haben die wenigen gedichte, die sie aufser den Hymnen und den Geistlichen liedern mitteilten, unter dem titel 'Vermischte Gedichte' zusammengefasst. die magere rubrik, bestehend aus sechs nummern, stand in der ersten auflage gar zu ungeschickt zwischen den Hymnen und den Geistlichen liedern; schon in der zweiten auflage hat sie daher mit den liedern den platz gewechselt. für Heilborn hatte diese rubrik weder durch den sachlichen inhalt noch durch die tradition, die ja nicht auf Novalis zurückführt, etwas bindendes. er hatte nicht ein halbes dutzend übrig gebliebener gedichte unterzubringen; sondern er fand im nachlass eine ungeheure masse ungedruckter gedichte, er hatte ferner die im dritten bande bei Bülow und sonst vereinzelt gedruckten gedichte zu versorgen. dabei hatte er völlig freie hand, und die disposition war nicht schwer zu treffen. es fanden sich zunächst eine reihe von gedichten vor, die an bestimmte persönlichkeiten oder zu festlichen gelegenheiten gedichtet waren, deren mehr oder weniger genaue chronologische fixierung keine schwierigkeiten machte; diese gedichte waren in einer chronologisch geordneten rubrik unter gemeinsamer überschrift um so leichter zusammenzufassen, als der unterschied im werte hier nicht zu stark ins gewicht fiel. es war aber auch ferner in betracht zu ziehen (und das hat der herausgeber selber richtig erkannt), dass das

erbe des nach kurzer blüte verstorbenen dichters nicht durch die masse unreifer und schülerhafter versuche erstickt werde: es durfte also nicht alles mitgeteilt werden, was in den papieren steckt, und es muste das schwächere, was blos für die entwicklungsgeschichte von wert und darum nicht auszuscheiden war, dennoch von den reifen gedichten, die als blüten eines jahres natürlich wenig zahlreich sind, abgesondert werden. um so mehr war das geboten, als ein nicht unbeträchtlicher teil der lyrik in dem Ofterdingen enthalten ist und der herausgeber sich nicht hat entschliefsen können, die lieder aus dem Ofterdingen als eine rubrik der gedichte noch einmal abdrucken zu lassen, wie es die neueren herausgeber der gedichte von Novalis alle getan haben. ich würde ihm angesichts dieser sachlage und in der erwägung, dass der ruhm des lyrikers keinen schaden leiden dürfe, dass die gruppe der meisterlieder gestützt werden müsse, freilich unbedenklich geraten haben, dem beispiel Goethes zu folgen; denn wie die lieder im Wilhelm Meister nicht blofs an dem ort und an der stelle würken, für die sie bestimmt sind, so wollen auch die perlen, die Novalis oft aufser dem zusammenhang gedichtet und nur später in dem roman gefasst hat, einzeln für sich genossen werden. ich würde dem herausgeber also geraten haben, nach den Geistlichen liedern mit den Liedern aus dem Ofterdingen fortzufahren und das kreuzzugslied hätte einen schönen übergang zu den weltlichen gedichten gebildet. dann wären unter der überschrift 'Vermischte Gedichte' die übrigen reifen arbeiten gefolgt; eine unterabteilung hätte die an personen und zu festlichen gelegenheiten gedichteten stücke umfasst und den schluss hätten die epigramme und epigrammatischen dichtungen gebildet. in einem anhang würd ich dann die unreifen jugendarbeiten geboten haben und zwar in ungefähr chronologischer folge : je nachdem nämlich der einfluss der Anakreontik, der Göttinger dichter, Bürgers, WSchlegels, Schillers hervorsticht (der Goethes kommt erst in der reifen zeit zur geltung). auch die form (distichen, antikisierende strophen, sonette) wäre hiebei natürlich, wenigstens in zweiter linie, berücksichtigt worden.

Um eine gedichtsammlung zusammenzustellen, braucht man eben kein philolog zu sein, und an geist und feinem gefühl fehlt es ja dem herausgeber, wie seine Romanwelt beweist, keineswegs. es kann also nur der leichtsinn schuld sein, wenn es bisher noch keine ausgabe eines lyrikers gegeben hat, in der die gedichte so wie kraut und rüben durcheinander geworfen sind, wie in dieser ausgabe von Novalis. nach den Geistlichen liedern fährt H. mit den Vermischten gedichten fort; die von ihm sonst so wenig beachteten herausgeber haben es ihm gerade dort angetan, wo sie aus der not eine tugend zu machen gezwungen waren. Vermischte gedichte! das erhebt anspruch auf bunten inhalt,

auf wechsel des tones, auf reichtum an farben. und wer hat über einen gröfseren reichtum zu verfügen als der junge Novalis, der in den wenigen dutzend gedichten, die wir von ihm haben, die tonarten von dem leichtesten anakreontischen lied bis zu der unergründlichen hymne, von der mädchen plage bis zu der abendmahlshymne durchmisst. würklich, die herausgeber der ersten ausgabe haben Novalis durch die rubrik 'Vermischte gedichte' blofsgestellt, in der sie nur sechs keineswegs besonders von einander abstechende nummern unterzubringen suchten. nun kommt aber gar noch Heilborn, nimmt drei der besten stücke als an personen gerichtet heraus und behält die überschrift Vermischte gedichte aus heiliger ehrfurcht bei! jetzt heifst es gar: 'Vermischte Gedichte I—III', und der dichter steht in wahrer bettlerarmut da. wo nichts zu mischen ist, da hören sich auch die Vermischten gedichte auf! weiterhin lässt uns jeder faden im stich. es kommen nach zwei vereinzelten gedichten die an personen gerichteten, aber nur ein teil von ihnen; und zuletzt die Blumen. dann folgen die 'Jugenddichtungen'. Heilborn sagt in seiner monographie (s. 48) selber: 'wenn anders man auf ihn, der ein jüngling starb, den begriff als unterscheidendes merkmal anwenden darf'; einen so verclausulierten begriff soll man aber nie einer disposition zu grunde legen. es kommt freilich nicht viel darauf an, ob der titel 'Jugenddichtungen' oder ob er 'Anhang' lautet; schlimmer ist, dass von einem princip der anordnung innerhalb der rubrik nichts mehr zu verspüren ist.

Wir schreiten also künftig einfach von nummer zu nummer fort, und berücksichtigen nur die nummern, die zu bemerkungen anlass geben.

349, 28 hat S[1] *mit den zweig*, was auf die verlorene handschrift zurückgehen könnte; erst S[4] hat diese falsche dativform abgeschafft.

Das gedicht 'Zur Weinlese' (350f) ist zuerst in Kleists Phöbus I band 9 und 10 stück, s. 13 mitgeteilt, und daraus von Bülow mit druckfehlern abgedruckt. der Phöbus (Ph, ich verdanke die collationen der güte JBoltes) gibt die folgende anmerkung: 'ein ländliches gelegenheitsgedicht, auch wenn manche beziehung darin unverstanden bleiben sollte, wird dennoch den freunden des unvergesslichen dichters als reliquien (!) heilig sein'; die beziehungen hat schon Busse s. 120 richtig erkannt. lesarten: 350, 16 *Statur* statt *Natur*; 350, 20 *Taus*; 351, 7 das für Novalis charakteristische *Was* für *Das*.

'Der Fremdling' (352f) ist nicht, wie H. behauptet, in der fünften auflage (S[5] II 289f) zuerst mitgeteilt, sondern schon in der vierten (S[4] II 206f). sollte die adressatin mit dem fräulein Caroline von Ch. verwant sein, von der ein portrait von Novalis herrührt (Bülow III s. XIII)? oder ist 1797 falsch und jemand aus der familie Charpentier gemeint?

Die datierung des gedichtes 'An die Fundgrube Auguste' bei Busse und Heilborn ist zweifelhaft: ihren 49 geburtstag feierte die 1749 geborene mutter eigentlich nicht 1798, sondern 1797.

Das gedicht 'Was passt, das muss sich ründen' ist, wie die hs. sagt, an Selmnitz gerichtet und nicht an Tieck, den Beyschlag, Raich, Dohmke und Busse für den adressaten hielten; wir lernen wider einmal aus den tatsachen, wieviel es bedeutet, wenn man auf grund einer vagen parallele behauptungen aufstellt.

'Friz an Julien' lautet die überschrift des nächsten gedichtes (354 f) in der hs. der herausgeber hat die notwendigkeit eingesehen, das *Fritz* fallen zu lassen; es ist ihm aber nicht der argwohn gekommen, ob Novalis selbst denn ein gedicht an seine braut so überschreiben konnte. in der tat rührt denn auch die hs. gar nicht von Novalis her, sondern von Karl von Hardenberg. Sophie von Hardenberg hat mir davon erzählt und mir unter dem 11 september 1892 noch einmal geschrieben: als Julie von Charpentier einen Ungarn, herrn von Podmanitz, heiratete, konnte sie sich von dem gedichte nicht trennen; daher schrieb Karl es ab und legte die abschrift zu den gedichten des nachlasses. das ist nicht blofs für dieses éine gedicht von wichtigkeit; es zeigt leider auch an, dass die hss. der brüder eine grofse ähnlichkeit haben. mir ist es zweifellos, dass sehr vieles unter den sogenannten 'Jugenddichtungen' gar nicht von Novalis herrührt; wir werden noch einem solchen fall begegnen. ich bin deshalb den brüdern Karl und Anton, den romantikern Rostorf und Sylvester, nachgegangen; und meine zweifel waren mit ein grund, warum ich diese arbeiten so lang hinausgezogen habe. 355, 2 hat die hs. *Sich* 355, 11 *seinen*

Pech — man kann es nicht anders nennen — rechtes gelehrtes pech hat der herausgeber mit dem folgenden gedicht gehabt, wo das unglück schon bei der überschrift 'An Dorothee' (355 f) einsetzt. von diesem gedicht, das H. nach Bülow abdruckt, existieren eine hs. und zwei drucke, die ihm unbekannt geblieben sind. die hs. ist in Weimar und ich verdanke die collation der direction des Goethe- und Schillerarchives. gedruckt ist es zuerst in Kleists Phöbus, I band, 1 stück s. 40 (Ph), woher es Bülow (III 102 ff) hatte; dann im Berliner Conversationsblatt vom 1 mai 1827, nr 86, s. 341 f. (J). wie das *reisende* 355, 14 zeigt, das in der hs. fehlt, gehn die beiden drucke nicht auf die in Weimar befindliche hs. zurück, sondern auf eine andere, die sich offenbar im besitz der adressatin befand, während die Weimarer hs. wider den ersten entwurf vorstellt. diese adressatin ist aber nicht etwa die romantische Dorothea, sondern Dora Stock: *An Dora*, so lautet die überschrift in hs. J. und in einer anmerkung des Conversationsblattes sagt F(riedrich) F(örster), der herausgeber, er verdanke das gedicht der künstlerin, an die es gerichtet sei. entstanden sei es 1798 in Dresden, wo sich

der schon bedenklich erkrankte dichter aufhielt : *Julie von Charpentier war seine verlobte Braut, die neben dem hinschwindenden Jüngling in vollster Jugendfülle und Schönheit stand. So viele Schwierigkeiten sich auch der Verbindung entgegenstellten, so hielt die Liebenden eine zu innige Neigung verbunden, als dass sie nicht alles überwunden hätten, nur der Tod konnte dies Band lösen. Eine sonderbare Erscheinung, von der sich auch in dem Gedichte Spuren finden, war es, dass Novalis, während schon die Blüthe seines Lebens geknickt war, davon keine Ahnung hatte, vielmehr immer das frühe Hinscheiden seiner geliebten Julie fürchtete, obwohl diese frisch und gesund war. Sein höchster Wunsch war, die theuren Züge der Geliebten durch ein Bild festgehalten zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm als der schönste Trost seiner letzten Tage erfüllt und seinen Dank hat er in diesem Gedichte ausgesprochen, das hier zum erstenmal abgedruckt erscheint.* der letzte satz ist, wie wir gesehen haben, falsch, aber eine willkommene bestätigung dafür, dass dem druck die hs. aus Doras besitz zu grunde ligt. auch die datierung ist schwerlich richtig; da es sich um Novalis letzte tage handelt, wird sein aufenthalt in Dresden im sommer 1800 (Heilborns monographie s. 188ff. 214) gemeint sein. dass die Charpentiers mit Körners bekannt waren, kann man aus dem briefwechsel zwischen Schiller und Körner ersehen. und nun hätte wider die kritik einzusetzen : da Novalis das gedicht der adressatin offenbar in reinschrift überreicht hat, so wäre den lesarten von PhJ vor der hs. der vorzug zu geben, und es war dieses mal ein glück, dass der herausgeber die hs. nicht kannte. ehre, wem ehre gebührt! und so sei freudig anerkannt, dass H. hier 356, 28 den druckfehler Bülows *Sie* in die richtige la. *Sieh* hs. PhJ verbessert hat; wäre ihm nur nicht gleich daneben 356, 21 dass misgeschick begegnet, die verse *und reicht, wie alte Freunde pflegen, das Blatt ihm und die Lilienhand* durch den druckfehler *alle* (anstatt *alte*) aus schönem sinn in unsinn zu entstellen. 356, 14 haben hs. J die echt Novalissche la. *was* für *das*, die Ph und Bülow in das gewöhnliche geändert haben. 357, 1 *ihrem* hs. J; 357, 4 *erblasst* J; 357, 9 *vom* J; und endlich 357, 10 *Nachgesang* hs. J an stelle des ganz sinnlosen *Nachtgesang*, das aus Ph zu Bülow und Heilborn gekommen ist.

Bei dem gedichte 'An Tieck' (357ff) ist die auskunft über die hs. falsch; das gedicht steht nicht mit andern zusammen, sondern allein für sich auf einem besonderen blatt : quartblatt, auf jeder seite zwei columnen, mit bleistift in der ecke von fremder hand : *Tieck.* 357, 18f *langen* und *manchen* in der hs. 358, 2 les ich *Bedächtig ernst* 358, 3 fordert der reim *heitern*, wie auch in der hs. steht. ebenso steht 359, 8 *lichten* die strophe 11 (358, 25ff) steht für sich allein oben in der vierten columne : also, wenn man von oben nach unten fortlist, ganz am

schlusse; und es ist nicht angezeigt, dass sie anderswo hingehört. strophe 10 schliefst die erste seite, also die zweite columne; beim umwenden des blattes fiel daher str. 11 dem wissenden sofort ins auge, auch wenn nicht angezeigt war, dass sie vor den strophen der dritten columne an die reihe kommen sollte. auch hier ist es notwendig, sich über das verhältnis der hs. zu dem drucke klarheit zu verschaffen. nach Holtei III 241. 245 ist der abdruck im Musenalmanach auf grund einer abschrift Friedrich Schlegels geschehen; ich muss die frage vor der hand offen lassen, ob er das richtige getroffen hat, d. h. ob die elfte strophe würklich nicht an den schluss, sondern nach strophe 10 gehört.

Das sonett 'In stiller Treue' (359), dessen hs. fehlt und das nach S[5] I s. XXV aus der letzten zeit stammt, hat H. mit der überschrift *An* — versehen. es dürfte, wie Dohmke, Busse, Meifsner annahmen, an den bruder Karl gerichtet sein.

Für die 'Blumen', deren titel an Lohenstein und an Herder gemahnt, ligt mir eine abschrift des ersten druckes von DJacoby vor; sie sind auch schon bei Dohmke und Meifsner nach diesem widergegeben. Heilborn hat nur das verdienst, den druckfehler *Zweifel* statt *Zwist* 360, 24 aus S[4] und S[5] erneuert zu haben, der den sinn entstellt. S[4] hat auch hier dem vers nachgeholfen : 360, 11 *also soll König auch seyn*, und S[5] ist dabei geblieben.

Bei dem gedicht 'Die Quelle' (368) scheint der herausgeber nicht gemerkt zu haben, dass ein sonett vorligt; er hätte es sonst wol nicht, wie Bülow III 89, in 4 + 4 + 6 zeilen abgeteilt. die hs. entscheidet natürlich nicht, da die hss. von Novalis die strophische gliederung fast nie deutlich erkennen lassen. die romantiker drucken sonette in der regel ohne strophenabsätze, rücken aber die 1. 5. 9. 12 zeile vor oder zurück. unser gedicht lässt sich durch die anwendung der fünffüfsigen trochäen und durch den namen *Molly* datieren : es stammt aus der zeit des Bürgerischen einflusses, in dessen schule auch WSchlegel noch trochäische sonette gedichtet hat; in der romantischen zeit kam das nicht mehr vor.

Bei dem gedicht 'An ein fallendes Blatt' (370f) hab ich mir die unmafsgebliche, nur zur untersuchung verlockende bemerkung gemacht : 'kaum von Novalis; in distichenform mit andern gedichten zusammen, die kaum von Novalis sind' (vgl. Heilborn I 465. 467 und unten zu 'Mein Wunsch'). indessen ist nicht zu übersehen, dass das bild vom fallenden blütenblatt (vgl. auch den titel 'Blüthenstaub') bei Novalis beliebt ist und auch in briefen (S[5] III 156. 157) geflissentlich angebracht wird.

Bei den gedichten, die aus der Meusebachschen sammlung in Berlin stammen, vermisst man, wie auch sonst öfter, die angabe, ob es sich um ein eigenhändiges manuscript handelt. auch der erste druck wird bei den schon gedruckten nummern nirgends

verzeichnet: 'An Jeanette' (373) und 'Mein Wunsch' (374) sind gedruckt in Hoffmanns vFallersleben Findlingen s. 140. das letztere wendet sich an eine Louise, die auch in einem besonderen gedicht des nachlasses besungen wird (465), das auf demselben bogen mit dem 'Fallenden Blatt' steht. nun gab es aber nicht blofs im hause des amtmanns Just, sondern auch im Rockenthienschen kreise eine Luise, die stiefschwester von Sophie Kühn (Nachlese, 2 aufl. 84. 95), und dass auch die brüder von Novalis in diesem hause ihr glück zu finden hofften, ist ja bekannt. die frage, ob hier noch der flatterhafte Novalis oder sein bruder Karl redet, muss wenigstens im auge behalten werden. auffällig ist auch, dass die Berliner hss. widerholt im nachlass eine oder gar zwei entsprechungen finden, während uns sonst kein gedicht in zwei hss. überliefert ist. ich zweifle, dass Novalis seine gedichte so oft abgeschrieben hat; wenigstens müste eine genauere beschreibung und untersuchung der hss. den zweck und die absicht zu erforschen trachten.

Bei den gedichten an Bürger (391 f) und bei der folgenden nummer ('Das süsseste Leben' 392) wird die sonettform wider nicht deutlich. das zweite gedicht an Bürger und die beiden folgenden nummern sind zuerst gedruckt in Gubitz Gesellschafter 1823, 5 dec., 194 blatt, s. 946 ff; daraus abgedruckt in Wagners archiv s. 184 ff; und von Strodtmann in den Briefen von und an Bürgerm 235 ff. H. kennt nur den letzten druck, obwol Strodtmann selber den ersten angibt. bei dem gedicht auf Josefs tod († 20. 2. 1790; s. 393) fehlt wider der erste druck in den Findlingen 139. die gedichte 'An H. Schlegel' (394 ff, so in der hs.!) druckt H. aus Walzels ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels an seinen bruder ab, ohne sich weiter um das original zu kümmern. es wird weder gesagt, dass die hs. in Dresden zu finden ist, noch scheint der herausgeber selber zu wissen, dass es sich um eine abschrift FrSchlegels handelt. hätte er die hs. selber eingesehen, so hätte er gelernt, dass man romantische sonette nicht durch zwischenraum, sondern durch herausrücken oder einrücken (das letztere ist hier in der hs. der fall) der 1. 5. 9. 12 zeile darstellt. in dem zweiten gedicht ist 395, 12 der auftact *zu* blofser schreibfehler Schlegels und die variante der letzten strophe übersehen:

Argloß herzlich böt' ich dir alsdann
Alles was ich itzt dir bieten kann —
Hier mein volles Herz und meine Rechte.

zu dem vierten sollte doch bemerkt sein, dass es nach FrSchlegels worten 'eigentlich nur variant zu 1' ist.

Bei dem ersten gedicht 'An Herr Brachmann' (397), dessen hs. bei Dohmke facsimilirt ist, fehlt wider der erste druck in den Findlingen s. 139 f. dieser freund, der Busse (112) ganz unbekannt ist, war Christian Friedrich Brachmann, der bruder

der dichterin Luise Brachmann, der mit Novalis von der universität heimkehrte. vgl. darüber die aufzeichnungen der Luise Brachmann in Kinds Harfe II 1815 s. 291 ff (abgedruckt in den Auserlesenen Dichtungen von Luise Brachmann, Leipzig 1834 I s. XIII ff)[1].

Die distichen s. 398 sind zuerst gedruckt in Kleists Phöbus, I band 4 und 5 stück, s. 44, woher sie Bülow hat. 398, 16 fehlt zwar in Ph, doch ist unter S. zweifellos Sophie, unter M. ihre schwester frau vMandelsloh verstanden (Nachlese[2] 86). 398, 22 ist *Sähst*, 398, 24 *hier* für *selbst* zu lesen.

Das Punschlied hat weder Heilborn noch Busse (117 f) anlass zum verdacht gegeben; und doch ist die wendung 400, 15 f *Bringt unserm Fritz und Fritzes Dies Glas zum Wunsche dar* sehr auffallend. Novalis kann von sich selbst hier so wenig in der dritten person reden, als in der überschrift *Friz an Julie*. im nachlass finden sich noch mehrere punschlieder (s. 466); und es wäre nicht unmöglich, dass sie von mehreren personen zu éinem punschabend gedichtet worden sind. auch der text ist offenbar widerholt verderbt; da die hs. fehlt, sind conjecturen erlaubt. 400, 13 hat schon Busse *Zur* anstatt *Nur* vorgeschlagen. 400, 25 *unsre?* 400, 17 anstatt des ganz unerklärlichen *Liti* vielleicht *Sidi*, dh. Sidonie vHardenberg? die aber freilich im Rockenthienschen hause kaum ihr haushaltungsgenie beweisen konnte??

Der band schliefst mit dramatischen und prosaischen skizzen und fragmenten und mit dem tagebuch einer Harzreise, das mit den übrigen tagebuchfragmenten besser in éine rubrik zusammengefasst worden wäre. am schlusse der anmerkungen gibt Heilborn ein verzeichnis der handschriftlich erhaltenen, aber nicht mitgeteilten 'Jugendschriften', das ich hier keiner kritik unterziehen will; ich behalte mir aber vor, darauf zurückzukommen. das register ist sehr oberflächlich und uuzuverlässig; es fehlen Claudius 279; Gozzi 200; Lessing 252; Leischinger 278; Moritz 267; Stolberg 271 usw.

Eine dankbare, aber freilich auch schwierige aufgabe hatte der herausgeber im zweiten band zu lösen, der die Fragmente enthält. hier ist er leider gleich an der schwelle verunglückt. er fand die hs. der sogen. Blüthenstaubfragmente auf der kgl. bibliothek in Berlin und im nachlass. die beschreibung der Berliner hs. lautet: '8 seiten (4 blätter hochoctav), trägt die bibliotheksbezeichnung 7450 (Varnhagen 39).' nach dem katalog der Radowitzischen autographensammlung (Berlin 1864) gehört

[1] hier heifst es: 'Friedrich vHardenberg war sein würklicher name, und von einem frühern, in Italien einheimischen zweige seiner familie sein angenommener dichterischer name: Nŏvālĭs entlehnt'. in der tat legte die familie Hardenberg noch 1885 gewicht auf diese betonung. die zahlreichen sonette auf Novalis müsten ergeben, ob der name auch von den romantischen freunden so betont wurde.



das manuscript vielmehr dieser sammlung an, wo es eben die nr 7450 trägt; auf der hs. findet sich der vermerk: *Handschrift von Novalis; Geschenk von L. Tieck. Dresden*, 16. *November* 1840. die papiere gehören also derselben sammlung an, wie die aufzeichnungen zum zweiten teil des Ofterdingen. die erste pflicht des herausgebers wäre es nun wider gewesen, sich über das verhältnis der hs. zu den drucken rechenschaft zu geben. er sagt darüber: 'der text folgt der hs., nicht dem Athenäumdruck. die herausgeber des Athenäums waren bereits mit der hs. des Novalis willkürlich umgesprungen.' beides ist falsch! er gibt den text keineswegs immer nach der hs.; und die herausgeber des Athenäums waren nicht willkürlich mit dem text umgesprungen. den beweis für die erste behauptung bilden die drei ersten zeilen: der titel lautet in der hs. *Vermischte Bemerkungen*, bei Heilborn wie im Athenäum *Blüthenstaub*; das motto in versen fehlt in der hs., bei Heilborn wie im Athenäum steht es. wenn Heilborn der meinung war, dass die abweichungen des gedruckten textes von der hs. blofse willkür der redacteure seien, so hätte er auch den titel und das motto des Athenäums preisgeben müssen. sobald er aber den titel und das motto aufnahm, hat er damit zugestanden, dass Novalis selbst die fragmente für das Athenäum überarbeitet hat. er hätte sich nicht weit umzusehen gebraucht, um äufsere und innere gründe für diese annahme zu finden. Novalis hat sie an FrSchlegel mit den worten geschickt (Raich 58 ff): *die meisten sind älteren Ursprungs und nur abgekehrt*, dh. abgestaubt. so also, in abgestaubtem zustande, wollte sie Novalis dem publicum vorlegen; Heilborn aber hat sie seinen lesern unabgestaubt, voll von dem staub des ersten entwurfes, vorgelegt. und wenn es ihm weiter gefallen hätte, die briefe FrSchlegels an seinen bruder in die hand zu nehmen, so hätte er dort (s. 365. 374 f) auskunft über alles erhalten, was er als herausgeber wünschen konnte. er hätte dort erfahren, dass Friedrich Schlegel den abdruck besorgt hat und dass er von vorn herein nichts zu ändern vorhatte, als das grammatische — durch den vergleich mit der hs. war dieses 'grammatische' für einen kenner der sprache von Novalis und der von FrSchlegel unschwer festzustellen. er hätte dann weiter erfahren, dass Friedrich würklich nichts geändert hat als kleinigkeiten, die schon Wilhelm 'im manuscript gestrichen oder angedeutet hatte, oder andere ähnliche': die auf ihn selbst bezüglichen worte *so scharf* 10, 14 (bei Walzel ist fälschlich *so scherzt* gelesen 375) hat er weggelassen, sie musten von Heilborn natürlich beibehalten werden; s. 19 f hat er statt *Monotheismus* drucken lassen *Entheismus*, wo natürlich *Monotheismus* beizubehalten war. wie wenig beträchtlich aber die änderungen sind, das ergibt sich aus Friedrichs bemerkung über das fragment 16, 23 ff *Eine Uebersetzung* (Walzel 375). mit diesem war er in bezug auf

die form am wenigsten zufrieden : es müsse vielleicht der ausdruck etwas geändert werden, der hier gar zu weit hinter dem vortrefflichen gedanken zurückstehe, wie ihm auch Wilhelms randglosse anzudeuten schien. vergleicht man aber den abdruck im Athenäum mit der hs., so ergeben sich drei ganz unbedeutende varianten : 17, 1 ist nach *Spuren* das wort *davon* eingeschoben; 17, 11 anstatt *Sie streifen leicht in die Travestie* heifst es *Sie fallen leicht ins Travestieren*; 17, 13 anstatt *Popens* heifst es *Pope's* — wobei noch immer offen bleibt, wieviel auch hier Novalis beim abstauben geändert hat, und ob nicht vielleicht gar nichts als das *Pope's* von Schlegel herrührt. ferner hatte Schlegel vor, durch einfaches strichmachen mehrere fragmente zu dividieren; ein einfacher vergleich mit der hs. zeigt, in wie weit Schlegel dieser neigung nicht widerstehn konnte, und selbstverständlich hatte der herausgeber das recht, die striche wider abzuschaffen. weiter hat Friedrich etwa ein halbes dutzend fragmente herausgenommen, wobei er sich an die doubletten, dh. an die denselben gegenstand behandelnden fragmente halten wollte; diese fragmente hatte er für die grofse fragmentsammlung im zweiten hefte des Athenäums bestimmt. diese nummern hab ich, eine einzige ausgenommen, schon in Friedrich Schlegels Jugendschriften (II 250 f) Novalis zuschreiben können; denn es zeigt sich schon hier, dass die herausgeber von S bei der auswahl der fragmente keineswegs blind zu werke gegangen sind, sondern ehrlich bemüht waren, Novalis sein eigentum zurückzuerstatten : von den 13 nummern, die zt. durch division aus dem 'halben dutzend' entstanden sind, haben, wie meine laa. zeigen, Friedrich Sehlegel und Tieck dem dichter 8 zurückgegeben; drei konnte Bülow, unterstützt von der in Tiecks händen befindlichen hs., hinzufügen; eines habe ich aus inneren gründen und blofs vermutungsweise Novalis zugesprochen; der vergleich mit der hs., den Heilborn wider anstellen konnte, ergibt, dass als 13 nr auch das Athenäumsfragment *Genialischer Scharfsinn* (Jugendschriften II 251, nr 294) unserem dichter gehört. alle diese nummern durften natürlich dem dichter an dem ort, wo sie in der hs. stehn, verbleiben. endlich aber bekennt Schlegel, dass er auch einige seiner fragmente hineingegeben habe. und diese frage, die mir schon einmal viel zeit gekostet hat (Jugendschriften II, s. VIII), war jetzt durch den vergleich mit dem manuscript kinderleicht zu lösen. freilich muste man auch die etwas mühevolle gegenprobe machen; und das war wohl auch der grund, warum der herausgeber diese dinge gar nicht angerührt hat und in seinem apparat über Friedrich Schlegels autorschaft kein wort verliert. die in dem Athenäum enthaltenen, aber in der hs. fehlenden fragmente konnten alle, oder nur zt. von Schlegel herrühren, da ja Novalis in der reinschrift auch eigene zusätze gemacht haben konnte. sicherheit war erst dann erlangt, wenn

diese fragmente von Schlegel und Tieck nicht in die schriften von Novalis aufgenommen worden waren. nun, diese gegenprobe habe ich gemacht! die von Heilborn in den varianten mitgeteilten, weil in der hs. fehlenden nummern 15. 20. 26. 31 sucht man auch in S vergebens; sie sind also Friedrich Schlegels eigentum und zugleich ein neuer beweis, dass die herausgeber von S bei der auswahl der fragmente nicht ohne sorgfalt vorgegangen sind. sogar Bülow muss noch Novalis und Schlegels eigentum zu unterscheiden gewust haben, da auch er sich nicht vergriffen hat; es mag ihm wol ein exemplar des Athenäums aus Tiecks besitz vorgelegen haben, in dem Schlegels anteil am Blüthenstaub und Novalis anteil an den fragmenten des zweiten heftes gekennzeichnet war. die laa. von S ergeben übrigens, dass Friedrich Schlegel, Tieck und Bülow die fragmente von Novalis zt. aus den hss., zt. aus den drucken genommen haben; aber nur Bülow hat gelegentlich ein schon aufgenommenes fragment zum zweiten mal gebracht. und jetzt, wo Friedrichs anteil sicher gestellt war, hatte der herausgeber die wahl, ihn entweder ganz auszuscheiden oder durch verschiedenen druck zu unterscheiden. ich bekenne gern, dass ich, wie in meiner ausgabe der Jugendschriften FrSchlegels, das letztere gewählt und überhaupt den Blüthenstaub gern so gelesen hätte, wie er zuerst erschienen ist. eine bemerkung hätte es auch verdient, dass der Blüthenstaub nach dem wunsch des verfassers mit Novalis unterzeichnet werden sollte; dass diesem wunsch aber nur im inhaltsverzeichnis rechnung getragen wurde. er ist, was man aus Heilborns ausgabe nicht ersehen kann, die erste unter diesem namen veröffentlichte arbeit: denn das erste heft des Athenäums ist im mai 1798 ausgegeben worden (Schriften der Goethegesellschaft XIII 18. 24. Goethes Briefe XIII 226); die Blumen sind erst im juniheft, Glauben und Liebe im juliheft der Jahrbücher 1798 erschienen.

Die überaus unbehülfliche, ja linkische art der kritischen darstellung macht sich am empfindlichsten beim Blüthenstaub bemerkbar. man verlasse sich nur ja nicht auf H.s angaben, (s. 663), dass die runden klammern von Novalis, die eckigen von ihm selbst herrühren; gleich auf s. 2 f stehn vier runde klammern, die gewis nicht von Novalis angebracht sind. am störendsten ist diese ungeschicktheit im apparat, wenn es sich um eine umstellung oder zusammenfassung der fragmente handelt; auf den gedanken sie durchzunumerieren, wie ich es mit den Lyceums- und Athenäumsfragmenten gemacht habe, ist H. leider nicht gekommen. ich führe einiges an, um anderen die arbeit zu ersparen.

1, 9 *Universi*] *Universums* AS, das ist eine der durchgehnden grammatischen änderungen Schlegels. 3, 17 list Bülow III 237 *für uns* anstatt *hier* 5, 4 *Organism*] *Organismus* AS und so

immer, wider eine grammatische änderung Schlegels, ebenso das im Athenäum durchstehende *mehre* für *mehrere* 5, 11 uö. 5, 19—21 *Wenn* . . . *genie* fehlt der übliche hinweis : (Athenäum I 2, p. 78 = Jugendschriften II 250, z. 10f, nr 283). ebenso 6. 3 *Ohne* . . . *genies* : (Ath. I 2, p. 78 = Jugendschriften II 250, z. 11 ff, nr 283, wo *existiren* zu lesen ist). 6, 13 *zwingender*] *genügender* AS, hier ligt ein druckfehler des Athenäums vor; die übrigen laa. aber sind eben abgekehrt : 6, 31 *verweilend* für *verziehend*; 6, 32 *Einer hat* für *Einer*; 7, 4 *Krankheitsfähig*] *empfänglich für Krankheit* S. 7, 7 *weiter kommen kann* A. 7, 23 *Derjenige wird* A (Bülow III 304 nach der hs.). 8, 6 *Mann*] *Genius* A (Bülow III 164 nach der hs.). 8, 14 *über'n* A. 8, 17 von Bülow III 303 noch einmal vorgebracht, obwohl schon S[5] II 106 vorhanden, und durch die ungeschickte änderung von *seines Ichs* in *ihres Ichs* 8, 18 verunstaltet; 8, 20 *vollständigem* Schlegelsche correctur. den knäuel von fragmenten 9, 4—12 zu entwirren, was mit dem apparat Heilborns nur schwer möglich ist, diene folgendes : nach 9, 12 setze man [40]; 9, 7—9 *Aecht* . . . *ist* fehlt A, bildet aber das Athenäumfragment 289 (Ath. II 2, 78 = Jugendschriften II 250, z. 25f). auch S ([5] II 192) hat hier zu ändern nötig gefunden, obwohl die hs. zu grunde ligt, wie die anordnung zeigt : 9, 7 f *Leidenschaft, es gibt eine Art des geselligen Witzes, die nur* S[5] II 192. 10, 14 hat Schlegel nur *so scharf* gestrichen, aus ungewohnter bescheidenheit (Walzel 375); die übrigen laa. gehören also Novalis an : das selbstverständliche 10, 14 *Fr.* und das ausgelassene *ächten* 10, 16; nach 17 setze [29], ebenso nach 21. 10, 22 f sind *wann* für *wenn* grammatische änderungen Schlegels. 11, 27 f *der Geist geht zu sich*] *geht aus sich* AS entschieden abgestaubt.

12, 9 setzt Schlegel seinen terminus *Progressivität* AS an die stelle von Novalis *Progredibilität*. 13, 23 *oft* vor *Dummköpfe* eingeschaltet AS. 14, 9 *ist allein*] *allein ist* AS; 14, 18 *Genialischer* A; 15, 3 f : *zeigt oft dieser* . . . *den Hintern*] *ist es als ob dieser* . . . *ein Gesicht schnitte* AS; 16, 21 sind die namen *Hopes* und *Teppers* für den druck natürlich weggefallen und durch das unbestimmte *grösten* AS ersetzt. zu 16, 23 ff vgl. oben s. 103 f und Raich 41 f. nach 18, 4 setze [76]. 19, 12 *oder*] *und*, schreibfehler von Novalis in der vorlage für A, da Schlegel das richtige unmöglich antasten konnte. zu 19, 26 ff vgl. oben s. 103 f 20, 6 ist die la. *Pantheism* AS schon deswegen als von Novalis herrührend zu betrachten, weil Schlegel hier ausnahmsweise in *Pantheismus* zu verändern vergessen hat; hätte er die änderung vorgenommen, so würde er nicht die so oft abgeschaffte form eingeführt haben. 20, 8 *necessitiren*] *nothwendig manchen* AS. 20, 15 *dem Allvater*] *der Gottheit*. die art, wie die fragmente 18, 3 f und 20, 23 ff für das Athenäum bearbeitet sind, zeigt wider deutlich, dass Schlegel sie nicht in dieser form vor-

gefunden hat: Blüthenstaub 76 besteht 1) aus 20, 23—31 *Fast immer ... gewählt*, aber anstatt 20, 26f *Im Volk ... Schauspiel* ist das fragment 18, 3f mit weglassung der worte *Im Volk alles Schauspiel* eingeschoben; 2) aus 21, 12—16 *Übrigens ... befand*, mit der veränderung *Es ist eine* am eingang; 3) aus 21, 10f *Jener ... seyn*, mit den las. *Ein vollkommner Repräsentant ... der ächte Priester und der Dichter* ... auch die annahme, dass Schlegel in eine reinschrift hineingepfuscht hätte, wird hier zu schanden; denn den zusatz *der ächte Priester* kann er unmöglich gemacht haben, weil der unmittelbar vorhergehende satz *Dichter und Priester* 21, 5ff, aus dem der zusatz genommen ist, ihm sonst gar nicht bekannt gewesen wäre. 22, 3 *er*] *der Philister* AS 22, 6 *Ihre sogenannte Religion* AS 22, 30 *Grad von Leben* AS 23, 15 *i. e.*] *d. h.* A 23, 30 *giebt*] *geben* AS 24, 4 hat A nicht, wie Heilborn behauptet, *gehören*, sondern richtig *gehorchen* nach 29, 23 *Ephraimiten* und 29, 26 *brauchen* und 29, 27 *geschrieben* setze [102]. nach 32, 4 setze [106]. nach 33, 31 und nach 34, 5 setze [109].

Die fragmente 'Glaube und Liebe', von denen die hs. fehlt, gibt Heilborn, wie vor ihm Meissner (III 313ff), nach dem ersten druck. ich verdanke eine abschrift dieses druckes der güte DJacobys. leider hat es der herausgeber auch hier trotz der vorrede unterlassen, die nachlässige interpunction zu regeln (vgl. 36, 8f. 36, 19), wodurch manche stellen unverständlich werden. der mühevollen arbeit, die in S aufgenommenen fragmente herauszusuchen, ist der herausgeber auch hier aus dem wege gegangen; sie muss aber doch gemacht werden, denn es fragt sich, ob die herausgeber von S nicht am ende noch die hss. vorliegen hatten und einen besseren text bieten konnten. 37, 9 *Bluts im Kopfe und Herzen verrathen* S 37, 15 *da Ruinen und ein* S 38, 18 und 49, 16 lässt Heilborn *trefflicher* stehen; 46, 20 verändert er die characteristische orthographie in *trefflich* 38, 28 *denn* fehlt S 38, 33 *kömmet* S 39, 14 *erscheinen* S 39, 21 *vererzt*] *erregt* S 40, 12 war *den* mit S in *dem* zu verändern 41, 16f ist *nothwendige ... neue* durch homoioteleuton ausgefallen S 41, 29 ist mit S *müsste* zu lesen 42, 3 *und*] *sowie* S 42, 5f *und zugleich mit einem ächten Könige eine Republik* S 42, 16f *hinter ... Mode*, fehlt S 42, 18 *die*] *diese* S; diese falsche la. Bülows (III 211) hat Haym (Romantische schule 345) zu der conjectur verleitet, es seien 42, 19 nach *verdienen* die worte *das gleiche* ausgefallen, während sich aus der richtigen la. des ersten druckes ergibt, dass alles in ordnung und der sinn ist: *Buchstäbler, die* (= *welche*, nominativ) *Gegner* (accusativ) *wie die* (S) *Obscuranten verdienen*. 47, 13 ist der druckfehler der Jahrbücher (J) *das* verbessert. 49, 31 lässt Heilborn die falsche dativform *Einen* bestehen, die er sonst ändert. 50, 21 ist *er*-

forderte wol druckfehler der Jahrbücher für *einforderte*. 51, 5 *weil er nur das* JS 51, 6 *aus*] *und aus* S 51, 7 *weil nur ihm die* S 51, 8 *dargestellt und exekutirt* S 51, 10 *wo*] *in welchem* S 51, 12—17 *wie . . . stimmt* fehlt S zu 51, 12f macht Heilborn die einzige textkritische bemerkung, die er aber nur selber durch einen lesefehler nötig gemacht hat; in J steht nämlich *wie entzückend, wenn, wie bey dem König, . . .,* womit jede änderung überflüssig wird. 51, 23 *goldene* J.

Die folgenden fragmentmassen teilt Heilborn aus den hss. mit und das verdienst muss ihm unbestritten bleiben, diesen umfangreichen teil des nachlasses der forschung zugänglich gemacht zu haben. meiner controle entziehen sich diese mitteilungen, weil ich die hss. nicht zu vergleichen in der lage bin und weil auch in bezug auf das schon früher gedruckte ein vergleich mit dem ersten drucke in S für mich derzeit unmöglich ist. denn da der herausgeber niemals auf frühere drucke verweist und auch die zu diesem zweck unentbehrlichen sachregister und ein register der anfangsworte der fragmente nicht gegeben, sondern nur ein unvollständiges namenregister an den schluss gesetzt hat, so wäre die kritik vor die aufgabe gestellt, aus den 700 seiten jedes fragment, stück für stück, in den ersten drucken aufzusuchen. ich hoffe diese aufgabe mit hilfe meines seminars noch einmal zu lösen; augenblicklich bin ich ihr nicht gewachsen, auch habe ich diesen Anzeiger nicht gepachtet, um darin die arbeiten abzulagern, die eigentlich Heilborn hätte ausführen müssen. ich erwähne also nur, dass der herausgeber auch hier, wie bei den dichtungen, die nicht abgedruckten hss. in einem anhang (s. 682ff) verzeichnet[1] und möchte nur noch über den berühmten aufsatz 'Die Christenheit oder Europa' eine überraschende mitteilung machen. die herkömmliche auffassung, der auch Heilborn beipflichtet, geht dahin, dass FrSchlegel in seiner katholischen zeit den aufsatz in Novalis schriften aufgenommen habe, dass Tieck ihm widerwillig gefolgt sei und dass er den aufsatz darum aus der fünften auflage wider entfernt habe. und da gegen den katholischen FrSchlegel alles erlaubt ist, hält sich Heilborn für berechtigt zu sagen (s. 679): '. . . die vierte Auflage der Schriften, in der Fr. Schlegel den gesammten (?) Aufsatz mittheilt . . .' ich weifs nicht, womit er das recht begründet, FrSchlegel zu verdächtigen, als ob er etwas unterschlagen habe; der aufsatz war ja wasser auf seine mühle, und diese mühle hat bekanntlich nie genug wasser. oder sollte Heilborn der meinung sein, dass sich die dinge anders ausnehmen würden, wenn der 'gesamte' aufsatz vorläge? was ich aber weifs, ist, dass FrSchlegel den aufsatz überhaupt gar nicht zum abdruck gebracht hat. er hat ihn in einem brief an

[1] zu den Salinenschriften s. 695ff: ein amtliches schriftstück, datiert Kösen 11 juni 1799, in der autographensammlung von AMeyer-Cohn (katalog s. 59).

Reimer allerdings zum abdruck in der dritten auflage empfohlen (Findlinge 195 ff); damals hat aber Tieck seinem wunsche nicht entsprochen. von dem erscheinen der vierten auflage aber, die den aufsatz enthält, war FrSchlegel überhaupt nicht in kenntnis gesetzt worden, wie sich aus dem folgenden brief an Reimer vom 19. III. 1827 (ungedruckt) ergibt:[1]

'Endlich enthielt mein Brief noch eine kleine Beschwerde gegen Sie oder vielmehr gegen Tieck wegen der neuen Ausgabe von Novalis, und dass ich gar keine Nachricht vorher davon erhalten hatte; nebst der Erinnerung, dass mir nach den hier bestehenden Einrichtungen und Gesetzen ein sehr bedeutender Verdruss daraus hätte erwachsen können; denn da in jene Ausgabe mehreres vorher ungedruckte aufgenommen ist, und mein Nahme einmal als Mitherausgeber auf dem Titel steht, so könnten jene Gesetze, die nach Befinden der Umstände auch bedeutende Geldstrafen enthalten, allerdings hier in Anwendung kommen. Es gibt überall Übelwollende die jede Gelegenheit gern ergreifen, einem Verdruss und Händel zu erregen; diesen habe ich gesucht, durch jene äusserst einfache Erklärung, welche nichts enthält, als die blosse Thatsache, dass ich von jener neuen Ausgabe nichts gewusst habe, allen Spielraum gänzlich abzuschneiden. Und wenn Sie diese mir durch die Umstände abgedrungene, an sich aber vollkommen der ... Wahrheit [entsprechenden] kurzen Worte meiner Erklärung selbst lesen wollen, so werden Sie wohl sehen, dass nichts darin liegt, was meinen Freund Tieck, wie viel weniger Sie im mindesten beleidigen könnte. — Nun genug davon.'

Wo sich Friedrich Schlegel öffentlich gegen das erscheinen der auflage erklärt hat, kann ich nicht sagen; in den Wiener jahrbüchern, an die man zunächst denkt, habe ich mit hilfe der vorzüglichen register vergebens gesucht.

Kritischen herausgebern der modernen zeit kann es nicht oft genug ans herz gelegt werden, bei neudrucken und besonders bei neuen auflagen die billige rücksicht gegen das publicum und gegen die kritik zu beobachten, indem sie genau angeben, was in ihrer neuen ausgabe oder auflage neu gedruckt ist. das sind sie nicht blos den zeitgenössischen, sondern noch mehr den zukünftigen fachgenossen schuldig, die bei den täglich mehr und mehr anwachsenden massen ohnedies ein wenig beneidenswertes schicksal haben. für den herausgeber ist die mühe klein, und sie steht in gar keinem verhältnis zu dem ungeheuren zeitaufwand, den die spätere controlierung erfordert und der, als widerholung einer schon von einem andern gemachten arbeit, eigentlich zeit-

[1] dass FrSchlegel an den späteren auflagen von Novalis überhaupt keinen anteil hat, hätten scharfsichtige philologen schon aus dem titelblatt ersehen können: auf dem titel der ersten auflage stehen *Fr. Schlegel und L. Tieck*, auf denen der folgenden *L. Tieck und Fr. Schlegel* als herausgeber.



vergeudung ist. freilich ist es nicht im interesse jedes herausgebers gelegen, sich in die karten schauen zu lassen, mit denen er spielt oder die er oft genug auch blofs mischt; aber wer in so reichen papiermassen wühlen darf, wie Heilborn, der würde damit nur sein gutes blatt verraten. die alte methode aus der naiven, unphilologischen zeit, das neu aufgenommene im inhaltsverzeichnis oder vor dem text mit einem sternchen zu bezeichnen, war doch auch eine recht gute methode, wie überhaupt die philologie, die sich aus der sache heraus bahn bricht, so wenig zu verachten ist, als die theologie der ketzer. obwol ich in Novalis schriften ziemlich sattelfest bin und mich nun mit Heilborns ausgabe monatelang beschäftige, bin ich in verlegenheit, die hauptfrage zu beantworten, über die jeder gewissenhafte recensent einer neuen ausgabe dem neugierigen leser auskunft geben soll: was bringt sie neues? in bezug auf die hauptmasse der fragmente muss ich die antwort, wie schon oben gesagt, überhaupt vertagen; dass ein überaus grofser teil der fragmente hier zum ersten male gedruckt ist, kann ich constatieren; wie grofs aber dieser teil im verhältnis zu der masse der schon gedruckten fragmente ist und wie sich das neue in bezug auf den wert zu dem alten verhält, ob die treffer oder die nieten und doubletten überwiegen, diese frage kann erst mühevolle untersuchung erledigen. aber auch in bezug auf das übrige kann ich mich nur mit allem vorbehalt äufsern, und es kann wol sein, dass sich das eine oder das andere stück, das ich im folgenden als bei Heilborn fehlend bezeichne, doch in der fragmentenmasse des zweiten bandes versteckt hat und nur meinen schon etwas ermüdeten augen entgangen ist. solche eventuelle versehen hoffe ich künftig berichtigen zu können.

Bisher ungedrucktes im ersten bande: Rede 300; Hymnen nach der handschriftlichen fassung 305; Cythere 367; Walzer 371; Die zwei Mädchen 371; An die Taube 372; Der Rosenstock 373; Der Wettstreit 374; Der gefundene Schatz 374; An Filidor 380; An Werthers Grabe 380; Elegie 380; Gott 381; Die Kahnfahrt 384; Geschichte der Poesie 386; An meine Mutter I u. II 388; An den Herrn Rector Jani 390; An Bürger I 391; An Jacobi 394; Epilog 396; Kunz von Stauffungen 402; Fragmentarisches 414; Fabeln 416; Reisejournal 417.

In der vollständigsten ausgabe von Tieck und Bülow fehlen aufser diesen ungedruckten die folgenden zwar schon früher gedruckten, aber von dem herausgeber erst in die schriften aufgenommenen stücke: An Jeanette 373; Mein Wunsch 374; Klagen eines Jünglings 382; An Bürger II 392; Das süfseste Leben 392; An Bürgers Sohn 392; Auf Josefs Tod 393; An AWSchlegel I—IV 394; An Herr Brachmann 397.

Aus dem 'Blüthenstaub', resp. dem ihm zu grunde liegenden manuscript, sind in die vollständigste ausgabe von Tieck und

Bülow (S^5) die folgenden stücke aufgenommen : Heilborn (II) 1, 4 : S^5 II 197. III 237; 1, 6 : S^5 II 124; 1, 14 : S^5 II 239; 1, 16 : S^5 II 193; 1, 21 : S^5 II 193; 2, 1 : S^5 III 237; 2, 2 : S^5 II 127; 2, 4 : S^5 III 237; 2, 8 : S^5 II 118; 2, 22 : S^5 II 124; 2, 25 : S^5 II 106 f; 3, 8 : S^5 III 237; 3, 11 : S^5 II 242. III 237; 3, 20 : S^5 II 149; 3, 24 : S^5 II 160; 4, 7 : S^5 II 256; 4, 11 : S^5 II 138; 4, 13 : S^5 II 255; 4, 27 : S^5 II 255; 5, 1 : S^5 II 126; 5, 5 : S^5 II 161; 5, 8 : S^5 III 237 f; 5, 13 : S^5 II 196; 5, 19 : S^5 III 303; 5, 22 : S^5 III 303; 6, 1 : S^5 III 303; 6, 4 : S^5 II 131 f; 7, 7 : S^5 II 243; 7, 10 : S^5 II 248; 7, 16 : S^5 III 304; 7, 23 : S^5 III 304; 8, 1 : S^5 III 164; 8, 17 : S^5 II 106 und S^5 III 303; 8, 23 : S^5 II 186; 8, 27 : S^5 II 191; 9, 4 : S^5 II 192; 9, 8 : S^5 II 192; 9, 12 : S^5 II 192; 9, 16 : S^5 II 105; 9, 20 : S^5 II 127 (bis); 9, 28 : S^5 II 127; 10, 3 : S III 304 f; 10, 11 : S^5 II 191; 10, 14 : S^5 III 305 (bis); 10, 22 : S^5 II 269; 10, 25 : S^5 II 243; 10, 29 : S^5 II 192 f. 11, 8 : S^5 II 193; 11, 13 : S^5 II 193; 11, 19 : S^5 II 126 f. 12, 3 : S^5 II 234; 12, 7 : S^5 II 105 f; 12, 19 : S^5 II 118 f; 12, 22 : S^5 II 233; 12, 25 : S^5 II 194. 13, 1 : S^5 II 174; 13, 3 : S^5 II 190 f; 13, 18 : S^5 II 185 f; 13, 22 : S^5 II 194 f. 14, 21 Witz : S^5 II 192; 14, 27 : S^5 II 192. 15, 5 : S^5 II 193; 15, 8—11 : S^5 II 194; 15, 18 : S^5 III 303; 15, 23 : S^5 II 273. 16, 3 : S^5 II 233; 16, 7 : S^5 II 229; 16, 12 : S^5 II 273; 16, 18 : S^5 II 237; 16, 24 : S^5 II 186 f. 17, 23 : S^5 II, 256; 17, 31 : S^5 II 175. 18, 3 : S^5 III 305; 18, 5 : S^5 III 305; 18, 7 : S^4 II 132; 18, 17 : S^5 II 256 f. 20, 16 : S^5 II 233; 20, 23 : S^5 III 305 f. 21, 5 : S^5 III 306; 21, 17 : S^5 III 307. 22, 26 : S^5 II 107. 23, 19 : S^5 II 127; 23, 28 : S^5 II 196. 24, 2 : S^5 III 306; 24, 9 : S^5 II 196; 24, 15 : S^5 II 196; 24, 17 : S^5 II 195; 24, 22 : S^5 II 196; 24, 25 : S^5 II 125. 25, 7 : S^5 II 124 f; 25, 12 : S^5 II 195; 25, 27 : S^5 III 109; 25, 29 : S^5 II 125. 26, 10 : S^4 II 272 f; 26, 18 : S^5 II 271. 27, 3 : S^5 II 106; 27, 9 : S^5 II 255; 27, 14 *Wo Kinder* : S^5 II 271; 27, 15 *Sicherheit* : S^5 II 260; 27, 23 : S^5 II 242 f. 28, 1 : S^5 II 218; 28, 3 : S^5 II 218; 28, 5 : S^5 III 306; 28, 12 : S^5 III 307; 28, 27 : S^5 II 107; 29, 1 : S^5 III 163; 29, 19 *Wenn der Geist* : S^5 II 254; 29, 22—29 S^5 II 254. 32, 3 : S III 164.

Von den im Blüthenstaub und im zweiten hefte des Athenäums abgedruckten stücken fehlen in S^5 also die folgenden: Heilborn II 14, 4 *Wir halten*; 12, 28 *Der transcentendale*; 14, 16 *Das Individium*; 14, 18 *Genialer Scharfsinn*; 14, 20 *Der wahre Brief*; 15, 12—17 *Der Deutsche*; 15, 22 *Menschheit*; 23, 11 *Ein Gesetz*; 24, 1 *Flucht*; 27, 17 *Der Gang*; 28, 17—26 *Ohne — nöthigt*; 30, 5 *Manche*; 31, 8 *Es sind*; 31, 11 *Die meisten*; 31, 20 *Wie wünschenswerth*; 32, 5 *Menschen*; 32, 16 *Die Geognosten*; 33, 24 *Nichts ist poetischer*; und die Friedrich Schlegel angehörenden nummern s. 664—8 (Blüthenstaub nr 15. 20. 26. 31). die beschaffenheit der hs. erklärt es übrigens, warum die herausgeber von S in den späteren auflagen so wenig aus dem Blüthenstaub nachtrugen. in der hs. sind von s. 29, 7 ff an fast alle

fragmente durchstrichen, auch die im Athenäum aufgenommenen. Novalis, wenn die striche von ihm herrühren, hat offenbar zuerst eine reihe durchgestrichen, die er in die reinschrift des Blütenstaubes nicht aufnehmen wollte, und später andere, die schon abgeschrieben oder erledigt waren. die späteren benutzer der hs. hielten die durchstrichenen nummern alle für erledigt; und so kommt es, dass die durchstrichenen fragmente, ob sie nun im Athenäum gedruckt waren oder nicht, in S alle fehlen.

Aus Glauben und Liebe ist das meiste erst von Bülow aufgenommen worden: Heilborn II 36, 21 *Ein blühendes Land* S^5 III 206; 36, 26 : S^5 III 206. **37**, 8 : S^5 II 238; 37, 14 : S^5 II 233; 37, 17 : S^5 III 206. **38**, 9 : S^5 III 207. **39**, 5 : S^5 III 208; 39, 17 : S^5 III 208f. **40**, 7 : S^5 III 209. **41**, 1 : S^5 III 210; 41, 4 : S^5 III 210f; 41, 31 : S^5 II 232f. **42**, 8 : S^5 III 211. **51**, 1 : S^5 II 232.

3) Die folgenden stücke fehlen [doch beachte die zusätze!] in der ausgabe von Heilborn:

1) die verse in dem briefe an Bürger vom 18. 5. 1789 beginnend *Ein Brief ward mir*, im Gesellschafter 1823, 192. blatt, s. 934 = Wagners archiv 182 ff = Strodtmann III 234.

2) die verse in dem brief von Erasmus, Nachlese 1. aufl. 110 und 131 f (2. aufl. 105 und 126), die als nachahmungen Schillers in die früheste zeit gehören (S^5 III 137).

3) die verse in dem brief an Ehrhard bei Varnhagen, Denkwürdigkeiten s. 301.

4) die verse an Baron Herbert in Klagenfurt in der Neuen freien presse vom 14 juni 1881.

5) die verse: *Dir aber, liebes Paar*, S^5 III 23.

6) *Einem gelang es, er hob* . . . S^5 III 109. [steht H II 177.]

7) die verse *Fürsten sind Nullen* S^5 II 216, zu denen ich mir die parallele aus Grillparzers Bruderzwist nicht versagen kann: Novalis nennt die fürsten, Grillparzer das volk die nullen, die erst mit der ziffer grofse zahl geben. Grillparzer konnte das fragment kennen; denn es steht schon seit S^1 II 428 in den schriften. [H I 258.]

8) die verse *Hypothesen sind Netze* S^5 II 217. [H I 258.]

9) das gedicht 'An meine sterbende Schwester' S^5 III 91, das auch Heilborn offenbar für unecht hält und stillschweigend ausschliefst. Novalis hat bei lebzeiten keine schwester verloren; und so ist dies gedicht schon von Beyschlag (37) beanstandet worden. der allgemeinen ratlosigkeit hat Karl Busse ein ende machen wollen, indem er das gedicht als ein 'übungsgedicht' betrachtete: nach seiner meinung hat Novalis eine ode von Christian Stolberg 'An meine sterbende Schwester' gelesen und daran solchen gefallen gefunden, dass er beschloss, sich auch seine schwester als sterbend zu denken und darauf ein gedicht zu machen. und mit einer bei unsern modernen hypothesenhelden kaum mehr auffallenden petitio principii kehrt er den spiefs um und sagt: dass Novalis die

ode an Stolberg gekannt hat, beweist der stoff seines gedichtes — 'wie wäre er grade auf eine sterbende schwester verfallen?' aber, ganz abgesehen davon, dass Novalis gedicht nicht an e i n e, sondern an s e i n e sterbende schwester gerichtet ist, so wird es jeder begreiflich finden, dass dem dichter, wenn er seine sterbende schwester besingen wollte, die Stolbergische ode einfallen konnte; dass aber umgekehrt das gedicht eines andern auf die sterbende schwester einen dichter dahin bringen könnte, sich seine schwester als sterbend zu denken und zur übung zu besingen, das hätte ich für unmöglich gehalten, wenn nicht Karl Busse, als lyriker zwar kein Cäsar, aber ein mann von talent, als Novalisforscher freilich unter die morituri gehörend, es uns versicherte. freilich kommt auch noch in betracht, wie dieser lyriker aussieht. und Busse, der uns in seiner schrift mit unangenehmer deutlichkeit zu verstehen geben will, dass er bessere gedichte machen kann als Novalis, uns aber nur beweist, dass ihm eben für Novalis jedes organ fehlt, kann sich ihn ja nur munter und übermütig vorstellen, während ihm das ernste und tragische stets mislinge. aus dem leben auf die dichtung zurückschliefsend und auch nicht bedenkend, dass die ausgelassensten leute sehr oft die ernstesten sind, krempelt er den ganzen Novalis um, ungefähr so, wie wenn einer den Nestroy, der im leben ein sehr ernster mann war, zum tragiker stempeln wollte. von Novalis kann ich herrn Busse die versicherung geben, dass er sich an seiner sterbenden schwester nicht geübt hat; und ich werde ihm die frage beantworten, wie er auf (nicht eine, sondern) seine sterbende schwester verfallen ist. Novalis besafs eine schwester, die reizende Sidonie, die schon bei lebzeiten des dichters kränkelte und in der tat drei wochen nach ihm gestorben ist. Novalis aber hatte, wie es die natur seiner krankheit, der schwindsucht, mit sich bringt, keine ahnung von seinem baldigen tode, er machte sich vielmehr sorgen um andere. wir haben oben (s. 99) von Förster erfahren, dass er sich um Julie Charpentier ängstigte; und so wird er auch seine ohnedies leidende schwester, deren gesundheitszustand in vielen briefen erwähnt wird, sich als dem tode geweiht vorgestellt haben (vgl. über sie S[5] III 36 A.; Holtei, Briefe an Tieck I 310 f. 314 f. 317; LBrachmann aao.; Nachlese 1 aufl. 236, etwas anders 2 aufl. 259). und so haben wir keinen grund mehr zu einer athetese; auch dieselbe und andere antike strophenformen kommen ja bei Novalis vor (Heilborn I 352 und 361). aufgefallen ist mir Busses angabe (s. 156): '*Deinen Wangen entflohen* — das versmafs verlangt *entflohn*'; aber so steht in meinem exemplar ohnedies, und wenn diese la. kein blofses übungsstück von Busse ist, so muss es von S[5] III zwei drucke geben.

10) vermisse ich aus S[5] III bei Heilborn die folgenden fragmente[1]: 71 *Ich habe sehr viel Willen* [H II 91]; 73 *Ich habe zu*

[1] ein von den fräulein Fliegelmann und Hug vHugenthal mit grofser

Sophie Religion [H II 101]; 74 *Ich bin ein ganz unjuristischer Mensch* [H II 90]; 79 *Sollt' ich jetzt krank werden*; 79 *Indem ich glaube*; 80 *Viele Tage gehen vorüber* [H II 343]; 125 *Ein Mann hat seine Geliebte gefunden*; 125 f *Verwandlung des Tempels zu Sais*.

Ich muss es dahingestellt sein lassen, ob sich eines oder das andere dieser kleineren stücke unter den fragmenten des zweiten bandes verbirgt; und ebenso umgekehrt, was und wieviel von den in S[5] mitgeteilten fragmenten etwa bei Heilborn fehlt. er selber gibt darüber keine auskunft. aber die fragmente, deren hss. verloren gegangen sind, sind natürlich ebensogut schriften von Novalis, wie die in den hss. erhaltenen; es ist ja von vornherein wahrscheinlich, sowol dass die wertvollsten stücke zuerst gedruckt wurden, als auch dass die hss. der schönsten stücke der gefahr der verschleuderung am leichtesten ausgesetzt sind.

Ich habe leider wenig gutes über diese ausgabe sagen können, obwohl ich noch lange nicht alles vorgebracht habe, was auf das kerbholz des herausgebers gehört. er besitzt weder das scharfe und geübte auge, noch die wissenschaftliche vorbildung, die zu diesem amt gehören. in besonders crasser form tritt das in dem katalog der bibliothek des dichters hervor, den Heilborn als anhang zu seiner monographie (217 ff) abdrucken lässt. da lesen wir (s. 224): *Homer von Hager* (?), *Ilias und Odyssee*; es war gewis nicht schwer zu constatieren, dass JGHager sowol von der Ilias (1745—53 und 1781, 2 bände), als von der Odyssee (mit der Batrachomyomachie und den, für den verfasser der Hymnen an die nacht sehr wichtigen, hymnen und epigrammen 1776 f und 1784, 2 bände) vielbenutzte textausgaben herausgegeben hat. kopfschüttelnd aber stehen wir (s. 221) vor der folgenden la.: *Blahdin* (?), *Entdeckungen über die Theorie des Klanges*. ich würde mich geschämt haben, dem geistreichen schriftsteller einen solchen druckfehler aufzumutzen, wenn nicht das böse fragezeichen verriethe, dass der setzer ganz unschuldig daran ist. gewis setzen die schriften von Novalis mehr naturwissenschaftliche kenntnisse voraus, als wir heute besitzen; nicht blofs wir litteraturmenschen, sondern auch die naturwissenschafter, die sich um die geschichte ihrer wissenschaft wenig kümmern und die schon das wort naturphilosophie verjagt, müssen an ihnen zu schanden werden. aber von Chladnis klangfiguren hat doch jeder einmal wo nicht schlagen, so doch läuten gehört. ein besonderes capitel würde noch die beschreibung der hss. ausmachen, die fast durchgängig voll von fehlern und unrichtigkeiten ist; ich habe dergleichen oben nur in den dringendsten notfällen herangezogen. für spätere, die etwa auf die hss. zurückgehen wollen, bemerke ich, um misverständ-

mühe hergestelltes und in unserem seminar jederzeit zur benutzung stehndes register der anfangsworte der bei Heilborn gedruckten 2173 fragmente setzt mich jetzt in den stand, diese angaben richtig zu stellen. ich habe sie stehn lassen, damit nicht auch andre ihre zeit mit dem suchen vertrödeln.

nissen vorzubeugen, dass mir die bezeichnungen der hss., die Heilborn anführt, ganz unbekannt sind; die hss. trugen, als ich 1885 die papiere in Oberwiederstedt benutzte, noch nicht diese signatur, sie ist also späteren datums und rührt wol von Sophie von Hardenberg her. mangelhaft sind ferner auch die angaben über die fundorte und die herkunft der hss.; aus den papieren der kgl. bibliothek in Berlin findet man einmal den zusatz Meusebach, Varnhagen udgl., dann wider nicht, nirgends aber eine genaue angabe der signatur; ich besitze ein verzeichnis der Berliner hss., kann aber eben nur erraten, welche davon Heilborn am betreffenden orte benutzt haben mag. überaus ungeschickt sind endlich auch die laa.: es geht bei mehreren drucken der spätere voraus, der frühere folgt und zuletzt steht in runder klammer das lemma; man kann dem benutzer daher nur den rat Friedrich Schlegels geben, die laa. von hinten nach vorn zu lesen. weniger wert lege ich auf die fehlende zeilenzählung; ich fände es überhaupt praktischer und billiger, wenn unseren kritischen ausgaben anstatt der kostspieligen zeilenzählung ein besonderer zeilenzähler beigelegt würde (bei verschiedener schrift natürlich mehrere), den man vom buche abtrennen und dann einfach wie einen mafsstab an den text anlegen könnte, ohne beständig von 5 zu 5 zählen zu müssen, was entweder die aufmerksamkeit von der sache ablenkt oder zu unaufhörlichen fehlern in der zählung führt.

Der herausgeber hat unter günstigeren bedingungen gearbeitet als ich: denn während ich die gastfreundschaft der Hardenbergischen familie in dem weltentrückten Oberwiederstedt nicht über gebühr in anspruch nehmen durfte, brauchte er sich blofs in die Dessauerstrasse (Berlin) zu bemühen, wo der nachlass gegenwärtig verwahrt wird. trotzdem bleibt eine kritische ausgabe der gedichte schon um der von Heilborn unbegreiflicher weise ignorierten varianten willen ein bedürfnis. ich hoffe sie in absehbarer zeit doch zu stande zu bringen.

Es geschieht nicht ohne grund, dass ich gegen die gewohnheit dieses Anz. den biographen Novalis' von dem herausgeber durch einen dicken strich abtrenne. denn hier steht der verfasser auf einem weit höheren niveau. auf einem sehr knappen raum ist es ihm gelungen, ein bild des dichters zu entwerfen, das leben hat. und seine arbeit muss namentlich vom schriftstellerischen standpunct aus als eine vornehme und geistreiche bezeichnet werden. wenn ich im folgenden doch auf die schattenseiten solcher arbeiten aufmerksam mache, so geschieht das nicht, weil ich gegen ihre vorzüge mich stumpf erwiesen hätte. auch poche ich nicht gern auf den standpunct exclusiver wissenschaftlichkeit; denn ein geistreiches buch kann uns, wo von einem dichter wie Novalis die rede ist, weit mehr fördern, als ein andres, das noch so exact gearbeitet ist. es geschieht nur aus dem

éinen grunde: weil mich die erfahrung gelehrt hat, dass an solchen arbeiten gerade das oft den meisten beifall findet, was verfehlt ist; und zwar nicht blofs in laienkreisen, sondern grade bei den gelehrten lesern. für die wissenschaft behalten daher solche bücher nur dann ihren wert, wenn sie mit kritik gelesen und benutzt werden.

List man ein buch wie Brahms Kleist oder Schiller, oder wie Heilborns Novalis, so ist der erste eindruck immer der einer verblüffenden einfachheit! man ist gradezu überrascht, wie einfach sich das äufsere leben und die innere entwicklung der dichter gestaltet hat, die uns bisher so viel kopfzerbrechen gemacht und so viel probleme dargeboten haben — wofür sich nun hier überall die einfachste formel und der klarste ausdruck finden! wo wir früher sprünge und risse sahen, da finden sich hier bequeme übergänge auf glatter und ebener bahn; wo sich uns der kopf wie im rausch herumdrehte, da ist hier alles hell und licht. ich darf mich unter die lehrbegierigsten und dankbarsten leser zählen; und habe mehr als éin solches buch mit dem tiefsten respect aus der hand gelegt, wenn mir die behandelten gegenstände in nähere oder weitere ferne gerückt waren. traf es sich nun aber, dass ich mich auf einen äufseren anlass hin oder aus innerem drang in das gewühl der gegenstände stürzen muste, dann schrumpfte dieser grofse respect mitunter auf ein minimum zusammen. ich fand, dass die tatsachen mehr oder weniger vergewaltigt seien: hauptsachen waren abgedankt und nebensachen ungebührlich hervorgehoben; unentbehrliches war verschwiegen, entbehrliches breit ausgeführt; die dem verfasser bequemen citate und parallelen waren wol mit grofsem geschick ausgewählt, aber die unbequemen, ihm widersprechenden entweder übersehen oder verachtet udglm.

Von solcher willkür gegenüber den tatsachen kann ich auch Heilborn weder im grofsen noch im kleinen völlig freisprechen. im kleinen ist es nicht richtig (s. 71), dass WSchlegel die ehe mit Caroline in Jena einging, sie wurden bekanntlich in Braunschweig getraut; es ist nicht richtig, dass Novalis sich im sommer 1798, von Freiberg herüberkommend, in Dresden einfand, er kam von Teplitz, wo er die kur gebraucht hatte. schlimmer sind die fehler, wo sie die charakteristik ganzer personen betreffen. von Caroline zb. entwirft der verfasser (s. 74 f), der überhaupt gern in grellen farben malt, ein wahres zerrbild; mit einer seiner lieblingswendungen nennt er sie 'die sinnlichkeitgeborne, und ihre sinnlichkeit war die einer dirne'. nun gehn ja über diese problematische dame die urteile der männer und der frauen zu unseren zeiten ebenso wie zu ihren zeiten stark auseinander; und man könnte die litteratur über die romantische periode mit gutem fug und recht in zwei gruppen scheiden: 1. solche, die über Caroline losziehen und 2. solche, die an Dorothea kein gutes haar lassen. ich gehöre zu keiner von beiden und leugne nicht, dass mir die neuerdings von Geiger bekannt

gemachten briefe, in denen Dorothea mit echt christlicher sanftmut und milde auf die empörenden briefe ihres schwagers antwortet, einen tiefen eindruck gemacht haben. wenn man also hier auch anderer meinung sein kann, so gilt doch das gleiche nicht von einer so widerspruchslosen natur wie Schleiermacher. von ihm sagt Heilborn (s. 90), dass er die unbedingte, die nackte seelenhingabe in der freundschaft gesucht habe, und wie schön schreibt und list sich das, wenn man Schleiermacher gar nicht kennt! in würklichkeit aber war Schleiermacher von jugend auf der frauenhafte zug eigen, den wir schwächer auch bei Goethe, stärker später bei Grillparzer widerfinden : nämlich die scheu, mit der er sein inneres, seine individualität vor der aufsenwelt zu verbergen suchte. seine art war es gar nicht, jemandem auf den ersten anblick mit wärme entgegen zu kommen; 'sachte angehn lassen' war in solchen fällen seine parole. aber auch seinen freunden gegenüber war es ihm nicht gegeben, sich über seine empfindungen auszulassen; nur den abwesenden gegenüber gelingt es ihm, in briefen sein herz zu öffnen, und darum war ihm auch trotz seiner fingerträgheit ein briefwechsel stetes bedürfnis, er empfand es als eine erleichterung, wenn man ihn endlich über sich selbst zum reden brachte. Friedrich Schlegel hat ihn freilich rascher als andere gewonnen; als aber derselbe freund, der es im leben so wenig als in der litteratur lassen konnte, die leute 'auszuforschen', ihnen 'ins centrum zu dringen', gelegentlich der recension der Reden über die religion mit Schleiermacher dasselbe unternehmen wollte, da kam es zu einem nie mehr ganz geheilten bruche, der bekanntlich in einem capitel der Lucinde verwertet wurde. in Schleiermachers briefen und in den Monologen ist das alles zu lesen; Schleiermacher, der die individualität obenan stellte, ist sich des geheimnisses der entzweiung in der freundschaft immer bewust geblieben und hat an eine unbedingte seelenhingabe nie gedacht! was soll man aber gar dazu sagen, wenn der verfasser (s. 165) den einfluss Schleiermachers auf grund einer unverstandenen parallele darin sucht, dass die religion für Novalis von der ethik untrennbar gewesen sei! ja, hat denn Heilborn die Reden über religion nicht gelesen? weifs er denn nicht, dass Schleiermacher gerade die religion von der moral schroff abtrennt? und wie auch bei Heilborn wissenswerte tatsachen vornehm ignoriert werden, das kann man nicht besser illustrieren als damit, dass ein buch, das den titel führt: 'Novalis, der romantiker' es für ganz überflüssig hält, zu erklären, woher dieser name kommt, obwol sich wenigstens bei den angaben über das geschlecht eine hindeutung leicht hätte geben lassen.

Was die biographie anbelangt, so scheint mir Heilborn doch das sexuelle moment, das bei Novalis gewis stark ausgeprägt ist, nicht ganz richtig auszudeuten, wenn er ihm schon in Jena 'Abenteuer mit unspröden schönen' (28) zuschreibt. ich glaube,

dass es für Novalis auch in erotischen dingen mehr bei der sehnsucht geblieben, als zur erfüllung gekommen ist. der gedanke an häusliches und eheliches glück, der durch sein ganzes leben hindurch immer widerkehrt, der die raschen verlobungen zur folge gehabt hat, wird bei einem jungen mann gewis nicht so mächtig hervortreten, der schon sonstwo seine rechnung gefunden hat. und die worte, die Novalis (Heilborn II 43) in 'Glauben und Liebe' gegen gewisse häuser richtet, können doch kaum von einem gesagt sein, der anders als mit der phantasie gesündigt hat. es gehört leider zum modernen ton, der sich auch in der litteraturgeschichte fühlbar macht, alles was mit sexuellen dingen oder mit den nachtseiten des seelenlebens zusammenhängt, stärker zu unterstreichen, als nötig ist; wie sehr aber dieser physiologische und seelenärztliche scharfblick grad am rechten ort versagt, das haben die biographen Kleists bewiesen, die von seiner Würzburger reise ganz idealistisch als von der reise 'nach dem beruf' redeten, während das geheimnis aus den briefen klar herauszulesen war. das verhältnis zu Sophie Kühn hat Heilborn zuerst so dargestellt, wie es sich nach dem unverkürzten text der tagebücher noch deutlicher als schon früher darstellt. mit recht betont er die geheime anziehungskraft, die hier zwei von dem tod gezeichnete auf einander ausübten. dass aber das doch nicht alles war, ergeben die briefe des bruders Erasmus: denn dieser findet nicht blos an Sophien, sondern an der ganzen Grüninger mädchensorte den allergrösten gefallen; und es wird eben doch immer ein geheimnis bleiben, das sich mit documenten weder bestätigen noch erklären lässt, worin der zauber eines zur jungfrau erblühenden kindes auf einen reifgewordenen jüngling besteht. bei den gedanken an freiwilligen tod hat H. meines erachtens den einfluss der mystik zu wenig beachtet: das aufgehen in dem schöpfer, der tod durch den freien willen, durch das absterben des willens war der mystik seit jeher geläufig; im XVII jahrhundert hat man sogar technische ausdrücke dafür: Czepko vReigersfeld redet von dem willigen tod dh. von dem tod durch den willen, Angelus Silesius nennt es (ich glaube: mit Ekhart) *verwerden*. auch der Immanuel in Jean Pauls Unsichtbarer loge verdient hier beachtung. den tod des lieblingsbruders Erasmus scheint mir Heilborn zu wenig betont zu haben, obwol ihn Novalis in den Tagebüchern widerholt neben Sophie erwähnt. überhaupt aber hätte die tatsache erwähnung verdient, dass die ganze jugend in Novalis vaterhause zu den todgeweihten gehörte! von den elf kindern des hauses sind seit 1796 im zeitraum von sieben jahren nicht weniger als sechs im erwachsenen alter gestorben (S⁵ III 36). was das verhältnis Novalis' zu Goethe und seinen angeblichen abfall von ihm betrifft, so muss hier doch Tiecks stimme in seinem brief an Riemer (Weimarsches Sonntagsblatt 1856, S. 36ff) gehört werden.

Was die dichtungen und schriften anbelangt, so möcht ich die übersetzungsversuche antiker autoren nicht auf die jugendzeit beschränken; denn noch in dem tagebuch von 1797 ist ja von übersetzungen aus dem Horaz die rede. sowol der briefwechsel mit den Schlegel (Raich 41 f) als die Blütheustaubfragmente (Heilborn u 16 f) zeigen, wie hoch auch Novalis von der kunst der übersetzung dachte; und dass er die praxis ganz den freunden überlassen hätte, ist um so weniger anzunehmen, als in WSchlegels hause ja eine förmliche übersetzerschule war, an der alle mitglieder des romantischen kreises anteil nahmen. es wäre die pflicht des herausgebers und des biographen gewesen, die zahlreichen übersetzungsfragmente kritisch auf ihren wert hin zu untersuchen und festzustellen, ob sich etwa verschiedene perioden unterscheiden lassen; aber dass Novalis grade in der zeit der hochfluten zu übersetzen aufgehört habe, ist gewis nicht von vornherein und so ohne weiteres anzunehmen. die besprechung der jugendlyrik (s. 49 ff) hat noch zu sehr den charakter von excerpten oder regesten: es werden die motive aufgezählt und dann einfach gesagt: 'das ist wieder der Göttinger Dichterbund'. aber ein verschobenes busentuch ist nicht Göttinger lyrik, sondern anakreontik oder Wieland! ich finde, dass Heilborn sich hier besser an Busse angeschlossen hätte, dessen besprechung und periodisierung der jugendlyrik der beste teil seiner arbeit ist. Heilborn hat den einfluss der anakreontik, Wielands und Schillers entschieden zu wenig betont. der besprechung der grofsen werke möchte ich ein volles lob nicht vorenthalten: von aller schablone und von schulmäfsigen wendungen frei, knapp und doch nicht leer, zeugen sie von feinem gefühl und nicht gewöhnlicher darstellungsgabe. zur datierung der Hymnen an die nacht, wobei jeder fingerzeig beachtung verdient, könnte vielleicht ein vergleich der hymnen mit den Schleiermacherschen Reden beitragen, die ja auch von der überwindung des todes reden und bei einer genaueren vergleichung möglicherweise nähere parallelen ergeben. bei den Geistlichen liedern verdienen H.s parallelen aus dem gesangbuch der Herrnhuter beachtung, wie der hübsch betonte gegensatz zu den mystikern, die in Christus den bräutigam der seele sehen, während Novalis umgekehrt Christus als die braut ansieht. bei dem Europa-aufsatz darf nicht blofs auf Schleiermacher verwiesen werden; die voraussetzung bildet das geänderte urteil über das mittelalter überhaupt, und es muss gezeigt werden, wie die voltairesche auffassung des mittelalters als einer zeit der barbarei durch historiker und dichter (Herder, Schiller ua.) bekämpft wurde, wie sich damals schon stimmen gegen die reformation (vgl. Nord und süd 280, 48 f; Ranftl, Genoveva 9), ja sogar für die Jesuiten erhoben, und wie die kinder der aufklärer (Biesters sohn, Mendelssohns töchter, Stolberg) der reihe nach zum katholicismus übertraten. Novalis aber hat die stärkste anregung gewis von dem geschichtschreiber der

Deutschen Ignaz Schmidt erhalten, den er in dieser zeit (Heilborn II 296f) gelesen hat und dessen angriffe auf die reformation eine gegenschrift Reinholds hervorriefen. in den Lehrlingen zu Sais finden die fremden, die nach dem urvolk suchen, bei Hölderlin (Hyperion) ihre entsprechung, und ein hinweis auf Creuzer, Kanne usw., die später ebenso die sprache und die sagen des urvolks suchten wie unsre fremdlinge, ist hier kaum zu entbehren. in bezug auf den beabsichtigten schluss verweis ich nochmals auf S[5] II 169, III 125f. der satz: *Das Kind und sein Johannes. Der Messias der Natur* und das fragment: *Der Mensch ist der Messias der Natur*, zeigen, dass auch Novalis, wie die übrigen romantiker die gleichung: Messias der natur = mensch (überhaupt) = Christus im kopfe hatte. es ist ganz dasselbe gemeint, wie wenn es in den fragmenten heifst: die natur soll moralisch werden, ein satz, dessen sich Heilborn gern bedient, ohne zu seiner erklärung beizutragen. er erklärt sich aus der Schellingschen naturphilosophie, der ihr schöpfer das folgende ziel steckt: der mensch war anfangs mit der natur vereinigt — durch die speculation ist er von der natur abgeführt worden — durch die naturphilosophie sollen sich geist und natur wider zusammenfinden. es ist der gedankengang: von harmonie — durch disharmonie — zu neuer harmonie, den die entwicklungsgeschichte der menschheit nach Condorcet, Schiller, Friedrich Schlegel, Herder ua. aufweisen sollte. bei Steffens strebt die natur nach immer individuelleren bildungen, bis endlich der mensch als die individuellste organisation hervorgeht; auch dieser individualitätsgedanke ist ja echt romantisch (jeder mensch hat seine eigne poesie, religion usw.) und das höchste an dem menschen, der nach Steffens selber schon die individuellste bildung der natur ist, ist nach Schleiermacher wider die individualität. ganz übereinstimmend mit Novalis' *ein Kind der Messias der Natur* sagt auch Schelling im Widerporst: *im Menschenkind der Riesengeist sich selber find't;* und noch deutlicher ist die übereinstimmung mit Schleiermachers Weihnachtsfeier: dort sehen die erzählenden frauen in jeder mutter eine Maria und die redenden männer in jedem menschen das fleisch gewordene wort (also mensch = Christus), und sie preisen das weihnachtsfest als das fest von der menschlichen natur überhaupt. allen diesen parallelen ligt natürlich in letzter instanz der grundsatz der romantischen weltanschauung zu grunde: das unendliche im endlichen! am reinsten verkörpert sich das unendliche natürlich im menschen. damit steht Schleiermachers lehre vom urbildlichen Christus im engsten zusammenhang: Christus ist für ihn der typus des menschen überhaupt. und damit sind wir schon zu den fragmenten geführt worden, bei denen Heilborn den einfluss Schellings viel zu gering angeschlagen hat, obwol ihm hier AHuber (Euphorion, ergänzungsheft 4) eine ausgezeichnete vorarbeit hätte bieten können.

Fichte hat nicht ohne grund die naturphilosophie Schellingschen Novalismus genannt! dass die romantiker sich gegenseitig zu überbieten trachteten und bei der unendlichen progressivität ihrer gedanken sehr bald mit einander unzufrieden waren, darf uns nie dazu verleiten, sie gegen einander auszuspielen oder ihre solidarische haltung in allem, was die romantische weltanschauung angeht, zu verkennen. wer (s. 133) anführt, dass Schelling Novalis' Europafragment parodiert hat, der darf doch auch nicht verschweigen, dass Novalis an dem Heinz Widerporst seine helle freude gehabt hat (Raich 134 f) und selber für seine drucklegung eintrat. so oft bei Heilborn von Novalis' gedanken über das goldene zeitalter die rede ist, ebenso oft fällt der name Hemsterhuys; dass sich aber Schelling in den kritisch-historischen schriften seiner ersten periode mit den sagen vom goldnen zeitalter beschäftigt hat, wird ebenso wenig hervorgehoben, als Hülsens Athenäumsaufsatz über die gleichheit der menschen, in dem das goldne zeitalter eine so grofse rolle spielt. fruchtbar, wenn auch erst in zukunft, kann der hinweis auf die Ritterschen 'Fragmente aus dem nachlasse eines jungen physikers' (s. 135) werden, die nach Heilborn den nachlass von Novalis ausnutzen sollen, ohne dass uns näheres mitgeteilt würde[1]. viel zu kurz kommen die für Novalis so charakteristischen mathematischen fragmente, die (von wenigen anspielungen auf Euklides bei FrSchlegel abgesehen) bei keinem andern romantiker vorkommen. an andern stellen vermist man umgekehrt wider naheliegende hinweise auf andere romantiker. gedichte blofs voll klang und ohne sinn (168) haben vor Novalis schon Tieck und Wackenroder gepriesen. die idee einer gesamtkunst (168) ist allen romantikern eigen; am deutlichsten aber in Schellings kunstlehre ausgesprochen. der 'persönlichkeitshang' (170), der natürlich auf Fichtes Ich zurückgeht, ist einer der beiden pole, um die sich das denken der ganzen romantik dreht, die immer zwischen dem universum und dem individuum eine brücke zu schlagen bestrebt und daher keineswegs, wie neuerdings behauptet wird, blofser individualismus ist. den gedanken der encyclopädie (171) hat bekanntlich nur WSchlegel in Berliner vorlesungen, die noch heute hs.lich erhalten sind, zur ausführung gebracht. und den satz *le paysage est un état d'âme* hat Tieck lange vor seiner bekanntschaft mit Novalis in der recension der musenalmanache von 1796 ausgesprochen.

Es sei mir noch ein wort über den stil gestattet, dessen vornehme eleganz sehr zu seinem vorteile von dem nachlässigen excerpten- und bummelstil absticht, der in litteraturgeschichtlichen

[1] zwischen lipp' und bechersrand, dh. zwischen satz und mise-en-pages ist es mir gelungen, die Ritterschen Fragmente aufzutreiben; und ich glaube nach dem ersten blick in die vorrede nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass H. diese fragmente nie in den händen gehabt hat. ein beleg zu dem, was ich oben (s. 116) gesagt habe.



arbeiten wider mode werden will. man kann seinem stil alles eher als kunstlosigkeit vorwerfen; der stil ist hier schon fast manier, leise secessionistisch angehauchte manier. da hat jedes capitel seinen refrain, einen hauptsatz, mit dem es anfängt und der dann durch das ganze capitel wie ein refrain immer widerholt wird. man merkt hier, wie bei Hugo Wittmann, die schule der französischen feulletonisten; aber nicht immer würkt dieses kunststück so gut, als wenn es heifst: 'Die sehnsucht war in Novalis erwacht ...' und sich dieser satz, der ja würklich den lebensnerv des menschen und des dichters trifft, nun eine weite strecke hindurch immer widerholt. oder es werden mit feiner auswahl die brillantesten stellen aus den schriften ausgesucht und entweder an den anfang des capitels oder mitten im innern zusammengerückt; illustrationen in worten, 'kostproben' wie ich es einmal mit einem unausstehlich faden wort habe bezeichnet gelesen. oder eine landschaftliche schilderung steht am beginn; dabei geht es auch hier nicht immer glücklich ab, denn die gabe der schilderung ist bei den modernen nicht immer so grofs als die lust und die pflicht. wenn Heilborn (s. 70) die stadt Jena sich sanft in das enge Saaltal schmiegen lässt und gleich darauf sagt, dass Goethe die landschaftliche stimmung der römischen Campagna verglichen hätte, so erweckt das zwei ganz verschiedene, mit einander nicht vereinbarliche vorstellungen in mir. und wie ein refrain kehren auch so anspruchsvolle compositionen wie 'sehnsuchtgeboren', 'wollustgeboren', 'sinnlichkeitgeboren' usw. durch das ganze buch wider. ja, in dem capitel über die fragmente (149 ff) ist die ganze syntax auf diese note gestimmt, und es jagen wie heringe in der Ostsee die und ... und ... und hinter einander her, die zwar an bestimmtheit und zuversicht so wenig zu wünschen übrig lassen als die sätze des fragmentisten selbst, die latenten gedankenübergänge und die gedankensprünge des dichters aber begreiflicher weise nicht klarer zu machen im stande sind, was manchem leser vielleicht notwendiger erscheinen möchte. mitunter wird der bildliche ausdruck des verfassers doch auch affectiert, wie wenn es (s. 44) heifst: 'Er spielte das modische theaterspiel mit dem eigenen selbst mit. spielte es andächtig vor dem bruder, vor allem aber vor dem einen zuschauer, der aus kräften applaudierte: er selbst.' und als ob hinter der leiche des dichters schwere thürflügel ins schloss fielen, so klingt der schluss dieser biographie aus: 'Innerlich abgeschlossen, ist sein werk äufserlich unvollendet geblieben. wie ein rufen, dem keine antwort wird .... wie ein rufen, dem keine antwort werden darf.'

Diesen dumpfen schluss kann ich mir nur so erklären: dass sich Novalis dem verfasser zuletzt doch nicht als denker aus protestantischem geist heraus erwiesen hat (165). und darin wird er sich kaum geirrt haben.

Wien 15 dec. 1901. J. MINOR.



Zur geschichte der deutschen philologie.

Briefe an B. J. Docen.

Als ich im spätsommer 1897 *die handschriften und bücherschätze der von uns germanisten viel zu wenig ausgenutzten Münchner universitätsbibliothek durchmusterte, machte mich der dortige bibliothekar dr GAWolff ua. auch auf den cod. msc.* 781 4⁰ *aufmerksam, der briefe an Docen und andere enthält, insbes. einige briefe Lachmanns an ersteren, sowie die unten mitgeteilten schreiben von Siebenkees, Zeune, Gemeiner und vLaszberg. der gleichfalls im folgenden abgedruckte brief Beneckes aus dem j.* 1816 *ist dem cod. msc.* 846 4⁰ *entnommen, der zwei kleine fascikel mit je* 17 *losen zetteln von Docens hand : 'bemerkungen zu Bonerius der Edelstein von Benecke A°* 1816 *und zu Barlaam u. Josaphat von Rudolf von Montfort von Köpke* 1818' *umfasst. es sind aufzeichnungen, die Docen für seine recensionen der genannten werke (Wiener jahrb. der litt.* 11 (1820), 110*ff.* 15 (1821), 52*ff) verwertet hat. bekanntlich besitzt auch die königl. hof- und staatsbibliothek reichhaltige Doceniana (Die deutschen hss.* II 538 *ff). hr dr Wolff war so freundlich, für mich die Ana. 4k einzusehen. sie bestehn aus* 12 *convoluten, drei einzelnen briefen (zwei unbedeutenden von Mahlmann, einem von Benecke, s. u.), sowie einem exemplar der nrr* 110—112 (20—22 *april) des bair. tagblattes für das öffentl. leben in Deutschland Das Inland* 1829, *in denen Schmeller eine biographie seines amtsvorgängers Docen gegeben hat. sie ist daraus in den N. nekrolog der Deutschen* 6 (1828) *s.* 803 *bis* 810 *übergegangen; eine der für sie benutzten quellen ist das den hier mitgeteilten briefen vorausgeschickte schreiben Beneckes vom* 22 *februar* 1829. *vgl. dazu jetzt Baier Briefe an Benecke s.* 76. 149; *der dort mitgeteilte brief JGrimms datiert aus d. j.* 1829 (1826 *ist druckfehler*).*— die fascikel enthalten materialien für Docens lebensgeschichte und litterarische tätigkeit : es finden sich briefe der angehörigen (mutter, brüder, schwestern), nicht uninteressante briefwechsel mit den redactionen der zeitschriften, deren mitarbeiter Docen war (zb. der Jen. litt.-ztg., Morgenblatt), verhandlungen mit seinen verlegern Unger, Cotta ua. zahlreich sind briefe vorhanden an die Nürnberger freunde, besonders an Kiefhaber (s. Allg. deutsche biographie* 15, 712), *die auch das deutsche altertum streifen, ferner zeugnisse, reisejournale, briefbrouillons (darunter aber keiner an Lachmann) usw. usw. es ligt also ein reiches material vor, um einmal Docen als schriftsteller und bibliothekar zu schildern. von weiterem interesse ist indes das letzte convolut 'briefe und billete' an Docen, von denen hier die für die deutsche philologie interessanten ausgehoben werden sollen : es sind briefe von Reinwald, J und WGrimm, KFLArndt, Gräter, Hoffmann vFallersleben, vdHagen.*

Docen tritt uns in der frühzeit der deutschen studien als eine persönlichkeit mit vielseitigen interessen entgegen, einsichtig, scharf-

sinnig und besonnen, wenn auch leider sich zersplitternd; überall angreifend, aber ohne die kraft, einen einmal gefassten plan energisch zur ausführung zu bringen, und deshalb den tadel des zielbewust arbeitenden JGrimm herausfordernd, vgl. zb. Briefwechsel der beiden Grimm mit Benecke s. 13; *Neue Heidelberger jahrb.* 7, 76; *Germania* 11, 384; *Baier Briefe an Benecke s.* 40. 73. 128. *s. noch RSteig AvArnim und ClBrentano s.* 370; *EBrauns briefwechsel mit den br. Grimm s.* 153; *dagegen WGrimms freundliche worte im Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 225, *vor allem aber Scherer in der Allg. deutschen biographie* 5, 278 (= *Kl. schriften* I 80) *und JGrimm*[2] *s.* 177. — *Docen war in den anfängen unserer wissenschaft schon dadurch, dass ihm die hs.lichen schätze der altdeutschen litteratur auf der Münchner bibliothek zur verfügung standen, ein gern gesuchter und vielbefragter mann, dessen kenntnisse forscher wie Benecke, die Grimms und Lachmann wol zu schätzen wusten. es könnte reizen, die ersten wissenschaftlichen regungen der deutschen philologie in Süddeutschland einmal im zusammenhange zu schildern; es würde sicherlich noch manches aus der verborgenheit hervorzuziehen sein und das geschichtliche bild unserer disciplin, von dessen untergrund die süddeutsche färbung m. e. stärker durchschimmern sollte, als meist zugegeben wird, dadurch vervollständigt werden können. die beiden grofsen Münchner bibliotheken bieten hierfür manches einschlägige. was Docen betrifft, würde eine bibliographie seiner zahlreichen in zt. recht selten gewordenen zeitschriften zerstreuten aufsätze gewis manchem willkommen sein, ich wenigstens hab ein solches verzeichnis bei der beschäftigung mit den hier veröffentlichten Docenianis öfter vermisst.*

Am inhaltreichsten sind unter den folgenden briefen das von J und WGrimm gemeinsam abgefasste schreiben sowie die Lachmannbriefe aus den jahren 1820 *und* 1825. *insbesondere zeigt unter letzteren der zweite bereits den werdenden meister, der von vornherein die höchsten anforderungen an sich stellt, an keinem sprachlichen und metrischen problem vorübergeht, es als solches formuliert und zu seiner lösung beiträgt. die umfangreichen textkritischen bemerkungen zu Docens besprechung der Köpkischen ausgabe von Rudolfs vEms Barlaam berühren sich an einigen stellen mit den einträgen, die sich Lachmann in ein exemplar von Köpkes Barlaam gemacht hatte, das später in Köpkes besitz übergieng und jetzt in Schönbachs händen sich befindet; s. Schönbachs mitteilungen in der Zs. f. d. österr. gymn.* 29, 46*ff bes. dort unter* akosen, erværen, swern.

Ich habe endlich auch an dieser stelle noch den herren vorständen der beiden Münchner bibliotheken verbindlichst zu danken, dass sie mir die benutzung und veröffentlichung dieser briefe bereitwilligst gestattet haben.

Halle a/S., 28 *märz* 1901.

PHILIPP STRAUCH.

GFBenecke über BJDocen.

Ich für meine person[1] weifs von Docen nichts als dafs er sehr fleifsig auf unserer bibliothek war, und sich leise und schüchtern bald diefs bald jenes buch von mir ausbat. Andere hiesige gelehrte wissen sicher nicht mehr von ihm, kaum so viel. Was meine erkundigungen in Osnabrück eingebracht haben besteht in folgenden nachrichten, die ich aus dem briefe des Just. R. Struckmann[2] wörtlich abschreibe.

'1. Die Docensche familie stammt nach den sichersten nachrichten, für die ich aber bis jetzt nicht bürgen kann, aus Laer im hiesigen amte Iburg. nach andern nachrichten ist dieselbe durch den 1725 zum hiesigen bischof erwählten Bayerschen prinzen Clemens August hierher gekommen, und stammt aus Bayern, wo sie allerdings verwandt ist, indem z. b. Docens vater in Bayern bei einem oheime wohnend seine gelehrte bildung erhalten hat. So viel ist aber gewifs, dafs schon Docens vater hier geboren ist, und dessen vater hier ansässig war.

2. Unser Bernhard Joseph Docen war der sohn des schon etwa 29 Jahre verstorbenen Canzley-Secretärs Philipp Hermann Werner Silvester Docen. Seine vor 9 jahren verstorbene mutter (sie[3] soll ihr hausregiment sehr strenge geführt haben. Benecke.) stammte aus Vechte im Niederstift Münster. Es waren ihrer 9 geschwister, von denen nur die ehefrau des hiesigen Kaufmanns Haarmann noch am leben ist. (da sie ihren bruder nur als kind gesehen hat, und er während seiner 29 jährigen abwesenheit von hier wenig an die seinigen geschrieben hat, so war von ihr fast nichts zu erfahren; wozu noch kommt, dafs diese schwester durch den tod ihres einzigen kindes, eines sohnes der in Bonn stu- (s. 2)dierte, in die tiefste trauer versetzt ist.) Zwey dieser 9 geschwister starben als kinderchen; der älteste sohn, der handlung gewidmet, zu Hamburg am scharlachfieber; der zweyte, der in Jena die rechte studiert hatte, und dort für den ausgezeichnetsten juristen galt, überhaupt ein höchst liebenswürdiger, geistreicher mensch war, nach seiner rückkehr nach Osnabrück, am schlagflufse. Unser Docen war der dritte sohn, auf ihn folgten zwey schwestern, von denen die eine nonne in einem Clarissenkloster war, und seit mehreren Jahren todt ist; die zweite ist die oben erwähnte Haarmann. Ein jüngerer bruder ertrank als Gymnasiast beym baden; der jüngste starb zu Heidelberg.

Docens grofsvater war Canzlist hieselbst.

Docens vater war ein kenntnifsreicher gebildeter man, dabey

[1] *Docen studierte* 1799—1802 *in Göttingen, wo Benecke seit* 1789 *an der bibliothek angestellt war* (*Anz.* XXII 119).

[2] *vgl. Briefwechsel zwischen J und WGrimm Dahlmann und Gervinus* II 159.

[3] *der satz ist in parenthese zwischen den zeilen mit verweisungszeichen eingeschaltet.*

ein höchst jovialischer und munterer gesellschafter, eine schatzkammer von anecdoten, während er selbst zu manchen anecdoten veranlassung gab.

3. Bernhard Joseph Docen ist geboren in Osnabrück 1782 (die mir versprochene notiz aus dem taufbuche habe ich noch nicht erhalten, und kann daher den tag[1] nicht angeben). Dort besuchte er das catholische gymnasium (das Carolinum), dem damahls Franciscanermönche aus Bielefeld vorstanden, seit der Jesuitenorden aufgehoben war. Schon damals war er unsäglich fleifsig, und entzog sich um zu studieren den spielen seiner geschwister und cameraden.

Seine neigung für literatur war schon sehr lebendig. Die schule genügte ihm daher auch nicht. er hatte im griechischen unterricht bei dem Rector des protestantischen stadtgymnasiums, Fortlage. Im jahre 1801[2] bezog er die univerisät zu (s. 3) Göttingen, in der absicht, sich dem studium der medicin zu widmen. allein das anatomische theater brachte ihn von diesem vorhaben zurück, und nun gab er sich ganz seinem hange zur literatur und archäologie hin; der letzteren wegen betrieb er auch mit eifer das zeichnen und machte auch versuche im kupferstechen. Auf der Göttingischen bibliothek war er bald so einheimisch wie einer, und er beschwerte sich scherzweise über die masse von büchertiteln, die er im kopfe trage. Im jahr 1802 ging er nach Jena, wo er seinen um 1 jahr älteren bruder, den juristen traf. von Jena ist er wahrscheinlich nach Göttingen zurückgekehrt, oder nach Landshut gegangen. Nach vollendetem academischen cursus ist er, ohne seine heimat zu besuchen, wohin er während seiner academischen jahre nur einmahl gekommen war, nach Nürnberg gegangen, wo er verwandte hatte. Wahrscheinlich lebte er dort als privatlehrer; denn er hat seit dem niemals unterstützung, die ihm reichlich angeboten wurde, von hause haben wollen. Dort lernte ihn der bekannte von Aretin kennen, der ihn nach München zog.

Ich bedaure, dafs diese nachrichten so unbestimmt sind. Docen war immer verschlossen, dem geselligen verkehre abgeneigt, ganz seinen studien hingegeben, ein wahrer bücherwurm, sonst im höchsten grade rechtschaffen, zuverläfsig, gefällig und freundlich. So habe auch ich ihn bey meiner anwesenheit in München im j. 1819 gefunden. Seinen sehnlichen wunsch, von dem er damals sprach, Italien zu sehen, hat er nicht erreicht. Körperliche übel machten ihm das reisen zur qual, weshalb er seine hiesigen angehörigen, wenn sie ihn zu einem (s. 4) besuche einladeten, auf die zeiten bessern körperlichen wohlbefindens vertröstete.' — So weit Hr. Justizrath Struckmann. Ich setze noch folgendes hinzu:

[1] *es ist der* 1 *oct.* [2] *hierzu die bemerkung am unteren rand:* diese angabe wird weiter unten berichtigt.

1. Nach unserm Matrikel-buche wurde Docen 1799. April 5 als student der medicin eingeschrieben, und als solcher ist er in den halbjährigen listen der studenten aufgeführt bis in den sommer 1801. er ist also 2 1/2 jahr [1] in Göttingen gewesen.

2. Ein mann, mit dem er auf schulen und auf der universität war, bestätigt, dafs D. von jugend auf immer für sich war, verschlossen, gescheidt, geschickt, ein bücherwurm. Von eben diesem herrn erfahre ich, dafs D. von Heyne [2] sehr geschätzt worden sey, immer darauf gerechnet habe, durch Heyne zu einer passenden anstellung empfohlen zu werden, und ohne zweifel seine stelle in München durch H. erhalten habe. (Wahrscheinlich hat ihn H. an Aretin empfohlen.) Auch sey D. hier in dem Seminarium philolog. gewesen. (dafs er wirkliches mitglied des seminars war, und das für die seminaristen bestimmte stipendium genofs, bezweifle ich; wahrscheinlich aber wurde ihm erlaubt, das seminarium zu besuchen.)

3. Docens geschwister hatten alle eine schwache gesundheit. der bruder in Heidelberg wird gleichfalls als ein mensch von den gröfsten geistesanlagen gerühmt. er starb am blutspeyen.

Hier hat nun Hr. Schmeller alles was ich von materialien zusammen bringen konnte. Ich füge meine herzlichsten grüfse bey, und diesen die bitte, bey der beendigung des bayersch. Wb. die register in usum Delphini (ich meine die meerschweine von pfarrern, amtleuten etc.) nicht zu vergessen.

Göttingen, Febr. 22. 1829. Benecke.

ein bogen in grofs 4, mit deutscher schrift.

WFHReinwald. [3] [*october* 1807.]

Theurester Herr u. Freund!

Sie werden meine letzte Depesche, die H. Prof. Jacobs [4] mit nach M. genommen nun erhalten haben. Sie enthielt einige Aufsätze [5] für den N. literar. Anzeiger, und die fortsetzung der — (vielleicht unbedeutenden) Anmerkungen [6] über Ihr kleines Glossar. Es ist oft schwer etwas wesentliches über solch meist falsch geschriebene Wörter zu sagen. Es wäre zu wünschen, man hätte eine vollständige Sammlung der alten allem. Glossen auf einem Haufen u. sonderte sie in genealogischer od. [7] etymolog. Ordnung

[1] *ausgefallen.* [2] *Allg. deutsche biographie* 12, 375, *vgl.* 5, 279.

[3] *Allg. deutsche biographie* 28, 104.

[4] *ebenda* 13, 600. *Jacobs kam als prof. am lyceum und mitglied der baier. academie der wissenschaften am* 3 *nov.* 1807 *nach München.*

[5] *kann hierfür noch der aufsatz Über hrn Zahns Ulfilas, N. litt. anzeiger* 1807 *nr* 46 *sp.* 721 *vom* 17 *nov. in frage kommen?*

[6] *Reinwalds anm. zu Docens glossar* (*Misc.* I 197*ff*) *hoffte dieser 'in kurzer zeit zum vorteil dieses studiums verwenden zu können' Zusätze zu Docens Misc.* I. II *vom märz* 1809 *s.* 24. *vgl. zum folg. ebenda s.* 23.

[7] od. etymolog. *unter* genealogischer *gesetzt.*

kritisch, — nicht wie (s. 2) im Schilter. Glossar[1] wo man bald unter den præfixen *ca—ka* bald unter *ge—gi ke—ki* die Wurzel suchen mufs. Bisweilen hab ich in meiner Sammlung bald in meinem Kopfe den Aufschlufs gefunden, bisweilen nicht. ach dafs Scherz'ens, des grofsen Mannes, karoling. Glossar[2] nicht zu Stande gekommen ist! Der arme Oberlin[3]! Hier schicke ich wieder eine Fortsetzung, der Beschlufs vom Buchstaben *t* folgt nächstens.

Auch sende ich wieder 2 Aufsätze[4] in den N. lit. Anz. Die Erklärung des ältesten altsächs. Denkmahls[5] aus Cassel, bey Eccard[6], ist mir, ohngeachtet der Vorarbeit des letztern, die mich wenig erleichtert hat, sauer geworden. Ich bitte, ja ein Auge auf die Correctur zu haben, zumahl, da ich (s. 3) selbst in Ihren Miscellaneen wichtige Druckfehler gefunden habe. Lassen Sie Sich lieber den letzten Correcturbogen[7] zum ansehen schicken, denn Recensenten oder andere Kritikakler hängen sich gern an solche Dinge.

Endlich bitte ich dieses Billet, wegen meiner Desiderata, unserem guten Fleischmann[8] zu übergeben, ich gratulire ihm herzlich, mag ihn aber in seinen Flitterwochen nicht stöhren.

Der Ihrige

Reinwald.

Ein andermahl, wenn Sie es verlangen, mehr. Für den 2ten Theil Ihrer Miszellaneen allen Dank und besonders für den darinn mir gewidmeten Aufsatz.[9]

ein bogen in 16° *mit deutscher schrift.*

J und WGrimm.

18. July 1813.

Werthester Freund

mein Versprechen zu halten, sende ich Ihnen für die mir unlängst überlafsenen Thierfabliaux[10] ein Gegengeschenk; meine vor drei Jahren aus dem Göttinger Exemplar genommene saubere Ab-

[1] *Thesaurus tom.* 3 (1728).

[2] *vgl. dazu Allg. deutsche biographie* 28, 109*f, auch Docen Einige ergäntzungen und berichtigungen zu dem Glossarium medii aevi von Scherz und Oberlin in Aretins Beyträgen vom oct.* 1807 *bd.* 9 *s.* 1096*ff.*

[3] *Oberlin war am* 10 *oct.* 1806 *gestorben.*

[4] *vgl. dazu Docens bemerkung in den Zusätzen zu den Misc.* 1809 *s.* 25.

[5] *des Hildebrandsliedes im N. litt. anzeiger* 1808 *sp.* 33—47.

[6] *Francia orientalis* I 864—902.

[7] *davor* Aush(ängebogen) *ausgestrichen*, zum ansehen *eingeschaltet.*

[8] *EAFleischmann, verleger des N. litt. anzeigers und der Docenschen Miscellaneen.* [9] *Misc.* II 3*ff, den Heliand betreffend; vgl. dazu Allg. deutsche biographie* 28, 110.

[10] *'Vier fabeln aus Strickers fabelbuch' nach der Würzburger hs., abgedruckt in den gleich im folgenden als 'journal' bezeichneten Altd. wäldern* II 1*ff. vgl. Briefe der br. Grimm an Benecke s.* 57.

schrift des Liedes vom Dan (Dominus) Horn[1]; ich habe seitdem das Original der ganzen ritson'ischen Samml. bekommen und denke[2] dafs bei der Seltenheit des letzteren Ihnen das Gedicht lieb seyn wird zu haben.

Der Krieg hatte unser Journal gehemmt, während des Waffenstillstands hat es sich wieder aufgerichtet und das Mai und Juniheft erscheinen in einigen Wochen zusammen. Dann soll auch gleich das 7 te angefangen, und wie billig, was wir Ihnen danken, aufgenommen werden. Diesen Verschub[3] müfsen Sie zu gut halten, denn mein Bruder hatte für die beide[4] Hefte eine einzige, nicht wohl trennbare Abhandlung über die altdeutschen Zeugnifse[5]. Darunter finden sich auch Verbefserungen zur Ausgabe des Hildebrandliedes[6].

Ich bedenke dafs Sie uns noch nicht, weder über dieses, noch die 4 ersten Hefte der A. W. gemeldet haben, was Sie dazu[7] Gutes[8] und Böses[9] sagen. Ohne Zweifel läfst sich beides; ich wollte alle meine Sachen würden mir vorher privatim gedruckt um sie da erst zu corrigiren, man merkt auf alles noch einmal so ordentlich, als wenn die bunten Excerpte und Collectaneen untereinanderliegen. Die Zeitschrift besonders angehend, so ist es seltsam genug gekommen, dafs die meisten früher dazu vorgearbeiteten Aufsätze liegen geblieben und anderen (s. 2) mehr ex tempore geschriebenen gewichen sind. Um so weniger verlegen sind wir um Stoff.

Wie unbedeutend viele selbst gedruckte frühere Arbeiten von mir sind, habe ich nicht nur an eigenen Fortschritten sondern neulich[10] zumal bei Lesung ihrer Critik[11] der Hagenschen Sammlung[12] empfunden, die in dieser Art gewifs das beste und gründlichste bis jetzt erschienene ist. (doch tröstets mich, dafs wir früher alle mehr oder weniger dem Publicum mit geringerer Kost aufgewartet.) Lafsen Sie nicht das Ganze besonders absetzen, wenigstens für Sich und Ihre Freunde, auf dafs man nicht erst in den andern zu suchen braucht? Bis jetzt habe ich blos den Anfang (im 2t Heft) gelesen, höre aber schon von zwei neuen Heften. Da jeder Mensch eigene[13] Gedanken über Anordnung und dergl. zu haben pflegt, so hätte ich äufserlich

[1] *jetzt cgm.* 708, *vgl. JGrimm Kl. schriften* 6, 41.
[2] *davor* ich *ausgestrichen.*
[3] *der sich dann noch weiter hinauszog, vgl. WGrimm Kl. schriften* II 502*f. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 60. 180.
[4] *so!* [5] *Altd. wälder* I 195*ff.* [6] *ebenda* I 324*ff.* [7] *davor* denken *ausgestrichen.* [8] *zuerst* gutes. [9] Boses.
[10] *davor* selbst *ausgestrichen.*
[11] *in der Allg. zeitschrift von Deutschen für Deutsche, hg. von Schelling* (*Nürnberg* 1813) 1, 196*ff.* 334*ff. vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 66. 71.
[12] *Deutsche gedichte des ma.* I 1808.
[13] eigene *über ausgestrichenem* andere.

manches anders gemacht, und wie es mir scheint, mitunter an Einfachheit gewonnen. namentlich alle in der ganzen Samml. noch dunkel oder schwierig bleibende Wörter in Reih und Glied angeführt. Einzelnes möchte ich wohl auch bestreiten zB. p. 227 *gefater und cot* st. *tot*; letzteres ist auch recht, ja weil der Dichter so schrieb, allein recht; etymologisch und mythisch sind beide Wörter eins; wollen Sie Beweis vom mythischen? so finden Sie ihn in unsern Kindermärchen, n⁰ —[1] Vom Gevatter Tod, wo sich alles recht episch spaltet, was anfänglich eins ist, wie Gott, Vater, Pathe, Tod, ja Teufel. Verstehen wir nur den Sinn jenes eins, so gelangt der Sprachforscher diesmal auf einen Satz, wie er dem Herausgeber Ihres Journals ganz recht seyn mufs. p. 226 v. 914 *blamentschier* ist blanc manger, Dessert, wie mir einmal Villers[2] bei (s. 3) einer ähnl. Stelle anschaulich erklärte, eigentl. Milch, Mehl und Zuckersprizen feine Näschereien.

Für[3] Ihre Zufriedenheit mit meiner Polemik[4] gegen Benecke[5] hinsichtlich des Umlauts, bin ich Ihnen verbunden, wie wohl gerade jene Paar Worte zu den ganz schnell hingeschriebenen gehörten. Sonst hätte ich vieles berührt zB. dafs noch so bei H. Sachs zuweilen Subst. sich verfärben — den Umlaut der Beiwörter *elliu*, *enderiu* (gerade wie *aunnr* vom m. *annarr* im isl. etc — fürs *e* in *ie* die masc. z. B. *herz* dat. *hirze* etc — auch ist das *i* wol nicht so unbeweglich, sondern wandelt sich in *ei* — u. ähnl. mehr. Geben Sie aber erst einmal Ihre weitere ausführliche Idee. Auf das was Radlof[6] in den anderen[7] Sprachbemerk. angeht, hat dieser noch nicht im Liter. Verk.[8] ebenso wenig mir in einem Brief geantwortet, obgleich er mir einen schuldig ist. Ich habe mir ihn in dem Stück hitziger vorgestellt. Was ich zuletzt von ihm gesehen, über Frauenzimmerwörter im Morgenblatt[9], will mir sehr wenig behagen; ohne Witz ist er nicht, sollte aber allen faden Späfsen entsagen, wenigstens der falschen Meinung, dadurch populärer zu werden. insgemein[10] ist mir die Vofsische Manier fatal, welche die Beispiele immer zu beleben sucht. Kürzlich las ich zuerst etwas vom bekannten

[1] *Kinder- und hausmärchen nr* 44.
[2] *Allg. deutsche biographie* 39, 708.
[3] *zum folg. vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 60*f.* 67.
[4] *Altd. wälder* I 173*ff.* [5] *Altd. wälder* I 168*ff.*
[6] *Allg. deutsche biographie* 27, 137.
[7] *Altd. wälder* I 179*ff.*
[8] *'Der verkündiger oder zeitschrift für die fortschritte und neuesten beobachtungen, entdeckungen und erfindungen in den künsten und wissenschaften, mit einem intelligenzblatte für gegenstände der litteratur' usw. erschien in Nürnberg für die jahre* 1797—1812. *JGrimm (Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 60*f) citiert nicht ganz richtig* Münchner liter. Verkündiger.
[9] *Morgenblatt* 1813 *nr* 154. 155. 174.
[10] insgemein *bis* beleben sucht *mit vermerk am innenrande der seite nachgetragen.*

Kolbe [1], in dem aber wohl eine dünne Gelehrsamkeit steckt, einige ganz gute allgemeine Gedanken, aber wenig fruchtbare Anwendung, desto mehr Einseitigkeit: nüchtern will er den Jean Paul anfechten.

Das Schreiben ist nun wieder an Ihnen; seyn Sie gegrüfst, der Wilhelm will etwas anhängen, ja was ich nicht kann, gedrucktes [2] mitschicken, eine gewaltige Abfertigung des Gräters [3].

Jacob Grimm.

(s. 4) Ich wünsche, dafs Ihnen diese Antikritik [4] gefällt, nämlich dafs Sie daraus [5] überzeugt werden [6], ich wollte nur die Ungerechtigkeit des Recensenten darthun, ohne deshalb meine Arbeit zu erheben. Ich bin versichert [7], dafs sie Mängel hat, und ich theile einige [8] selbst hier mit, allein dafs der Rec. eine andere Absicht hatte [9], als diese aufzudecken, scheint mir klar, (sonst würde ich, wenn er auch geirrt [10] und nur ein gutes Bestreben sich gezeigt, wahrscheinlich dem Publicum überlafsen haben [11], mich früh oder spät zu rechtfertigen) und das verdient bestraft zu werden. Der Ton erscheint vielleicht böser, als er ist; ohne Spafs dabei hätte ich es kaum niederschreiben mögen und der mag Gr. wohl lästig fallen, doch habe ich vieles zurückgehalten. Es kam manches [12] zusammen, was mich zu dieser Arbeit bewogen, die ich so leicht nicht wiederholen werde. Sie [13] war schon im Februar fertig, ist aber bisietzt aufgehalten worden, und ich wollte späterhin nicht einmal Zimmer [14] deshalb erinnern, so gleichgültig war sie mir in gewifsem Sinne geworden.

So eben erhalten wir das Schellingische [15] Heft mit der Fortsetzung und dem Beschlufs Ihrer Critik. Es ist eine treffliche Arbeit, deren Werth ich zu schätzen weifs, und es ist gewifs, dafs sie entscheidenden Einflufs bei künftigen Ausgaben und Bearbeitungen der Mss. haben wird: über Einzelnes liefs sich noch sprechen, wie natürlich, auch eins und das andere in den zum Grund liegenden Sätzen kann ich Ihnen nicht [16] zugeben;

[1] *KWKolbe, s. Allg. deutsche biographie* 16, 462.
[2] *davor* etwas *ausgestrichen.*
[3] *wie die Grimms* 1812 *über ihn urteilten, zeigen briefstellen wie die folgenden: Görres Gesammelte briefe* II 273 (*vgl. auch* 285) *und Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 47.
[4] *Sendschreiben an herrn prof. FDGräter* (*in: Drei schottische lieder in original und übersetzung aus zwei neuen sammlungen, Heidelberg, Mohr und Zimmer* 1813) — *WGrimm Kl. schriften* II 104*ff. vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 178.
[5] *nachträglich dem zeilenschluss angefügt.* [6] *über ausgestrichenem* sind. [7] *über ausgestrichenem* überzeugt. [8] *über ausgestrichenem* sie.
[9] te *nachträglich an* hat *angefügt.* [10] *hierauf* hätte *ausgestrichen.*
[11] *eingeschaltet.* [12] *über ausgestrichenem* vieles.
[13] *aus* sie *und vorher stand ursprünglich komma.*
[14] *der verleger JGZimmer, s. Allg. deutsche biographie* 45, 233.
[15] *davor* Schleg(el) *ausgestrichen. vgl. s.* 129 *anm.* 12.
[16] *davor* auch *ausgestrichen.*

so glaube ich z. B. an die Nothwendigkeit gewifser Irrthümer und Fehler, (die man organische nennen kann,) in jeder Aüfserung des menschlichen Geistes, diese dürfen wir nicht verbefsern wollen, und der Dichter und erste Verfafser unterliegt ihnen so gut wie ein späterer Umdichter oder auch Umschreiber, nur vielleicht in einem anderen Verhältnifs. Die Grammatik sucht freilich die ursprüngliche reine Idee aufzufinden, doch wie sich von selbst versteht mit der Voraussetzung, dafs dies nicht völlig erreicht wird und die Sprache als Lebendiges voll Samen sich weiter zu entwickeln, über ihr stehe. Falsch und zum Vernichten für die Critik ist, was sich, das Wort etwas weiter genommen, als Lüge zeigt, nicht aber ein lebendiges oder unwillkürliches Irren, was einen tiefen Grund haben kann. (s. 5) Eben dieser Möglichkeit halben aber darf jenes[1] nicht verletzt werden. Es versteht sich dabei, dafs uns selbst dieses nicht berechtigt einen solchen Irrthum für uns anzunehmen, wo er bei anderer Überzeugung[2] ein offenbarer seyn würde, so wenig als wie einer absichtlich naiv oder kindlich reden kann. Wenn Sie zum beisp. um Consequenz zu haben Berker[3] und Berter tadeln, so sollten Sie doch in Verlegenheit kommen, wenn Sie ohne zu Schwanken bestimmen müfsten, welches falsch und welches recht sey, da sich auch die Vereinigung Berchter findet. Oder wollen Sie, dafs aus Helche, Herriche, Erka, eine Form ausgewählt und die andern gestrichen würden? Findet sich aber diese Abweichung im Ganzen der Sage und darf da bestehen, so ist mir an einer Consequenz in einem Stück derselben auch nichts gelegen. Es[4] versteht sich, dafs es was ganz anderes ist, die natürliche Inconsequenz zu vergröfsern oder gar sich berechtigt zu halten nach Analogie sie einzuführen u. s. w. Wahrscheinlich sind in unserer Sprache manche ganz[5] nah verwandten[6] Formen einer Wurzel auf diese Weise entstanden, und der Unterschied der anfangs kaum sichtbar war, hat in der Folge sich doch gefärbt und es sind verschiedene Töne geworden[7].

Recht lieb wäre es uns, wenn Sie den ersten Band unserer altd. W. Ihrer Prüfung unterwerfen wollten, es würde auch zur Verbreitung und Erhaltung derselben beitragen. Ihre Ansicht von Recensionen, die Sie am Ende Ihrer Abhandlung bemerken, ist vollkommen die meinige und ich habe dafselbe in dieser kleinen Schrift darüber ausdrücken wollen; ich bin mir bewufst bei allen Recensionen, die ich geschrieben, so unbedeutend sie seyn mögen, keine andere Absicht gehabt zu haben.

Ich habe Lust die goldene Schmiede für die Wälder nach

[1] *über ausgestrichenem* es.
[2] Uberzeugung. [3] *Allg. zeitschrift* 1, 415.
[4] Es — u. s. w. *mit vermerk am innenrande der seite nachgetragen.*
[5] *davor* unserer *ausgestrichen.* [6] *es steht* verwandeten.
[7] *davor* entstanden *ausgestrichen.*

der ziemlich guten goth. HS. zu bearbeiten[1]. Da Sie nach dem Museum 1. 151. acht HSS. davon kennen, so wär es Ihnen wohl leicht, mir noch eine gute, oder wohl noch beſsere nachzuweisen oder gar zu verschaffen. Es versteht sich dabei, daſs diese Bitte nicht unbescheiden ist d. h. daſs Sie nicht selbst die Arbeit bestimmt vorhaben; auf diesen Fall könnten wir uns (s. 6) leicht vereinigen. Ist aber Ihre Arbeit etwa schon vollendet, so nehme ich keinen Anstand meine aufzugeben. — Übrigens steht Ihnen keine HS. zu Dienst, so seyn Sie nur so gütig aus[2] Ihren Excerpten mir Z. 24 *(so sûebet ez dem hymel obe)* bis Z. 60 *(er muz der kunste meigen-ris tragen in der brůst sin.)* mitzutheilen; ich erhielt[3] schon einmal vor Jahren Z. 23—24 von[4] Ihnen, die im Goth. Ms. fehlen.

Nun leben Sie wohl, gedenken Sie freundschaftlich an uns, so wie wir allzeit thun, mit aufrichtiger Hochachtung

der Ihrige
W. C. Grimm.

Nach dem Durchlaufen des eben noch zu recht erhaltenen dritten Hefts von Schelling, worin Ihre Critik, die mich mit so vielem erfreut hat, schlieſset, dringt es mich vor allem, über p. 421 etwas hinzuzufügen, neben der sehr natürlichen Bitte, mir nicht darauf zu antworten, (als worüber Sie gewiſs in Verlegenheit seyn würden) weil[5] ich Ihren Verhältniſsen ja nicht nahe treten möchte, mir aber daran liegt, bei Ihnen für redlich und rechtschaffen zu gelten, wie ich Sie immer mehr dafür erkenne. Also, in meinen Recens.[6] von der Hagens mag wohl etwas im Ton verfehlt seyn, aber einer positiven Lieblosigkeit weiſs ich mein Gewiſsen überall rein. Jenes entsprang[7] durch eine natürliche Reitzung, worin mich sein Hochmuth (er glaubte uns unbedeutend u. wollte alles allein) und seine wirkliche gegen uns verübte Falschheit bringen muſste; was daraus folgt ist, daſs ich ihn vielleicht nie hätte beurtheilen sollen, wozu mich aber mein Eifer für die Sache und das Bewuſstseyn der Gerechtigkeit meiner Urtheile bewog. Daſs ich sein Verdienst nie verkannt, mag noch meine letzte Rec. zeigen, (die des Grundriſses[8]); das Buch[9] der Liebe halte ich in der That für mittelmäſsig, das Narrenb.[10] für höchst leichtfertig. (zum Loben, was sich, meine ich, stets von selbst macht, habe ich kein Geschick; es fällt mir ein, daſs mich mein Bruder daran erinnern muſste, nachdem die Rec.[11] Ihres Titurels schon fertig war, noch einige rühmende

[1] *Altd. wälder* II 193 *ff.*
[2] *davor* nur *ausgestrichen.* [3] *davor* ers (?) (*verschriebenes* erhielt) *ausgestrichen.* [4] *davor* die (?) *ausgestrichen.* [5] *davor* und *ausgestrichen.* [6] *vgl. zunächst JGrimm Kl. schriften* IV 22 *ff.* [7] *aus* entspringt *gebessert.* [8] *JGrimms Kl. schriften* VI 74. [9] *ebenda* VI 84 VII 591. [10] *WGrimm Kl. schriften* II 52, *vgl. JGrimm Kl. schriften* VII 591.
[11] *JGrimm Kl. schriften* VI 116.

Worte einzuschalten, die Sie gewifs verdienen, d. h. befsere verdienen, als man so einschalten kann, und die Ihnen mein Sinn stillschweigends gab). Vorige Woche empfing ich erst die diesjähr. breslauer Alterthumszeitungen[1] bis zum April und bin innerlich erröthet[2] bei dem, was H. im Februarheft[3] hat drucken lafsen, nicht über irgend meine Schuld, sondern über die Möglichkeit, wie man so mit Ingrobheit angefafst werden kann, (s. 7)[4] antworten läfst sich darum gewifs kein Wort darauf. (Das war ja gar nicht die ihm schuldgegebene Lüge, dafs ich auch eine Rec. nach Heidelberg geschickt hatte, welches ich selbst sagte und worauf er es mit neuer Unredlichkeit drehen will. sondern gelogen war und gelogen ist es wahrhaftig, dafs die Rec. hätte zurückstehen müfsen.) Ihn zu achten ist mir nun und immer jetzt unmöglich geworden, gern aber will ich sein Talent schätzen und nöthigenfalls in seiner[5] letzten und besten Gestalt, nicht in einer früheren schwächeren citiren; über seinen Hochmuth, insofern er aus seinem Wifsen entspringen mag, bin ich sonderlich mehr und mehr getröstet worden; er soll uns wenig schaden, noch hindern und die Zukunft, der ich hoffend und froh zusehe, wird erweisen, ob Fleifs und aufrichtige Arbeit Frucht tragen, deren wir uns zu schämen haben.

J.

1½ *bogen und* ¼ *bogen in grofs quart, in deutscher schrift.*

JChSiebenkees[6].

Landshut d. 13 Nov. 1813

Von den verlangten Büchern haben wir nichts als Bodmers Grs.[7] d. d. Sprache, welche ich Ihnen hiebey aus meiner eignen Bibl. überschicke.

Dupletten-Katalogen von München haben wir noch immer nicht erhalten. Hr. Scherer[8] weist mich an Hn. von Ringel[9]. Wie mach ich an diesen die Addresse m. Courtoisie, dafs es ihm am besten gefällt?

Unsere Etatssumme ist leider! auf 2000 f. reducirt. Wir müssen daher besonders dh Dupletten uns zu bereichern suchen.

[1] *Gräters Idunna und Hermode* 1813. [2] *hierauf ein komma ausgestrichen.* [3] *unter dem titel 'Auf einen groben klotz gehört ein grober keil', im Anz. zu Idunna und Hermode* 1813 *nr* 6 *s.* 17 *mit bezug auf die s.* 133 *anm.* 9 *und* 10 *citierten recensionen.*

[4] *s.* 7, *das viertel eines bogens, mit roter oblate an das vorhergehnde blatt angeklebt.* [5] *hierauf zwei buchstaben ausgestrichen.*

[6] *Allg. deutsche biographie* 34, 175. [7] *Grundsätze d. d. spr., Zürich* 1768. [8] *Josef Scherer, damals unterbibliothekar, später director der Münchner damals sog. centralbibliothek, s. Schmeller Bayer. wörterb.* II² p. XIV*. [9] *Karl August Ringel* († 1831), *geh. legationsrat im ministerium des äufsern, war damals vorübergehend director der centralbibliothek, vgl. N. nekrolog der Deutschen* 9 (1831), 2, 1173 (*mitteilung von dr Wolff*).

Wenn nur England bald offen würde, um dahin manche von unsern Incunabeln Dupletten zu bringen!

(s. 2) Sollte die Teutsche Nation wieder einige Einheit bekommen, so könnte auch das von mir u. andern Litteratoren gewünschte litterarische Correspondenzblatt zu Stande kommen.

Wie geht es mit Ihren Bibl. Arbeiten? Rücken Sie vorwärts oder rückwärts? Sind die Beschuldig. wahr die man Hambergern [1] macht? Ist nun ein allgemeiner Plan zu Stande gebracht? Alles dies zu wissen, bin ich sehr begierig.

Grimm über altteutschen Meistergesang haben wir noch nicht. Ich wollte Ihnen dafür eine Duplette geben.

Ist Radloffs Gesetzgeb. [2] der deutschen Sprache noch nicht erschienen?

Was ist an Steinheils [3] deutschem Sprachgebrauch?

Vale

S.

KFLArndt [4].

Ratzeburg, d. 15 März 1815

Ehrenwerther Deutscher Mann,

Obgleich Ihnen unbekannt, wage ich dennoch, Ihnen zu schreiben und gegenwärtige kleine Schrift [5] zu übersenden, die ich Sie als einen geringen Beweis der lange gegen Sie empfundenen Achtung und Dankbarkeit eines Deutschen Gemüths wohlwollend aufzunehmen bitte.

Nicht was ich geleistet (ich fühle dessen Unvollkommenheit), sondern was ich beabsichtige, kann Ihnen etwas sein — die Verbreitung der Kenntnifs unserer herrlichen alten Meisterwerke in allen Ständen, die sich gebildete nennen. Wir bedürfen warlich einer anderen Grundlage für unsre volksthümliche Bildung, als bisher gelegt worden. Mögte Ihnen für diesen Zweck jenes Büchlein brauchbar erscheinen!

Ihrem, unter vielen, vollgültigen Urtheile übergebe ich die Arbeit eines mehrjährigen Fleifses, eine strenge Prüfung von Ihnen wird unendlichen Werth für mich haben.

Darf die (jetzt erwachende) Deutsche Welt nicht die Erfüllung der schönen Hoffnung eines möglichst vollständigen altdeutschen

[1] *Julius Wilhelm Hamberger, seit* 1807 *bibliothekar an der Münchner bibliothek, war kurz vorher* (8 *juni* 1813) *im irrenhause zu SGeorgen bei Bayreuth gest., vgl. Meusel* 3 (1797), 68. 9 (1801), 504. 18 (1821), 34 *(mitteilung von dr Wolff).*

[2] *München* 1812. [3] *Ph. vSteinheil Lehrgeb. d. d. spr. Stuttg.* 1812; *Deutsche sprachlehre für höhere schulen, Stuttg.* 1813.

[4] *Arndt war conrector der domschule zu Ratzeburg (nicht Arendt und auch nicht Ratzebüttel, wie WGrimm Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 442 *schreibt). vgl. auch Baier Briefe an Benecke s.* 18. 121*f.*

[5] *Glossar zu dem urtexte des liedes der Nibelungen und der Klage. Lüneburg* 1815.

(s .2) Glossars erwarten, zu welcher[1] Sie im ersten[2] Theil Ihrer trefflichen Miscellaneen zu berechtigen schienen? Sie haben gewifs der Vorarbeiten dazu am meisten vorhanden, und sollte nicht durch vereinigten Fleifs mehrerer kundiger Männer eine so wünschenswerthe Arbeit zu Stande kommen? Was mich betrifft, so viel an mir ist, und so viel meine Zeit erlaubt, werde ich gern die Hand dazu bieten, und Ihnen Beiträge zu solchem edlen Werke mittheilen, wenn ich über den Plan der Arbeit Ihre Absichten erfahren hätte.

Die beginnende Erneurung und Kräftigung unsers heiligen Volksthums verknüpft mit engern Banden alle, die ihr Kraft und Leben geweiht. Mit inniger Deutscher Liebe und Verehrung, theurer Mann, war und bin ich der

Ihrige

KFLArndt.

adresse: Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Bern. Jos. Docen
Custos der königl. Centralbibliothek
zu
München.

ein quartbogen mit deutscher schrift.

JAZeune[3].

Hochverehrter deutscher Mann,

Unser wackerer Radlof[4] u.[5] der literarische Anzeiger weist mich an Sie wegen der beiden in München befindlichen Handschriften[6] des Nibelungenliedes, im Fall ich eine Abschrift zu haben wünschte. Allein die erste[7] Münchner hatte Hagen in Berlin eine Zeitlang, wo ich sie gesehen habe u.[8] ist schon verglichen. Die zweite[9] Münchner ist, wie Hagen annimmt die erste Hohen Emser. Sie können am besten beurtheilen, wie weit diese schon bei Myller verglichen, u. schon in Hagens Lesarten Sammlung steht. Aber was ich wohl durch Ihre Güte, verehrter Mann, zu erlangen wünschte, ist eine ganz getreue Abmahlung der beiden Handschriften in Hinsicht der Schrift, der Farbe der verzierten Buchstaben u. des Formats, wenigstens der ersten Seite jeder Handschrift, wenn es zu kostbar wäre, das ganze erste Blatt zu erhalten. Sollte Ihre Münchner Bücherei

[1] *aus* welchem. [2] *s.* 153 *ff.* 197 *ff.*
[3] *vgl. Allg. deutsche biographie* 45, 121.
[4] *s. oben s.* 130 *anm.* 7.
[5] u. der literarische Anzeiger *eingeschaltet; vgl. Docen im N. litt. anzeiger* 1807 *nr* 48. 50 *sp.* 764 *ff.* 785 *ff* '*Vorläufige ans. einer alten hs. des liedes der Nib., auf der königl. bibliothek zu München* [*D*].
[6] *die hss. AD* [7] *die hs. D, vgl. die vorrede zu vdHagens ausgabe* 1810. [8] u. ist schon verglichen *eingeschaltet.* [9] *die hs. A, vgl. vdHagen in der Sammlung für altd. litt. und kunst* I (1812) 1 *ff.*

noch die Wiener[1] Handschrift (s. 2) an sich bringen, so wünschte ich wol eine Vergleichung derselben, gleichfalls zugleich und Abzeichnung der ersten Seite. Glauben Sie wohl, dafs diese Wiener die zweite Hohen Emser ist? Anfangs meinte ich es, aber Jahn[2], der sie in Wien sah, sagte mir, sie sei in grofs 4, u. die beiden Hohen Emser sollen doch klein 4 sein. Haben Sie nähere Kunde von der von Glöckle entdeckten Vatikanischen[3] u. der nach Schlegel[4] in Paris befindl. Handschrift? — Die Vatikanische möchte wohl leicht die vorzüglichste von allem sein.

Wie mir Freund Radlof schreibt, geben Sie auch eine Ausgabe des Nibelungenliedes heraus. Hätte ich dies gewufst, hätte ich meine[5], um welche mich Hagen[6] recht kleinlich angefallen u. mit ganz unwahren Verläumdungen verfolgt hat (worauf ich in der morgenden Berliner Zeitung antworte) vielleicht unterlassen. Meine Grundsätze dabei waren: 1) nach Ihren Winken in der Beurtheilung[7] von Hagens Ausgabe dem oft ganz lahmen Mafse aufzuhelfen, (ich wünschte, dafs ich hier oft noch kühner gewesen wäre) 2) bisweilen eine andere Lesart aufzunehmen (s. 3) 3) eine gleichförmigere Schreibung einzuführen (obgleich ich das *ch* der Appenzeller Bauern, wie Sie sagen[8], doch gelassen, weil es allgemein allemannisch scheint) wie aus Hebels allemannischen Gedichten hervorgeht[9], übrigens aber habe ich die Mischung der Lesarten beibehalten, die Hagen eingeschlagen, damit endl. einmal ein stehender Text sich bilde u. das Nachschlagen nicht so sehr erschwert werde. Sie haben wahrscheinlich eine einzige Handschrift zum Grunde gelegt.

Hätte Herr Quittschreiber ein Päckchen annehmen können, so hätte ich Ihnen meine Taschenausgabe[10] in 12 (ohne die

[1] *gemeint ist C, vgl. Altd. wälder* II 145 *ff. Jugendbriefwechsel der Grimms s.* 366. [2] *vgl. Jugendbriefwechsel der Grimms s.* 440.

[3] *vgl. vdHagens Germania* 1, 100 *f.* 180 *anm.; Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 84.

[4] *vgl. Jugendbriefwechsel der Grimms s.* 250; *Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 181. [5] *s. s. anm.* 10.

[6] *nach JBoltes gütigem nachweis: in den Berlinischen nachrichten von staats- und gelehrten sachen* (*Haude und Spener*) 1815 *nr* 44 *vom* 13 *april: 'Warnung'. Breslau* 25 *märz* 1815 (*auch in der Jenaischen allg. litteraturztg.* 1815 *intelligenzbl. nr* 35 *s.* 278 *zum abdruck gebracht, wie dr Wolff mir bemerkt*). *Zeunes 'Gegenerklärung. aufgeschoben ist nicht aufgehoben', ebenda nr* 53 *vom* 4 *mai, constatiert ua., dass er die Hagensche abschrift der SGaller Nibelungenhs. nicht heimlich an sich gebracht, sondern von einem gemeinschaftlichen freunde von ihnen beiden offen erhalten habe.*

[7] *Jenaische allg. litteraturztg.* 1814 *nr* 51. 52 *sp.* 401 *ff.*

[8] *ebenda sp.* 410.

[9] hervorgeht *über ausgestrichenem* erscheint; *hier erst sollte die schliessende klammer stehn.*

[10] *Das Nibelungenlied. die urschrift nach den besten lesarten neubearb., und mit einleit. und wortbuch zum gebrauch für schulen versehen. mit einem holzschn. von Gubitz. Berlin* 1815. 16°. *vgl. vdHagens Germania* 1, 100.

Klage und Lesarten Sammlung, dafür aber mit einem geschichtlichen Einleit (da nach Radlof die Endung ung sehr richtig die Handlung bedeutet) u. einem kleinen Wortbuch) zur gütigen Beurtheilung zugeschickt. Vielleicht gehts durch den Buchhandel. Schade, dafs wegen einer Augenentzündung mancher Druckfehler mit untergelaufen sein kann.

Sollte die Vergleichung nicht nöthig sein, so bitte ich wenigstens um die Abzeichnung der 3 Handschriften, u. werde die Kosten sogleich mit Dank erstatten.

(s. 4) Es ist mir sehr erfreulich gewesen mit[1] einem so achtbaren Deutschen und Gelehrten in Berührung gekommen zu sein.

Mit inniger Liebe und Hochachtung August Zeune, Prof.
der Universität und Vorsteher
Berlin 1/5 1815. der Blinden Anstalt.

2

Berlin, 6. Juni 1818

Ich sende Ihnen, verehrtester Mann, einen Abdruck des Wartburgkrieges[2], u. bitte um Ihr freimüthiges Urtheil darüber, sei es öffentl. sei es an mich. Ich bin begierig, ob diese Bearbeitung mit dem Gedanken, wie Sie das so höchst verworrene Gedicht widerherstellen wollten, zusammenstimmen wird. Ich habe Ihrer in der Vorrede deshalb erwähnt.

Grüfsen Sie die Herren Schlichtegroll[3], Scherer[4] u. s. w.
Mit Liebe der Ihrige
Zeune.

KThGemeiner[5].

Euer Wohlgeboren

letztes hochgeschätztes Schreiben war ich eben im Begriff zu beantworten u. in dieser Absicht, um mein Versprechen zu erfüllen, ein paar Kapitel aus Jeroschyn[6] zu copiren, als ich in dem Morgenblatt[7] den Abdruck des Liebesbriefs[8] bemerkte, den

[1] mit *eingeschaltet.* [2] *Berlin* 1818. [3] *director der bibliothek, vgl. Allg. deutsche biographie* 31, 484. [4] *s. oben s.* 134 *anm.* 8.

[5] *Allg. deutsche biographie* 8, 553.

[6] *die hier genannte hs. des Nicolaus von Jeroschin verzeichnet der Fünfte versteigerungscatal. der fürstl. Palmischen bibliothek in Regensburg, hg. CThGemeiner* 1815 *s.* 93 *unter nr* 890 : *von Jeroschin Nicl. alte teutsche preufs. reimchronik mit der zur seite stehenden lat. übersetzung fol. cod. mstus chartaceus. darunter folg. anmerkung Gemeiners : 'ein höchst interessantes noch ungedrucktes werk. das gedicht ist um das j.* 1340 *verfasst, unsere abschrift aber aus dem vorigen jh. die alte sprache ist beibehalten'. es ist der jetzige cgm.* 233 *und wurde für* 7 *fl. erstanden. — cgm. Ana.* 26 *E* 55 *bewahrt unter Schmellers papieren eine abschrift der verse* 1—5178 (*dr Wolff sah den Palmischen cat. für mich ein*).

[7] *Morgenblatt für gebildete stände* 1815 *nr* 167 *s.* 665 *f. vgl. EMeyer Die gereimten liebesbriefe des deutschen ma.s* 1899 *s.* 66; *Zs. f. deutsche phil.* 28, 33. [8] *jetzt cgm.* 189.

sie einzurücken für würdig beachtet und dabei meiner geneigtest zu gedenken sich veranlafst gesehen haben, wofür ich Ihnen sehr danke. Ich hatte noch ein dergleichen Gedicht irgend einmal aufgefunden, das einigen Bezug auf Oestreich hatte; aber ich kann dieses alte Manuscript, das dem Liebesbrief in der äuserlichen Form (s. 2) ganz ähnlich war, nicht mehr finden u. vermuthe, da es in der Bibliotheck gelegen, ihr H. College Bernhard[1] möge es mit anderen Stücken für die Münchnerbibliotheck mitgenommen haben.

Ich übermache Ihnen übrigens diese Auszüge von Jeroschyn keineswegs in der Absicht um Sie zu überreden, eine Bestellung darauf zu thun, als vielmehr um Sie mit der Beschaffenheit dieses Dichterwerks bekannt zu machen, indem ich vermuthe, dafs Sie keine Auszüge davon noch besitzen. Die Varianten von Enickel habe ich angefangen zu sammeln, habe aber diese Arbeit liegen lassen, d a das Manuscript[2] an sich sehr unvollständig ist, sehr viele Lücken hat, die die Abschreiber veranlafst haben, indem sie beym Abschreiben öfters mehrere Blätter überschlagen haben müssen, d a ferner der Varianten so viele u. dabei meistentheils unbedeutend sind (s. 3) u. blos die Rundung des Verses befördern, überdieses die gedruckte Megiserische Ausgabe die Verse nicht zählt, u. folglich die Aufzählung der Varianten so sehr erschwert wird. Ich hätte den ganzen Enickl, der für mich von vorne herein eine fade Lectüre war, ganz abschreiben müssen, da vielleicht nicht hundert Verse sich finden, worinnen unser Manuscript nicht von dem Megiserischen Text abweicht.

Haben doch Euer Wohlgeboren die Güte mir gelegenheitl. gefälligst zu melden, ob die Fehde des H. v. Pallhausen[3] mit H. v. Lang[4] beigelegt sey. Ich bin, wie Sie wissen, etwas dabey interessirt, wenn der Schriftenwechsel zwischen beiden Gelehrten nicht fortgesetzt wird. es hätte leicht von Seiten Pallhausens die Stelle, wo meiner gedacht wird, auf eine Art abgefertigt werden können, die[5] mir nicht gleich(s. 4)gültig gewesen wäre, u. mich in einen Streit verwickelt hätte, an dem ich nur höchst ungern Theil genommen haben würde. Hr. v. Lang[6] soll wie ich höre, aus der Academie völlig ausgetreten seyn — Herrn G. S[7] v.

[1] *Joh. Baptist Bernhart (so!* 1758—1821), *bibliothekar an der centralbibliothek, s. Meusel Lebende deutsche schriftsteller.* 5 *aufl.* 13 (*Lemgo* 1808), 108. 22 (*Lemgo* 1821), 236. (*gütige mitteilung von dr Wolff*).

[2] *die früher in der fürstl. Palmischen bibliothek zu Regensburg befindliche, seit* 1815 *lobkowitzische Fürstenbuch-hs. in Prag = hs.* 5 *meiner ausgabe, D. chroniken* III p. XLIII.

[3] *Vinzenz vPallhausen, geh. staatsarchivar; zur sache s. Memoiren des KH. ritter vLang* II 168*ff.*

[4] *Allg. deutsche biographie* 17, 606*ff.*

[5] *es steht* der.

[6] *ritter vLang wurde im herbst* 1815 *als kreisdirector nach Ansbach auf sein ansuchen zurückversetzt, s. Memoiren* 2, 222*ff.* 237.

[7] *generalsecretär der academie, s. oben s.* 138 *anm.* 3.



Schlichtegroll bitte ich mich gelegenheitl. wen[1] sie[2] Ihn sehen, bestens zu empfehlen. Ich bestehe mit unwandelbarer Hochachtung

Euer Wohlgeboren

d. 17 Jul. 1815. ergebenster D(iener) Gemeiner

GFBenecke.

Göttingen, März 29. 1816.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen, mein hochgeschätzter Freund, ein Exemplar meiner Ausgabe des Bonerius zu überschicken. Haben Sie die Güte es als ein kleines Zeugnifs meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Ich habe den alten Dichter aus Liebe u. mit Liebe bearbeitet, u. ich glaube dafs er in seiner gegenwärtigen Gestalt dazu beitragen kann, das gründliche Studium unserer alten Dichter zu befördern. Das Wörterbuch ist absichtlich darauf angelegt Kenner zur Prüfung u. Anfänger zu eigenem weitern Lernen einzuladen. Wie viele es der ersten — in Hinsicht auf eigentliche Sprachkunde — gibt, weifs ich nicht; aber die Herausgeber, Erneuerer und Übersetzer des Nibelungen-Liedes zähle ich n i c h t in diese Classe. Eben defswegen wünsche ich recht sehr eine Beurtheilung meiner Arbeit von I h n e n zu lesen u. so bald zu lesen, dafs dadurch un(s. 2)-berufene Hände[3] abgehalten werden.

Ich habe einen ganz vollständigen und zur Echtheit u. eben daher auch zur ursprünglichen Klarheit gereinigten Wigalois liegen, und möchte gern meinem Verleger Lust machen ihn zu drucken: nicht aus Rücksicht auf ein Paar Thaler Honorar — denn für den Bonerius habe ich nicht einen Groschen erhalten, auch nicht einmahl gefordert — sondern blofs aus Rücksicht auf die Sache u. um meinen Aufwand an Zeit (u. auch an Geld) gemeinnutzig zu machen. Ein schneller Absatz des Bonerius wird ohne Zweifel diese Lust am besten rege machen. Und defshalb bitte ich Sie eine kurze Anzeige u. Empfehlung der Ausgabe in das Morgenblatt[4] einzurücken. Ich kenne die Bedürfnisse der Anfänger aus Erfahrung — u. wenn dieser Bonerius nicht meine Arbeit wäre, würde ich öffentlich sagen: Ein besseres Buch für den Anfang weifs (s. 3) ich euch nicht zu empfehlen.

Für den Wirnt von Grafenberg haben Sie Sich schon früher ein Verdienst erworben, durch die Mittheilung[5] des Gedichtes von Conrad v. W. — Fällt Ihnen ein u. das andere ein, worauf Sie mich aufmerksam zu machen haben, so nehmen Sie Sich die Mühe es zu thun. Historische Nachrichten von dem Dichter

[1] *so!* [2] *so!* [3] Hande. [4] *Docens besprechung, zusammen mit der des Wigalois, erschien vielmehr in den Wiener jahrbb. d. litt.* 15 (1821), 52 *ff.*
[5] *Aretins Beyträge* VI 168 *ff. Miscellaneen* I 56 *ff.*

wären mir sehr willkommen. — Die besten Handschriften des Gedichtes liegen in Bremen und Leiden; diese habe ich gehabt: eine andere gute Handschrift ist mir nicht bekannt.

Leben Sie wohl u. behalten Sie in gutem Andenken

Ihren

gehorsamsten Diener u. Freund

Benecke.

FDGräter[1].

Hall in K. Würtemberg,
den 18 Nov. 1816.

Hochzuverehrender Herr u. Freund,

Unsere Gedanken begegnen sich. In meinem Innern schwebte blos die dunkle Erinnerung, dafs Sie mir die letzte Antwort schuldig seyen und also wahrscheinlich den Faden unsrer literarischen Unterhaltung abgebrochen wünschten. Ich schickte mich zwar darin, doch schmerzte es mich. Erst dieser Tage, da ich meine ältern Briefe durchsuchte, fand ich den letzten von Ihnen, und ersah daraus, dafs Sie auf meine griefs gegen Sie bereits vorläufig geantwortet haben. Diefs schien mir, nach dem Ablauf dieser Zeit u. Schwächung der ersten Empfindung, genug, und ich war eben im Begriff, selbst wieder an Ihre Thüre zu pochen, als ich, zu meiner grofsen Verwunderung, nach langer Zeit plötzlich wieder einen Brief von Ihnen ankommen sehe.

(s. 2) Leid thut es mir übrigens, dafs diese neue Eröffnung unsres Briefwechsels abermals mit einer Unannehmlichkeit beginnt. Sie nehmen meine Erklärung in Hinsicht der Alliteration zu hoch. Ich habe nicht gesagt, dafs Sie hätten von mir lernen können, sondern nur dafs Ihnen meine Erklärung in der Idunna[2] nicht wohl unbekannt seyn konnte, und dafs Sie also meiner ebenfalls schon früher gemachten Entdeckung, wenn diese Ihnen gleich im[3] Detail unbekannt, oder auch[4] nicht erinnerlich seyn konnte, wenigstens mit einem Worte hätten erwähnen können; und es ist in der That ganz dieselbe Empfindung, die Sie in Hinsicht der Herren Grimm geäufsert haben. Es thut immer wehe, sich ungerecht übergangen oder verschwiegen zu sehen.

Mit Vergnügen werde ich jede Berichtigung von Ihnen, wenn Sie mit Billigkeit abgefafst ist, wie sich das (s. 3) von Ihnen schon voraussetzen läfst, aufnehmen — allein dann wäre es auch unnöthig, mir einen weitern Krieg in der Jen. Lit. Zeit. (wie ich vermuthe) anzukündigen. Doch steht[5] diefs gänzlich bey Ihnen. Ersteres aber würde uns einander näher rücken als letzteres.

[1] *s. jetzt Goedeke* VII 203 *ff.*
[2] *Anzeiger zu Idunna und Hermode* 1813 *nr* 6 *vom* 27 *febr. s.* 15 *ff.*
[3] im Detail *eingeschaltet.*
[4] *eingeschaltet.* [5] *steht zweimal, das erstemal corrigiert und dann ausgestrichen.*

Die Alterthumszeitung [1], die Sie alterthümliche Wochenschrift geheifsen haben wollen, was sie nur uneigenth. heifsen kann, ist seit dem Anfang d. J. ununterbrochen fortgesetzt worden, und es sind davon bereits 35. Nr. 10. lit. Beyl. 3. Holzschnitte 3. Holzstiche u. ein Steindruck erschienen.

Dafs Sie [2] durch Buchhandlungen nicht zu haben sey, ist in der Idunna selbst u. in öffentl. Blättern mehrfach bestimmt gesagt. Mit den Buchhandlungen kann weder die Druckerey, die mit mir das Risico theilt, noch ich mich befassen. Es fehlt an Zeit. Sie (s. 4) müssen also, falls Sie ein Exemplar wünschen, (denn ich selbst habe kein Freyexemplar) dieses schlechterdings bei dem Oberpostamt in München bestellen, wo es Sie keinen Kreuzer mehr kostet, als wenn Sie es von hier unmittelbar bezögen näml. halbjährig 3 fl. 30 ₰ — das General Ober Post Amt zu Stuttgard wird dafür, Vertragsmäfsig, dem dortigen Ober Postamt einen Rabat bewilligen.

Ihre Aufsätze, oder was noch mehr ist, Aufsätze von Ihnen, werden mir stets willkommen seyn. Nur mufs ich mir die freye Wahl ausbitten, ob ich sie für Idunna oder den neuen [3] Band v. Odina geeignet finde. Bey der erstern kann ich noch zur Zeit kein Honorar gewähren, (es wird aber, hoffe ich, kommen) bey letztem gewifs, und wenigstens 1. Ducaten.

Gegen 1. Ex. Ihrer Miscellaneen, die mir fehlen, würd' ich Ihnen gern mit einer andern Schrift aufwarten (nur nicht mit Idunna 16 [4]) — Herr Dir. v. Schlichtegroll aber soll, (ich meynte, er hätte die Fortsetzung) die ihm fehlenden Blätter dieses schon verrechn. Ex. erhalten. Wünschen [5] Sie es, so kann ich Ihnen den Jahrg. 181$^{4}/_{15}$ mittheilen. Davon hab' ich noch Exemplare. Papier u. Zeit enden. Möchte sich auch jede Unannehmlichkeit enden. Nur das Schreiben, welches ich zurückverlangte, ist nie zurückgekommen.

Ew. Wohlgeboren

geh. Dr. Gräter

ein octavbogen in deutscher schrift. oben auf s. 1 *von Docens hand:*

1. Karl's d. Gr. Bemerkungen d. Monate übers. d. [27] Nov. 1816.
2. Litera amoris
3. Anfrage den Titurel betreff.
4. Töne d. alten Meistersinger.
5. Der Hahnenbalken.[6]
6. Walter von Aquitanien.

[1] *Idunna und Hermode, vgl. in ihr jg.* 1816 *nr* 38 *s.* 152, *woraus erhellt, dass Docen diesen brief schon am* 27 *nov. beantwortete.*

[2] *so!* [3] *ist nicht erschienen.*

[4] *dh.* 1816. [5] *von hier ab am äufsern rand von s.* 4.

[6] *die nr* 5 *und* 6 *wurden in den Lit. beylagen zu Idunna und Hermode* 1816 *nr* 12 *s.* 48 *abgedruckt. da Gräters zeitschrift mit dem j.* 1816 *einging, sein neues unternehmen (s. anm.* 3) *nicht perfect wurde, bleibt es zweifelhaft, ob nr* 1—4 *überhaupt gedruckt worden sind; ich habe wenigstens darüber nichts auffinden können.*

K. Lachmann.

1

Königsberg 15ten Juni 1820

Wohlgeborner, Hochgeehrter Herr,

ich gebe mir die Ehre, Ihnen beikommend ein Exemplar meiner Auswahl zu senden; und ich kann diesmahl hoffen, dafs es wirklich an Sie gelangen wird. Ob früher meine Abhandlung über die Nibelungen ihren Weg gefunden hat, weifs ich nicht: ich erfahre, dafs manche meiner damahligen Aufträge — ich verliefs eben gleich nach dem Druck Berlin — nicht so genau, als ich es wünschte, besorgt worden sind. Möchten Sie nun wenigstens in diesem Buche einen 'Gesangesfreund' erkennen, der sich bestrebt den rühmlichen Bemühungen der gründlichen Kenner und Forscher nachzueifern. Ich darf wohl darauf rechnen, dafs Sie mir Irrthümer, die nicht aus Trägheit stammen, nachsichtig verzeihn werden: auch ist die Aufforderung zum Widerspruch und zur Widerlegung aufrichtig gemeint. Nichts kann mir lieber sein, als eben mit den älteren erprobten Untersuchern gemeinschaftlich die vielen Dunkelheiten unserer alten Gedichte und unserer Sprache aufzuklären.

Zunächst sind meine Bestrebungen für das deutsche Alterthum auf den Titurel gerichtet; und wenn es mir gelingt alle nöthigen Hülfsmittel zusammenzubringen, so hoffe ich von Seiten der Kritik des Textes wohl zu leisten, was von einem Herausgeber kann erlangt werden. Bis jetzt freilich habe ich, aufser mannigfaltigen Hoffnungen, noch nichts als eigenhändige Abschriften der Heidelb. Hdss 141 und 383, und J. Grimms Abschrift der Hannöverischen[1]. Wenn ich nun auch Ew. Wohlgeboren gleich in diesem ersten Briefe ohne Vorbereitung mit einer Bitte angehe, so kann das zwar unbescheiden herauskommen: allein die gute Sache, der Sie unmöglich abhold sein können, flöfst mir dazu Mut und Vertrauen ein. Theils also bitte ich im Allgemeinen um Ihre Gewogenheit und um Erlaubnifs bei vorkommender Gelegenheit Rath und Hülfe bei Ihnen für den Titurel zu suchen, zunächst aber um eine Abschrift des ungedruckten Theils der Regensb. Fragmente[2] und des zweiten Müncher[3] Blattes. Bei dem letzteren leidet Ihre Erklärung der M M M keinen Zweifel; die Strofe (XXIII, 41) ist in der durchaus kürzeren Heidelb. Hds. 383 die 2950ste. Die Regensburger scheint mir bisjetzt von allen am stärksten und schlechtesten (ohne Kenntnifs der Vers- und Reimkunst) überarbeitet: dafs sie mit der ebenfalls übel mitgenommenen Heidelb. 141 stimmt, glaube ich nicht, wiewohl die abgedruckte Stelle in dieser verloren ist. Das erste Müncher Bruchstück, Misc. 1[4], 116, die Heidelb. 383 und die Hannöv.

[1] *C¹ bei Zarncke, Graltempel s.* 7; *vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 11. [2] *a¹ bei Zarncke s.* 7. [3] *s. Büsching Wöchentliche nachrichten* 2 (1816), 142*ff.* [4] *lis* 2, 116.

(die freilich nur das letzte Drittel enthält[1]) stimmen fast buchstäblich überein: doch weicht M. auch ein Paar Mahl von Heid. und öfter Heid. von Hann. bedeutend ab und nicht zufällig; so dafs erst nach Vergleichung der übrigen Texte die Familien werden besser zu bestimmen sein. — Ich weifs nicht, ob ich aus Ihrer Anmerkung zum alten Tit. 11[2] schliefsen soll, dafs Sie noch ein drittes Regensb. Blatt aufser den zweien S. 64 haben (meine Hdss. haben dort statt *Avidorium: Enedorium* und *Eindorinn,* was dem richtigen *Electorium* schon näher kommt). Doch darüber wird mich schon Ihre Güte belehren.

Übrigens versteht es sich, dafs ich meine Bitten in Betreff des Titurel sogleich zurücknähme, wenn Sie vielleicht selbst vor hätten den Titurel herauszugeben: doch wüfste ich nicht, dafs Sie jemahls ausdrücklich dazu Hoffnung gegeben hätten. Ist das nun nicht der Fall, so darf ich wohl hoffen, dafs Sie um der guten Sache willen mir Ihre Hülfe werden nicht versagen wollen. Verzeihen Sie, verehrter Herr, diese zudringliche Zuschrift, und finden Sie, aufser dem leider nicht zu verhehlenden Eigennutz, nichts anderes darin, als einen Beweis des Zutrauens und der aufrichtigen Hochachtung, mit der ich bin

Ew. Wohlgeboren
ergebenster
K. Lachmann.

adresse: Herrn Bibliotheks-Custos Docen Wohlgeborn
D. G. in
München.

unten am rande von Docens hand der vermerk:

Die Antw. H. Reimer mitgegeben d. 28 Jul. 1820. nebst e. fragm. des Titurel.

der brief in deutscher schrift füllt die seite eines quartblattes.

2

Ich mufs es nur wagen, wenn ich Ihnen, mein verehrter Herr und Freund, auch unbescheiden erscheinen sollte, meinem ersten Briefe so bald diesen zweiten folgen zu lassen. Ich habe nämlich einzufordern, was Sie mir bei Ihrer Rec.[3] über Köpkens Barlaam schuldig geblieben sind. Diese Recension hat mir aufserordentlich viel Freude gemacht, weil so viel daraus zu lernen war: Köpkens Arbeit und meiner[4] beeilten und oberflächlichen haben Sie viel zu viel Gutes nachgesagt. Es ist mir in mehr als einer Hinsicht verdriefslich von der Geschichte der Ausgabe zu sprechen. Nur so viel mufs ich sagen: ich habe Köpken hundert Mahl erklärt, aus diesen 3 — einander all zu ähnlichen und so

[1] enthält *aus* enthalten *gebessert.*
[2] *lis* 41 (= *Hahn* 40). *Erstes sendschreiben s.* 49.
[3] *Wiener jbb. der litt.* 11 (1820) *s.* 110—138.
[4] *in Köpkes ausg. s.* 421 *ff* = *Lachmann Kl. schriften* I 115 *ff.*

wenig echten — Handschriften und bei unseren geringen Kenntnissen sei vernünftiger Weise an keine Ausgabe zu denken. Meine Anmerkungen sollten nur aufmerksam machen, wie ungeheuer viel in grammat. Hinsicht noch zu thun sei. Über manches dahin Gehörige möchte ich mich gern mit Ihnen verständigen: ein bequemer Weg dazu scheint mir, wenn ich, was mir auffällt, oder was ich meine, zu Ihren Anmerkungen wieder anmerke. Ich darf gewifs hoffen, dafs Sie dies freundlich aufnehmen werden, da es uns beiden nur um die Wahrheit zu thun ist; und wir leider noch so wenig grammat. Gemeingut aufweisen können, dafs sichs immer trifft, Einer hat dies beachtet und weifs dies, was dem andern entgangen ist, der wieder andres für sich hat.

Dafs ich Hagen seine falschen *diu* und[1] *iach* vorgeworfen habe, scheint mir nicht ungerecht. Dafs Benecke bei seinen Bonerius-Hdss. darin fehlte, war kein Wunder; aber wer eine Hds. wie die SGallische[2] vor sich hat und ganz durcharbeitet; wenn der, im Eifer für seine selbstgemachten Regeln, einige Tausend Stellen ändert ohne Irrthum zu ahnen, das nenne ich sträfliche Anmafsung. Wir werden noch alle vielfältig bei den Umlauten irren, worin keine Hds. genau ist: aber es wird uns mit Recht vorgeworfen, wenn wir streng gehaltene Regeln nicht finden.

(s. 2) Sie wollen bei Rudolf *ch* geschrieben wissen, wo ich *k* wähle. Dafs R. selbst fast immer *ch*[3] geschrieben hat nach dem Gebrauch der Zeit, ist nicht zu bezweifeln. Das aber geht uns nicht an; denn wir wollen die Aussprache schreiben. Nun gebe ich zu, dafs er auch häufig so gesprochen hat: aber er hat nicht so sprechen wollen. Sonst würde er auch, wie es in den Nibel., in der Klage u. im Biterolf geschieht, *werk* : *verch, bevalch* : *marschalk* gereimt haben. Derselbe Fall tritt bei dem *i* der Endungen ein. Dieses *i* ist im Althochd. allemahl tieftonig, oft gedehnt: indem es tonlos wird, verwandelt es sich in das schwächere *e*. Behielte R. jenes[4] *i* bei, so dürfte er es nie zu klingenden Reimen gebrauchen: denn dies sind eben die, deren letzte Silbe unbetont ist.

Bei den Adjectivis auf *-lich* und *eklich* schwanken, wo nicht alle, doch die meisten Hdss. Nach S. 114 Ihrer Rec. scheint es eine Regel zu geben, die ich nicht gefunden habe. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir dieselbe mittheilen wollten.

Die Berichtigungen des Versmafses aus M (S. 117) gebe ich sammt und sonders mit Vergnügen zu. In der Zeile *Sin pflak der gottelîche segen* genügt dem Versmafse schon *gótlî'che*; das *tt* ist ohne Frage unrichtig, ob nicht auch das *e* werden Sie nach der Regel von der Bildung der Adj. auf *lich* besser wissen als ich. *Sî'n pflâk der gótes ségen* wäre übrigens auch ein richtiger Vers; zwar schwerlich bei Rudolf, der genauer zählt: nur, zu 3

[1] und iach *eingeschaltet.* [2] *die Nibelungenhs. B.*
[3] ch *über ausgestrichenem* so. [4] *vor* jenes : dieses *ausgestrichen.*



Hebungen darf er nicht scandiert werden, weil *segȩn* das stumme *e* hat und also einsilbig ist. — *Die sëlben erwëlten gotes schar* könnte auch — bei anderen Dichtern, wie bei Wolfram — richtig sein, wie man oft *under în* 2silbig findet, indem das wenig lautende *e* bei bequemer Stellung verschlungen wird.

Barl. 1, 2 ff. ist noch mehr unrichtig interpungiert, als Sie tadeln. Der Fehler war, dafs nicht beachtet wurde, wie Rudolf immer *Sâbdôt* sagt (also *gebôt* im Reim, nicht *gebot*), dahingegen Meisterges. Str. 395 *Sâbdot* vorkommt: *got*. Ich übersetze die Stelle so: Deus, cujus summa potentia jussit (creata) vivere [1], efficientia tua principio carens (Apposition *âne urhap dîn(iu) kunst zu dîns gewaltes kraft*). Sine initio semper fuit divinitas tua. Nach V. 5 Punctum, nach 6 Komma, 9 Punctum, 11 Kolon, 12 Punctum. 16 Punctum.

(s. 3) Die Art, wie Sie die Worte *sagen Ein teil unt mîner swære klagen* erklären, erfordert wohl Bestätigung durch ähnliche Beispiele. *Klagen* habe ich doch zuweilen mit dem Genitiv gelesen, z. B. Karl 90a *Daz dû dîn ze sêre klagest.* — Einiges andere S. 118 f habe ich schon im Druckfehlerverzeichnifs gebessert: dafs 64,36 nicht richtig erklärt ist, ist Köpkens Schuld.

76,15 verstehe ich so: die h. Schrift altes Testaments öffnete er ihnen *mit der ëwangelien sage,* durch das was in den Evang. steht, durch seine Lebensgeschichte.

92,10. *übel unde wol lônen* ist schwerlich deutsch: 1.) sollten die Genitive stehn, *übeles* wenigstens; *wol* hat, so viel ich weifs, keinen Genitiv, so wenig als *vil, mêre* [2], *tûsent, hundert.* 2.) *Wol* heifst schwerlich Gutes das man thut. *Lônen* ist ein *μέσον. ein übelezͬ* [3] *lôn, übele lônen* kommt oft genug vor.

277,5 müfste nach Ihrer Erkl., so viel ich sehe, *waz* [4] stehen: *Mit den dînen berât dû dich, Waz dir behage*: *daz tuon ouch ich.*

20,5 [5] Der Hauptfehler meiner Erkl. ist, dafs *last* Dativ sein soll. Daher stimme ich Ihnen in den letzten Versen bei. Aber *Man mohte gerne lîden Von gote dise gâbe grôz,* kann nicht verbunden werden. Es ist nämlich feste Regel: Zwei schwache Trochäen (d. h. die [6] einen schwebenden und stummen Vocal enthalten, also eigentlich nur zwei Längen sind) können nicht nebeneinander im Verse stehn. *gote dise* kann nicht sein = –́ ⏑ –́ ⏑, sondern nur –́ ⏑ (natürl. bezeichnet das – und ⏑ nur Hebung und Senkung) oder ⏑ –́, oder –́ ⏑ –́, oder ⏑ –́ ⏑. Also ist, da [7]

[1] (creata) vivere *über ausgestrichenem* (esse) vitam.
[2] mêre *dem ursprünglich die zeile beginnenden* tûsent *vorgesetzt.*
[3] *ob das zeichen über* z *würklich* r *meint, ist nicht ganz sicher.*
[4] *vor* waz s[waz] *ausgestrichen.*
[5] *davor* : 18, 27 verstehe ich Ihre Emend. nicht *ausgestrichen.*
[6] *vor* die : deren *ausgestrichen.*
[7] da von *bis* ungethümer Vers) *ist mit verweisungszeichen in zwei zeilen längs des seitenrandes nachgetragen.*

von neben *gote* zu schwach ist, um als Hebung zu dienen (*Vón gotę dise gâ'be grô'z* wäre ein ungethümer Vers) zu schreiben *Von gote disiu gâbe grôz* im Nominativ, wozu *Der kristenheit ein sunnenglast* Apposition ist.

103,29 würde *mit frideltchen sachen* keinen Anstofs geben: es ist Rudolfs gewöhnliche pleonastische Weise. *In* wird dasselbe sein [1] = *in fride,*

216,22 scheint mir Lesart und Interp. richtig: *an dâz leben hâstû sin und herze gewant.*

220,8 l. *Die tugęnt ze tugęnden kère.* Einsilbig *tugent. Tugende* sagen [2] die meisten der ältern Dichter nie, am wenigsten im Nom. u. Accus., wohl [3] aber im Pluralis.

225,17 ist die Münchische Lesart interpoliert. Rudolf reimt nicht *sîn : hin.*

263,1 *Zem èrst.* Im Reim *zem èrest* Barl. 338,3 (wäre leicht zu ändern); *zem èrste* Flore 7795 (wo unrichtig geschrieben ist *zû dem erst,* wie der andre [4] Reim lehrt). Maness. 2, 184 b.

(s. 4) 281,37 kann nicht geschrieben werden *Ze himelrtch diu krône.* Die guten Dichter sagen nur *rtche* und *himelrtche. Himelrtch, -rich,* im Reime bei folgenden ungenauen, theils ganz schlechten Reimern: Ulr. v. Lichtenst. 2,43 b. zweimahl, Müller 3,XLIV b. XXXV b. XXXVIII c. Müll. 1,216 c. Maness. 1,189 b. 2,248 b. Meisterges. b. 242. 396. 407. 415. 546. Altd. Wäld. 2,136. *Künekrtch* Maness. 2,172 b. Troj. kr. 68 a (hier l. *künige rtch*). *Österrtch* Maness. 2,234 b und mehrere Mahle im Warth. kr.

395,20 *dar in, her ûz* weder hinein, noch heraus. Vgl.[5] Vers 21, wo aber *hie ûze* zu schreiben ist: dies heifst draufsen, wie *dar inne drinne* darin. Doch scheint freilich (aufser dem Reim) *dar in* zuweilen für *dar inne* zu stehn, aber bei Rudolf schwerlich, und gewifs nicht in dieser Stelle.

401,7 wollen Sie mit Köpken gegen Königsb. A *es* schreiben: dann müfste aber erst die Redensart *urkünde hân* bewiesen werden. *Urkünde geben,* Verkündigung, Verheifsung geben, wird freilich gesagt.

401,15 sehe ich keinen Grund zur Änderung.

Âkôsen sagt Rud. auch in der Weltchronik. fol. 118 b [6] *Dô began sich heben an Ein murmelen. daz volk began Nâch fleische sère âkôsen dâ, Fleischltche, als dâ vor anderswâ.* und 124 a: *Sie sprâchen gemeinlich alsô Nâch* [7] *kôsende elliu zil,* und col. b dafür *ir nâchrede. Âkust* mit ungedehntem *u* kann unmöglich von *kôsen* herkommen. Es fragt sich nur, was für ein Sprechen unter *âkôsen*

[1] sein *ausgefallen.* [2] *vor* sagen : ist *ausgestrichen.*
[3] *vor* wohl : doch *ausgestrichen.* [4] andre *eingeschaltet.*
[5] Vgl. Vers *eingeschaltet.*
[6] *Königsb. hs., s. Lachmann Kl. schriften* I 158 *anm.*
[7] *ursprünglich* Nâchkôsende, *dann nachträglich in zwei worte getrennt.*

gemeint werde, ein Ansprechen (im alten Sinn), wie gesagt wird *dsank* (das Ansengen), oder, was ich glaube, ein Unsprechen, böses Sprechen.

Bern (mit offenem *e*) 'Streiche geben' ist zu bestimmt. Es wird sogar ein Weg, eine Strafse mit den Füfsen *gebert.*

229,12 halte auch ich *blicken* für unrichtig. Aber *bleichen* als[1] Verbum ist auch falsch: es mufs *blîchen* sein. — Doch s. unten.

Constructionen, wie Sie sie 215,23 annehmen, kommen, so viel ich weifs, nur in volksmäfsigen Gedichten vor. *Erblüjen, blûn* hat zuverlässig sowohl[2] active als auch neutrale Bedeutung. Ich habe nie daran gezweifelt, und kann daher aus meinem Reimwörterbuche nichts vollständiges geben. *Blüjen* ist eine unmögliche Form; vor dem silbentrennenden *j* geht nie[3] ein anderer gedehnter Vocal vorher als *î* u.[4] Umlaute: es müfste *blûwen* heifsen. [Im Gegentheil wäre wieder *blûwen*[5] gegen die Lautregel, *w* nie unmittelbar nach Umlauten, nicht nach *æ, ô, û, iu,* noch weniger nach (s. 5) offnem *e, ö* oder *ü,* wohl aber nach *eu, öu* — ein Beweis dafs nicht Preüssen und Haüte zu schreiben ist]. Weder dies *blûwen,* das auf *rûwen* reimen würde, kommt im Reime vor, noch auch *blûn,* aufser in dem überall ungenauen Wîgâmûr 1615 *blût : gût.* Hingegen steht *blüjen (: müjen, glüjen)* Troj. Kr. 271. 16448 s. Museum 1,435, *blüjet* Troj. Kr. 10590, *blüje* Troj. Kr. (: *früje*), *blüjende* Konrad b. Müller 3,XIII,127 — in allen diesen Stellen in neutraler Bedeutung. Ferner *blüt* Parc. 816 intransitiv, 7219 transit. (beidemahl: *müt*). *blûn* Georg 57a. Wolfr. Wilh. 176 b. Manefs. 2,109 a. Maria 75. Wie von *sâjen, sæn* Prät. und Part. lauten *sæte sâte, gesæt gesât,* so von *blüjen blûn : blüte blûte, geblüt geblût.* Das Part. mit dem Umlaut, *verblüt,* finde ich nur Manefs. 2,83 b. *erblüt*[6] *(: müt)* W. Wilh. 160 a. *geblüt* W. Wilh. 45 b. Man. 1,12 b. 2,56 a. Flore 34 a. Das Prät. *blûte* haben Rudolf, Konr. v. Würzb., Meisterges. 587, Manefs. 1,28 a, *sie blûten* Troj. Kr. 145 c. *blüte* Wolfr. Walther, Konr. v. Würz., Georg, Wigal. Maria 166. Manef. 1,59 a. 2,155 a. Ob Rudolf in der Weltchr. auch *blüte* hat, habe ich leider nicht angemerkt. Da ich eben Barl. 297,30 *erglüte* intransitiv anführen will, bemerke ich erst, dafs auch[7] 215,23 *erglüte* steht, ich aber immer von *blüjen* gesprochen habe. Beide Wörter stehen sich indessen gleich, und in vielen der angeführten Stellen kommt auch *glüjen* vor. Das Präter. *glûten* habe ich nur aus Troj. Kr. 9708 intrans., weder *glûn* noch *glûn* oder *glût* im Reim, auch nicht Partic. *geglût* oder *geglüt,* nur *glût* (: *gemût* Par-

[1] als Verbum *nachträglich eingeschaltet.*
[2] *vor* sowohl : nur *ausgestrichen.*
[3] *nach* nie : unmittelbar ein Umlaut vorher *ausgestrichen.*
[4] u. Umlaute *eingeschaltet.* [5] *davor* blû *ausgestrichen.*
[6] erblût — 160 a *nachgetragen über* geblût — 45 b.
[7] *vor* auch : ich *ausgestrichen.*

ticip[1], also vielleicht[2] *ů*, s. Karl 87 b. 93 b. M. S. 1, 173 a) M. S. 2, 10 a.

Den Infinitiv *væren* nennen Sie falsch gebildet. Er kommt aber sogar im Reime vor, Trist. 11666 (: *wæren*), Walther 1,132 b (: *gougelæren*). Weltchronik 54 c: *Ir habet mich beswæret Unt vil leitlich erværet* (turbastis me Genes. 34, 30) fol. 53 b *Er sprach: die troume saget mir, Die ir sâhet unt von den ir So sêre sît beswæret Und ouch dâ von verværet. Unverværet* Parc. 12647. W. Wilh. 2, 195 a. Iw. 3239. 4620. 6261. Meisterges. b. 585. Kolocz. S. 64. 77. Auch Iwein (aufser dem Reim) 9, 213[3] *erværet*, wo Müller 5781 *verzaget* hat. Dafs Sie conjugieren *ich vâre, dûværest,* mufs ein Versehen sein: woher käme der Umlaut in die schwache Conjugation? — ich meine, in die Flexion schwacher Verba.

Gewærhaft, meinte ich, müfste es heifsen vom Adject. *gewære*. Denn das Wort von dem Subst. *wâr* (veritas) oder *war* (attentio) abzuleiten, verbietet das vorgesetzte *ge*. Adjectiva auf *haft,* deren erster Theil schon ein Adjectivum ist, sind (s. 6) freilich auch selten, *sicherhaft, gemůthaft, lûthaft.*

Magetůmlîcher ist streng genommen immer 3silbig, *e* stumm. Doch kann auch das stumme *e* ausnahmsweise mitgezählt werden, und *Von magetůmlîcher geschiht* wäre ein guter Vers, noch besser *Magetůmlîchiu geschiht.* Wo es 3silbig ist, kann *e* geschrieben oder weggelassen werden: der Deutlichkeit wegen lasse ichs, wie Sie, lieber weg.

Das Adverbium *óster* ist wenigstens ebenso richtig als *óstert. Wester* W. Wilh. 127 b. *sunder* Turl. Wilh. 2 a.

Der Conjunctiv bei *sît* 390, 14[4] scheint mir regelmäfsig. Weil ich, wie du siehst, verwaiset bin.

Sich spellen steht auch im Trist. 8501: *Weiz got, hie spellet sich der leich, Unt lispet ditze mære: Ouch ist ez alwære, Swer saget* s. Es heifst wohl: es ist ein Mifston, wie von gesprungenen Saiten. *Des videlæres seite derst enzwei.* Ganz verschieden ist wohl Trist. 3942[5] *Und spelleten sus unde sô,* mit[6] geschlossenem *e*, redeten; Engl. *to spell.* Das Subst. *spel* s.

Swære 192, 12 ist Conj. Prät. von *swern swar gesworn.* Weltchron. 64 a: *Des můt nâch im in jâmer swar.* Manchmahl wird es transitiv gebraucht, Barl. 393, 10. Freidank 2302. — Weltchrn. 82[7] bc: *Alsô daz al den liuten gar Der lîp in sweren wîse swar Von blâtern die*[8] *an in* (viell. *Unt blâtern an in*) *wâren Und* (viell. *Die*) *nâch ir brûche swâren Und in fûgten manige swære.* Der Conjunct. *swære* Iwein 1344. W. Wilh. 12 b.

[1] Particip *steht über* gemût.
[2] *darüber in parenthese* schwerlich. [3] *in Michaelers ausg.*
[4] *lis* 390, 34. [5] *davor* 3249 *ausgestrichen.* [6] mit — spel s. *zwischen den zeilen eingeschaltet.* [7] *ursprünglich* 83, *dann* 3 *ausgestrichen, darüber* 2. [8] *davor* du (?) *ausgestrichen.*

Ich glaubte, es hiefse *iufen* und *hiufen*, weil wir sagen häufen, und Stalder Id. 1,118 *üüfnen* hat. Indefsen ist dies freilich *ûfinôn*, und der Umlaut kommt also[1] vom *i*. *Hûfen* aber ist *gihûfôn, hûfôn:* also besser *hûfen* und *ûfen*. Nur fragt sich noch, ob — *ûf* — oder — *uff* —. *Gihuffôn* haben die Althochd. Quellen; M. S. 2, 146 a *uf*[2]*: huf* (Genit. *huffi* Alth., *hüffe* Mittelh. *huf: luf* für *lop* M. S. 2, 214 a). Und dennoch kommt auch *houfen* vor, am Ende des Titurels: *geloufen*[3]; Ernst S. 22 b., und *daroufe* Georg 11 b., *ouf* Georg 2 b, 14 b. 38 a. 42 a. 43 b. 56 b. 57 a; gute Handschriften haben *ůf* d. i. *ûf*; *ůf* im Reim Ernst 8 b. 37 a. 44 a. Meisterges. b. 546. Altd. Wäld. 2, 72. Endlich reimt Konrad *uf: ze huf*, g. Schmiede S. 288. Der Reim *VFFE* ist mir nirgend vorgekommen, wohl aber *VFFE : trúffe slúffe*. Ich wünschte sehr zu wissen, ob Sie sich für *ûf* oder *uf* bei den guten Dichtern entscheiden. Grimm ist darüber auch zweifelhaft.

(s. 7) Ein Adverbium *unlenge* kenne ich nicht, wohl aber ein Adject. *lenge*, Nebenform zu *lank*, wie *künde* zu *kunt*. *lenge* Flore 13 c. 21 b. c. Benecke[4] S. 169. Zwar steht bei Konrad, Müller 1[5], 209 b: *Nâch ir minne minneklich Begunde er alsô vaste queln, Das (er) sîne pîn verheln Niht mohte vor ir lange. Zů (z'ir) gienk er genge, Oder reit (dar), swenne ez mohte sîn* (vielleicht auch *Oder reit so'z mohte sîn*). Aber das Adject. *genge* pafst hier wohl nicht, und der Plural Gänge wäre etwas wunderlich: könnte nicht *gange* Adverbium sein, wie *ange* und *gedrange*? Im Barl. 10, 31 ist *der welte unlenge* der Accusativ, der zur Bezeichnung des Weges dient, wie man *einen wek, den walt, die strâze gêt*.

Ihre Regel über die Präpos. *wider* leuchtet mir nicht ein. Weltchronik 18 b *Die* (zwei Frauen) *hâte er beide wider gote, Wande got mit sîme gebote Verbôt unt des niht wolde* s. Klage 1619 *Die nôt, diu wider in dâ was*. Iwein 5391 *Hie wâren zwêne wider zwein*.

Weinik ist zwar nicht echt Mittelhochd., aber auch nicht Unform 'des Schreibers' sondern mundartlich. Ich habe es selbst im Reim gelesen, — mich dünkt in Heinrich Heslers Apokalypse. *Vortlich*[6] für *vorhtl.* bin ich auch nicht geneigt Rudolf zuzuschreiben, obgleich sogar Wolfram hat *sie vorten* Parc. 5415. und 6615 *unvervort*[7]; M. S. 2, 14 b *gewort* (: *des kieles bort*); Wigamur[8] S. 22 b. *geworte* (: *borte*).

Dafs *sunder*[9] vor Substantiven nicht indeclinables Adjectivum

[1] *eingeschaltet.* [2] *davor* h *ausgestrichen.* [3] : geloufen; *eingeschaltet.* [4] *Beyträge* 1810. [5] 1 *aus* 3. [6] *das folgende bezieht sich auf Docens bemerkung s.* 114. [7] *über dem ersten* v *ein fragezeichen.* [8] *hierauf* ge[worte] *ausgestrichen.*
[9] *zu Docen s.* 133.

ist, sondern Zusammensetzungen bildet, scheint mir aus solchen Stellen deutlich zu sein, wie diese in Wolfr. Wilhelm ist S. 167 a

ich mak niht wol benennen gar
al den rûf der heiden sunderschar (Plural).

Ich läugne natürlich damit das Adjectivum *sunder* nicht, das aber, wie jedes andre Adject., flectiert wird [1] und auch unflectiert [2] nachgesetzt [3]. Wilh. 2, 105 b *Mit maniger storie sunder,* 189 b *die kômen mit rotte sunder.* Hingegen werden die Zahlwörter *vil, hundert, tûsent, drî* nicht unflectiert nachgesetzt, sondern dann nur substantivisch, mit vorhergehendem Genitiv [4], gebraucht. Ich finde zwar im Karl S. 113 b *Unt touftes in den namen drî, Dâ wir noch* [5] *got erkennen bî* : es wird aber zu lesen sein *ûf die namen drî.*

310, 34 [6] erfordert zwar der Vers *Ein fiur* (oder *fiuwer*) *régenénder nébel* : dennoch ist vielleicht Rudolf der einzige Dichter des 13t Jhs, der *segęnde* (s. 8) für *sēgęnēndē* im Reim gebraucht hat. Weltchron. 34 b : *Der* (der Sara) *lîp wirde ich segende. Min segen wirt in pflegende.* Weit schlechter und ohne Grund (weil hier, in *segęnen*, nicht 2 tonlose Silben hinter einander zu vermeiden sind, worauf die Mittelhochd. Sprache überall ausgeht) ist der Infinitiv *gesegęn* Kolocz. 223, 44. *Regende,* regnend, ist genug unterschieden von *regęnde, erregende,* denn dies letztere hat ein offenes *e.*

An einigen Stellen, wo Sie zweifeln, ob richtig gelesen sei, habe ich die Hds. A wieder nachgesehen. — Die [7] biblischen Stellen finden sich in keiner der drei gebrauchten Hdss.

95, 29 [8] steht wirklich *toblichim.* Doch steht der Grundstrich am *t* zu schief; es mag erst haben ein *c* werden sollen. *c* und *t* sind sehr deutlich unterschieden; 68, 29 [9] ohne Zweifel *pphetie* (aber auszusprechen allerdings *c.*) 217, 17 [10] *Ir manheit minem mv̊t.* Unter den Druckf. steht wieder, wie im Texte, *warheit.* 176, 4 [11] *sam die bine viriagit der ro̊ch* — für echt Hochdeutsche Form halte auch ich nur *bîe,* schwach decliniert. Woher Köpke 229, 12 [12] sein *blicken* hat, weifs ich nicht : in A steht *dc man in sere bleichin sach,* wie in M., *bleichen* pallidum. 29, 5 [13] und 39, 21 hat A *vrevenliche* (so mit nachgetragenem *e*) *sitte* und *Siht in der vrenenlichen an.* Richtig scheint mir nur *frevęllich. Sündeklich* [14] : 53, 5 fehlt in A (Köpke ist hier vorzugsweise der Berl. Hds. gefolgt). 70, 4 *ane sund'clichen* (also *svndecl.*; das *c* vor *l* ist zuerst *e* gewesen, also *svndel.*) 167,39 *zi svndelich.* 238,17 *Div svndeclichist* (*ist* hätte K. nicht ändern sollen) *missetat.* 36, 7 [15] hat die Hds. *er*

[1] *eingeschaltet.* [2] *eingeschaltet.* [3] *hierauf* wird *ausgestrichen.* [4] *davor* Nominativ *ausgestrichen.* [5] *eingeschaltet.* [6] *zu Docen s.* 128. [7] *zu Docen s.* 116. [8] *zu Docen s.* 123. [9] *zu Docen s.* 131. [10] *zu Docen s.* 123. [11] *zu Docen s.* 126. [12] *zu Docen s.* 126. [13] *zu Docen s.* 127 *f.* [14] *zu Docen s.* 133. [15] *zu Docen s.* 135.

enwuste. Die Form ist nicht selten, aber gewifs nicht echt. — In der von Ihnen ergänzten Stelle ist Köpke zwei Mahl von den Lesarten der Hds. A ohne Anzeige abgewichen. Überhaupt sind die Angaben des Lesarten-Verzeichnisses garnicht 'gewissenhaft'. 295, 2 *die*[1] *gertin wibez name*[2] *treit.* Es ist offenbar zu lesen *gèrter wîbes name.* 295, 19 *Sprechin hohin vnerin ze hohirm lobe merin.* Hier ist die Lesart Ihrer Hds. richtig.

Möchte es mir gelingen, durch diese geringfügigen Bemerkungen, die gewifs Blöfsen genug geben, Sie zur Mittheilung Ihrer zurückbehaltenen grammat. Bemerkungen zu bewegen. Ich bitte aus purem Eigennutz darumm, weil ich wünsche dafs sie mir beim Titurel nützlich werden, und man sich ohne Mittheilung allzu leicht in einseitigen Ansichten verhärtet. Sein Sie versichert, dafs ich alles mit dem besten Danke aufnehmen u. als einen Beweis Ihres freundschaftlichen Wohlwollens ansehn werde, und zweifeln Sie nicht an der aufrichtigen Hochachtung, mit der ich bin

Ew. Wohlgeborn

Königsberg 1 Nov. 1820. ergebenster

K. Lachmann.

zwei octavbogen in deutscher schrift.

3

Berlin 14 Aug. 1825.

Ich weifs garnicht, mein verehrter Freund, wie ich Ihnen recht danken soll für alle Güte und Gefälligkeit. Die Zettelchen[3] sind noch sehr zur rechten Zeit gekommen: denn es hat[4] sich durch allerhand Versuche u. Aufenthalt die Sache so lange hingezogen dafs eben erst 2 Bogen in kl. Quart[5] gedruckt sind. Andres Format ging nicht gut, weil ich die Halbverse so absetze wie im Freisinger Otfried — die ungleichen Zwischenräume in Hagens neuer Ausg.[6] scheinen mir häfslich. Ich zähle die Strophen, und setze oben über die Seiten Lafsbergs Verszahlen, damit[7] man diese Umarbeitung immer vergleichen könne, weil ich was ihr (an Lesarten und Strophen) eigenthümlich ist, nicht aufnehme, die Strophen aus anderen Hdss. aber alle, doch unter dem Text. Das verlorne Blatt war das letzte: ich habe es wieder hergestellt, wobei ich noch den Vortheil habe dafs einiges vorher Vergessene nachgetragen werden konnte. Ihre Mühe wird freilich dadurch vermehrt: aber warum verwöhnen Sie einmahl die Leute, dafs sie Ihnen dergleichen zumuten?

[1] *davor* D *ausgestrichen.* [2] *lis* namen.

[3] *vgl. Lachmanns Nibelungen-ausg.* 1826 *s.* IV : nachher hat mir Docen auf anfragen über stellen [*in A*], wo ich meine genauigkeit zu bezweifeln ursach fand, mit freundschaftlicher aufopferung bescheid gegeben.

[4] hatte : te *ausgestrichen.* [5] *über* kl. Quart *in parenthese* lat. Schrift. [6] *Der Nibelungen noth* 1820. [7] *vor* damit : denn *ausgestrichen.*

Auch für den halben Bogen Altbairisch [1] danke ich herzlich. Ich habe noch nicht alles genau durchgelesen und die Mundart recht (betrac)htet [2]: es (s. 2) ist aber der Mühe werth. Zu *tua pi mih* [3] hat Graff [4] p. 108 ein gleiches Beispiel aus O. 2, 8, 90. Vergl. O. III, 23, 98. V, 24, 30. *hogazi pi dih selpan,* cogita de temet ipsum (Romanisch) gl. Cass. 855b [5].

Um wenigstens zu thun was ich kann, will ich dafür sorgen dafs nächstens 2 Bogen Specimina linguæ francicae in 2 Ex. (für Sie und Schmeller) nach München kommen — eigentlich nur für meine Vorlesungen zusammengedruckt und übrigens eben nicht interessant. Sie werden das Ludwigslied darin finden, in welchem aber nach Ihrer Ausgabe [6] nicht viel zu thun geblieben war.

Ist Graff [7] schon bei Ihnen oder noch nicht? Ich habe gar keine Nachricht davon, welchen Weg er genommen hat und wie er recht auf der Reise zu arbeiten denkt. — In kurzem reist ein junger Theolog von hier, Dr. Siefert [8], nach Wien und München, ein geborner Elbinger, mir noch von Königsberg bekannt, der auch hier sehr gelobt wird. Ich fürchte dafs er gerade in Ihre Ferien kommt; habe ihn aber, falls Sie nicht verreist wären, auf Ihre Güte getröstet, die er schon nicht mifsbrauchen wird. Übrigens weifs ich nicht [9] ob er in München eigentlich bestimmte Zwecke hat.

Caeterum censeo Karthaginem — d. h. ich schliefse keinen Brief ohne zu fragen: wann werden Ihre Glossen [10] und wann wird der Frauendienst [11] gedruckt?

Dafs ich die beiliegenden Zettel mit den Antworten gern b a l d wieder [12] hätte, darf ich nicht sagen, denn theils wissen Sies, theils schäme ich mich.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

C. Lachmann.

Am aufsenrande von s. 2 *des octavbogens steht, der länge nach und gleichfalls in deutscher schrift:*

[1] *Einige denkmäler der althochdeutschen litteratur, in genauem abdruck aus handschriften der kön. bibl. zu München, München* 1825. 8 *ss.* 8. [2] *es ist nur noch der schluss* htet *lesbar, das andere vom wurm zerfressen.* [3] *SEmmeramer gebet* 16 (*Dnkm.*[3] I 248).

[4] *Ahd. präpositionen* 1824. [5] *Ahd. glossen* III 13, 15*f.*

[6] *München* 1813. [7] *vgl. Germania* 11, 499; *auch Baier Briefe an Benecke s.* 65.

[8] *Friedr. Ludw. Sieffert* (1803—1877) *habilitirte sich* 1826 (*so!*) *in Königsberg und wurde* 1829 (*so!*) *daselbst extraordinarius*, 1834 *ordinarius, vgl. HPrutz Die königl. Albertus-universität zu Königsberg i. Pr. im* 19 *jh.* 1894 *s.* 147*f.* 229*f.* [9] *hierauf* bestimmt *ausgestrichen.*

[10] *vgl. Steinmeyer und Sievers Ahd. glossen* IV 694*ff*; *Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 166; *EBrauns briefwechsel s.* 46*f.*

[11] *vgl. Lachmann UvLichtenstein s.* 680; *Müller Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 43; *EBrauns briefw. mit den brüdern Grimm und JvLassberg s.* 23. [12] *eingeschaltet.*

Dafs die Müncher[1] Blätter von den Nibel. fort sind, ist mir allerdings schmerzhaft. Sie sind merkwürdig weil sie so häufig mit[2] Ihren[3] Hoh. Emser Hdss. stimmen. Nun kann ich mich gar nicht daran kehren, denn Hagens Varianten[4] glaube ich nichts. Sind Sie sicher, dafs Sie die Blätter von ihm zurück erhalten haben?

adresse: Herrn Bibliotheks-Custos Docen
Wohlgeboren
frei — München

4

Berlin 23 Sept. 1825.

Lieber Freund, ich bitte Sie um Gottes Willen, wenn es Ihnen auf irgend eine Weise möglich ist, antworten Sie auf meine Fragen auf dem erneuerten Zettel. Es werden wöchentlich 2 Bogen kl. Quart gedruckt[5], jeder zu 70—80 Strophen: elf sind fertig, und ich sehe mit Schauder den Punkt immer näher rücken, wo meine Fragen anfangen. Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht im Stich. Ich weifs recht gut was ich Ihnen damit zumute: aber um der Sache willen lassen Sie mich nicht vergebens auf die Erfüllung Ihres Versprechens warten. Ich hoffe nicht dafs Sie krank sind und dies Sie abhält. Ich bin seit 4 Wochen oder länger krank, und litt anfangs an einem Wechselfieber, das mich täglich 2mahl plagte, jetzt noch an den Folgen, einer unüberwindlichen Mattigkeit besonders Vormittags. Nachmittags gehe ich aus, doch weite Wege nur mit Mühe, und vor Abend mufs ich heim. Ich wünsche dafs es Ihnen besser gehen möge. Entschuldigen Sie übrigens meine dringende Bitte mit der Leichtigkeit der Sache.

Von Herzen Ihr

CLachmann.

Französ. Strafse No. 53.

adresse: Herrn Bibliotheks-Custos
Docen Wohlgeb.
in
frei München

Der brief füllt die seite eines quartblattes, ist bis auf die namensunterschrift und namen und ort der adresse in deutscher schrift geschrieben.

[1] *hs. H im Nibelungen-apparat.*

[2] *hierauf* den *ausgestrichen.* [3] *vgl. Docen, Jenaische allg. litteraturzeitung* 1814 *nr* 51. 52 *sp.* 401 *ff, bes.* 406 *f. weshalb sagt Lachmann* Ihren? *er meint vielleicht nicht AC, sondern AD. vgl. auch Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 182.

[4] *in Büschings Wöchentlichen nachrichten* 4, 179 *f.*

[5] *vgl. s.* 152 *anm.* 3.

HAHoffmann.

Sie erhalten beiliegend einige Kataloge[1] unserer Dubletten-Versteigerung und zugleich das versprochene Verzeichnifs der Silesiaca, welche wir zum Austausche mit den Schriften der M. A. anbieten. Wir hoffen nun, dafs Sie unseren Vorschlag bestmöglichst unterstützen und den Grund zu einem künftigen traulichen Verkehre beider Bibliotheken legen helfen. Prof. Stenzel[2] hat aus Versehen das Verzeichnifs der Schriften der M. A. Herrn Prof. Thiersch[3] übergeben; es waren die uns fehlenden Werke darauf bemerkt. Ist es noch nicht in Ihren Händen, so wird es Hr. Prof. Thiersch Ihnen schon abliefern.

So lieb mir Ihre neuliche Zuschrift war, so vermisse ich darin immer noch die Beantwortung einiger Fragen. Sie versprechen mir aber Erfüllung meiner alten Bitten u. somit will ich dann derselben getrost entgegen sehen.

(s. 2) Vor allen Dingen möchte ich jetzt gerne wissen, ob das Verbot von HSS-Versendung aus der kön. Hofbibliothek ebenso wie sonst in Bezug auf Preufsen stattfindet? Wir denken hier wenigstens, dafs jenes für Preufsen und Baiern erfreuliche Ereignifs, die Vermählung unseres Kronprinzen[4] auch auf litter. Verkehr Einflufs haben müfse. Über dem ist es doch hart, um der Nachlässigkeit[5] Eines Mannes willen einen ganzen Staat eines Vortheiles nicht geniefsen zu lassen, der viel wichtiger ist als der Verlust einer HS. Wenn nun auch alle 100. Jahr mal eine HS. verloren geht, d. h. gewöhnlich nur, nicht an ihren früheren rechtmäfsigen Besitzer heimkehrt, so ist es doch noch besser, als wenn 4000. HSS. Jahrhunderte unbenutzt liegen.

Es freut mich immer, dafs Preufsen in Bezug auf die zurückgekehrten heidelb. HSS. mit Baden einen Vertrag[6] schlofs, (s. 3) dafs die Benutzung dieser litt. Schätze künftighin für jeden Gelehrten zugänglich sein sollten. Es ist dagegen machiniert worden, aber der Vertrag steht fest. Mone[7] sähe gerne, dafs auch nicht ein Pgstreifen über den Neckar ginge, u. er ist die wahrschein-

[1] *am* 3 *mai* 1824 *hielt die Breslauer kgl. universitätsbibliothek eine öffentliche doublettenversteigerung; den grösten teil des katalogs hatte Hoffmann angefertigt* (*Hoffmann Mein leben* II 17). *hr. bibliothekar dr Kuhn in Breslau teilt mir freundlichst mit : der Catalogus librorum impressorum veterum partim rariorum quos die* 3 *mens. Mai. et seqq.* MDCCCXXIV. *publica auctionis lege vendendos curabit Bibl. Regia et Academica* (*Vratislaviae, typis Kupferianis*) *erschien nochmals als s.* 1—50 *von Catalogus librorum quos die* 17 *mens. Mai. et seqq.* MDCCCXXIV *usw.* (176 *ss.*). — *über das verzeichnis der Silesiaca liefs sich nichts ermitteln.*

[2] *Allg. deutsche biographie* 36, 53.

[3] *Allg. deutsche biographie* 38, 7.

[4] *Friedrich Wilhelm* IV. *hatte sich am* 29 *nov.* 1823 *mit prinzessin Elisabeth von Baiern vermählt.* [5] Nachlassigkeit.

[6] *Wilken Gesch. der — Heidelbergischen büchersammlungen s.* 257.

[7] 1825 *wurde ihm die leitung der Heidelberger universitätsbibliothek übertragen.*

liche Veranlassung, dafs Wilken kurz[1] vor seiner Geisteszerrüttung[2] dem badenschen Gesandten zu Berlin eine derbe Nota übergab. Ich habe jetzt die heidelb. HS. von Otfried[3] vor mir und werde in einem Vierteljahre meine Abschrift vollendet haben. Wie lieb müfste es mir dann sein, hier in meiner Ruhe einige Wochen die freis. HS. benutzen zu können! Sie wissen, wie wichtig das Selbstsehen und Vergleichen ist u. erklären Sich deshalb leicht meinen Wunsch. Hinreisen nach München kann ich jetzt nicht, dawider sind meine amtlichen Verhältnisse u. mein ganzer Lebensplan. Was meinen Sie nun dazu, wenn ich mich an unser Ministerium wendete! (s. 4) Meine Bruchstücksammlung hat im vorigen Jahre gegen 15 Pg Blätter u. Streifen gewonnen. Warum mufste mir so Manches entgehen? z. B. Ihr schönes Tristan-Fragment[4]? Ich hätte Ihnen so gerne, so sehr gerne etwas dagegen geben können, was Ihnen auch Freude gemacht hätte. Von v. d. Hagen ertausche ich nur schlechte Sachen u. altholländische, welche ihm gar nicht am Herzen liegen. Er bekommt Alles geschenkt u. ich richte mit Geld und Büchern nichts aus. Veesenmeyer[5] hat mich recht angeführt! Ein wunderschönes Bruchstück vom Virgilius nebst einigen andern erhielt er von mir u. — er gab mir ein verblichenes junges Blatt von Namenlos u. Valentin[6]. Sollten Sie jemanden wissen, der Bchst. besitzt und dafür alte Spielkarten (aus dem 16. Jahrh.), Inkunabeln, Holz- u. Kupferstiche eintauschen möchte, lassen Sie es mich gefälligst wissen!

(s. 5) Wann werden Sie Ihre Glossen herausgeben? Zögern Sie doch nicht länger! Füglistaller[7] sorgt für den Abdruck der St. galler, Grimm für die wiener[8] u. ich folge mit den trierern[9] etc.

Grimm schreibt[10] mir, dafs nächstens der 2te Band seiner Grammatik erscheinen wird. Da sollten Sie billig an eine Rezension des ganzen Werkes denken! Ich wüfste nicht, wer würdiger sich dazu eignete als eben Sie, verehrter Landsmann. Grimm[11] meldete mir schon früher, dafs Sie seit Jahren eine Grammatik im Pulte liegen hätten, u. ich glaube es sogar aus Ihren eigenen Schriften gelesen zu haben. Ist das wirklich der Fall, so werden Sie zugleich am leichtesten eine gründliche Beurtheilung von Grimms Fleifse und Scharfsinne geben können.

[1] kurz *über ausgestrichenem* doch. [2] *Allg. deutsche biographie* 43, 239. [3] *Mein Leben* II 16. 32. *Germania* 11, 385.
[4] *Miscellaneen* II 110. [5] *Allg. deutsche biographie* 39, 519.
[6] *Altd. bll.* I 204.
[7] *Anz.* X 145 *ff*, *bes.* 154 *f*. *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 362.
[8] *Grimm gramm.* 1 (1819) LXIV; *Germania* 11, 499; *Hoffmann Ahd. gll. s.* 56 *ff*. [9] *Glossarium latino-germanicum e codice trevirensi primum editum*, *Vratislaviae* 1825, *vgl. Mein leben* 2, 15 *f*; *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 324. [10] *Germania* 11, 385 *f*; *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 33. 328.
[11] *Germania* 11, 384.

Vor einigen Wochen war ich beschäftigt mit Wiederherstellung des Jan von Brabant. Wie weit es mir gelungen, (s. 6) sollen Sie bald selbst sehen. Ich habe näml. beiläufig irgendwo die wenigen Strophen drucken lassen u. werde Ihnen ein Exemplar[1] davon zusenden. Jan I. scheint in Deutschland nicht sonderlich bekannt zu sein. Sein Leben beschreibt der niederl. Horneck, Lodewijc van Velthem[2]. ~~Ich~~ wünschte gerne das Lobgedicht noch zu kennen, wovon Sie im Altd. Museum[3] reden.

Kennen Sie 'Rohnfelders fliegenden Antiquarius, Hall 1802, 4°'? Mir ist das[4] Buch nie vorgekommen. Gräter führt es an in seiner schillingsfürster Zeitschrift[5]. Wer wohnt nun in der ultima Thule? Wir doch wol eher, als Sie? So Manches[6] bereicht unsere Gegenden nicht, so dafs ich neulich beinahe in Engelhardt's Peter v. Stauffenberg ein Buch für vorhanden angesehen hätte, wenn nicht der Irrthum des Vf. zu grell gewesen wäre. Engelhardt zitiert[7]: Draudvetters[8] Vorlesungen (s. 7) über altdeutsche Poesie. Da merkt man bald den guten Draudius[9]!

Eine Zeitschrift für deutsche Litteratur sollte billig irgendwo erscheinen. Leider sind die Hindernisse noch die alten — keine Verleger, arme Verfasser, wenig Leser und endlich Mis-vergnügen aller drei Theile. Aber eine hübsche Sache wäre es! Die neuesten Entdeckungen fänden einen Hafen und Berichtigungen der älteren eine Freistätte. Wieviel ist seit Erscheinen des v. d. H. Grundrisses endeckt, berichtiget u. angezeigt worden! Jetzt schwimmt es in unserer neuen Zeitschrift-Litt. umher. Weifs ich doch nicht einmal, wo überall Ihre Aufsätze zu finden sind! —

Vielleicht fasse ich den Plan, über kurz oder lang einen Verleger auf meine Kosten zu stimmen. Jetzt habe ich kein Geld u. schweige.

(s. 8) V. d. Hagen[10] wird als Professor nach Berlin gehen. Wir verlieren an ihm einen gesellig sehr liebenswürdigen Mann u. eine bedeutende Sammlung, deren Verlust mir besonders recht schmerzlich wird.

Für die Abdrücke des Ludwigsliedes[11] sage ich Ihnen viel-

[1] 'Schon vor 30 jahren hatte ich eine Wiederherstellung versucht u. an das königl. institut zu Amsterdam gesendet' *Germ.* 3 (1858), 154. *alle weiteren nachforschungen darüber, bei denen mich Bolte, Steinmeyer und Wolff unterstützt haben, blieben ergebnislos.*

[2] *Allg. deutsche biographie* 39, 596.

[3] *Altd. museum* I 180, *vgl. JGrimm Kl. schr.* V 264.

[4] das Buch *über ausgestrichenem* es.

[5] *Idunna und Hermode* 1814, *litt.beilage nr* 12 *s.* 47.

[6] *aus* manches. [7] *s.* 12*f.*

[8] *Docen hat mit bleistift (aber irrig) corrigirt* Trautvetters *und mit fragezeichen hinzugefügt* der Bardenhain, *vgl. Goedeke* VII 494.

[9] *Allg. deutsche biographie* 5, 383; *Bibliotheca libr. germanicorum classica, Frankf. a. M.* 1625 *s.* 590.

[10] *vdHagen wurde am* 24 *jan.* 1824 *als ordentl. professor nach Berlin zurückberufen.* [11] *München* 1813.

mals Dank. Dr. Kunisch[1] hat danach den Text, welcher in seinem Handbuche der altd. L. bereits gedruckt war, umdrucken lassen. Ich mache Sie aufmerksam auf dies Buch u. wünschte eine Beurtheilung von Ihnen darüber zu sehen.

Graffs althchd. Präpositionen kennen Sie schon. Glauben Sie übrigens, daſs sich Grimm's Schreibung des Althochd. beweisen oder rechtfertigen läſst? — Graff hat keine HSS. gesehen u. Grimm hatte leider im Augenblicke, als er die Gr. schrieb, keine einzige vor Augen.

Erfüllen Sie nun bald Ihr Versprechen, wonach sich sehnt Ihr

ergebenster
Dr. Hoffmann,
Custos an der Centr.-
Bibliothek zu Br.

Breslau
2 März 1824

Zwei octavbogen in deutscher schrift, laut Docens vermerk oben auf s. 1 beantw. 10 Apr. 24.

JvLaszberg.

Heiligenberg am 2 Junius 1826.

Vereretester Herr!

Bald nach meinem schreiben vom 7 May an Sie, befiel mich hier ein schleimfieber[2], von dem ich nun grösten teils genesen bin. Ich wollte Inen von Eppishausen aus den Liedersaal schicken; durch krankheit verhindert, muſs ich bitten für diesmal mit Etwas geringerem vorlieb zu nemen; doch hoffe ich, daſs es Inen nicht unangenem sein werde, durch dies kleine Specimen[3], die bekanntschaft eines neuentdekten dichters zu machen und zwar aus einem orden, der bisher noch keinen sänger aufzuweisen hatte. Wo und durch wen, wird denn nun der Frauendienst des Ulr: v. Liechtenstein aus der Münchner handschrift herausgegeben[4]? In wenigen Tagen hoffe ich wieder in Constanz zu sein. Mit vollkommener vererung Dero

gehorsamer Diener
JosefvLaſsberg.

FHvdHagen.

Berlin 19 Aug. 28.

Viel lieber Freund;

Vor einigen Wochen habe ich Ihnen einen hiesigen Freund namens Pölchau[5], der auf Musik reiset, zugesandt, heute kömmt

[1] *Handbuch der altd. spr. u. litt. von der ältesten zeit bis gegen die mitte des* 18 *jhs. Leipzig* 1824.

[2] *vgl. Briefwechsel zwischen Laszberg und Uhland s.* 69*f.*

[3] *Ein schoen und anmuetig Gedicht wie ein heidescher küng, genannt der Littower usw. Constanz* 1826, *vgl. Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 32. [4] *cgm.* 44 *und Ana.* 4 *c* 68.

[5] *Georg Pölchau* (1773—1836), *seit* 1813 *in Berlin,* 1833 *bibliothekar der Berliner singacademie; seine musikalien-, insbes. Bachsammlung wurde von der kgl. bibliothek und der singacademie angekauft. vgl.*

ein andrer, mir noch viel trauterer Freund (seit der Univers.), der Geh. Finanzrath Sotzmann [1], der den bildenden Künsten u. den dazu gehörigen xylo-graph. od. typogr. Denkmälern zugewandt, auch Ihren dortigen embarras de richesses betrachten will u. den ich insonderheit Ihrer freundlichen Aufnahme u. Anweisung empfehle [2]: obwohl er dessen, bei Ihrer Güte nicht bedarf, u. der Überbringer auch bald Ihr Freund werden wird. Derselbe hat 1819 ein schönes Büchlein [3] über sein [4] damals [5] einziges [6] Ex. des grofsen Holzschnitts [7] von Cöln herausgegeben, u. jetzt zu den Minnesingern [8] die Facsimiles fast aller Codd. trefflich gemacht. Ich habe ihm nun aufgetragen, auch Ihre [9] Fragm. von Walth. vdV. mit Noten (die ganz den Frankf. notierten Perg. Bl. vom Nithart [10] ähnlich sind, u. viell. zu einer Samml. gehörten) zu beschauen, u. mit Ihrer Erlaubnifs für mich abzuzeichnen, wenn Sie sie ihm nicht für mich, auf kurze Zeit nur, mitgeben wollen : nachdem Sie mir längst gütige Mittheilung derselben verheifsen. Eben so erneue ich meine Bitte wegen der vorlängst versprochenen Lieder des Beringers [11]; u. was Sie sonst etwa (s. 2) für das grofse Corp. poet. lyricor. bis ins 14te Jahrh. haben, u. mir gönnen. Der dritte Band ist nun, nach Vollendung der Jenaer Samml., in den Nitharts-Liedern aus meiner (Regensb.) Hds. [12], u. den Schlufs macht eine Samlung anderer zerstreuter Lieder namhafter Dichter, oder namenloser, auch einzeler Strophen und Bruchst. Helfen Sie mir also freundlich zum erwünschten Ende. Freund S. wird mündlich mehr berichten. Behalten Sie mich lieb.

Von Herzen der Ihrige vdHagen.

Meine Frau empfiehlt sich bestens.
Wie steht es denn mit Freund Scherer [13]?

adresse: Herrn Docen
Custos der K. Bibl.
Wohlgeb.
zu
München

ein quartbogen in deutscher schrift.

Wendeler Fischartstudien des frhrn. vMeusebach s. 66; *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 79.

[1] *Joh. Daniel Ferdinand S. geb.* 1781, *der bekannte mitarbeiter an Naumanns Serapeum.* [2] *aus* empfehlen *gebessert.*

[3] *Über des Ant. von Worms abbildung der stadt Cöln, aus dem j.* 1531. *Cöln* 1819. [4] *über ausgestrichenem* das. [5] *nachgetragen.*

[6] einzigeges. [7] *darüber* v. Anton v. Worms.

[8] *vgl. Minnesinger* I p. XLV. IV 766 *ff.*

[9] *vgl. Docen im Museum f. altd. litt. und kunst* II (1811) 27. *vdHagen sah die blätter zuletzt im jahre* 1822 *oder* 1823 *bei Docen, seitdem sind sie verschwunden, vgl. Minnesinger* IV 188 *anm.* 8, 901 *nr* 10.

[10] *Haupts O, vgl. Minnesinger* IV 770 *ff.* 902 *nr* 16.

[11] *im cgm.* 717, *vgl. Docen im Museum* I 137 *f*; *Koberstein* 1[6] 271 *anm.* 27. [12] *Haupts c.* [13] *s. oben s.* 134 *anm.* 8.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

XIX.

82. *schreien* (satz 22).

Mehr eine wort- als lautkarte. der satz in der vorlage lautet: *man muss laut schreien, sonst versteht er uns nicht,* und da wird *schreien* massenhaft durch synonyma ersetzt, die sein kartenbild verdunkeln; ja von einer darstellung der endung ist deshalb überhaupt abgesehen worden. abgegrenzt sind die geltungsbereiche folgender synonyma, ohne dass dabei ihre lautliche gestaltung berücksichtigt ist (vgl. die idiotika) : *röhren* (mnd. *raren*), untermischt mit *rufen*, abgegrenzt an der untern Ems und längs der Nordseeküste zwischen Dollart und Jadebusen, nicht so herschend weiter landeinwärts im übrigen Ostfriesland und südlicher, aufserdem vereinzelt an den Weichselufern zwischen Thorn und Neuenburg; *rufen*, untermischt mit *röhren*, abgegrenzt von Aurich über Papenburg-Friesoythe bis Haselünne-Vechta, nicht so herschend weiter südwärts zwischen holländischer grenze einerseits und Vechta-Rothaargebirge-*ik/ich*-linie gen w. anderseits, hier am Niederrhein besonders häufig, sonst noch in Waldeck und im nd. Hessen, sowie südlicher bis gegen Treysa-Hersfeld, vereinzelter im noch übrigen niederdeutschen links der Elbe und im mecklenburgischen; *lauten* in einem festen *lūen*-bezirk zwischen Orsoy und Crefeld, Duisburg und Kempen, vereinzelt südöstlicher bei Angermund, öfter westlich um Kaldenkirchen und Dülken, ferner an den nordabhängen der Eifel und rechtsrheinisch bei Linz; *kreischen* ist rheinfränkisch von Lothringen bis Hessen, die grenze seines herschaftsgebietes läuft von der französischen sprachscheide westlich von Strafsburg ungefähr mit der oberdeutschen *pf*-linie bis gegen Weifsenburg, dann mit der neuhochdeutschen diphthongierung den Selzbach hinab, rheinabwärts bis Germersheim, nordöstlich auf Neckargemünd, über Odenwald und Spessart, etwa in der richtung des 27 grades nordwärts bis Neukirchen, gen nw. an die *ik*-linie bei Sachsenberg, mit dieser nach w. bis Hilchenbach, weiter unsicher zwischen (*kreischen*-orte *cursiv*) *Laasphe*, Siegen, *Haiger, Hachenburg,* Westerburg, *Hadamar,* Montabaur, *Holzappel,* Nassau, Braubach, *Nastätten,* SGoarshausen, Caub, *Rüdesheim,* Bingen, Kreuznach, *Alsenz,* Sobernheim, *Kirn, Oberstein, Birkenfeld, Wadern,* Saarburg, *Merzig,* Sierk, *Busendorf;* aufserhalb dieses gebietes vereinzelte *kreischen* noch im nördlichen Elsass, zahlreiche im no. bis Rhön, Thüringerwald, seltenere nördlicher bis Werra, Weser, untere Diemel, ebenso am Westerwald, am Hunsrück und in den Eifelgegenden, ferner isoliert am untersten Rhein bei Cleve und Emmerich (*kressen*); *jeizen* deutlich abzugrenzen für das westlichste Lothringen um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk und nördlicher längs der luxemburgischen grenze, so dass Saarburg noch grade ein-, Trier aus-,

Bitburg, Prüm, SVith eingeschlossen werden; innerhalb des *kreischen*-gebietes eine sich klar abhebende *johlen*-enclave von ca. 20 orten mit Saarlouis als mittelpunct, sonst *johlen* nur vereinzelt im südöstlichen Baden und an der oldenburgischen südgrenze um Quakenbrück.

Aufser diesen synonymis, die also zt. so herschen, dass ihre bezirke abgegrenzt werden konnten, seien von dieser lexikalischen musterkarte hier nur noch erwähnt: *prahlen*, besonders für Schleswig und für die untere Weserlandschaft charakteristisch, aber auch sonst nordwestlich der linie Dümmersee-Travemünde anzutreffen, aufserdem in Braunschweigs nachbarschaft, am Harz und häufig im westen Magdeburgs; *blöken*, *bölken* oft innerhalb Dümmersee-Hildesheim-Höxter-Gütersloh-Dümmersee, aber auch in allem nördlicheren niederdeutschen bis ins westliche Mecklenburg hinein, sowie im südlicheren zwischen Weser und Harz, ferner im kgr. Sachsen zwischen Mulde und Elbe, selten im südlichen Schlesien, öfter im hochpreufsischen, sonst noch vereinzelt zwischen Thüringerwald und Rhön und zwischen oberer Tauber und mittlerem Kocher; *grölen* um Hamburg und nordwärts bis Itzehoe-Bramstedt, auch gegenüber auf dem linken ufer der Elbemündung, ferner seltener von Hamburg gen s. und so. bis Uelzen, sowie in den Harzgegenden, dann aber massenhaft thüringisch im s. der *ik*-linie, im o. von Werra und Thüringerwald, im nw. von Plaue-Halle-Dessau, endlich noch auf beiden Wartheufern von Cüstrin bis hinauf nach Birnbaum; *lärmen* häufig zwischen Elbe, Ohre und Wittingen-Schnackenburg, verstreut weiter östlich längs der mecklenburgischen südgrenze, im südlichen Pommern und Westpreufsen, sonst noch in Hessen zwischen Gemünden und Treysa, am Westerwald um Hachenburg und nordwärts bis Freudenberg, an der Eifel bei Mayen, Adenau, SVith, in Baden zwischen Bühl und Offenburg und bei Meersburg am Bodensee; *brüllen* zwischen Brandenburg und Potsdam, Nauen und Beelitz, zwischen den unterläufen von Elster, Saale und Mulde, im kgr. Sachsen ostwärts von Leipzig-Chemnitz, im vorlande des Riesengebirges, um Schmalkalden, schliefslich massenhaft im Elsass, zumal im nördlichen, und im gegenüberliegenden Baden südlich der Murg und gen o. bis in die höhe von Donaueschingen, vereinzelt noch bei Tettnang am Bodensee; *kriten* (mnd. *krīten*) bei Quakenbrück, Vechta und zwischen Duisburg und Xanten; *jauen* bei Geldern; *gaken* einige mal bei Aachen, häufig am Habichtswald, an der untersten Schwalm, Eder, Fulda, Werra, auch östlicher zwischen Duderstadt und Bleicherode; *bäken*, an jenes hessische *gaken* sich anlehnend, etwa inmitten Allendorf-Eschwege-Berka-Schwarzenborn, vereinzelt in der Oberpfalz um Amberg, bei Schömberg im Riesengebirge, öfter im kreise Habelschwerdt; *plärren* im Siegerland und innerhalb Augsburg-München-Freising-Neustadt-Rain-Augsburg; *rauzen* zwischen Rothaargebirge und

Westerwald; *heuzen, hözen* zwischen Siebengebirge und Westerwald; *gauzen* südlich davon bis Montabaur, in der Rhön um Brückenau, am Spessart; *einen kreisch tun* häufig bei Daun in der Eifel, auch westlicher bis SVith; *bräschen* bei Karlstadt, Gemünden, Hammelburg; *hären* am Bodensee nördlich von Lindau; usw. —

Der anlaut von *schreien* wird nur so vereinzelt durch *sk-, sg-, schk-* uä. charakteristische schreibungen widergegeben (zu beiden seiten der Wesermündung, in Oldenburg, bei Osnabrück, am Teutoburgerwald, auch im westlichsten Waldeck), dass wir zu ihrer beurteilung die weitern beispiele mit altem *sk* im anlaut abwarten müssen; jedenfalls liegen grofse unterschiede von dem in- oder auslautenden *sk* vor (vgl. *fleisch* Anz. xx 332). vereinzelte *s-* in Schleswig, der Altmark, Mecklenburg, Pommern werden nur auf einer art umgekehrter schreibung beruhen, indem die übersetzer von der richtigen *s*-schreibung in *schnee, schlafen* usw. (Anz. xx 103) beeinflusst wurden.

Vergleichen wir die gestaltung des stammvocals mit der entwicklung von *eis* Anz. xviii 409ff, so decken sich beide im allgemeinen dort, wo auch *eis* schon den nhd. diphthong entwickelt hat; für das schlesische vgl. genauer u. *bleib* Anz. xxi, 282; die kurze notiz u. *eis* von jüngerer monophthongierung im Böhmerwald ist, wie die *schreien*-karte besonders deutlich zeigt, dahin zu erweitern, dass *ā* innerhalb Schönsee-Neunburg-Cham-Viechtach-Furth gilt und nicht so ausschliefslich noch südöstlicher bis Regen und Deggendorf. dagegen sind die u. *eis* erwähnten *ei, äi, eu* im Moselgebiete und an der untern Lahn hier bei einem paradigma mit hiatusdiphthongierung durch *ai, aj, aij* ersetzt : damit ist die Zs. 39, 273 für das moselfränkische nur vermutete diphthonggestalt tatsächlich beigebracht (*eis*, aber *schrai-*). formen mit übergangslaut nach dem nhd. diphthong sind hier, im gegensatz zu *bauen* Anz. xxii 105, nur ganz vereinzelt zu finden : so, wie dort *bauw-, baub-* an der Schwarza zwischen Königsee und Gräfenthal, hier *schreich-;* sonst *schreig-, schreich-* nur häufiger im altenburgischen.

Schwieriger gestalten sich für *schreien* die verhältnisse in den für *eis* noch monophthongischen gegenden. vgl. *bauen* aao. im süddeutschen *is*-gebiet findet sich *schrī-* nur noch in denselben winzigen enclaven zwischen Lauterburg und Rastatt und an der obersten Iller, die auch *bū-* zeigten. das Elsass schreibt, soweit es nicht synonyma bevorzugt, *schret-, schrej-, schreij-*, das rechtsrheinische *is*-land *schrei-* : vgl. u. *drei* Anz. xix 204 und Zs. 39, 298.

Die für die md. und nd. *is*-lande u. *bauen* 106 angedeuteten probleme sollen hier von der *schreien*-karte aus, die durch die synonyma grade in Nordwestdeutschland so gestört ist, nicht gelöst werden; ich beschränke mich auf beschreibung und folge

dabei dem gange des *bauen*-berichts. das ripuarische überliefert in buntem wechsel *schrei-*, *schreĭ-*, *schrē-*, das Siegerland daneben noch *schreg-*, *schrejj-*, *schräig-*. man ziehe sodann von der nordwestecke des hessischen *kreischen*-bezirks am Rothaargebirge nordwärts folgende scheide (orte westlich *cursiv*) : *Hilchenbach*, *Attendorn*, *Plettenberg*, *Neuenrade*, *Iserlohn*, *Schwerte*, Menden, *Unna*, Werl, *Hamm*, *Ahlen*, *Beckum*, Ölde, Rheda, *Warendorf*, Versmold, Lengerich, Tecklenburg, *Ibbenbüren*, *Fürstenau*, *Quakenbrück*, wo die linie auf das *rufen*-gebiet stöfst : der damit abgetrennte weststreifen hat im allgemeinen *schrei-*, das rechtsrheinisch in nächster nähe der reichsgrenze bis hinauf zum Bourtanger moor mit *schrēw-*, *schräw-* (so vorherschend an der Vechte von Nordhorn abwärts) und südlich der Lippe mit *schrai-* wechselt; man vgl. obige scheide mit der entsprechenden u. *bauen*, die besonders im s. westlicher verläuft, sodass zb. der ganze kreis Altena *schreien* und *buggen* combiniert.

Der spitze winkel, der von der eben gegebenen grenze und der *ik/ich*-linie gen o. gebildet wird, zeigt bis zu der u. *bauen* angedeuteten ausdehnung übergangslaut, nur dass seine ostscheide hier der überwiegenden synonyma wegen nicht gleich deutlich ins auge fällt : den dortigen *bow-*, *bobb-* um Osnabrück stehn hier *schregg-*, *schrägg-*, den südlicheren *bogg-* bis an die Lippe hier *schregg-*, den *böbb-* um Bünde und Herford hier *schreigg-* (auch mit *eu*, *eui*, *oäi* uä.), den *bubb-* um Lemgo *schrigg-* (auch *schrüijj-* ua.), den *bibb-* bei Detmold *schrügg-*, den *bugg-* im gröfseren südteil des gebietes *schrigg-*, den in seiner osthälfte dazutretenden *bogg-* hier *schregg-* gegenüber. die östliche fortsetzung und zwar im s. bis zur *ik/ich*-linie, im n. und no. bis (südliche orte *cursiv*) Lübbecke, Minden, *Stadthagen*, *Sachsenhagen*, Rehburg, *Neustadt*, *Celle*, Wittingen, *Gifhorn*, *Öbisfelde*, Calvörde, *Helmstedt*, *Schöningen*, Seehausen, *GrOschersleben*, *Hadmersleben*, *Kroppenstedt*, *Egeln*, GrWanzleben, *Schönebeck*, Gommern, Barby (vgl. die einengung gegenüber *bauen*) hat im aufsenrand *schrī-*, im innern die übliche diphthongierung *schreĭ-*, *schröi-* (so besonders um Hildesheim) usw., vgl. *eis* Anz. xviii 410; die gegend an der Leine um Göttingen *schreĭ-*, *schrē-*, *schreg-*, *schregg-*.

Ich schliefse den nach s. noch übrigen hess.-thür. *is*-zipfel an, der für *bauen* grofse buntheit zeigte. er gebraucht entweder synonyma (s. o.)[1] oder für *schreien* die sogen. hiatusdiphthongierung (*eĭ*, *äi*, *öi* usw.). nur im so. hat eine enclave inmitten Erfurt, Gotha, Ohrdruf, Plaue, Arnstadt noch *schrī-* (vgl. *drī* Anz. xix 204), nördlich von Plaue *schrīch-*, sie ligt also im innern der weiter-

[1] so überwiegend in dem Zs. 39, 280 behandelten hessischen bezirk zwischen Cassel und Rotenburg, Waldeck und Eschwege; kommt unser verbum dort aber hin und wider vor, so zeigt es entweder die schriftform oder monophthongisches *schrī-*, *schrigg-*, *schregg-* : der tatbestand stimmt also vortrefflich zu der darstellung aao.



greifenden, entsprechenden *buww-*, *bubb*-enclave; im südzipfel dieser letzteren bei amt Gehren noch ein paar isolierte *schrich*-westlich neben den o. erwähnten *schreich-* bei Königsee.

Folgt man nunmehr auf der karte der Elbe von Magdeburg abwärts bis Lauenburg, zieht von hier auf Kiel und von Kiel südwestlich auf die Ostemündung, so hat die südliche hälfte des damit abgetrennten districts (etwa bis zum 53. breitengrade) überwiegend *ei*, *eï*, *äi* usw., seltener *ē*, die nördliche überwiegend *ē*, seltener *eï* usw. (vgl. auch *drē* Anz. XIX 204); für sich stehn etliche *schrich-*, auch *schricht-* südlich und westlich von Bremen, sowie eine *schrī*-enclave um Wustrow und Lüchow (vgl. *bauen* 108 o.). die insel Fehmarn (die bunten wechsel von *bū-*, *bō-*, *bou-*, *bau-* überliefert) schreibt hier *schrē-*. für alles nunmehr noch übrige land hat von Dömitz ad. Elbe an gen o. die *i/ei*-grenze denselben verlauf wie die *u/au*-grenze bei *bauen* 107 f; in der nähe der *ik/ich*-linie von Saalemündung-Berlin südwärts häufige *eï*, *äi*, *ē*, seltene *ī*.

Für das nördlichere nd. *ī*-land ist in gewissen teilen der übergangslaut zur endung erhalten: in Dithmarschen *schrīg-*; von Segeberg-Lauenburg ostwärts wechsel von *schrī-*, *schrīd-*, *schrīt-*, wozu in Mecklenburg *schrīg-* kommt, das dann in Strelitz (hier mit einigen *schrēg-* durchsetzt) und in Vorpommern herscht; jenseits der Oder vorwiegend *schrīg-*, *schrīj-*, *schrigg-* bis zur üblichen scheide des preufsischen, die hier etwa von Danzig nach Gurzno an der russischen grenze zu ziehen ist, *schrī*-überwiegend nur im südwestzipfel südlich von Garz adO.-Driesen adN., auf Wollin und in seiner östlichen nachbarschaft bis Treptow-Plathe, im gebiet der Stolpe und Lupow etwa inmitten Vietzigersee-Rummelsburg-Bütow-Lauenburg-Leba. das niederpreufsische hat *schrī-*, nur längs der grenze des hochpreufsischen (das in seiner festen begrenzung *schrei-* oder *schrai*-hat) zwischen Bischofstein und Bischofsburg bis Rössel *schrā*- und *schrē-*.

Dän. *skrīg* (daneben synonyma, besonders *öf* und *rof*). fries. auf Sylt *skrīl*, auf Amrum *repp*, auf Föhr *jolle*, auf den Halligen *tūte*, dasselbe auf dem festland neben *prahlen*, *bölken*, *braschen* und seltenem *skreie*.

83. *schneien* (satz 2).

Zum anlaut vgl. *schnee* Anz. XX 102 f; die *sn-* im östlichen Niederdeutschland umziehe man durch die ungefähre verbindungslinie Rummelsburg iP.-PrStargard-Zempelburg-Jastrow-Bärwalde-Rummelsburg.

Folgen wir bei beschreibung der stammesgestalt der eben gegebenen *schreien*-skizze, so erklären sich zunächst im *eis*-gebiet vocalische abweichungen zwischen *schreien* und *schneien* zumeist durch anlehnung dieses an *schnee* (Anz. XX 102 ff); so *ē* in einer

badischen enclave, die Philippsburg, Hilsbach, Eppingen, Knittlingen, Durlach, Ettlingen umschliefst und einen pfälzischen ausläufer bis gegen Bergzabern vorschickt, in der bairischen Pfalz westlich vom Haardtgebirge und nördlicher bis Bacharach-Oppenheim, zwischen Hochwald-Idarwald und Mosel und sonst verstreut in den benachbarten Mosel-, Saar- und Nahelandschaften, in der Niederlausitz und nördlich und nordöstlich hinauf bis einschliefslich Buchholz, Beeskow, Müllrose, Frankfurt, Göritz, Cüstrin, Sonnenburg, Landsberg, Königswalde, Zielenzig, Sternberg, im hochpreufsischen und gen n. darüber hinaus bis einschliefslich Mehlsack, Heiligenbeil, Pillau im w. und PrEylau, Tapiau, Labiau im o. (nördlich vom Pregel auch *ä*); $\bar{\imath}$ (also nicht = altem $\bar{\imath}$, sondern = $\bar{\imath} < \bar{e}$ in *schnee* aao.) in kleinen districtchen an der Nahe oberhalb Bingen und oberhalb Kreuznach (*schnee* 104 u.), am linken Moselufer von Trier-Cochem nordwärts bis Prüm und Daun, auf beiden Rheinufern etwa von Adenau-Montabaur bis gegen Remagen-Altenkirchen und vereinzelt noch nördlicher über die Sieg hinaus, im osten an Oder und unterstem Bober um Crossen und Bobersberg. ohne parallele bei *schnee* oder *schreien* sind die besonderheiten *eu* (*öi, oi*) in zwei enclaven an der untern Tauber: die eine mit Dertingen, Külsheim, Walldürn, Lauda, Königshofen, Osterburken, Ballenberg, die andre mit Eibelstadt, Ochsenfurt, Marktbreit, Uffenheim; dgl. *au* in zwei kleinen bezirkchen zwischen Bitsch und Pirmasens (8 pfälzische orte) und an der Lahn bei Limburg (6 orte), und $\bar{a}$ nördlich bei Königsbrück iS. (8 orte). sonst darf das o. s. 162 über den vocal von *schreien* im *eis*-gebiet gesagte auch für *schneien* gelten.

Zahlreicher sind hingegen hier als dort die formen mit sogen. übergangslaut nach dem nhd. diphthong, wobei es vorläufig dahingestellt bleiben mag, wie weit darin das in *schneien* ursprünglich stammhafte *w* noch nachwürkt. zunächst ist *-b-* charakteristisch für den bair. südosten: zu seiner begrenzung gen w. verbinde man etwa Füfsen, Mindelheim, Höchstädt und Monheim, während gen n. die scheide sehr zackig und unsicher von Monheim auf Schönsee am Böhmerwald läuft (es ist dieser nordteil zugleich die endungsgrenze *-n/-a*, s. u.): also *schneub-* bis zum Lech, sonst *schneib-* und am Böhmer- und Bairischen wald *schnäb-*; *-w-* statt *-b-* nur auf dem rechten Lechufer oberhalb Augsburg (*schneiwa*), sonst statt *-bn* gewöhnlich *-m* (*schneim*, *schnäm*); vereinzelte *schneicha* auf dem rechten Donauufer zwischen Neuburg und Ingolstadt; *schnei*-ausnahmen verstreut überall, häufiger in der westhälfte. dasselbe *-b-* noch in kleiner württembergischer enclave bei Geislingen und in einer gröfseren an der Tauber (hier im wechsel mit *-w-*) inmitten (*-b-* oder *-w*-orte *cursiv*) *Schillingsfürst*, *Rothenburg*, Bartenstein, *Creglingen*, Weikersheim, Königshofen, Lauda, *Grünsfeld*, Tauberbischofsheim, Dertingen, Würz-

burg, *Heidingsfeld, Eibelstadt,* Kitzingen, Iphofen, *Marktbreit, Uffenheim,* Windsheim, Leutershausen, *Herrieden,* Feuchtwangen, also den o. erwähnten *eu*-bezirk um Ochsenfurt umschliefsend (*schneuba, schneuwa*; sonst *schneiba, schneiwa*). in bezug auf solche -*b*- und -*w*-formen vergleicht sich teilweise *blau* Anz. XXIV 115, während *hauen* XXIII 226, *nähen* XXII 331, *mähen* ib. 333 völlig abweichen. an das zuletzt beschriebene -*b*-gebiet lehnt sich nach o. ein -*g*-gebiet (dessen *g* mit dem folgenden endungs-*n* zum gutturalen nasal verschmilzt, wie o. -*bn* zum labialen -*m*, daher gewöhnlich -*ng* geschrieben) bis (-*g*-orte *cursiv*) Iphofen, Scheinfeld, *Neustadt, Langenzenn,* Heilsbronn, Windsbach, Eschenbach, *Merkendorf,* Ornbau, Herrieden. -*ch*- kommt einem kleinen district westlich hiervon etwa zwischen Dinkelsbühl, Hall, Langenburg zu, dann aber einem gröfseren gebiete auf beiden seiten des Rheins von Seltz bis Oppenheim: seine westgrenze folgt von Seltz der *eis*-linie bis zur o. notierten *au*-enclave bei Bitsch, bildet dann an den westabhängen des Haardtgebirges nordwärts die ostscheide des o. erwähnten pfälzischen *ē*-bezirks und zieht von Oppenheim gegen Frankfurt, seine ostgrenze verläuft unsicher zwischen (westliche -*ch*-orte *cursiv*) Frankfurt, *Dreieichenhain,* Babenhausen, *GrUmstadt,* Neustadt, *Michelstadt, Erbach,* Amorbach, Eberbach, ungefähr mit dem Neckar aufwärts bis *Heilbronn, Löwenstein,* Beilstein, *Lauffen,* Bietigheim (vereinzelt noch östlicher bis in die gegend von Murrhardt und Welzheim), Heimsheim, *Pforzheim,* Liebenzell, *Neuenbürg,* Ettlingen und dann mit dem rande der o. beschriebenen badischen *ē*-enclave; die württembergischen und badischen teile des so beschriebenen gebietes zeigen nur -*ch*-, die hessischen, pfälzischen, elsässischen wechsel von -*ch*- und -*g*- (*schneich-, schneig-*). dasselbe -*g*- (im wechsel mit -*ch*-, -*j*-) noch in kleinen bezirken zwischen SGoar und Cochem und zwischen Daun und Andernach. von hier reichen ein paar *schnicht*- zwischen Daun und Cochem in das o. notierte *ī*-gebiet an der Mosel hinunter, und die gleiche form taucht auch, von -*ī*- umgeben, zwischen Andernach und Linz rechtsrheinisch auf. dagegen *schneich-, schneig-* bei Königsee am Thüringerwald wie *schreich-* o. s. 162, während diesen dort auch für das altenburgische verzeichneten formen hier lediglich *schnei-* gegenübersteht. sonst bleiben an besonderheiten von übergangsconsonanten im *eis*-gebiet nur noch zu nennen -*r*- (*schneir-*) zwischen Vogelsberg und Taunus in zackiger enclave mit Grünberg, Laubach, Münzenberg, Nidda, Ortenberg, Büdingen, dgl. östlich der obersten Nahe um Baumholder, Kusel, SWendel, hier im wechsel mit -*d*- (und damit seine genesis verratend), das dann vereinzelt auch noch westlicher und südlicher bis an die Saar und an die lothringische grenze, sowie an den lothringischen Moselufern auftritt; sonst -*d*- und -*t*- noch verstreut in den Rhöngegenden und östlicher um Hassfurt und Hofheim. erweiterung durch ein *r*-suffix hingegen (Wilmanns II 94)

scheint vorzuliegen in *schneier-* zwischen Spessart und Steigerwald. endlich *-n-* (*schneina*) zwischen Donauwörth und Ellwangen um Nördlingen herum.

Das süddeutsche *is*-gebiet stimmt bei *schneien* im wesentlichen zu *schreien* o. s. 162; die dort vom norden hereinreichenden *kreischen*-gegenden, die bei *bauen* Anz. XXII 105 besonderheiten zeigten (*būw-* um Bolchen, *boiw-* um SAvold usw.), setzen hier lediglich das elsässische *schnet-*, *schnej-* fort.

Die für die md. und nd. *is*-lande u. *bauen* 106 angedeuteten und bei *schreien* o. s. 162 nicht weiter berücksichtigten probleme sollen auch hier bei *schneien* wegen der gefahr des *schnee*-einflusses noch nicht erörtert werden. die möglichst normale dialektkarte des ē < *ai* nach *weh* (Anz. XX 332), *mehr*, *sehr* usw., ebenso die möglichst normale dialektkarte der nhd. diphthongierung vor vocal durch combination der vorhandenen paradigmen zu entwerfen, sodann *schnee* mit jener und *schneien* mit dieser zu vergleichen und endlich die wechselseitige beeinflussung von *schnee* und *schneien* festzustellen, das erfordert eine eigne abhandlung, die die interessantesten ergebnisse verspricht, hier für einen bericht aber viel zu weit führen würde. ich beschreibe lediglich unter vergleich von *bauen* und *schreien*.

Das ripuarische und siegerländische wie bei *schreien*; nur der westzipfel an der holländischen grenze um Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg, der zwar *bū-* (seltener *būw-*), aber nur *schrei-* (*schreij-*) aufwies, hat hier wider *schnī-* (seltener *schnij-*). man setze sodann an der *ik/ich*-linie bei Olpe ein und ziehe gen n. folgende scheide, die weder zu der entsprechenden von *bauen* noch zu der von *schreien* stimmt (orte westlich *cursiv*) : Olpe, Drolshagen, Neustadt, *Gummersbach*, Meinertshagen, *Wipperfürth*, *Hückeswagen*, Rade vorm Wald, *Remscheid*, *Lüttringhausen*, *Barmen*, Schwelm, *Langenberg*, Hattingen, Steele, *Werden*, *Mülheim*, Essen, *Oberhausen*, Gelsenkirchen, Recklinghausen, *Dorsten*, Haltern, Dülmen, *Borken*, Coesfeld, *Ahaus*, *Gronau*, *Schüttorf*, Rheine, *Freren*, *Fürstenau* und weiter zur Nordsee wie u. *bauen* 106, nur nicht zwischen *Juist* und Norderney, sondern zwischen *Borkum* und Juist hindurch : der damit abgetrennte weststreifen schreibt in buntem wechsel *ei*, *et*, *ej*, ē, wozu zwischen Niederrhein und Vechte noch häufige ī, rechts der Ems häufige *ăi* treten.

Ostwärts schliefsen sich gebiete an, die die urgestalt ī des stammvocals noch deutlich erkennen lassen; sie reichen im s. bis zur *ik*-linie, im o. bis an die Elbe zwischen Saale- und Ohremündung, im n. bis (südliche orte *cursiv*) Diepholz, Rhaden, *Lübbecke*, *Bünde*, *Herford*, Vlotho, Rinteln, *Bückeburg* und weiter wie u. *bauen* 107 o. hierin sondern sich die bezirke mit übergangslaut nach verkürztem stammvocal ab durch eine scheide, die von Olpe bis Haltern die o. beschriebene ist (nur die umgegend von Essen und Steele hat ī), dann zwischen (nördlich oder westlich verbleibende orte *cursiv*)

Haltern, *Lüdinghausen*, Werne, Ahlen, *Sendenhorst*, Warendorf, *Telgte*, Lengerich, Tecklenburg, *Ibbenbüren* verläuft, nördlich an Osnabrück, Melle, Bünde vorbei zur Weser zieht, diese zwischen Vlotho und Rinteln wider gen so. verlässt, um sie bei Höxter aufs neue zu treffen und ihr nun aufwärts bis zur *ik*-linie zu folgen: -*uigg*-, -*uig*- gilt inmitten Melle, Borgholzhausen, Werther, Bielefeld, Herford, -*ügg*- mit vielen varianten (-*üigg*-, -*uigg*-, -*igg*-, -*idd*-, -*itt*- ua.) zwischen jener -*uigg*-enclave, Teutoburgerwald und der eben gegebenen -*gg*-grenze, -*ögg*- südöstlicher bei Schwalenburg, sonst ist -*igg*- das allgemeine (also zb. in Osnabrück *snigg*-, aber *schregg*- und *boww*-!), das nur hier und da mit -*ig*-, -*īg*- (so im waldeckischen), zwischen unterer Diemel und Fulda mit -*ich*-, zwischen Diemel und oberster Lippe mit -*egg*- wechselt. alles übrige, aufserhalb dieser -*gg*-gebiete liegende *-*ī*-land innerhalb der o. gegebenen begrenzung zeigt entweder *ī* (zb. Münster und seine ganze weitere nachbarschaft *snī*-, aber *schrei*- und *bau*-! die ganze westliche und nördliche umgebung von Magdeburg *snī*- wie *bū*-, aber *schrei*-!) oder die übliche diphthongierung aller alten *ī*, vgl. *schreien* o. s. 163; die gegend an der Leine um Göttingen wie ebendort.

Die sich nach s. anschliefsenden hess.-thür. *is*-ausläufer setzen bis Frankenau und Wildungen das nördliche -*igg*-, -*ig*- fort, haben auf beiden Fuldaufern bis vor die tore von Homberg, Rotenburg, Spangenberg, Waldkappel -*egg*-, -*eg*-, -*ech*-, auf beiden Werraufern bis Sontra, Eschwege, Heiligenstadt -*igg*-, -*ich*- und stimmen im übrigen zu *schreien*.

Nunmehr mag für das sonstige nd. mit dem üblichen grano salis lediglich auf *schreien* verwiesen werden, nur dass die -*ich*(*t*)- bei Bremen hier fehlen (nur -*ē*- oder -*ei*-), ebenso die -*ei*- usw. südlich von Saalemündung-Berlin (hier nur -*ei*-), dass das grofse ostdeutsche -*ei*-gebiet oft durch *schnee*-einfluss durchbrochen wird (so -*ē*-enclaven in Berlins weiterer nachbarschaft, um Joachimsthal, Biesenthal, Eberswalde, und sonst hier und da), dass Dithmarschen -*ī*-, selten -*īd*- hat (gegenüber *schrīg*-), hingegen grofse teile der kreise Husum und Flensburg -*ē*- (gegenüber *schrī*-), wobei neben *schnee* auch das anstofsende dänisch (s. u.) zu berücksichtigen sein wird, und dass endlich für das preufsische an o. s. 165 zu erinnern ist.

Die endung zeigt zunächst als endung eines gerundiums (*zu schneien* steht im satze) ihre besonderheiten, wofür ein hinweis auf *trinken* Anz. XXI 294 f genügt. geht man im übrigen von der normalskizze des verbalen -*en* Anz. XXIV 125 ff aus, so trifft das dort bis s. 127 m. gesagte auch hier zu bis auf wenige einzelheiten und eine gröfsere eigenheit. die einzelheiten sind: Engers (s. 126 m.) -*e*, Bendorf -*n*, Vallendar -*e*; Hachenburg -*e*; Gemünden -*n* (vgl. *fliegen* Anz. XXI 289 o., dasselbe -*n* hier auch in *bauen* XXII 108, *nähen* 331, *mähen* 333 im gegensatz zu dem

postconsonantischen *-e* in *sitzen* XIX 359 usw.); während ferner dieselbe *-en/-e*-grenze postconsonantisch nördlich an Hersfeld und Vacha vorbeizieht (*sitzen* aao.), greift sie hier bei *schneien* weiter nach s. aus und weist beide orte, ja noch das südlichere Geisa dem nördlichen *-n*-gebiet zu, sodass Lengsfeld und Salzungen unmittelbare grenzorte des *-e*-gebietes bleiben (die abweichung ist also nicht so grofs wie die analoge bei *fliegen* XXI 288 m., ähnlicher der bei *mähen* aao.). die gröfsere eigenheit zeigt, wie gewöhnlich, der bairische und hochfränkische südosten. er bewahrt postconsonantisches *-n* entweder durchgängig (XXIV 127 o.) oder wenigstens im nördlichen drittel bis zu einer freilich recht unsicheren linie (ib.): *schneien* folgt, soweit es consonantischen stammschluss hat, der erstgenannten behandlungsweise, dh. die o. s. 165f skizzierten *-b-* und *-g*-gebiete, soweit sie in jenes normale *-n*-gebiet hineinfallen, haben *-n* (also *schneim*, *schneing*, wie aao. erwähnt); der rest stimmt zu *mähen* XXII 333 (wenn ich voraussetzen darf, dass dem leser eine damals nach dem bericht hergestellte kartenskizze vorligt).

Combiniert man nunmehr die einzellinien von *bauen*, *nähen*, *mähen*, *schneien* in diesen gegenden, die östlich der XXIV 126f behandelten normalgrenzen des verbalen *-en* vom Thüringerwald bis zu den Alpen liegen, indem man nur die besonderheiten der reinen infinitive (ohne *zu*) *bauen*, *nähen* im hochfr. und thür. bei seite lässt, und vergleicht sie mit jenen normallinien, so schliefst sich zunächst an jene vom Thüringerwald bis Würzburg ein streifen an, der in allen fällen (aufser im inf.) gleichmäfsig *-n* spricht: er reicht annähernd bis zu der ostgrenze des endungslosen infinitivs (XX 209), roh dargestellt etwa durch Eibelstadt-Saalburg, und weiter bis zu der das Vogtland umschliefsenden u. *bauen* 109 gegebenen scheide Saalburg-*Marienberg*. der sich an dies gebiet weiter nach so. anschliefsende obersächs. und hochfr. rest (bis etwa an die nordbair. *enk*-linie) hat postconsonantisches *-n*, aber postvocalisches *-a* oder *-e*. es folgt ein nordbair. streifen bis zu der *machen*-linie (XXIV 127 o.), von Altdorf bis Sulzbach, Vilseck, Weiden, Bärnau mit postconsonantischem *-n*, auch *nän* und *män*, aber mit *baua* und *schneia*. weiter bis etwa Lechmündung-Schönsee (o. s. 165) *sitzn* usw. (XXIV aao.) nebst *nän* und *män*, aber *macha* usw. nebst *baua* und *schneia*. bis *Neuburg-Straubing-Schönsee sitzn* usw., auch *schneibn*, sowie *nän* und *män*, aber *macha* usw. und *baua*. endlich im altbairischen rest bleibt *macha* usw. allein mit seinem *-a* gegenüber sonst allgemeinem *-n*; und auch sein *-a* zeigt schon *-n*-ausnahmen, wie XXIV 127 erwähnt ist.

Zur synkope *-en* > *-n* vgl. *bauen* 108; auch das dort über Schlesien gesagte gilt hier. die *-m* < *-bn*, *-wn* (vgl. zuletzt *gelaufen* XXIV 124 u.) und *-ng* < *-gn* (*fliegen* XXI 289) waren schon o. notiert.

Statt *schneien* wird *schnee machen* bevorzugt zwischen Westerwald und oberster Lahn (um Driedorf, Haiger, Dillenburg, Herborn und bis gegen Marburg und Biedenkopf), zwischen Rhein und Hunsrück (um SGoar, Simmern), an der Mosel um Trier und südöstlicher bis gegen Wadern und Birkenfeld, auch am Odenwald bei Erbach und Amorbach.

Dän. *snē*, auf Alsen *snie*. die Friesen schreiben auf Sylt *snien*, sonst *snei(e)n* mit verschiedenen vocalnüancen.

84. *bauern* (satz 37).

Über den anlaut *b-* s. streitschr. 40f. zu den dort besprochenen ganz vereinzelten versuchen, den stimmlosen md.laut längs der grenze als *p-* zu charakterisieren gegenüber dem benachbarten stimmhaften nd. *b-*, kommt hier bei *bauern* das bekannte *p-* in Schlesien und umgegend (vgl. vBahder Grundlagen s. 226). es wird dort freilich ganz und gar nicht consequent geschrieben, sondern ist nur gegenüber den nirgends fehlenden *b-* in der mehrzahl. dennoch ist auf der karte sein gebiet zu umgrenzen versucht worden: gen sw. kann von der Lausitzer Neifse bis nach Ortrand die landesgrenze des kgr.s Sachsen, das kein *p-* mehr schreibt, als scheide gelten, von Ortrand gen nw. die Schwarze Elster etwa bis Jessen, von hier gen o. eine sehr unsichere curve zwischen (südliche *p*-orte *cursiv*) *Schweinitz*, Jüterbogk, *Dahme*, *Golfsen*, Baruth, Buchholz, *Lübben*, Beeskow und weiter annähernd mit der *ik/ich*-linie. dazu noch das hochpreufsische mit demselben überwiegenden *p-*. die bisherige summarische erklärungsweise des *p-* in diesem und in andern schlesischen und zt. schriftsprachlichen wörtern (vBahder aao., Wilmanns I² 99f) genügt schwerlich [1]. hat man längst erkannt, dass ein grofser teil dieser vocabeln fremdwörter oder onomatopöetische bildungen oder dass die anlaute *pr-* und *pl-* dabei häufig sind, so sollte man mit den wenigen übrigen gut deutschen *p*-wörtern um so vorsichtiger sein und nach individuellen gründen suchen. für *bauern* bedenke man, dass es die mhd. mnd. *gebūren* sind: und diese sind in das dem schles. und hochpreufs. benachbarte polnisch als *gbury* gedrungen und noch heute so in den polnischen dialekten vorhanden. wer soll den Polen dieses deutsche fremdwort (das einzige *gb*-wort, das ich im polnischen lexikon finde,) anders vermittelt haben als Schlesier und Preufsen? dann wird mithin auch unser schles. und hochpreufs. *p-* auf altes *gb-* < *geb-* zurückgehn und auf derselben assimilation beruhen wie das obd. *b-* < *gb-* in *gebrochen* Anz. XXII 96f. XXIV 115. dass das schles. nicht auch *prochen* uä. entwickelt, sondern hier das präfix erhalten hat, ist leicht aus systemzwang erklärlich (vgl. Kauffmann Geschichte der schwäb. mda. 178).

[1] am wenigsten der schematismus, mit dem sich Behaghel in Pauls Grdr. I² 728 zufrieden gibt.

In der md. diphthongierungslinie von *eis* (Anz. XVIII 409) sind für *bauern* zu ändern: SVith; statt der dortigen strecke *Haiger—Neukirchen* hier enger *Haiger, Laasphe,* Berleburg, *Hatzfeld, Battenberg,* Hallenberg, Frankenberg, Rosenthal, Gemünden, *Rauschenberg,* Neustadt, Neukirchen (vgl. *feuer* Anz. XXII 102); ferner *Fulda* (hier unmittelbarer grenzort); *Wasungen* (dgl.); *Cölleda* (dgl.); Artern; *Herzberg; Golfsen; Storkow; Fürstenwalde* (dgl.); *Bischofsburg* (dgl.).

In der süddeutschen *eis*-linie ersetze das stück *Schiltach*—Stockach durch *Schiltach, Oberndorf,* Rottweil, *Schömberg,* Spaichingen, Mühlheim, Fridingen[1], *Messkirch,* Stockach (vgl. *wein* Anz. XIX 281, *braune* XX 214, *feuer* XXII 103, dazu HFischer karte 13 und text s. 38, Bohnenberger Württ. vierteljahrsh. f. landesgesch. n. f. 6, 176). Ravensburg ist schwankender grenzort.

Zur sogen. westfäl. diphthongierung vgl. *aus* Anz. XX 211, zu ihrer ausdehnung *leute* XX 220; längs ihrem südrand vorwiegend *ou* wie bei *braune* XX 214. sonst gilt für *bauern* das u. *aus* 211 f mitgeteilte, nur dass die dortigen vocalverkürzungen hier fortfallen (bis auf die gleich zu erwähnenden *buwu*- und ostfriesländische *burr*-) und folgende einzelheiten zu bemerken sind. es fehlen hier die dortigen *ū* am Niederrhein, bei Olpe, an der Eifel (vgl. *braune* XX 214, *hause* 215); hessisch-thüringisches *ü̈* hier um Berleburg und östlicher über Hallenberg bis Frankenberg, zwischen Frankenau, Wildungen und Borken, vereinzelt noch südöstlicher über Schwarzenborn zur Fulda, geschlossen um Eschwege, Wanfried, Treffurt und südlicher von Sontra-Eisenach bis Vacha-Salzungen; keine *ui* bei Geisa usw.; rechtsrheinisches *ü̈* als fortsetzung des elsässischen auch auf dem linken Elzufer; *ā* im n. des schles. *ō*-gebietes hier nur selten und am Böhmer und Bairischen wald innerhalb der o. s. 162 für das parallele *ä̈* gegebenen begrenzung (wie auch bei *braune, hause* aao.); *åu* längs der hessischen diphthongierungsgrenze fehlt (zt. wie bei *hause*).

Von Lauterbach bis Weimar begleitet die md. diphthonglinie auf der *u*-seite ein schmaler streifen mit *w* oder *b* nach dem alten monophthong: *būw*- zwischen Lauterbach, Schlitz und Fulda; *būw*- oder *būb*- südlich an Hünfeld, Geisa, Lengsfeld, Schmalkalden, Ohrdruf vorbei; *buww*-, *bubb*- von Gehren nordwärts und Plaue, Arnstadt, Erfurt nicht mehr einschliefsend, also etwa die osthälfte des gleichen bezirks u. *bauen* Anz. XXII 107 umfassend (vgl. auch *feuer* XXII 104).

Zur zweiten silbe unseres wortes übergehend, stelle ich zwei gebiete voran, die *bauern* stark flectieren. das eine ligt im nd. *ū*-bezirk und lehnt sich an das md. *au*-gebiet von Saale bis Netzemündung nordwärts an, lässt seine westgrenze ungefähr der Elbe abwärts folgen bis unterhalb Jerichow und seine nordgrenze von hier ostwärts etwa über Fehrbellin, Eberswalde, Angermünde auf

[1] so, nicht Friedlingen, wie Anz. XIX 281. XX 214 steht.

Landsberg a. d. W. zu laufen: hier, in einer gegend, die sonst die endungen *-e* und *-(e)n* intact lässt, gilt *büre*, seltener *büere*, das sich in etlichen *bauere* auch ins angrenzende diphthonggebiet noch fortsetzt (wenigstens rechtselbisch und bis an die grenze des anlautenden *p-*). das andere ligt zwischen Thüringerwald und Main und ist umgrenzt von der curve (orte im innern *cursiv*) Hersfeld, *Hünfeld*, Schlitz, Lauterbach, *Fulda*, Herbstein, Wenings, *Schlüchtern*, *Steinau*, *Salmünster*, Wächtersbach, *Orb*, Gelnhausen, Aschaffenburg, *Rieneck*, Gemünden, *Hammelburg*, Arnstein, Schweinfurt, *Kissingen*, *Münnerstadt*, Königshofen, *Römhild*, Hildburghausen, *Schleusingen*, *Suhl*, *Zella*, Ilmenau, *Schmalkalden*, Waltershausen, *Salzungen*, *Lengsfeld*, Vacha, *Geisa*, Hersfeld: hier, in einer gegend, die sonst die endung *-e* apokopiert und *-en* zu *-e* oder *-a* wandelt, fehlt eine endung *(büer, büwer, bauer)*.

Alles andre land hat schwache flexion. ich beschreibe ihre gestaltung, indem ich wider der Anz. XXIV 125 ff gegebenen normalskizze des *-en* folge; sie ist dort für die verbalflexion gegeben, stimmt aber zumeist auch für nominales *-en* (*bauern* schon dort 127 o. verglichen), über dessen sonstige besonderheiten ein späteres mal im zusammenhang zu handeln sein wird. jene skizze legt die frage zu grunde, wie weit *-n* erhalten oder geschwunden ist; so auch die folgende beschreibung, der ich dann jedesmal die sonstigen dialektformen des nhd. *-ern* beifüge. wir beginnen wie dort 125 z. 14 v. u. mit dem linken Rheinufer. Oberelsass mehr *büra* als *büre*, Unterelsass mehr *büre* als *büra*. die grenze für bewahrtes *-n* im mfr. westen hier wie dort von Saarburg nach Berncastel und dann wie bei inf. und gerund. (126 o.) gen nw. auf Montjoie: im südlichen monophthongzipfel *büren* (seltener *büaren*, *büern*), von Lothringen bis zur Schnee-Eifel *bauern* (in Lothringen an der Mosel *baueren*), nördlich der Schnee-Eifel *büren* (auch *büeren* und eindringende *büere*). das rechts jener *-n*-grenze liegende land bis an den Rhein hat in Lothringen *büre* (auch *büere*), im ganzen diphthonggebiet *bauere* im wechsel mit *baure*, im niederrheinischen monophthonggebiet ziemlich rein *büere* bis an den 51 breitengrad, nördlich von ihm *büere*, *büre* und *büren* in der üblichen unsicherheit.

Die ostgrenze des rheinischen *-e* (aao. 126 m.) stimmt auch für *bauern* bis hinauf nach Coblenz (Engers, Bendorf, Vallendar im *bauere*-gebiet). dann aber geht unser wort seinen eignen weg: seine *-n*/*-e*-scheide folgt vielmehr annähernd dem Rhein aufwärts bis Mannheim, dem Neckar aufwärts bis Heilbronn und dann der ungefähren curve (*-n*-orte *cursiv*) Beilstein, *Löwenstein*, *Neuenstein*, Waldenburg, *Ingelfingen*, *Krautheim*, *Boxberg*, Königshofen, Tauberbischofsheim, Külsheim, *Stadtprozelten*, Karlstadt, *Arnstein*, Würzburg, *Dettelbach*, erst hier wird die normallinie des hfr. und bair. *-n* wider erreicht und sie gilt nunmehr gen s. auch für *bauern* bis hinein in die Alpen. dieser ganze damit abgetrennte aus-

nahmebezirk vom Neckar bis zum Rothaargebirge hat also sein *-n* gegenüber sonstigem *-e* < *-en* bewahrt (nur Berleburg und umgegend zeigt wider isoliertes *bǖre*, vgl. zuletzt xxvi 336, ebenso die gegend um Hersfeld und Vacha *bǖre*) : *bauern* herscht in ihm (im württembergischen südzipfel auch *bauarn*, nördlich vom Odenwald auch *bauen* im ganzen gebiet), das sich im Siegerland als *bǖern*, *bǖrn*, im hessischen monophthonggebiet als *bǖrn* fortsetzt. hier ist also, wie später ein vergleich mit *gefahren* erweisen wird, *-ren* so frühzeitig zu *-rn* synkopiert worden, dass der jüngere wandel *-en* > *-e* es nicht mehr berühren konnte; ähnliches, nur lange nicht in derartigem umfang, begegnete schon bei vorangehendem *l* in *gefallen* Anz. xxvi 336 f, und vorangehende *r* und *l* spielen mithin bei apo- und synkopierungserscheinungen ihre sonderrolle.

Wir fügen die gestaltung des *-ern* für die von diesem ausnahmebezirk westlich oder südlich liegenden normalen *-e-* oder *-a*-bezirke ein. im rechtsrheinischen monophthonggebiet wie üblich *bǖre* und *bǖra*; nördlich davon etwa bis Rastatt-Heilbronn *bauere*, *bauara*; in dem von Löwenstein-Schillingsfürst nach n. ragenden zipfel *bauara*, *bauera* (so auch Schillingsfürst selbst); im grofsen südlichen, schwäbischen rest *baura̠* (ohne *-e-*, wie auch sonst dort *-er* > *-r*, vgl. *winter* xix 110 oder HFischer karte 18, text 54).

Von den *-n*-grenzen des ostens (xxiv 127 ff.) stimmt die nördliche (Misdroy-Netzemündung) auch für *bauern* : östlich von ihr gilt *bǖre* (*-a*, *-o* usw. wie xix 360), preufs. auch *bǖare* (vgl. *-er* > *-a* xix 110), hochpreufs. *paure*. dagegen fehlt hier die südschlesische : das gebiet mit sonstigem *-a* < *-en* hat *pauarn*, in der grafschaft Glatz auch *pauan*.

Nunmehr bleiben noch alle *-n*-gebiete übrig zwischen jenen besprochenen bezirken des westens und südens und jener ostniederdeutschen *-e*-linie. wir beginnen im bairischen süden. von den Bairischen alpen bis hinauf zum Frankenwald *bauan*, *bauen*, *bauern* wie *winta*, *-e*, *-er* xix 110 (über die grenze dieses bair. *-a* gegen schwäb. *-r* HFischer karte 17, dazu Anz. xxiv 261). nordwärts an die thür. diphthongierungsgrenze und an die Elbe *bauern*, östlich und südlich von Chemnitz *bauarn*, *bauan* (vgl. *winter* aao.). im ganzen ostelbischen diphthonggebiet (auch im mittelschles. *pō-*) die endung *-ern* im wechsel mit *-er*. das land der westfäl. diphthongierung schreibt *biuern*, im w. auch *biueren*, im o. auch *biuren*. das noch übrige norddeutsche *ū*-land zeigt reines *bǖren* südlich von jenem *iu*-bezirk in seinem hessischen teil, soweit er noch nicht berührt wurde, mit dem mittelpunct Cassel, dgl. in der nähe der holländischen grenze. sonst gehn die *bǖern*, *bǖren* und *bǖrn* bunt durch einander; es seien nur noch notiert die einzelheiten *burr(e)n* in Ostfriesland, *bǖeren* von Elberfeld nach so. bis Sieben- und Rothaargebirge, *bǖen* an mittlerer Ruhr und Lippe und *bǖan* nw. davon um Borken und Stadtlohn,

dgl. *büen* und *büan* in Mecklenburg und Vorpommern wie *winte* und *winta* aao.

Dän. *bynner*, *bönner* (statt *-nn-* auch *-n'n-*, *-nd-*), auf Alsen und dem gegenüberliegenden festlande *bynne*, *bönne*. fries. auf Sylt *bürn*, auf Amrum und Föhr *büren*, auf dem Festland gegenüber Sylt *beine* (mit varianten), sonst ebenso wie auf den Halligen *börre*, *bürre*, im Saterland *büren*.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

KLEINE MITTEILUNGEN.

EINE ALTSÄCHSISCHE MÜNZINSCHRIFT. Nachdem vor einigen jahren am Oberrhein zu unserer überraschung eine ahd. steininschrift aufgetaucht ist, lohnt es sich wol, auf ein winziges denkmal der altsächsischen sprache hinzuweisen, dem schwerlich ein germanist seither beachtung geschenkt hat : die inschrift auf den ältesten Gittelder pfennigen, die Menadier Zs. f. numismatik 16, 240 ff abgebildet und besprochen hat. avers : die umschrift IELITHIS PENING, im felde die kirche zwischen E und Ɔ; revers : die umschrift HIR STEID TE BISCOP um das kreuz mit dem von einer hand gehaltenen krummstab und Λ und O in den winkeln. diese denare sind in zahlreichen bodenfunden des slavischen ostens zu tage gekommen, 'ihr gepräge steht dem der Otto-Adelheidpfennige sehr nahe und geht unmittelbar auf sie zurück', darum werden sie im gegensatz zu Dannenbergs ansetzung (1040—1070) von Menadier dem anfang des 11 jhs. zugewiesen: Deutsche münzen III 239, vgl. I 85. 170.

Über die nächstältesten deutschen münzinschriften, die der obigen in einigem abstand folgen, haben Dannenberg und Menadier widerholt gehandelt — MVancsa, der soeben in den Deutschen geschichtsblättern 3, 119 n. 3 den gegenstand berührt, kennt nur die Wiener Numismat. zs. 2, 517. 17, 125. 32, 202; Menadier Deutsche münzen I 85 reiht den Gittelder pfennigen einen Braunschweiger mit G(R)EVE EC(B)ERTUS an, den er auf 1068—1090 datiert, und vermehrt die beispiele Dannenbergs in den Berliner Münzblättern nr 148 (dec. 1892). diese 'deutschen münzinschriften' bringen aber immer nur 1, 2, 3 deutsche wörter, sie tauchen sporadisch bald hier bald dort auf : gegen ende des 12 jhs. in Brandenburg (man beachte das hochdeutsche MARCGRAVE OTTO) und Geldern (GREVE OTTO), nach der mitte des 13 jhs. in Steiermark (SCHILT VON STEIER), und entspringen keineswegs einer bestimmten tendenz (wie das Vancsa zu glauben scheint), sondern nur jener hilflosigkeit der stempelschneider, der wir auch das barbarische latein zahlreicher prägungen verdanken. den der sächsischen kaiserzeit angehörigen Gittelder pfennigen vergleicht sich bis tief ins 15 jh. hinein nichts in der deutschen numismatik. E. SCH.

Der altschwäbische liebesbriefsteller. EMeyer hat Anz. xxv 372, Zwierzina DLZ. 1901, 472 einige textbesserungen vorgeschlagen, die mich veranlassen auch meinerseits mit einigen vorschlägen hervorzutreten:

LS. ii 15 ff l. *Doch als eim wunden nit verdâcht Salb, sô sîn herze ruor* (hs. *truren*) *enpfâcht, Als wênig, frow, so ist mir* (Zwierzina, hs. *min*) *guot Iuwer gâb für senden muot.* — iii 97 *Daz ir es koment* (hs. *konnent*) *an die minn.* — iv 38 *Einer bet, der och* (hs. *ůch*, vgl. xviii 79 Zwierzina) *mîn herze gert.* — vii 76 ff *Sô tuon ich nit wann kapfen* (hs. *kaffen*) *An dînen minniclîchen lîp* (hs. *liß*), *Der mir gevalt für alliu wîp* (hs. *wiß*). — vii 94 *Daz ich werd dînes trôsts gemaz* (Meyer, hs. *gennas*) *Und laides âne, fröuden mit* (hs. *frȏd damit*). — viii 72 ff *Ân den tôd, ich liez dich sehen In daz wunde herze mîn, Dâ du bist entworfen* (hs. *geworffen* nach Ritter Altschwäb. liebesbriefe s. 2) *în Und von der minn ergraben.* — viii 103 *Lieb, hiemit ergib* (hs. *hie mit her gieb*) *ich mich In dîn* (Meyer, hs. *den*) *gewalt.* — xi 19 ff *Ach sol ich iemêr geleben, Daz ich ûz jâmers biegel* (hs. *ziegel*), *Sæch stætlich in den* (hs. *dem*) *spiegel Dîns antlitz.* — xii 9 *Doch* (hs. *Das*) *ich dir nit gesenden kan Diz und alz daz ich dir gan.* — xii 33 ff *Lieb, alsô wie daz sî vil* (Zwierzina, hs. *wil*) *Walt, wazzer, erde sunder* (hs. *vnd*) *zil Nu enzwischen uns beiden.* — xiii 23 *Wan wizzest* (hs. *wisest*) : *dô mîn ougenschîn Künte lieb dem herzen mîn.* — xvi 108 *Dâ von daz nit wunder* (hs. *von der*) *ist, Daz varb und gsundheit mir gebrist.* — xvi 138 *Vil werder* (hs. *wernder*) *frûnd.* — xvii 16 ff *'Cor fidèle léditur, Si iterum* (hs. *etrium*) *concéditur Ab eo, cui* (Zwierzina nach Ritter, hs. *tuï*) *fides datur, Et uterque cruciatur'. Lieb, disiu auctoriteit Diu wort alsô ze tiusche seit : 'Wâ ein herze triuwe gît Eim* (hs. *Ain*) *andern und daz widerstrît* (= *en widerstrît*), *Diu triu ietweders herz versnît, Im der sî gît und der sî* (hs. *sich*) *och wert* (= gewährt). *Sus hât triuwe minn versêrt Unser beider sinne; Wan, waz ich beginne, Ald ie meinde, frowe, an dich, Daz was allez minniklich Und gie von stæten triuwen dar. Diu triuwe tuot dich fröuden bar, Daz merk ich an den worten dîn : Du sprichest, liebiu frowe mîn, Ich sî dir gevære; Wærlich* [*lieb*] *ez ist mir swære, Daz mîn herz dir triuwe gît* (Meyer will *giht* bessern) *Und daz dîn dâ widerstrît* (hs. *dawider niht* oder *uiht?*). — xvii 72 ff *Aber sît ich weiz Daz si* (scil. *mîn minneklîchiu klage*) *dich* (hs. *mich*) *fröuden machet arn, So wil ich klagen lâzen varn Und wil dulden stille, Sît ez ist dîn wille.* — xviii 10 *Ach daz wort birt In mir leides ange wer* (hs. *an gewâr*). — xix 34 *So sind ir ougen plik* (hs. *nit*) *hin komen.* — xx 73 ff *daz mir werd ein trunk Dîner* (hs. *Diener*) *minn, so wurd ich junk. Hie mit* [*so*] *wil ich, die wîl (ich) leben, (Mich) dir in stætem dienst ergeben* (vgl. xxi 72 f). — xxiii 1 f *Des ersten in dem prohemio Do gehiez* (hs. *geließ*) *ich.* — 17 f *Die bluomen gar gemæjet Und distel*

dar (hs. *gar*) *gesæjet*. — XXIII 55 *Wie daz nit si versinnet* (hs. *versûmet : minnet*).

Bern, 4 märz 1901. S. Singer.

Am 8 september 1901 starb zu Wien 60jährig Wilhelm Tomaschek, der die historische geographie in philologischem geiste gepflegt und mehr als einmal probleme, die auch uns interessieren, methodisch und geistvoll erörtert hat.

Friedrich Keinz, der am 28 october 1901 im 69 lebensjahre verschieden ist, hat aus den von ihm lange behüteten hsl. schätzen der Münchener hof- und staatsbibliothek manch wertvollen fund ans licht gezogen.

87jährig ist zu Köln am 16 december 1901 Heinrich Düntzer gestorben; er hat der Goetheforschung durch mehr als 50 jahre mit nie ermattendem eifer gedient, und die enge und äufserlichkeit seiner auffassung mag heute zurücktreten hinter dem zähen und treuen fleifse, mit dem er eine fülle von daten und urkunden zum leben des dichters und zur geschichte seiner werke zugänglich gemacht und geordnet hat.

Mit Franz Xaver Kraus starb am 29 december 1901, noch nicht 62 jahr alt, ein gelehrter, dessen vielseitige arbeiten und umfassendes gelehrtes verständnis der mittelalterlichen cultur auch unsern studien förderung gebracht haben : der tod hat ihn verhindert, dem Anzeiger einen ausführlichen kritischen bericht über die mittelalterlichen psalterillustrationen zu liefern.

Wilhelm Hertz, der am 7 januar d. j. 67jährig von uns geschieden ist, vereinigte dichtung und wissenschaft, wie es die deutsche philologie seit seinem grofsen landsmann Uhland, mit dem er die vorliebe für sagenforschung, die vertrautheit mit der poesie des ma.s teilte, niemals gleich fördernd erlebt hat : als übersetzer durfte er mit Gottfried von Strafsburg ringen, in weiser selbstbescheidung und mit feinstem gelehrtentact hat er sich in den dienst Wolframs gestellt. —

Als nachfolger Joh. Schmidts ist prof. WSchulze auf den Berliner lehrstuhl für vergleich. idg. sprachwissenschaft berufen worden. an seine stelle in Göttingen tritt prof. Jacob Wackernagel von Basel. — der privatdoc. dr EZupitza in Berlin folgt einem rufe als ao. professor d. vgl. sprachwissenschaft nach Greifswald.

Die privatdocenten dr RMuch und dr CKraus wurden zu extraordinarien an der Wiener universität befördert.

Der ao. professor der englischen philologie dr WWetz in Giefsen geht als ordinarius nach Freiburg i. B.

Habilitiert haben sich dr WPrellwitz für vgl. idg sprachforschung in Königsberg und dr WDibelius für englische philologie in Berlin.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVIII, 3 juni 1902

Katalog over de oldnorsk-islandske håndskrifter i det store kongel. bibliotek og i universitetsbiblioteket (udenfor den Arnamagnæanske samling) samt det Arnamagnæanske samlings tilvækst 1894—99, udgivet af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. København, Gyldendal 1900. LXV u. 517 ss. gr. 8°. — 10 kr.

Kaum war 1894 das letzte heft seines kataloges über die Arnamagnæanische handschriftsammlung erschienen, so hat sich Kålund im auftrage der Arnamagnæanischen commission daran gemacht ein entsprechendes werk auszuarbeiten über die in isländischer und die in altnorwegischer sprache verfassten, die inhaltlich zu Island, dem alten Grönland oder den Färöern in irgend welcher beziehung stehenden und die auf die eine oder die andere weise aus der Arnamagnæanischen sammlung verschleppten und nicht wider in sie zurückgekehrten manuscripte der übrigen handschriftabteilungen der universitätsbibliothek und sämtlicher handschriftabteilungen der grofsen königlichen bibliothek in Kopenhagen. eine beschreibung der wenigen nummern, um welche sich die Arnamagnæanische sammlung selber seit 1894 vermehrt hatte, beizugeben lag schliefslich nahe. aber mit diesem vielumfassenden programme noch nicht zufrieden, hat der biograph Arne Magnussons auch noch solche in den hauptkatalog nicht hineingehörigen manuscripte besonders verzeichnet, welche entweder nach Arnamagnæanischen codices abgeschrieben oder von Arne Magnusson verschenkt worden sind, und obendrein dem ganzen als einleitung eine etwa 62 seiten lange zusammenfassende darstellung vorausgeschickt, in der er die geschichte und vorgeschichte der hier katalogisierten sammlungen zu einem überblicke über werden, wachsen und heutigen umfang der altnordischen handschriftenschätze ganz Europas erweitert.

Die aufgabe war diesmal insofern nicht derselben art wie bei dem Arnamagnæanischen kataloge, als nicht eine compacte masse von hss. stück für stück zu beschreiben war, sondern aus überwältigenden mengen diejenigen hss. erst ausgewählt werden musten, welche seinem programme gemäfs in den katalog passten. bei der weite dieses programmes war die gefahr unpassende hss. mit aufzunehmen gering, und wenn bei einigen wenigen nicht erkennbar ist, was sie zum erscheinen im hauptkataloge berechtigt, zb. dunkel bleibt, weshalb Add. 4, 8vo nicht erst bei Add. 117, 4to

steht, so hat das nicht viel auf sich. hingegen schützte die weite des programmes natürlich nicht vor dem bei auswählender katalogisierung fast unvermeidlichen und für das publicum eventuell verhängnisvollen fehler passende hss. zu übergehn. welchen grad der vollzählichkeit der hauptkatalog mit 1304 nummern bei der königlichen und 116 nummern bei der universitätsbibliothek erreiche, bin ich durchaus nicht fähig abzuschätzen. nach autopsie kann ich nur von 2 hss. der universitätsbibliothek behaupten, dass sie mit unrecht übergangen sind, Rostg. 21, 4 to und Add. 103, 4 to. dass Rostg. 21 (ehemals 55), 4to, ein dickes sammelsurium Peder Syvs, das sogar Kålund selber in seiner einleitung s. xiff benutzt hat, aufgenommen sein sollte, davon kann man sich durch Suhms Samlinger til den Danske Historie I, 2 (Kbh. 1780) überzeugen, wo s. 105—141 auszüge daraus gemacht sind; schon wegen jenes abschnittes, den Syv im inhaltsverzeichnisse Udtog af Iflandfke Vifer og Sagar nennt, wäre diese nummer unstreitig aufzunehmen gewesen. die auslassung der anderen hs. hängt vielleicht mit einer ungenauigkeit des Arnamagnæanischen kataloges zusammen. dort ist nämlich zu AM. 1045, 4to die parenthese gefügt: (*forhen* Addit. 103, 4to), die leicht dahin ausgelegt werden kann, dass die früher Add. 103, 4to genannte hs. jetzt AM. 1045, 4to heifse, und eine hs. Add. 103, 4to gar nicht mehr existiere. so aber verhält sich die sache keineswegs, sondern — gleichviel, ob die jetzige hs. AM. 1045, 4to früher einmal Add. 103, 4to geheifsen oder zu Add. 103, 4to gehört hat — es existierte auch schon bei drucklegung jener parenthese sowol eine hs. Add. 103, 4to wie eine hs. AM. 1045, 4to. AM. 1045, 4to ist Arne Magnussons eigenhändiger Index in tomos Bartholinianos A—K, und Add. 103, 4to ist eine im april 1738 von Jacob Langebek geschriebene abschrift eben davon. da Kålund mehrere auf der königlichen bibliothek befindliche abschriften dieses index in den hauptkatalog aufgenommen und s. 413 eine vorher übergangene, aber s. 421 — wie das register übrigens nicht ausweist — von ihm selbst als quelle citierte, sogar mit dem ausdrücklichen vermerke nachgeholt hat: 'burde efter den for de øvrige eksemplarer af denne fortegnelse fulgte regel være optaget i katologen blandt oldnorsk-islandske håndskrifter' so kann Add. 103, 4to auf alle fälle nur versehentlich fortgelassen sein. — an hss., welche, blofs nach gedruckten mitteilungen über ihren inhalt beurteilt, noch aufnahme in den hauptkatalog verdient hätten, ist mir vollends nur eine erinnerlich, Gl. kgl. sml. 996, fol., die — laut Holger FrRørdam: Klaus Christoffersen Lyskanders Levned . . . (Kbh. 1868) s. 38 f — Jens Bjelkes dänisches gedicht Relation om Grønland, Huorledis samme Land førſt er bleffuen bekiendt, beboedt, Norges Crone vnderlagt, igien forlobrett, atter wed woris Allernaadigste Herris och Konnings Christiani 4 ti, Hans Ma^{tz} Ahnordningh 1605 opsøgt? usw. enthält; desgleichen nur eine einzige, die

bei den nach Arnamagnæanischen codices abgeschriebenen nachzutragen wäre, Ny kgl. sml. 1553, 4 to. sowol Nikolaysen (Norske Magasin II 167) wie Borchling (Nachrichten von d. kgl. ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. kl., 1900, beiheft s. 97) geben an, dass diese nummer eine abschrift von AM. 891, 4 to enthalte, und letzterer teilt mir brieflich noch mit, dass die abschrift durch Rasbec für Suhm angefertigt sei.

Der innerlichen vollständigkeit des kataloges versichert uns sein vf. mit den worten: 'foruden oplysning om håndskriftets ydre ejendommelighed gives en udtömmende indholdsfortegnelse, således at også for de blandede numre (med ikke oldnorsk-islandske bestanddele) indholdet er fuldstændig anført, bortset fra brevbøger, samlinger af retterbøder og lignende'. aber während der katalog angeblich die für den Arnamagnæanischen aufgestellten grundsätze befolgt, in die ausdrücklich angabe der blattanzahl jeder einzelnen hs. einbegriffen ist, finden wir in würklichkeit mehrmals die gesamtdicke blofs nach centimetern bemessen — bei Add. 225, fol. mit der beteurung : *Bladtal ubestemmeligt* — oder gar, zb. bei Add. 103, fol., vollkommen totgeschwiegen. und die ganze beschreibung dieser, vielleicht recht voluminösen, nummer Add. 103, fol. lautet so:

Pap.

Varia Biographica.

Heri (33, 3 × 20, 8 cm. 4 bl. Bl. 4^v ubeskr.:)

Arngrim Vidalins forslag til det gamle Grönlands genopdagelse, 1704.

Udkast til en til kongen stilet ansøgning, hvori A. V. bl. a. tilbyder selv at ledsage en eventuel expedition til Grönland.

soll nun das ein erschöpfendes inhaltsverzeichnis sein? oder aber gehört diese nummer zu den 'brevbøger, samlinger af retterbøder og lignende'? ich weifs es nicht. aber eine andere nummer — Gl. kgl. sml. 2820, 4 to —, von der der katalog eine noch farblosere gesamtcharakteristik gibt, habe ich mir gelegentlich durch unsere stadtbibliothek hierher erbeten. aus dieser hs., die übrigens in Historisk-topografiske skrifter om Norge og norske landsdele . . . udgivne . . . ved Dr. Gustav Storm (Christiania 1895), Fortale s. 17 und 47 mit '2810' und auch s. 42 gemeint ist, führt Kålund selber in seiner einleitenden abhandlung s. XII eine notiz Peder Syvs an — welche er, nebenbei bemerkt, in dem dort s. XI—XIII so wie so benutzten vorhin schon von mir erwähnten Syvschen bande gleichfalls hätte finden können. wer etwa beim lesen dieser anführung die hs. Gl. kgl. sml. 2820, 4 to, um sich etwas genauer zu orientieren, im kataloge aufschlägt, dem wird mit folgender beschreibung wenig gedient sein:

Pap. 21, 5 × 17 cm. C. 1700. Blandede samlinger.

Indlagt er:

Skipan meðal Skúla jarls ok kórsbrædra *(1 bl.) — afskrift*

af et Arnamagnæansk diplom og forsynet med Arne Magnussons egenhændige notitser.

'De Augmundo Episcopo' *(1 bl.). Ex relatione Brynulfi Svenonis.*

Also *Blandede samlinger* auf ungezählten, nicht einmal geloteten blättern! — ich war von vorne herein auf no. 'Und der mensch versuche die götter nicht' gefasst; da erfolgte gar aus Kopenhagen zunächst noch die antwort, die hs. müsse erst gebunden werden. um so angenehmer überrascht war ich, als bald darauf ein zierliches bändchen mit dem strahlenden rückentitel *Vedrørende* | *danske* | *Bilande* eintraf, das — aufser einem hinter dem neuen vorsatze mitgebundenen alten pappdeckel und einigen zugleich leeren und unfoliierten — 148 frischfoliierte blätter umfasste, von denen die meisten schrift — und zwar recht leserliche — resp. federzeichnung, einige druck und einige gar nichts enthielten. der gesamtinhalt war also doch immerhin andeutbar und die blätter zählbar gewesen! die beiden im kataloge specificierten stücke, deren zweites von Peder Syvs hand geschrieben ist, waren als 9 und 37, das blatt mit der in Kålunds einleitung angeführten Syvschen notiz als 10 foliiert. mein erstaunen wuchs aber noch, als ich die aufschrift des alten pappdeckels, und erst recht, als ich auf dem titelblatte, das allerdings zur zeit der katalogisierung vielleicht nicht gerade als blatt 1 figuriert hat, die folgende — wider von Peder Syv geschriebene — noch heute zutreffende inhaltsangabe las: Findes i denne bog. | 1 Om Ifland, Norge og Anmerkninger til Nordfke Krönike. | 2 Difcurfus Historicus om de Engellænders og Hollænders | Sejlads i Norden. Om Avgmund Bifp af Iifland. | 3. Adfkilligt om Grönland. | 4. Kaftellet Danfkborg. H. Madfes Rejfe - Befkrivelfe til | Oftindien. Skibs-föring derfra. Udtog af Adfkillige | Vore Journaler om Oftindien. | 5. Om Gvinea. | 6. Om Weft-indien. die hs. bietet also aufser Kålunds beiden blättern noch mehreres, das direct in den bereich des kataloges fällt und absolut nicht an brevbøger, samlinger af retterbøder og lignende erinnert, darunter zb. (bl. 12 ff) von Syv geschriebene, und — wie er bl. 10ʳ mit nennung seines namens angibt — auch von ihm selber angestellte, vergleichungen zwischen Peder Claussøns 1633 gedruckter dänischer bearbeitung von Snorre Sturlesøns Norske Kongers Chronica und einer papierabschrift des codex Frisianus.

Die nummer Gl. kgl. sml. 2820, 4to, zu einem erheblichen teile aus Peder Syvs eigener feder geflossen, stammt offenbar ganz und gar aus seinem bücherschatze her, und dass in ihrer beschreibung jede hindeutung auf Peder Syv, für den sich doch noch lange einer oder der andere interessieren wird, fehlt, das ist vielleicht das allerbedauerlichste an dieser erschöpfung — nicht sowol des inhalts als — des verzeichners. eine ähnliche unbill widerfährt freilich, aber offenbar aus einem grundverschiedenen

anlasse, noch ganz anderen gröfsen als Peder Syv. es ist gewis sehr liebenswürdig, wenn der katalog allen seinen benutzern zb. die kenntnis zutraut, dass Nicolai Klimii iter subterraneum ein werk Holbergs sei, und eine isländische übersetzung oder bearbeitung davon in Thott 1773, 4to einfach als 'Niculausar Klims | underjardar Reyfa' aufführt, aber die logische folge dieser liebenswürdigkeit ist die, dass ein benutzer, der sich etwa für bearbeitungen Holbergscher schriften interessiert, im personennamenregister unter Holberg — wo unlogischerweise schon ein hinweis auf Ny kgl. sml. 206 k, 8vo fehlt — auch keinen hinweis auf Thott 1773, 4to findet. da Holberg mit zwei andern nummern würklich im personennamenregister vertreten ist, so muss der benutzer schon ein gut teil skepsis mitbringen, um die flinte nicht gleich ins korn zu werfen, sondern nach jeder einzelnen Holbergschen schrift im systematischen inhaltsverzeichnisse zu suchen. noch anders ligt die sache vielleicht in folgendem falle: während der Arnamagnæanische katalog an 3 von den 4 stellen, an denen er Bergens Fundats erwähnt, als den vf. dieser schrift Herluf Lauritssön angibt, schweigt der neue katalog, der Bergens Fundats gar 5 mal nennt, mit beängstigender beharrlichkeit alle 5 mal über den vf., infolge wovon Herluf Lauritssön im personennamenregister überhaupt nicht auftritt. hält Kålund Herluf Lauritssön nicht mehr für den vf. von Bergens Fundats? oder soll im gegenteile seine verfasserschaft zu selbstverständlich sein, um überhaupt erwähnt zu werden? schon aus rücksicht auf das personenregister kann ich nie einen vf. als selbstverständlich gelten lassen; aber auch abgesehen von dieser rücksicht ist die annahme der selbstverständlichkeit des vfs. durchaus verwerflich; denn was dem einen selbstverständlich ist, ist es darum noch lange nicht auch dem andern. mir ist es zb. selbstverständlich, dass der vf. der schrift, auf welcher 'Faheirdar forundrunarlegar Historiur um Americam' in Thott 481, 8vo beruhen, weder *Seb. Frans*, wie im kataloge, noch Franz, wie im register steht, sondern Sebastian Franck heifst, und dass die Slesuici oppidi topographia in Gl. kgl. sml. 2432, 4to von Adam Tratziger herrührt, während letzteres für Kålund so wenig selbstverständlich ist, dass dieser — als Hamburger chronist hier zu lande natürlich besonders bekannte — mann im kataloge Fraziger genannt wird und infolge dessen im register unmittelbar unter jenem Franz recht schön im verborgenen blüht.

Nur von fall zu fall entscheidbar ist dagegen die frage, ob ein handschriftenkatalog von der gattung der Kålundschen kataloge es hinsichtlich des themas eines textes, für den er nicht auf gedruckte litteratur verweisen kann, bei der titel- resp. titel- und verfasser-angabe bewenden lassen dürfe oder aber das thema selber zu charakterisieren, seine sphäre wenigstens anzudeuten habe. im allgemeinen sollte den ausschlag nicht der vermeintliche wert,

die vermeintliche wichtigkeit des betreffenden textes geben — denn was mir heute gleichgiltig ist, kann mir morgen unschätzbar sein —, sondern die angemessenheit, prägnanz und durchsichtigkeit des überlieferten titels. ich bekenne dankbar: Kålund bietet in dieser hinsicht sehr viel; aber — es kommt ja ganz darauf an, mit welchen vorkenntnissen man ihn list — für meine unwissenheit noch lange nicht genug. vermag man sich bei einem titel nichts rechtes zu denken, so kann man ja allerdings seine zuflucht noch zu dem systematischen inhaltsverzeichnisse nehmen, aber erstens ist diese zuflucht etwas unbequem und zweitens nicht immer lohnend. wenn ich den pompösen titel einer schrift Jón Ólafssons von Grunnavík 'Vindex Traducis Memoriæ' würklich im register unter literaturhistorie widergefunden habe, so bin ich doch noch nicht viel klüger als ich war.

Der katalog löst so viele litterar- und personalgeschichtliche, paläographische und bibliothekarische fragen, dass es naseweis wäre ihm daraus einen vorwurf zu machen, dass er auch manche frage in dubio lässt, die der fernstehende geneigt sein möchte für entscheidbar zu halten. genug, wenn eine solche frage klar formuliert ist, mögen selbst die gründe ihrer unentscheidbarkeit verborgen bleiben. aber die ausdrucksweise Kålunds ist nicht durchweg klar, und ich wenigstens kann mich des verdachtes nicht erwehren, dass er zuweilen, selbst wo sie an sich klar ist, etwas anderes sagen will, als er sagt. er constatiert ohne jedes wenn und aber bei drei hss., dass sie von einem und demselben Magnús Jónsson, und bei 36 hss., dass sie von einem und demselben ThMIsfjord geschrieben sind. es überrascht daher — hat aber gewis seine gründe —, dass ein so gewiegter schriftkenner die frage, ob einer von beiden und welcher von beiden der schreiber sei, bei Ny kgl. sml. 1159, fol. und 1283, fol. nicht entscheidet, auch nicht sagt, ob beide nummern von einem und demselben schreiber geschrieben seien, sondern bei jener nummer nur bemerkt : *På titelbladet har* Th. M. Isfiord *underskrevet sig som afskriver, men hans navn er senere overstreget og i marginen rettet til* M. Jonſen, und bei dieser: *På titelbladet har skriveren undertegnet sig* Th. M. Isfiord, *men dette navn er overstreget af Suhm og erstattet med* „ved Magnus Johnſen". nun macht es aber für den fall, dass in würklichkeit Isfjord nicht der schreiber ist, einen unterschied, ob Isfjord angibt, er sei der schreiber, oder ob der schreiber angibt, er heiſse Isfjord, und sollte dieser unterschied hier wol beabsichtigt sein? — als *defekt* gilt bald eine hs., die etwas von ihrem ursprünglichen inhalte eingebüſst hat, bald ein text, der angefangen, aber nicht zu ende geschrieben ist. wenn nun Storm Norges gamle Love iv, 409 von Gl. kgl. sml. 3669, 8vo — einerlei, ob mit recht oder mit unrecht, jedesfalls unzweideutig — sagt: 'Afskriften stanser med Cap. 62 og har aldrig gaaet længer', Kålund dagegen

sich ausdrückt: *Ender defekt* „ſidan er x we“ (*kap.* 63; *Ng L. kap.* 62), *hvorefter ifølge den forudgående indholdsfortegnelse endnu to kapitler mangle*, so weiſs ich trotz der ausführlichkeit dieser angabe doch noch nicht, ob damit Storm beigestimmt oder aber widersprochen sein solle; denn das wort *defekt* ist ja bei Kålund doppelsinnig, und der widerspruch gegen fremde behauptungen kleidet sich bei ihm fast immer in ein möglichst unauffälliges gewand. seine art andere zu corrigieren ist unstreitig eben so vornehm wie kurz, und wenn zb. Storm aus einem vermerk auf dem deckel der hs. Ny kgl sml. 1074, fol. herauslist, sie sei einmal ‘vdi S. Niels Frandtzens goedtz til Udrebning’ gekauft, so genügt es allerdings sie kurzweg auf ‘S. Niels Frandtzens goedtzsis vdrobningh’ gekauft sein zu lassen; auch ligt, sobald einer angabe Kålunds ein absolutes nichts bei Storm gegenübersteht, auf Kålunds seite also ein offenbares plus vorhanden ist, wol immer eine bewuste ergänzung vor; ob immer eine überlegte, ist ein ander ding. zum codex Gl. kgl. sml. 3264, 4 to macht Kålund die bei Storm absolut nicht zu findende angabe: *På snittet læses navnet* „N. Lou“, und demgemäſs erscheint auch Lou, N. — freilich ungeschlechtig, titel- und charakterlos und nur durch jenen einen codex legitimiert — im personenregister. aber sollte diese scheinbar so isolierte persönlichkeit, die sich auf dem schnitte eines norwegischen landrechts verewigt hat, nicht nahe mit dem berühmten herrn Marcus Platz in Venedig verwant sein, sich nur — gerade wie der herr Lefebure des registers — etwas altmodisch mit *u* statt *v* schreiben und mit vollem vornamen *Norske* heiſsen? — ist dagegen das plus auf Storms seite, so wird man sich vergeblich fragen, ob Kålunds schweigen eine correctur bedeuten solle oder nicht. bei dem Arnamagnæanischen kataloge hat man in manchen solchen fällen dank einer eigentümlichen weitherzigkeit seiner register die möglichkeit einer controle; diesmal aber sind die handschriftenbeschreibungen in Norges gamle Love IV für die register nicht intensiver — hierin soll durchaus kein tadel liegen — als für den katalog selber ausgebeutet, man darf daher im personennamenregister zb. unter Gudmundur Magnússon, der laut Finsen und Storm die nummer Ny kgl. sml. 1083, fol. geschrieben hat, keinen hinweis auf diese nummer erwarten, da der katalog bei ihrer beschreibung keinen Gudmundur Magnússon erwähnt; und da der katalog auch weder einen andern schreiber für sie namhaft macht noch den schreiber ausdrücklich als unbekannt bezeichnet, so wird der durchschnittssterbliche nicht viel weiter als bis zu einem non liquet gelangen.

Abgesehen von der soeben angedeuteten abweichung sind die register wesentlich ebenso eingerichtet wie bei dem Arnamagnæanischen kataloge. auch auf die unterscheidung der indirecten hinweise von den directen durch runde klammern ist nicht verzichtet, und das ist allerdings insofern erfreulich, wie

dinge als im kataloge indirect erwähnt registriert werden, die in ihm durchaus nicht erwähnt, sondern höchstens bei lebhafter phantasie leicht in ihn hineinzudichten sind, und die klammern die erforderliche suggestion nun wenigstens sachte vorbereiten. wenn der katalog bei Gl. kgl. sml. 2894 a-c, 4 to, bänden, die am schlusse des 18 jhs. geschrieben sind, bemerkt: *Vol. I bærer på forsatsbladet påtegningen* „Skienket af Hans Kongelige Höyhed Cron-Printzen", so ligt hierin unbestreitbar eine indirecte erwähnung Frederiks VI. dagegen wenn der katalog zb. bei Gl. kgl. sml. 2886, 4 to bemerkt: *Dediceret til Kristian VI*, und darauf hin dann das systematische inhaltsverzeichnis im abschnitte Bibliografi (incl. Håndskriftfortegnelser og Kataloger) unter dem stichworte Navneciffer das monogramm Kristians VI als indirect erwähnt bucht, so ist diese sorte von erwähnung denn doch etwas gar zu indirect, um selbst nur als eine versteckte anspielung passieren zu können. hier ist also nicht registriert, sondern es ist eine im kataloge selber versäumte angabe nachgeholt, und zwar an doppelt ungehöriger stelle; denn was haben die einigen bänden aufgedruckten königlichen monogramme überhaupt im systematischen inhaltsverzeichnisse unter bibliographie zu suchen? solch monogramm an sich ist doch nichts bibliographisches, und selbst seine ausdrückliche erwähnung in der beschreibung des damit geschmückten bandes ist doch nicht bibliographischer als irgend eine andere angabe des kataloges! wir haben es hier wol nicht mit einer der schlichten gedankenentgleisungen des registrators zu tun, sondern mit dem verzweifelten durchbruch aus einer selbstgeschaffenen zwickmühle. die erwähnung des monogramms eines königs, zb. des monogramms könig Frederiks VI, hätte von rechts wegen im personenregister gebucht zu sein als eine erwähnung des betreffenden Königs, gerade so gut wie die erwähnung des einem bändepaare aufgedruckten wappens des etatsrats NFoss dort als erwähnung — vermöge schlichter gedankenentgleisung sogar doppelt, als indirecte und als directe erwähnung, — dieses NFoss, und weder unter bibliographie noch unter heraldik, gebucht ist. nun steht aber über dem personennamenregister: Fyrstelige personer opføres under *Statshistorie*; das vorhandensein des monogrammes könig Frederiks VI auf einem buchrücken — alias: die einbindung eines buches der königlichen bibliothek während der regierung Frederiks VI — für Statshistorie auszugeben, das wäre doch aber allzu lächerlich. wo also damit hin? in die buchhistorie! ergo : in die bibliographie! — der nachprüfende leser wird einwenden : 'ja, aber Frederik VI steht ja tatsächlich doch im personennamenregister!' gewis, lieber leser, da steht er; glaube nur, ich hatte ihn nicht übersehen; er steht ja unmittelbar unter freund 'Fraziger'; aber da steht er als kronprinz, nicht als könig, und so lange man nur kronprinz von Dänemark ist, ist man — — keine fürstliche person!

Für mängel des kataloges, die sich in ihnen widerspiegeln, darf man natürlich nicht die register verantwortlich machen, und ihre eigenen verhältnismäfsig jedesfalls wenigen absoluten mancos sind so reichhaltigen und in den ziffern correcten registern zu verzeihen; aber nur bei geduldiger — mit Bussæus-Kålund zu reden — 'perillustration' wird sich der benutzer das, was ihm nützlich ist, aus diesen registern zusammenpicken; denn logik und consequenz ist nicht ihre stärkste seite. wenn man weifs, dass eine der 18 hauptabteilungen des systematischen inhaltsverzeichnisses eigens für Indskrifter (Runer), Afbildning, Alfabeter, Numismatik, Palæografi bestimmt ist, und man da würklich eine menge runologischer litteratur registriert sieht, woher soll einem dann die erleuchtung kommen, dass in die hauptabteilung Arkæologi noch eine 'Conjectura over Skriften paa det nyfundene | Guld-Horn' versteckt ist? wie soll jemand, der etwa material zu einer geschichte des katholischen gottesdienstes sammelt, ahnen, dass die hauptabteilung Geografi og Rejser, Topografi, Etnografi unter dem stichworte Zwoll etwas für ihn enthält, worauf die liturgische abteilung nicht einmal hindeutet, nämlich lateinische 'Regler for gudstjænesten i Zwoll'? warum stehn bei der Leksikografi die färöischen wörterbücher und wortsammlungen unter dem stichworte Færøsk, wenn die andern unter den stichworten Ordbog, Ordsamling zusammengefasst sind? —

So bewundernswert das neue werk Kålunds, selbst bei hoher einschätzung der älteren fremden und eigenen vorarbeiten, erscheint, wenn man die kürze der zeit bedenkt, in der es zu stande gebracht ist, so beklagenswert muss man seine mängel finden, wenn man die länge des zeitraumes erwägt — man kann wol getrost ein jahrhundert prophezeien —, dem es als fort und fort zu hilfe gerufener und mafsgebender führer durch einen wahren wust von hss. dienen wird. —

Die dem kataloge vorangestellte abhandlung 'Den nordiske (norrøne) oldlitteraturs samling og bevaring. Herunder tillige opslysning om de i katalogen behandlede håndskriftsamlinger' teilt, selbst über bereits so bekannte personen wie Brynjólfur Sveinsson und Jón Eggertsson, sehr viel neues mit, bringt auch einige berichtigungen und ergänzungen zu dem kataloge selber und ist fast durchweg glatt und mit genuss zu lesen. der vf. hat, wenn auch natürlich nicht ebenso viel arbeit, so doch eben so grofse sorgfalt auf die darstellung wie auf die gewinnung seiner ergebnisse verwant. ja er geht in dem löblichen bestreben die verschlungenen fäden behutsam entwirrt dem leser einzeln vorzulegen mitunter sogar zu weit: eine und dieselbe fahrt Jón Eggertssons von Kopenhagen nach Island wird s. XXVII als eine action in seinem processdrama und s. XXIX noch einmal als eine zum handschriftenaufkauf für die Schweden unternommene reise erzählt,

ohne dass man auf die identität beider reisen sofort aufmerksam gemacht wird. dem leser kommt ihre identität um so langsamer zu klarem bewustsein, als sich in die der zweiten erzählung voraufgehnden zeitangaben ein irrtum eingeschlichen hat. woher Kålund weiſs, dass die sogen. bestechung Jón Eggertssons schon 1681, und nicht etwa 1682, stattgefunden hat, ist mir unbekannt; aber gleichviel, ob sie 1681 oder in der ersten hälfte von 1682 stattgefunden hat, selbst für den zweiten fall kann man unmöglich sagen: 'Under sit ophold i København 1682—83 var Jón Eggertsson kommen i berøring med den svenske regering, først som afskriver, men snart nöjere knyttet til denne som hemmelig håndskriftopkøber på Island'; denn vom 24. juni 1682 bis tief in das jahr 1683 hinein war Jón Eggertsson ja, eben als handschriftaufkäufer für die Schweden, schon, und zwar zum letzten male in seinem leben, auf Island.

Am interessantesten, aber auch heikelsten, ist der versuch aus abschriften, gelegentlichen erwähnungen und alten verzeichnissen zu ermitteln, welche altnordischen pergamenthandschriften, auſser den Resenschen, der 1728 verbrannten alten Kopenhagener universitätsbibliothek angehört haben, und wann und auf welchen wegen sie hineingekommen waren. Kålund schlägt die sicherheit mancher der neuen resultate, zu denen er hier gelangt, selber nicht hoch an, aber die sicherheit einiger doch noch weit höher, als sie verdient. er hält für vollkommen sicher, dass eine hs. der bibliothek ein Speculum regale in altnordischer sprache auf pergament enthalten hat, und für wahrscheinlich, dass diese hs. zugegangen war 'i løbet af 17. årh.'. unter 'løbet af 17. årh.' kann für diesen fall nur der teil des 17 jhs. bis allerhöchstens zum 28. januar 1662 verstanden sein; denn dass die von Kålund gemeinte hs. — Ambros. II, 4, 1, d. h. codex 1 auf brett 4 der abteilung II des capsa Ambrosii genannten bücherschrankes — am 28. januar 1662 bereits vorhanden war, ist durch das an diesem tage unterzeichnete abschriftlich erhaltene und von SBirket Smith: Om Kjøbenhavns Universitetsbibliothek før 1728 . . . (Kbh. 1882) s. 137 ff teilweise herausgegebene revisionsinventar gesichert. während — laut abschrift in AM. 901, 4to — dies inventar jenen codex bloſs als: Liber, in qvo continentur 16 tractatus, qvos 1 pagella ostendit, charakterisierte — wovon die abschrift in Add. 218, 4to nur mit prima, anstatt 1, nennenswert abweicht — hat sich Peder Syv in Rostg. 21, 4to denselben codex notiert als: Varia. Mirabilia Norvegiæ. in Membr.; mindestens einer der vielen tractatus des codex Ambros. II, 4, 1 war mithin auf pergament geschrieben und betitelt: Mirabilia Norvegiæ — altså, folgert Kålund, et Kongespejl-håndskrift. jene notiz Peder Syvs ist das einzige, was Kålund für diese altnordische Kongespejl-handschrift als beweis beibringt; namentlich fehlt — was schwer ins gewicht fällt — jedes zeugnis für sie von seiten

Arne Magnussons, während die Resensche pergament- und sogar eine Resensche papier-handschrift des Speculum regale durch abschrift oder auszug in der Arnamagnæana vertreten sind. wo aber ist sonst noch das Speculum regale betitelt: Mirabilia Norvegiæ? in dem werke, das heute und von altersher Speculum regale heifst, ist ja freilich unter anderm auch von merkwürdigkeiten Norwegens die rede, und Laurents Hanssøn schreibt in der dedication seiner von Storm in Vid.-Selsk. Skrifter, hist.-fil. kl., 1898, no 1 (Kristiania 1899) herausgegebenen saga-übersetzung: 'Menn om de vnderlige Norrigis riges euentyr *etc.* der er en ſtor bogk paa norſke mall om giortt denn ßom kalles paa norſke kunga ſpegill (: *Speculum regale*). thenn ſyllier ſit naffnn thi att ther er meere vdi thet ßom herrer villie vidhe æn almuges folk er megit tarffligtt'. aber entweder muss man mit Storm (s. IX) sagen, das Speculum regale werde hier beschrieben 'paa en saa uklar Maade, at man ikke tydeligt ser, om Forfatteren virkelig har studeret det', oder man muss annehmen, es sei hier ein wesentlich anderes werk als das, welches wir unter Speculum regale verstehn, gemeint, und zu gunsten dieser zweiten alternative liefse sich natürlich das von Storm aao. besprochene unauffindbare citat Laurents Hanssøns aus seinem *speculo regali Noricorum* geltend machen. selbst zugegeben aber, der titel Mirabilia Norvegiæ sei für das buch, das wir Speculum regale nennen, ebenso angemessen wie zb. Jón Eggertssons name Nya Testamentid für das Stockholmische homilienbuch, so bliebe noch immer zu beweisen, dass mit jenem lateinischen titel Mirabilia Norvegiæ ein altnordisches Speculum regale gemeint sei und nicht etwa eine lateinische übersetzung oder ein lateinischer auszug. Storm hat im Arkiv f. nord. fil. 1, 110ff nach einer jetzt in AM. 904, 4to aufbewahrten eigenhändigen abschrift Arne Magnussons einen solchen im 14 jh. verfassten lateinischen auszug veröffentlicht, auf den die benennung Mirabilia Norvegiæ sogar weit besser als auf ein ganzes Speculum regale passen würde, da er gerade die 'multifaria mirabilia in aquilonaribus mundi partibus emergentia' behandelt und mit denen Norwegens den anfang macht. dass auf alle fälle für den codex Ambros. II 4, 1 mit viel gröfserer wahrscheinlichkeit ein lateinischer als ein altnordischer text vorauszusetzen ist, ergibt sich aber aus folgendem: bereits vor etwa einem halben jh. hat Friedrich Lorenz Hoffmann nicht nur die bibliothekarische welt im allgemeinen durch eine Serapeum XV (1854) s. 314ff gedruckte mitteilung, sondern auch — wie eben dort zu ersehen — brieflich seinen Kopenhagener collegen Bølling darauf aufmerksam gemacht, dass die Hamburger stadtbibliothek einen im jahre 1702 durch Michael Richey nach einer von Marquard Gude [† 1689] hinterlassenen vorlage abgeschriebenen katalog über die capsa Ambrosii der 1728 verbrannten Kopenhagener universitätsbibliothek besitze. aus Hoffmanns — vielleicht

zu knappen — brieflichen angaben hatte Belling offenbar nicht erkannt, dass dieser katalog sich mit dem in AM. 901, 4to enthaltenen inventar der capsa Ambrosii nicht decke; bei einer vergleichung von AM. 901, 4to mit Hoffmanns gedruckten angaben ist aber, obwol letztere nicht durchweg correct sind, die grofse verschiedenheit des katalogs von dem inventar nicht zu verkennen. und ebenso unverkennbar ist anderseits, schon bei vergleichung blofs von Hoffmanns gedruckten angaben mit Peder Syvs in Rostg. 21, 4to enthaltenen notizen über die capsa Ambrosii, ja selbst nur mit der bei SBirket Smith aao. s. 158 ff unter dem striche gedruckten auswahl aus ihnen, die nahe verwantschaft der Syvschen notizen und des kataloges. ich geh auf die verwantschaftsverhältnisse um so weniger hier ein, als ich die Richeysche abschrift (cod. ms. hist. litt. 77 in 4to der Hamburger stadtbibliothek) im Centralblatt f. bibliothekwesen in extenso zu veröffentlichen gedenke, falls sich nicht etwa Richeys unmittelbare vorlage noch wiederauftreiben lässt.[1] bei Richey nun sieht das verzeichnis über den inhalt des codex Ambros. II 4, 1 so aus:

Expofitio fuper Donatum.
De Algorithmo f. Arithmetica. profaice.
Arithmetica. metrice.
+ De Barbarismo et Solœcismo.
Fragmentum Grammaticum.
+ Comment. in 1. editionem Donati.
Algorithmus f. Arithmetica.
Saxonis Hildensheimenfis computus.
Algorithmus metrice.
Johannis Hifpani Secreta fecretorū. f. de Diæta.
Cafus fummae excommunicationis.
Mirabilia Norvegiae.
Auctoritates phyficae et logicae utiliores.
Excerpta ex libro diuifionum Boëthii.
De virtutibus, maxime regis, metrice.
De Sacrobofco de Sphaera.
Cautelae in Algorithmis.
Varii rhythmorum modi.
Computus ecclefiasticus. Omnia in M.

angesichts dieses verzeichnisses wird Kålund es wol ebenso wahrscheinlich finden, dass die Mirabilia Norvegiæ nicht unter larven die

[1] Richeys unmittelbare vorlage steht sowol in der Bibliotheca . . . à . . . Marquardo Gudio . . . congesta, quae . . . distrahetur Hamburgi ad d. 4 August. an. 1706, Kilonii s. a. [1705] p. 575, no. 565 [rectius : 365] wie im Catalogus . . . codicum mstorum . . ., quos colligere licuit . . . Gudio, Kilonii 1709, p. 55, no. 346 verzeichnet als quarthandschrift mit dem titel : Catalogus Librorum Manufcriptorum Bibliothecæ Publicæ Hafnienfis. eine in das Centralblatt f. bibliothekwesen XVIII (1901) s. 330 von der redaction gütigst eingerückte frage nach dem verbleib dieser quarthandschrift ist bisher leider unbeantwortet geblieben. sie sei deshalb hiermit widerholt!

einzige fühlende brust, sondern selber eine larve, gewesen seien, wie 'at den „kronica gestorum Noricorum“ (Dipl. Norv. v, nr 586), som Aslak Bolt ved sin forflyttelse som ærkebiskop førte med sig fra Bergen til Trondhjem, har været på Latin, da hele hans øvrige bogsamling viser sig at bestå af teologisk og grammatisk latinsk litteratur'.

Das ist aber nicht die einzige wahrscheinlichkeit, von der diese inhaltsangabe des codex Ambros. II 4, 1 überzeugt. noch höher ist die wahrscheinlichkeit, dass der codex nicht erst i løbet af 17. årh., sondern bereits früher zugegangen war; denn jetzt sehen wir ihn als codex 23 der abteilung I des brettes (von oben nach unten gezählt) 5 in gesellschaft sehr vieler anderer insassen der spätern capsa Ambrosii schon stehn In Capsa Bibliothecæ novæ meridionali ad januam, in qvam ex veteri Bibliotheca translati sunt Ao. J. Chr. MDCIII. dessen inhalt gibt der 1603 geschriebene katalog, laut SBirket Smith aao. s. 92, nämlich so an:

Donatus.
Itim Arithmetica.
Itim Astronomica.
Itim Sphærica qvædam, Computi &c.

Den fall Mirabilia Norvegiæ habe ich nicht aufs geratewol herausgegriffen, er ist vielmehr der einzige, in dem ich meinen unglauben so gründlich begründen kann. aber es würde mich nicht überraschen, wenn sich auch aufserhalb Hamburgs auf deutschen bibliotheken kataloge, reisetagebücher oder andere notizen aufstöbern liefsen, die das nordische material zu ergänzen geeignet sind.

Im allgemeinen möcht ich noch bemerken, dass Kålund aus diesem nordischen materiale nicht immer buchstabengetreu genug, ja nicht einmal, wo er volle anführungszeichen setzt, immer wortgetreu citiert, vielleicht sogar nicht ganz ohne lesefehler: Peder Syv hat sich in Rostg. 21, 4to hss. notiert, qvæ ad Historiam n̄ram — nicht historias nostras — fpectant; anderseits ist, falls selbst in dem s. XXXVIII abgedruckten briefstücke zweimal deutlich ibidem geschrieben stehen sollte, doch beidemal damit eben so sicher itidem gemeint wie mit dem immorem, zu ende des citates, immemorem. ob der name der Cheltenhamer bibliothek s. LXIV dazu von anführungsstrichen flankiert wird, damit man nicht übersehe, dass er falsch ist, und warum er — falls die anführungsstriche so gemeint waren — nicht lieber, ohne anführungsstriche, richtig geschrieben ist, ist mir unklar; ein leser, der nichts von Thomas Phillipps weifs, wird das 'Philippe Collection' ruhig für baare münze nehmen.

In das lob, das Kålund am schlusse seines aufsatzes der aufserordentlichen liberalität der nordischen bibliotheken spendet, muss ich nicht nur aus voller seele und voller kehle, sondern

sogar aus vollem portemonnaie einstimmen: sowol die königliche wie die universitätsbibliothek zu Kopenhagen hat nicht nur die auf unsere stadtbibliothek erbetenen hss. bereitwilligst direct übersant, sondern obenein auch die kosten der übersendung getragen. so weit haben wir hier es noch nicht gebracht!

Hamburg, 17 september 1901. FRITZ BURG.

Texte und untersuchungen zur altgermanischen religionsgeschichte. hrsg. von FRIEDRICH KAUFFMANN. texte. 1 bd. Aus der schule des Wulfila. Auxenti Dorostorensis epistula de vita et obitu Wulfilae im zusammenhang der Dissertatio Maximini contra Ambrosium. mit einer schrifttafel in heliogravüre. Strafsburg (Trübner) 1899. LXV und 135 ss. 4°. — 16 m.

Wer sich mit Wulfilas leben und lehre eingehender beschäftigt hat, der hat sicher auch das bedürfnis nach einer erneuten collation und vervollständigung der von Waitz und Bessell nur zum teil veröffentlichten Pariser fragmente empfunden. man mochte die hoffnung nicht aufgeben, dass eine widerholte lesung der vielfach verstümmelten und verdunkelten randschrift noch zur aufhellung zweifelhafter stellen in Auxentius nachrichten über Wulfila beitragen werde, und man durfte erwarten, dass eine vollständige veröffentlichung der erörterungen über das concil von Aquileja, denen Auxentius schrift eingefügt ist, nicht nur über die dort verhandelten glaubensstreitigkeiten sondern auch über Wulfilas verhältnis zu ihnen, über seine letzte reise und über sein glaubensbekenntnis weitere aufklärungen bringen werde. das vorliegende werk, welches uns den vollständigen und berichtigten text mit einer knappen aber inhaltreichen einleitung und aus umfassender litteraturkenntnis schöpfenden anmerkungen bietet, hat jene erwartungen im allgemeinen nicht getäuscht. die notwendige grundlage für die beurteilung jener fragen ist durch Kauffmanns mühevolle quellenpublication geschaffen, und nicht wenig ist es was darin in ein neues licht gerückt wird. anderes freilich bleibt bei dem traurigen zustand der überlieferung im alten dunkel, und die eigene leistung des herausgebers bedarf trotz seiner nicht gering anzuschlagenden verdienste um die herstellung und erläuterung des textes einer gründlichen revision, die meines erachtens zu einer von K.s ergebnissen wesentlich abweichenden beantwortung der schwebenden fragen führt.

Die von K. ins 5/6 jh. gesetzte randschrift befindet sich bekanntlich in einem Pariser codex des 5 jhs., dessen hauptinhalt die schrift des Hilarius über die trinität gegen die Arianer, zwei bücher von Ambrosius schrift De fide und die acten des concils von Aquileja bilden. die randschrift (ich nenne sie im folgenden PR) ist ihrem inhalt gemäfs nur auf den rändern der beiden letztgenannten stücke eingetragen; denn mit Ambrosius und dem concil von

Aquileja beschäftigt sie sich fast durchweg. K. druckt zunächst PR mitsamt dem text (P), den sie umrahmt, wortgetreu ab und lässt darauf eine kritische ausgabe von PR folgen. das unsicher überlieferte ist in dem buchstäblichen abdruck wie in dem kritischen text durch cursivdruck gekennzeichnet; verschiedene arten der einklammerung machen überdies einerseits das was K. als glossem betrachtet, anderseits seine eigenen zutaten kenntlich. die einrichtung ist nicht ohne mängel. ungern vermisst man unter dem texte die Waitzschen lesungen; was über sie in den anmerkungen mitgeteilt wird, ist nicht vollständig (vgl. unten s. 211). statt der vielen einklammerungen von worten, die oft mit mehr als zweifelhaftem rechte für zusätze erklärt werden, wünschte man die in der hs. zwischen den zeilen gemachten nachträge durchweg auch in dem kritischen texte gekennzeichnet zu sehen, während sie hier oft genug auch in fällen, wo sie augenscheinlich nicht in den zusammenhang gehören, ohne bezeichnung in den fortlaufenden text aufgenommen sind. so darf man den kritischen text nicht ohne beständige vergleichung des abdruckes der hs. und der anmerkungen benutzen. dabei stofsen einem aber manche widersprüche auf. was im abdruck durch antiqua als deutlich lesbar gekennzeichnet wird, ist in der kritischen ausgabe gelegentlich durch cursivdruck als 'unsicher überliefert' bezeichnet und umgekehrt, und verstümmelte worte, auf deren herstellung auch im kritischen text verzichtet werden muste, finden sich hier anders als dort widergegeben. so stehn auf der ersten seite des buchstäblichen abdruckes und der kritischen ausgabe einander zb. gegenüber: ei scrib*tae*—*ei scribtae*; *st*—*st*; *sc... as ... iniuri* — sc ... as ... iniuri; e ... *nc* .. r. m. .. — c. .. nc .. r. m. el; *tunc* (übergeschrieben) — tunc (im text); *au*ctor — auctor; *pro*fes ..... — profes*sionis*; scrib*turarum* — scriburarum; *sen*tenti .. — *sen*tent*ia*; noluit — *nol*u*it*; *quo*niam — *quo*ni*am*; *in* bl*asfe* | e .... er ..... *p* — *in blasfemiam erupit* imperatorum *precepti*; usw. diese ungenauigkeiten werden ja keinen grofsen schaden stiften, aber sie überschreiten doch das mafs des unvermeidlichen. schlimmer sind schon stellen wie die folgende in K.s kritischem text 76, 36: Religiosi parentes episkopi nostri *autem* reuocare eos desiderantes, ut eorum personant u*erba*, hi cum humilitate agebant: „cristiani ad cristianos uenimus", unde et illi, inflati humili responso procacitate indigna dicebant: „cristianos nos conprobastis". re uera fecerunt nostri sicut scriptum est etc. das ist durchaus keine vernünftige construction. vergleichen wir den abdruck der hs., so sehen wir, dass episkopi nostri *autem* und vor allem auch das nostri hinter fecerunt glosse ist, und dass nicht nur die im krit. text cursiv gedruckten buchstaben sondern die worte *uerba hi cum* unsicher sind. statt *hi* mufs jedesfalls *quae* gelesen werden, und der satz lautet: Religiosi parentes revocare eos desiderantes, ut eorum

personant verba, quae cum humilitate agebant „cristiani ad cristianos venimus“ (unde et illi . . . dicebant „cristianos nos comprobastis“), re vera fecerunt sicut scriptum est etc. — auch andere verfehlte textherstellungen werden uns noch begegnen.

Die ganze randschrift betrachtet K. als glossierte copie einer 'Dissertatio contra Ambrosium' die er ins jahr 383 setzt und dem in ihrem ersten bestandteil genannten bischof Maximin zuschreibt. er identificiert diesen trotz den von Waitz geäufserten bedenken mit einem gleichnamigen Arianerbischof, der im j. 427 in begleitung gotischer truppen nach Afrika kam, dort ein religionsgespräch mit Augustin abhielt und von diesem im j. 428 in einer besonderen schrift angegriffen wurde.

K.s beweisführung liest sich recht hübsch und glatt, aber die verhältnisse liegen doch wesentlich anders als seine zuversichtliche darstellung erkennen lässt.

Zunächst kommt schon die verschiedenartigkeit der einzelnen bestandteile der randschrift bei ihm nicht voll zum ausdruck. PR zerfällt äufserlich schon auf den ersten blick in zwei hälften, die durch 24 am rande unbeschriebene blätter von einander getrennt sind. aber nicht nur äufserlich. eine 'dissertatio contra Ambrosium' kann man überhaupt nur die zweite hälfte nennen. sie setzt mit einem citat aus Ambrosius De fide ein, um diesem eine entgegnung des Palladius anzuschliefsen; es folgt noch einmal ein stück aus der Ambrosianischen schrift und eine gegenbemerkung des Palladius, die dann ohne unterbrechung des sachlichen und stilistischen zusammenhanges auf das concil von Aquileja übergeht. Palladius wird dabei nach wie vor in dritter person genannt. gegen Ambrosius bleiben die ausführungen fortdauernd gerichtet, auch seine schrift De fide wird mit berücksichtigt. es gilt für die ganze zweite hälfte von PR, aber auch nur für sie, was K. unrichtig über PR ohne unterschied behauptet, dass 'von anfang bis zum ende die apostrophen an Ambrosius stetig widerkehren'. Ambrosius verhalten in Aquileja wird in PR 2 aufs schärfste getadelt, im anschluss an die einzelnen vorgänge wird er formell und materiell ins unrecht gesetzt. im engsten zusammenhang damit werden die ansprüche des vom concil ferngebliebenen römischen bischofs Damasus und deren unterstützung durch Ambrosius sowie das von Damasus in Sirmium durchgesetzte glaubensbekenntnis bekämpft, und schliefslich erbietet sich der vf., mit seinen genossen den gemeinsamen glauben gegen Ambrosius und Damasus, nicht wie K. meint vor einem römischen concil, sondern vor dem römischen senat unter jedermanns zutritt, unter verlesung der bezüglichen schriften öffentlich zu bekennen und zu verteidigen. Palladius von Ratiaria und Auxentius von Dorostorum würden insbesondere bei diesem streite nicht unter denen fehlen, die an der seite des Demophilus fechten.

Besonders dieser schluss lässt keinen zweifel darüber, dass die immer widerkehrende anrede an Ambrosius keine rhetorische figur ist, dass sich vielmehr PR 2 unmittelbar an ihn wendete. weshalb die herausforderung nicht nur im namen des in Aquileja verurteilten Palladius sondern auch des Auxentius und des Demophilus an ihn gerichtet wird, ergibt sich ganz einfach aus einer stelle seiner schrift De fide, die auch in unserer streitschrift ausgehoben ist. in ihr hatte er Palladius, Demophilus, Auxentius als die vertreter des Arianismus mit namen genannt. er hatte bemerkt, dass diese drei Arianer mit dem Eunomius nichts zu tun haben wollten, aber . . . *quoniam communiter adversus Ecclesiam Dei . . . conspirarunt, communi nomine haereticos, quibus respondendum est, nominabo* (Ambrosius De fide Migne ser. lat. 16, 538, K. 79, 40). hierauf bezog sich auch schon der satz, mit welchem unsere streitschrift von Ambrosius De fide auf das aquilejische concil übergieng (K. 80, 38), *Palladium Demofilum et Auxentium, quod diversa tibi sentirent et quibus respondere promiseras, Arianos esse dixisti.* damit wird K.s vermutung, an stelle der lücke unserer randschrift müsse wegen dieser worte ursprünglich eine schrift des Demophilus gestanden haben, völlig gegenstandslos.

Einen wesentlich andern charakter trägt die erste hälfte der randschrift. sie zerfällt inhaltlich in zwei teile, 1) ein protokoll der verhandlungen des aquilejischen concils mit polemischen glossen des bischofs Maximin, welches K. 72, 19 mit den worten *et reliqua* oder vielmehr 72, 22 mit einem verweis auf den vollständigen text der Gesta abbricht (PR 1^{a}); 2) erklärende bemerkungen über das verhalten der parteien von Aquileja mit einschaltung und erläuterung des briefes des Auxentius über Wulfila = 72, 23 bis 79, 7 (PR 1^{b}).

Der text des protokolls in PR 1^{a} weicht, abgesehen von kürzungen im anfang, sachlich nicht von dem im codex selbst enthaltenen ab, doch ist er nicht selten correcter; beide gehn zweifellos auf dieselbe grundlage zurück. die glossen des Maximin verraten nirgends die kenntnis einer andern quelle. Ambrosius und seine partei werden in dritter person genannt; nur bei einem langen citat aus Cyprians schrift gegen Demetrianus, in welcher dieser persönlich angeredet wird, wendet Maximin in einer einschaltung, die den Ambrosius mit Demetrianus vergleicht, auch auf ihn das *tu*, ebenso wie hier und in einer weiter damit verbundenen interpretation auf die Ambrosianer das *vos* an.[1] die stelle ist von besonderer bedeutung dadurch, dass sich auch in PR 2 eine beziehung auf Demetrianus findet, und zwar mit dem zusatz *ut jam retro . . . scribseram.* würde damit, wie K. voraus-

[1] *Exceptores vestri* Kauffm. 70, 28 gibt augenscheinlich nur worte des Palladius wider, vgl. den text der Gesta 52, sp. 1. 56, sp. 1.

setzt, auf die erwähnte glosse des Maximin bezug genommen, so wäre Maximin zweifellos auch der vf. der streitschrift PR 2. leider ist nur die beziehung nicht klar. die stelle (87, 38) lautet vollständig soweit sie lesbar ist *ut jam retro ubi circa fidem erga episcopatum degenere* . . . . *quidem a Demetriano dictatam qu* . . . *scribseram*. dagegen handelt jene glosse des Maximin davon, dass Cyprianus den Demetrianus erst mit schweigender verachtung gestraft habe, eh er ihm antwortete, und dass er in seiner erwiderung vom *solus verus deus* gesprochen habe. ich weifs nicht, wie die berufung in der streitschrift damit in einklang gebracht werden soll. sie muss entweder auf den nicht erhaltenen ersten teil der streitschrift selbst gehn oder von demjenigen, der PR 1 und PR 2 zusammenschrieb, unverständiger weise eingeschaltet sein. dazu kommt nun, dass der vf. von PR 2 über die vorgänge von Aquileja persönlich sehr genau unterrichtet ist, dass er von dingen berichtet, von denen in den Gesta nichts steht, dass er, wie schon die ausforderung am schluss seiner streitschrift zeigt, im sinne des Palladius schreibt, während der glossator Maximin den sachen so fern steht, dass er zb. nicht einmal weifs, ob ein brief des Palladius, der in Aquileja verlesen werden sollte, würklich zur verlesung gekommen ist oder nicht, und lediglich auf grund des textes der Gesta die eine wie die andere möglichkeit erörtert (70, 27). schon hier erheben sich schwere bedenken gegen die von K. mit gröster sicherheit vorgetragene behauptung, dass Maximin vf. der beiden stücke sei.

Durch die einführung der bemerkungen des Maximinus zu den acten mit der formel: *Maximinus episcopus disserens* (*interpretans*) *dicit*, durch die überleitung von seinen glossen zum text der acten mit wendungen wie *sequitur in ipsis gestis* zeigt sich deutlich, dass PR 1^a nicht die copie einer originalschrift des Maximin sein kann. dass eine solche auch nicht durch K.s einklammerungen hergestellt, dass PR1^a vielmehr nur ein auszug aus Maximins schrift ist, hat inzwischen Usener im Litteraturbl. f. germ. u. rom. philol. 1900 s. 363f gezeigt. sorgfältig ist der epitomator augenscheinlich nicht zu werke gegangen. so bringt er 68, 8 die glosse des Maximin ohne die äufserung des Ambrosius, auf die sie sich bezieht, vgl. die gesta bei K. s. 41, sp. 1.

Mit einem *et reliqua* bricht PR 1 das protokoll ungefähr nach dem ersten viertel ab. wer das weitere lesen wolle, *legat intus in plenario, qui in hoc ipso corpore*. damit wird zweifellos von der randschrift auf den vollständigen text der Gesta im innern des codex verwiesen. daran ändert auch die einklammerung der worte *qui* ff nichts, mit der K. wider den ursprünglichen wortlaut herstellen zu können meint. wir kommen nicht um die annahme herum, dass entweder erst der schreiber von PR den auszug veranstaltete, oder dass er ihn — und dafür sprechen andere

gründe — aus der randschrift eines ebenso wie P eingerichteten codex copierte. (vgl. K. anm. z. 72, 21). völlig ausgeschlossen ist es natürlich, dass dieser verweis auf das von Ambrosius redigierte protokoll in einer an Ambrosius gerichteten schrift gestanden haben könnte, wie K. doch annehmen muss. aber ebensowenig ist das für den ganzen folgenden teil von PR 1, für 72, 23—79, 7 denkbar. auch nicht ein einziges mal wird hier Ambrosius und sein anhang angeredet; sie werden immer zusammen in dritter person genannt, auch schlechtweg als *haeretici* bezeichnet. nicht sowol an die gegenpartei als an seine glaubensgenossen richtet der arianische vf. von PR 1^b seine losen beiträge zur rechtfertigung und erklärung des verhaltens der väter auf dem aquilejischen concil. er steht diesen vorgängen augenscheinlich schon ferner als die streitschrift PR 2; denn er klärt seine parteibrüder darüber auf, wie es möglich sei, dass, während *illo in tempore* Palladius zu den Ambrosianern in Aquileja gesagt habe: *Cristiani ad Cristianos venimus,* jetzt die leute jener partei von ihnen nicht mehr als christen anerkannt werden und auch nicht mehr zur taufhandlung zugelassen werden dürfen (78). und mit bezug auf den sicher nach dem aquilejischen concil erfolgten tod des Wulfila und die umstände unter denen er erfolgte, sagt er (77, 21): *ut et nos ab ipsis patribus nostris Christi servis sedentes in memoratam urbem saepius audivimus.*[1] das kann doch unmöglich, wie K. s. XL meint, im zweiten semester des jahres 383 mit bezug auf ereignisse geschrieben sein, die sich nach s. LXIII im juni 383 zugetragen haben sollen.

Zu den quellen von PR 1^b gehörten also mündliche mitteilungen, die der vf. zu verschiedenen zeiten nach Wulfilas tod in Constantinopel vernommen hatte. aufserdem benutzte er den brief des Auxentius über Wulfila, widerum die Gesta der aquilejischen synode, aus denen ua. das von Maximin vorhin nicht glossierte *Christiani ad Christianos venimus* erörtert wird, und endlich auch PR 2. denn wenn in PR 2 (82, 41) von einem in den gesta nicht berichteten vorkommnis vor gott beteuert wird: *tu (Ambrosi) cum omni conspiratione tua ad singulas professiones anathema magna cum vociferatione subclamasti,* während es in PR 1^b (76, 31) heifst: *magna cum vociferatione, ut exposuit supradictus Palladius, per singula verba fidei anathema succlamaverunt,* so ist es gar nicht zweifelhaft, dass PR 1^b sich auf PR 2 beruft. K. tut XLI anm. die stelle mit der bemerkung ab: 'aus der formel *ut exposuit supradictus Palladius* kann nimmermehr der schluss gezogen werden, es habe ein schreiben des Palladius als darstellung des Aquilejischen concils existiert'. aber mit einer solchen formel beruft man sich doch nicht auf eine persönliche mündliche mitteilung, sondern auf eine schriftliche, auch andern zugängliche ausführung (vgl. *ut sanctus Auxentius exposuit* 77, 33)

[1] zur textherstellung s. Usener aao. s. 364.

und die wörtliche übereinstimmung des unter dieser formel citierten satzes mit der stelle in PR2 lässt K. ganz aus dem spiel. wunderlich genug gibt er in seinen bemerkungen, welche Maximins verfasserschaft auch für PR2 erweisen sollen, Bessell zu 'dass das zweite stück sich als etwas ursprüngliches ausweise'; aber es weist sich nach Bessell als etwas 'ursprüngliches' nur in dem sinne aus, als die erwähnte stelle in PR2 nicht etwa von Maximin auf die angaben des Palladius hin, sondern nur von Palladius selbst, so wie sie vorligt, geschrieben sein könne; denn nur ein augenzeuge habe schreiben können : *sicuti ipse filius dei Jesus Cristus deus noster et vestram eiusmodi vocem audivit et hanc scribtionem videt*. und in der tat konnte Maximin dasselbe vorkommnis unmöglich das einemal mit der berufung auf die auseinandersetzung des Palladius, das andremal mit dieser auf unmittelbarste erfahrung und persönlichstes verantwortungsgefühl deutenden feierlichen beteuerung feststellen.

Mit besonderer rücksicht auf diese stelle und auf den scheinbar unlöslichen zusammenhang der ausführungen von PR2 über das concil von Aquileja mit den vorangehnden bemerkungen des Palladius gegen Ambrosius De fide hat Bessell PR2 überhaupt dem Palladius zugeschrieben. dagegen spricht ja nun auf den ersten blick der umstand, dass Palladius stets in dritter person genannt wird. aber es handelt sich auch nicht um eine rein persönliche streitschrift, sondern um eine schrift, die im namen der fraction und im einvernehmen mit ihr verfasst war. nicht nur Secundianus, sondern auch Auxentius und Demophilus wurden zugezogen. ich glaube, den besten aufschluss über die entstehung dieser 'Expositio contra Ambrosium' geben uns die Gesta des aquilejischen concils. Palladius hat gegen ende seines wortstreites mit Ambrosius diesen der ketzerei (impietas) beschuldigt. Ambrosius verlangt den beweis. darauf erwidert Palladius: *Expositionem nostram afferemus; cum autem attulerimus, tunc disputatio habebitur*. Ambrosius geht darauf nicht ein; er wendet sich sogleich wider zu seiner alten forderung, Palladius solle den brief des Arius verdammen. Palladius verlangt (jedesfalls im weiteren verfolg seines antrages) die zuziehung von zuhörern und protokollanten. laien sollen dabei sein. Ambrosius weist den gedanken, dass laien über priester urteilen sollten, mit entrüstung zurück, und Palladius wird verdammt, nach ihm Secundianus. was ihnen auf dem concil abgeschnitten war, suchten nun die verurteilten zunächst in der vorliegenden expositio auszuführen; sie soll wie diejenige, die sie sich in Aquileja vorzulegen erboten, den Ambrosius der ketzerei überführen; sie schöpft wie jene ihr belastungsmaterial aus dem 'liber de fide' und dem von Sirmium stammenden 'libellus perfidiae', zu dem sich Ambrosius mit Damasus bekennt; aber das material ist inzwischen wesentlich bereichert, indem jetzt auch Ambrosius verhalten in Aquileja mit

herangezogen wird. und auch die letzte forderung der Arianer auf dem aquilejischen concil wird in dieser expositio festgehalten. vor einer grofsen laienversammlung sollen ihre streitschriften gegen Ambrosius und Damasus verlesen und verteidigt werden. denn darin gipfelt ja schliefslich PR 2, dass Palladius, Auxentius, Demophilus vor dem senat in Rom 30 oder 40 tage hintereineinander gegen die beiden ihren glauben verteidigen wollen unter verlesung schriftlicher abhandlungen, die man auch über den ganzen erdkreis hin verbreiten soll. nicht nur christliche laien, sogar juden und heiden sollen zugezogen werden. Palladius persönlicher anteil an der schrift bricht trotz seiner nennung in dritter person überall durch, besonders auch in der einschränkung, die der bezeichnung seiner langen bischöflichen amtsführung als *inreprehensibilis* beigefügt ist mit den worten *quantum humanae conscientiae interest.* mit recht hat das auch Bessell schon betont.

Zu den berufungen von PR 1ᵇ auf PR 2 gehört augenscheinlich auch K. 77, 16—18, wo Palladius und der *textus lectionis, qui infra habetur* citiert werden, ohne dass die genauere beziehung bei der verstümmelten überlieferung zu erkennen wäre; ferner K. 72, 33f, wo Palladius als gewährsmann für den zu Aquileja verlesenen text des Ariusbriefes genannt wird. damit ist zweifellos die angabe dieses textes in PR 2 K. 82, 36f gemeint. die übereinstimmung ist ganz wörtlich, und das citat bezieht sich nur auf das stück des briefes, welches dort in PR 2 mitgeteilt wird zur einleitung jener angabe über das anathemarufen der Ambrosianer, die gleichfalls, wie wir sahen, in PR 1ᵇ als zeugnis des Palladius citiert wurde.

Nach alledem steht wenigstens soviel fest, dass PR 1ᵇ die 'Expositio de impietate Ambrosii', wie wir PR 2 am besten nennen können, benutzt und als werk des Palladius betrachtet hat.

Was den inhalt jener auf den Ariusbrief bezüglichen stelle betrifft, so hatte nach Palladius angaben in PR 2 der anfang des zu Aquileja verlesenen textes gelautet: *credo in unum solum verum deum, auctorem omnium, solum ingenitum, solum sempiternum deum, solum sapientem* usw. bei dem glaubensverhör, welches Ambrosius im anschluss an diesen brief mit Palladius und Secundianus in Aquileja anstellte, hat er aber nach ausweis der Gesta das *solus ingenitus* ganz aus dem spiel gelassen. darauf weist PR 1ᵇ nachdrücklich hin, bemerkt, dass Ambrosius diese worte unterschlagen habe, weil sie grade eine eigenschaft Gottes bezeichneten, die vernünftigerweise niemand auch auf den sohn übertragen könne und erörtert das *solus ingenitus* als eigentliches fundament der wesensverschiedenheit zwischen vater und sohn, auf grund dessen auch die übrigen im Ariusbrief aufgezählten göttlichen eigenschaften vom sohne nicht in demselben sinne ausgesagt werden könnten wie vom vater. diese ausführung in PR 1ᵇ ist ein besonders bezeichnendes zeugnis für die ent-

scheidende bedeutung des *solus ingenitus* in den arianischen deductionen dieser zeit gegen die homousie, wie ich sie mit besonderer beziehung auf Wulfilas glaubensbekenntnis schon Zs. 42, 311 betont hatte. durch die ausscheidung dieser wichtigsten worte aus dem glaubensverhör hatte also Ambrosius nach ansicht unserer quelle dem Ariusbrief als dessen grundlage den kern genommen; unser autor stellt ihn wider her und schliefst den abschnitt demgemäfs mit den worten : dies ist der göttlichen lehre entsprechend des Arius christliches bekenntnis, dies haben auch der bischof Theognius, dies auch Eusebius bekannt usw. (*Hoc secundum divinum magisterium Arri cristiana professio* etc.).

Es ist eine merkwürdige verkennung dieses ganz klaren zusammenhanges, wenn K. hier das unentbehrliche *Arri* für ein glossem erklärt, welches widersinnigerweise in den text geraten sei! er beruft sich darauf, dass es sich hier um männer handle, von denen Ambrosius meldet: *dicitis quod Arrium non sequamini.* zugegeben, dass man dieser äufserung des Ambrosius gegen Palladius ohne weiteres auch eine bedeutung für den vf. von PR 1[b] beimessen dürfe, so ist es doch ganz irrig, daraus folgern zu wollen, dieser vf. dürfe das bekenntnis des Arius vom *solus ingenitus*, welches als solches bekannt war und welches die ganze partei des Palladius als christlich und der göttlichen lehre entsprechend behauptete und verteidigte nicht zugleich eben als bekenntnis des Arius, als christlich und der göttlichen lehre gemäfs bezeichnen. wenn diese partei nicht als nachfolgerin des verketzerten Arius bezeichnet werden wollte, so geschah dies doch immer nur in dem sinne, dass ihre lehre älter sei als Arius und dass sie nicht als secte, sondern als vertreter der wahren, alten christlichen kirche gelten wollten. *Constat Arrium episcopos secutum fuisse, non episcopos Arrium*; diese worte des Maximinus 69, 22 kennzeichnen ihren standpunct zu Arius, und wie dort dessen lehre vom *unus verus deus* als alt und schriftgemäfs verteidigt wird, so hier die vom *solus ingenitus.* wenn nun hier weiter gesagt wird, dass dies auch das bekenntnis des Theognius, des Eusebius und anderer (worunter auch Wulfila) gewesen sei, so darf man natürlich noch nicht mit K. daraus schliefsen, dass Wulfila auch in solchen glaubenspuncten, welche hier garnicht erwähnt worden sind, sich mit Theognius und Eusebius berührt habe müsse.

Der stil von PR 1[b] ist äufserst ungeschickt. ganz im gegensatz zu dem flott und lebhaft in gutem zusammenhange geschriebenen stück PR 2 wird hier ein abschnitt an den andern ganz äufserlich angeleimt, erst dreimal hinter einander mit einem unbeholfenen *nam*, dann mit wendungen wie: *Hoc ipsum necesse est ut disseramus; Adhuc autem dicendum est; Nunc tempus est respondendi de; Haec fuit ratio ut; Nunc ergo reddenda est ratio, qua de causa* . . . schon diese stilverschiedenheit verbietet es, das stück demselben vf. und demselben werke zuzuweisen wie PR 2.

ich halte PR 1[b] für bemerkungen des compilators der in PR 1[a] die erörterung des Maximin zu den Gesta excerpierte, in PR 2 die streitschrift des Palladius und genossen widergab und vorher den brief des Auxentius seinen eigenen ausführungen einverleibte.

Dieser brief, für den germanisten das wichtigste stück der ganzen randschrift, ist wider mit dem ganzen ungeschick, welches PR 1[b] auszeichnet, an das vorhergehnde angeknüpft. er folgt auf jene erörterung über den wahren wortlaut und die schriftmäfsigkeit des gottesbekenntnisses des Arius, mit dem auch Theognius usw. übereinstimmen. Auxentius ausführungen über die lehre des Wulfila stehn damit inhaltlich in engstem zusammenhange und hätten sich leicht unmittelbar anschliefsen lassen. statt dessen wird mit dem geliebten *nam* zunächst die notiz vermittelt, dass nach dem brief (des Auxentius) die erwähnten bischöfe (gemeint sind nicht die zuletzt genannten, sondern Palladius und Secundianus) sich mit dem bischof Ulfilas ins ostreich an den hof des Theodosius begeben hätten . . . durch das wegschneiden einer zeile und die fast völlige unleserlichkeit des anfanges der rückseite entgeht uns das nächstfolgende. die nächsten lesbaren worte gehören schon dem bericht des Auxentius über Wulfilas lehrtätigkeit an; doch erfahren wir später aus den erörterungen über diesen brief, dass die bischöfe auch von Theodosius ein concil verlangten und dass er ihnen ein solches versprochen habe (76, 25. 77, 23). diese wunderliche art des überganges zum Auxentiusbriefe erklärt sich nur durch die annahme, dass Auxentius zunächst über die angelegenheit des Palladius und Secundianus, natürlich unter beziehung auf das concil von Aquileja gehandelt hat. seine angaben hierüber sollten nicht ganz übergangen werden, aber sie wurden nur ganz kurz angedeutet, um alsbald zu dem wortlaut seines berichtes über Wulfilas lehre überzugehn, auf den es hier zunächst allein ankam. im Auxentiusbrief aber werden später bei einer wichtigen, an sich jedoch kaum verständlichen bemerkung über die zurücknahme eines entschlusses über ein concil jene ausführlicheren mitteilungen des eingangs augenscheinlich vorausgesetzt. das ist von bedeutung für die erklärung der stellen die sich auf Wulfilas reise beziehen, zu denen auch jene bemerkung gehört.

Die vielbesprochenen sätze des briefes, welche diesen gegenstand betreffen, sind auch nach K.s erneuter lesung an sich nicht deutlicher geworden. wir erfahren aus ihnen zunächst, dass Wulfila sich auf kaiserliche anordnung, nachdem 40 jahre seines episcopats erfüllt waren, nach Constantinopel aufmachte zu einer disputation gegen die *p* . . . die benennung dieser gegner bleibt leider nach wie vor im unklaren; nur der anfangsbuchstabe *p* ist gesichert; K. glaubt, dahinter ein *n*, am schluss *os* zu lesen und setzt *Pneumatomachos* ein. das ist, auch abgesehen von den

bedenken, die Streitberg im Litt. centralbl. 1900 s. 1179 erhebt, schon deshalb unmöglich, weil Auxentius diese secte nur Macedonianer nennt. den scheltnamen 'bekämpfer des (heil.) geistes' konnte er ihnen als Arianer, der ja ebenfalls die unterordnung des heil. geistes entschieden betonte, unmöglich beilegen. jene benennung ist uns denn auch als eine specifisch homousianische ausdrücklich verbürgt, vgl. Sokrates II 45: διὰ ταύτην δὲ τὴν αἰτίαν καὶ Πνευματομάχους ἀποκαλοῦσιν αὐτοὺς οἱ τὸ ὁμοούσιον φρονοῦντες. ebensowol wie mit einem sectennamen müssen wir auch mit der möglichkeit rechnen, dass hinter dem *p* . . . eine bezeichnung der orthodoxen stecke; zu beweisen ist weder das eine noch das andere. der folgende, kaum lesbare satz des briefes scheint zu sagen: Wulfila ging, damit sie (die P . . .) nicht die ihm von Christus übergebenen kirchen lehrten und anfeindeten. nach einigen ganz verlöschten buchstaben geht es dann weiter nach K.s lesung, die aus späteren stellen der randschrift ergänzt ist und von der Waitzischen mehrfach abweicht: . . *at et ingressus est supradictam civitatem recogitato ab impiis de statu concilii ne arguerentur miseris miserabiliores proprio judicio damnati et perpetuo supplicio plectendi statim coepit infirmari. in qua infirmitate susceptus est ad similitudinem Elisei prophetae.* die construction ist durch die lücke vor *at* verdunkelt. jedesfalls besagt aber die stelle: Wulfila hat Constantinopel betreten; von den 'gottlosen' (den ketzern, d. i. den Nicaenern) war der entschluss inbetreff des concils geändert worden, 'damit die noch bejammernswerteren als elenden nicht als durch ihr eigenes urteil verdammte und mit ewiger strafe zu bestrafende erwiesen würden'; Wulfila erkrankt alsbald und stirbt.

Betrachtet man diese stelle für sich allein, so lässt sie sich scheinbar am besten auf die constantinopolitanische synode von 383 deuten. alle glaubensparteien, auch die Arianer, waren vom kaiser geladen und erschienen. die disputation bei voller vertretung der parteien, die Palladius und Secundianus in Aquileja vergeblich gefordert hatten, war hier vom kaiser ins auge gefasst worden. aber durch gemeinsame erwägungen mit den sehr besorgten Nicaenern wurde er veranlasst, den ursprünglichen plan fallen zu lassen und statt der disputation von den einzelnen parteien ein schriftliches glaubensbekenntnis einzufordern; nur das orthodoxe erkannte er an, alle übrigen verwarf und zerriss er. schon aus dem, was man vor K.s ausgabe von dem weiteren inhalt der randschrift wuste, war zu entnehmen, dass Wulfilas letzte reise nach den verhandlungen zu Aquileja gegen Palladius stattgefunden haben müsse. da als tag jener verhandlungen aber der 3. september 381 jetzt als feststehend gelten muss, so kann für die ereignisse in Constantinopel, die in zusammenhang mit Wulfilas dortigem eintreffen berichtet werden, speciell also für

die anderweitige entscheidung der concilangelegenheit keine frühere zeit angenommen werden. demgemäfs hat sich die ansicht, dass Auxentius das concil vom jahre 383 im auge habe, und dass Wulfila auf diesem gestorben sei, ziemlich allgemeine geltung verschafft. auch ich habe sie in der allgemeinen deutschen Biographie vertreten und mich mit den chronologischen schwierigkeiten, die dadurch für Wulfilas lebensgeschichte erwachsen, abzufinden gesucht. wenn ich mich jetzt zu einer 'recogitatio' über dies concil veranlasst sehe, so geschieht es, weil ich den weiteren text der randschrift, wie er jetzt bei K. vollständig vorligt, mit jener annahme für unvereinbar, und K.s und Streitbergs versuche, ihn mit den ereignissen von 383 in einklang zu bringen, für verfehlt halten muss.

Die randschrift gibt nämlich eine doppelte erläuterung der worte des Auxentius *de recogitato statu concilii* usw. zunächst bemerkt sie, Auxentius habe von denen, welche die änderung veranlassten, damit sie sich nicht als *proprio judicio damnati* erwiesen, letztern ausdruck deshalb gebraucht, *quia ipsi ultro alienos se ipsos a coetu sanctorum fecerunt*. dazu bemerkt nun K. einl. s. LXI f.: 'das trifft einzig und allein haarscharf auf die vorgänge, die im sommer 383 sich zu Constantinopel abgespielt haben. die Nicaener hielten es für ratsamer, es nicht zu concilverhandlungen kommen zu lassen, redeten auf Theodosius ein und dieser schnitt denn auch alles ab und trat in die fufsstapfen Gratians'.

In der anmerkung zu 76, 29 behauptet K. sogar unter berufung auf Hefele II² 41, dass damals die Nicaener 'wider erwarten sich am concil nicht beteiligten'. aber davon ist weder bei Hefele noch in seinen quellen etwas zu lesen. im gegenteil. die Nicaener waren so gut auf dem platz wie ihre gegner, schoben diese beiseite und hielten dann das concil allein ab. in dieser beziehung lagen hier die verhältnisse nicht anders als im jahre 381 auf der synode zu Aquileja, und auf diese allein bezieht sich die randschrift. darüber lässt die fortsetzung des citierten satzes gar keinen zweifel: *et quod pulsantibus sanctis non solum intercluserunt concili vias, sed et magna cum vociferatione — ut exposuit supradictus Palladius — per singula verba fidei anathema succlamaverunt, et preterea — quod nec daemones ausi fuerunt in summum omnitenentem deum inferre blasphemiam — hi sine aliqua cunctatione proruperunt in monarchiam omnitenentis patris. deinde, quantum ad causam, debuerunt execrari, secundum probatum impietate seducti.*[1] die von Palladius verbürgte anathemascene auf dem aquilejischen concil haben wir bereits kennen gelernt; dass die übrigen sätze ebenso auf die vorgänge von Aquileja gehn, steht nach dem inhalt der Gesta und der randschrift fest und ist auch von K. anerkannt; den vorangehnden satz

[1] Kauffmann ändert unrichtig *quantum* in *quantam*, *probatum* in *probatam*, *impietate* in *impietatem*.

quia . . . alienos se ipsos a coetu sanctorum fecerunt aber mit K. ganz davon zu trennen und diesen allein auf das constantinopolitanische concil von 383 zu beziehen, ist ganz unmöglich. der gedankengang des commentators des Auxentius ist ja offenkundig dieser: Auxentius sagt, der entschluss in betreff des concils sei geändert worden (dh. das von Theodosius versprochene concil sei so wie es eigentlich geplant gewesen, nicht zur ausführung gebracht worden), damit die elenden ketzer nicht als durch ihr eigenes urteil verdammt überführt würden. als solche würden sie sich nämlich aus folgenden gründen erwiesen haben: weil sie sich selbst *a coetu sanctorum alienos fecerunt*, weil sie den anklopfenden die wege des concils verschlossen haben, weil sie mit ihrem anathemarufen usw. gott gelästert haben. natürlich muss danach das *a coetu sanctorum se alienos fecerunt* ebenso wol vor jene *recogitatio de concilii statu* gesetzt werden, wie die andern puncte; es ist nach der darlegung des commentators eine der ursachen der *recogitatio*, während es, nach Ks. auffassung auf die nachträgliche ausscheidung der ketzer aus dem concil von 383 bezogen, vielmehr eine folge der recogitatio, des veränderten entschlusses über die organisation des concils sein und der gedanke herauskommen würde: sie vereitelten das concil, damit sich nicht herausstellte, dass sie das concil vereitelt hätten. die phrase besagt nichts weiter, als dass die Ambrosianer, indem sie die nach des verfassers standpunct rechtgläubigen bischöfe vom concil zu Aquileja fernhielten und so das versprochene concil hintertrieben, sich vielmehr selbst von einer versammlung der heiligen ausgeschlossen haben. ganz derselbe gedankengang kehrt auch sonst in der arianischen streitliteratur wider, wenn gesagt wird, dass die Nicaener, indem sie die rechtgläubigen (Arianer) aus der kirche stofsen, sich vielmehr selbst von der wahren christlichen gemeinschaft ausgeschlossen haben (vgl. Zs. 42, 320). die randschrift fasst also auch die angabe des Auxentius über die hintertreibung eines concils zu Constantinopel ganz von dem gesichtspunct aus, der sie überhaupt beherscht: Ambrosius und genossen haben sich der *impietas* schuldig gemacht; der beweis dessen wurde Palladius und genossen in Aquileja abgeschnitten. sie würden ihn in Constantinopel auf dem von Theodosius versprochenen concil erbracht haben, wenn es zustande gekommen wäre. die einzelnen belastungsmomente werden angeführt, es wird die folgerung gezogen, dass die Ambrosianer, 'was die streitsache angeht, hätten verdammt werden müssen, da sie erwiesenermafsen auf den abweg der impietas geraten waren'. um dies aber zu vermeiden, haben nun diese impii den concilplan hintertrieben.

Auf welche weise das geschah, berichtet die zweite erläuterung zu der stelle des Auxentiusbriefes. hier heifst es: 'dies war der grund, dass sie auch dort (in Constantinopel) den entschluss bezüglich des von Theodosius versprochenen concils, welches Gra-

tian schon untersagt hatte, rückgängig machten: es trafen schreiben des Ambrosius und der übrigen synodalen von Aquileja ein, in denen sie die willkürlich zugestutzten acten des concils übersanten und dem wortlaut ihrer briefe an den kaiser Gratian gemäfs sagten, dass sie ihnen (dem Palladius und Secundianus) mit kaiserlicher autorität das priesteramt aberkannt und andere erwählt hätten, die an ihrer stelle zu ordinieren seien, auch forderten, dass ihnen die kirchen genommen werden sollten. hierdurch geschah es auch, dass auch der kaiser Theodosius über den erdkreis hin ein gesetz erliefs, welches mit den vorschriften des Gratian in einklang stand'. das schriftstück, auf welches PR hier bezug nimmt, ist uns erhalten. es ist das an Gratian, Valentinian und Theodosius gerichtete schreiben *Benedictus* in Ambrosius briefen Migne ser. lat. 16, 94f., vgl. besonders absatz 8. — es enthält einen kurzen tendenziösen bericht über die verhandlungen der aquilejischen synode gegen die beiden bischöfe sowie die mitteilung und bitte betreffs ihrer verurteilung in teilweise wörtlicher übereinstimmung mit PR; vgl.: *sacerdotio putavimus abdicandos* Brief = *sacerdotium eis imperiali autoritate interdixerunt* PR; *(deprecamur, ut) in damnatorum locum per nostrae parvitatis legatos sancti subrogentur sacerdotes* Brief = *in locum eorum alios ordinandos subrogaverunt* PR; *(deprecamur ut) censeatis ab Ecclesiae arcendos esse liminibus* Brief = *ecclesias aeque eis auferendas postulaverunt* PR. durch gesante des concils *(legatos concilii, sanctos viros)* wurde dieser brief an die kaiser geschickt, mit der bitte sie persönlich anzuhören und sie mit erfüllung der gestellten forderungen schnell zurückkehren zu lassen. ein zweiter brief des aquilejischen concils an die drei kaiser (*Quamlibet* Migne 16, 947 f.) kam noch einmal auf dieselbe angelegenheit zurück mit der mahnung zu ihrer schleunigen erledigung: *duobus in angulis tantum, hoc est in latere Daciae Ripensis ac Moesiae* (in den diöcesen des Palladius und Secundianus) *fidei obstrepi videbatur: quibus tandem nunc post concilii sententiam vestrae favore clementiae opinamur illico consulendum.* dieser brief hatte besonders für Theodosius bedeutung, da er sich weiterhin auf antiochenische angelegenheiten bezieht. die berufung eines allgemeinen concils der katholischen priester nach Alexandrien wird vorgeschlagen. wider wird der brief durch eine gesantschaft von priestern überbracht, die über seinen inhalt persönlich mit dem kaiser verhandeln sollen und um deren baldige abfertigung gebeten wird. Theodosius hat ihn noch im jahre 381 erhalten und wurde durch ihn veranlasst, auf den sommer 382 ein concil zu berufen, aber er beschied nicht ein allgemeines nach Alexandrien, sondern eins der Orientalen nach Constantinopel. beides erfahren wir aus einem brief dieses concils bei Theodoret eccl. hist. v, 9 (Gaisford s. 411): *συνδεδραμήκειμεν γὰρ εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν ἐκ τῶν πέρυσι*

γραμμάτων τῶν παρὰ τῆς ὑμετέρας τιμιότητος μετὰ τὴν ἐν Ἀκυληΐᾳ σύνοδον πρὸς τὸν θεοφιλέστατον βασιλέα Θεοδόσιον ἐπισταλθέντων. wir können also mit voller bestimmtheit feststellen, dass der brief, dessen eintreffen nach PR die unmittelbare veranlassung für die vereitelung des dem Palladius von Theodosius versprochenen concils war, bereits im jahre 381 dem kaiser überbracht und jedesfalls von ihm mit den gesanten aus Aquileja erörtert wurde, ebenso, dass er dem im sommer 382 in Constantinopel tagenden concil bereits bekannt war. auch in einem schreiben des Ambrosius und der übrigen italienischen bischöfe an Theodosius (*Sanctum* Migne 16, 950), welches die Orientalen zu einem concil nach Rom einlud und ihnen nach ihrem eintreffen zur synode in Constantinopel zugieng (Theodoret aao.), ist auf den zweiten concilbrief von Aquileja (*Quamlibet*) bereits bezug genommen.

Nach der auffassung von PR ist also der gang der ereignisse dieser gewesen: als Palladius und Secundianus am 3 september 381 in Aquileja verurteilt worden sind, begeben sie sich mit Wulfila, der sich ihnen unterwegs anschliefst, an den hof des Theodosius, um von diesem die berufung eines allgemeinen concils zu erbitten, auf dem sie die anklage gegen Ambrosius erheben wollten. Theodosius verspricht ihnen das concil. aber noch in demselben jahre werden ihm die schreiben der aquilejischen synode mit dem parteiischen bericht über die verhandlungen gegen Palladius und Secundianus und der aufforderung, ihnen ihre kirchen zu nehmen, zugleich mit den vorschlägen für ein katholisches generalconcil, durch die gesanten von Aquileja überbracht, nachdem wenigstens der erste brief zunächst wol nur Gratian mitgeteilt worden war. in folge der briefe und der vorstellungen der gesanten ändert Theodosius sein vorhaben. die angelegenheit des Palladius und Secundianus behandelte Ambrosius zwar in seinen briefen an die drei kaiser aus kirchenpolitischen gründen geflissentlich als eine occidentalische angelegenheit; dass aber zur vollstreckung des kirchlichen urteilsspruches Theodosius seinen arm leihen muste, geht aus den politischen verhältnissen hervor (vgl. K. s. L) und ist augenscheinlich auch die auffassung von PR. unter diesen umständen verdient es beachtung, dass das schreiben *Sanctum* zwar auf die antiochenische angelegenheit des briefes *Quamlibet*, nicht aber auf das dort schon zum zweiten mal energisch verlangte vorgehn gegen Palladius und Secundianus zurückkommt; es preist vielmehr den Theodosius wegen der *recentia beneficia*, dass er die katholiken wider in die kirchen eingeführt habe, während ihm das gleiche verdienst von Ambrosius zwar auch schon in einem früheren schreiben angerechnet, aber nicht als *recens* hervorgehoben wurde. man wird annehmen dürfen, dass das verlangen nach dem weltlichen verfahren gegen die beiden ketzer inzwischen erfüllt war.

Jedesfalls war ihre hoffnung, ihre anklage gegen Ambrosius auf dem von Theodosius versprochenen concil vorbringen zu können, vereitelt. bei den vorschlägen, welche die Ambrosianer dem Theodosius wegen des allgemeinen concils machten, war immer nur die einberufung der katholiken in betracht gezogen worden; nur diese partei war auch auf der orientalischen synode vertreten, die Theodosius schliefslich i. j. 382 gegen Ambrosius wunsch in Constantinopel zusammentreten liefs, während Ambrosius sich vergeblich bemühte, die Orientalen auf das concil zu ziehen, welches gleichzeitig in Rom abgehalten wurde. die beschlüsse des constantinopolitanischen concils aber nahmen den gegnern des Ambrosius vollkommen die möglichkeit zur erhebung der beabsichtigten anklage. eine lange reihe von bestimmungen wurde festgesetzt, welche die beschwerdeführung gegen orthodoxe bischöfe einschränkten. einem häretiker soll es überhaupt nicht erlaubt sein, gegen orthodoxe bischöfe anklage wegen kirchlicher dinge zu erheben; die, gegen welche eine klage vorligt, dürfen zu solcher anklage nicht zugelassen werden, bis sie ihre eigene unschuld dargetan haben. aber auch unbescholtene haben ihre kirchlichen anklagen gegen einen bischof nicht vor dem allgemeinen concil, sondern vor den gesamten bischöfen seiner provinz vorzubringen. wer ohne berücksichtigung dieses instanzenweges die o h r e n d e s k a i s e r s oder die ökumenische synode zu beunruhigen wagt, darf durchaus nicht zur anklage zugelassen werden (Hefele II² 25 fg. vgl. 14. 40). den Palladianern blieb demnach, selbst wenn ihre verurteilung in Aquileja nicht als rechtmäfsig anerkannt wurde, kein andrer weg, als ihre anklage gegen Ambrosius vor den bischöfen seiner provinz zu erheben; und einen entsprechenden weg suchen sie nun tatsächlich einzuschlagen. *Certe tam tibi quam Damaso provincia est Italia*, so rufen sie am schluss ihrer streitschrift (PR 90, 2) dem Ambrosius zu; dort in Rom fordern sie ihn demgemäfs auf, freilich nicht nur vor den bischöfen, sondern vor dem senat und allem volk, ihnen rede zu stehen. auf jenen brief des Ambrosius, der den bischöfen in Constantinopel im j. 382 bald nach ihrem eintreffen vorgelegt wurde, hat Theodosius geantwortet; leider ist sein schreiben nicht erhalten; aus einer erwiderung des Ambrosius können wir entnehmen, dass Theodosius über sein verhalten gegen die ketzer und darüber, dass anklagen und verurteilungen nur in anwesenheit der parteien erfolgen dürften, gehandelt habe (Migne ser. lat. 16, 954). vielleicht würde dies schreiben des Theodosius auch etwas licht auf die *lex* werfen, die er nach PR in folge der berichte aus Aquileja in übereinstimmung mit den *praecepta* des Gratian erlassen hat. da wir auch diese *praecepta* nicht kennen, so haben die vermutungen, die man über jene *lex* geäufsert hat, zu keinem befriedigenden ergebnis geführt. ein spätes anhängsel zu PR (K. 57, 4 f. 77, 32 f.), welches als text jener lex nach Bessells

nachweis zwei völlig misverstandene erlasse von 386 und 388 aus dem Codex Theodosianus vorgebracht hat, zeigt, dass man sich schon im 5 oder 6 jh. vergeblich um die ermittelung des augenscheinlich nicht erhaltenen gesetzes bemüht hat. danach hat man auch der angabe dieses glossems, das gesetz habe das concil und die *disputatio de fide* verhindert, keinen wert beizumessen. es kann sich nach dem zusammenhange von PR 77, 23—30 auch auf die überweisung der arianischen kirchen an die katholiken bezogen haben. allerdings meinen K. und Streitberg, unter den praecepta Gratiani sei die von Gratian auf Ambrosius veranlassung modificierte einladung zum Aquilejischen concil zu verstehn, welche unter dem anschein, dass den entfernt wohnenden die weite reise nicht zugemutet werden sollte, tatsächlich die Orientalen fern hielt und zur folge hatte, dass aufser Palladius und Secundianus bei dem ihnen versprochenen generalconcil nur orthodoxe erschienen. sollte PR würklich sagen wollen, dass Theodosius nun dem entsprechend verfahren sei, so würde auch hier die beziehung auf das concil von 382 gegeben sein, zu dem, statt des allgemeinen concils, welches er Palladius und seinen begleitern versprochen hatte, schliefslich nur orthodoxe Orientalen geladen wurden. doch scheint mir jene bezeichnung für die von Ambrosius veranlasste fassung der einladung bedenklich und mehr noch die annahme, dass sie für eine *lex* das muster gegeben haben sollte.

Unmöglich aber ist die beziehung dieser lex auf die vereitelung der disputation bei dem concil von 383, eine annahme, in der sich K. s. LXII und Streitberg Grundr. d. germ. phil. II² 12 f. auf verschiedenen wegen zusammenfinden. beide übersehen zunächst den grofsen unterschied zwischen dem vorgehen des Theodosius bei diesem concil und dem des Gratian im j. 381. Gratian hat sich zu einer den orthodoxen günstigen beschränkung der einladungen bereit finden lassen, Theodosius hat dagegen dafür sorge getragen, dass alle parteien, grade auch die ketzerischen, geladen wurden. Gratian hat keineswegs die freiheit der disputation beschränkt, vielmehr sucht Ambrosius in seinem bericht über die aquilejischen verhandlungen bei den kaisern grade möglichst den eindruck zu erzeugen, dass er den gegnern die *facultas* und *copia disceptandi* in vollstem mafse gewährt habe (Migne 16, 941). Theodosius hat sich dagegen nachträglich dazu bringen lassen, die disputation zu unterbinden, nachdem die parteien vollzählich beisammen waren. dass er diese überrumpelung der ketzer durch einen 'gesetzesact' *per orbem terrarum* vollzogen habe, entspricht nicht im mindesten den verhältnissen und der genauen darstellung des vorgangs, die uns Sokrates v 10 und Sozomenus VII 12 gegeben haben; soll aber lex nur ein ungenauer ausdruck für eine anordnung des kaisers sein, so müste die angabe der randschrift noch ungenauer darin gewesen sein, dass sie dieselbe als über-

einstimmend mit der anordnung des Gratian für das aquilejische concil bezeichnet hätte — kurz, die worte der randschrift entsprechen eben einfach nicht den verhältnissen, auf die man sie beziehen will. sodann hat weder K. noch St. die chronologische unmöglichkeit erkannt, die sinnesänderung des Theodosius auf der ketzersynode von 383 mit den briefen des Aquilejischen concils in verbindung zu bringen. nachdem festgestellt ist, dass Theodosius diese noch im j. 381 erhalten und zum gegenstand seiner entschliefsungen gemacht hat, und dass die synode von 382 auf sie bezug nimmt, ist es auch schlechthin ausgeschlossen, dass Theodosius wegen dieser briefe im sommer 383 die soeben eingeleitete disputation der religiösen parteien plötzlich wider abgeschnitten habe. wenn K. sich in der anm. zu 77, 24 fg. mit den tatsachen durch die behauptung abfindet, dass die vorliegenden briefe nicht gemeint seien, vielmehr gehe aus unsrer stelle hervor, dass ein ähnlicher mit der angelegenheit des Palladius sich beschäftigender brief im mai 383 in Constantinopel eingetroffen sei, so zeigt das nur, wie er sich die quellen nach seinen hypothesen, nicht die hypothesen nach den quellen einrichtet. wenn man es mit ihm und Streitberg als eine von vornherein feststehende tatsache ansieht, dass sich Auxentius angabe auf das concil von 383 bezieht, so muss man auch weiter die folgerung daraus ziehen, dass der commentator des Auxentiusbriefes völlig im irrtum gewesen ist, wenn er den ungünstigen verlauf dieses concils für die Arianer mit den nachrichten aus Aquileja in verbindung bringt und die ausdrücke des Auxentius über die *impii* aus dem verhalten der orthodoxen in Aquileja erklärt. nun wäre ja an und für sich eine solche falsche combination wol denkbar, zumal bei PR 1[b], dem compilator, der seine bemerkungen erst längere zeit nach Wulfilas tode geschrieben hat. Aus unkenntnis des wahren sachverhalts auf der synode von 383 und in blinder wut gegen Ambrosius und genossen konnte er diesen die ungünstige wendung der verhandlungen zu Constantinopel in die schuhe schieben, an der sie tatsächlich, wie auch aus der erzählung des Sokrates und Sozomenus hervorgeht, nicht den mindesten anteil gehabt haben. aber anderseits ist grade er in Constantinopel gewesen und beruft sich für seine darstellung der concilangelegenheit auf die aussagen, die er dort von den arianischen geistlichen gehört hat. ferner war ja eine beziehung der folgeerscheinungen des aquilejischen concils zu Wulfilas bemühungen um ein concil und deren vereitelung im eingang des Auxentiusbriefs augenscheinlich in weiterem umfang gegeben, als es sich jetzt in der verkürzten und verstümmelten überliefrung PR 1[b] erkennen läfst (oben s. 199), und endlich findet sich in dem ganzen weitern inhalt der streitschrift auch nicht die geringste beziehung auf das concil von 383! nach K. (s. xxxv) hätte Palladius den kampf gegen die erdrückende übermacht der abendländischen hierarchie

als aussichtslos gar nicht ernsthaft aufgenommen, sonder er hätte sich darauf beschränkt, frist zu gewinnen, um die angelegenheit noch einmal vor einer andern instanz, dem kaiser des orients, zu führen. seine rechtfertigungsschrift habe selbstverständlich erst erscheinen können, nachdem das verfahren zum abschluss gekommen, seine appellation an Theodosius erledigt worden sei, und das sei auf dem concil von 383 geschehen. unter diesen umständen sollte man nun doch wol voraussetzen, dass die vereitelung dieses concils, auf welches er und seine genossen ihre ganze hoffnung gesetzt hatten, sie mit einem schmerz und einer empörung erfüllt habe, die vor allem in ihrer streitschrift hätten ausdruck finden müssen. um die erhebung der beabsichtigten anklage gegen Ambrosius hätte es sich für sie auf diesem concil von vornherein nicht mehr handeln können. das wäre schon durch die bestimmungen der synode von 382 ausgeschlossen gewesen, ebenso durch Theodosius gebot, dass gegen abwesende nicht verhandelt werden dürfe, denn die ladung der Occidentalen ist für die synode von 383 garnicht in frage gekommen. hier handelte es sich vielmehr nur um die dogmatische disputation der orientalischen parteien. das haupt der orthodoxen war Nektarius, der mit Ambrosius ganz aufser fühlung stand, dessen absetzung Ambrosius noch ein jahr vorher durchzusetzen gesucht hatte. gegen Nektarius hätte sich die ganze entrüstung der um ihre hoffnung betrogenen Arianer kehren müssen, denn er war es, der die disputation hintertrieben hatte. schon nach der darstellung der orthodoxen Sokrates und Sozomenus erscheint die art, wie er der disputation ausweicht und ihr schliefslich mit seinen beiständen bei Theodosius vorzubeugen weifs, unrühmlich genug. welche angriffspuncte hätten diese vorgänge nicht einer arianischen streitschrift geboten, die unter ihrem frischen eindruck entstand! aber mit keiner silbe wird dieses concils in der schrift des Palladius gedacht; er, der den kampf gegen die übermächtigen abendländer angeblich garnicht ernsthaft hatte aufnehmen wollen, schreibt nur gegen Ambrosius und Damasus, und das concil von Aquileja, das hinter der endgültig entscheidenden synode von 383 unbedingt hätte zurücktreten müssen, beschäftigt ihn einzig und allein! auch hier werden wir mit aller bestimmtheit in die zeit vor das concil von 383 zurückgewiesen, in eine zeit, wo Ambrosius briefe vom aquilejischen concil in Constantinopel kürzlich ihre würkung getan hatten und der in aussicht gestellte weg zur mündlichen anklage gegen ihn abgeschnitten war, vermutlich in den sommer 382, die zeit des zweiten concils von Constantinopel.

Nach alledem müssen wir auch die auslegung, welche Auxentius angabe über die vereitelten concilshoffnungen in PR 1^bf gefunden hat, für richtig halten und demnach Wulfilas tod in den dadurch gegebenen zeitlichen rahmen einfügen. die an sich

nächstliegende annahme, das *praeceptum imperiale*, das Wulfila zu seiner letzten reise veranlafste, sei die einberufung zur ketzersynode von 383 gewesen, lässt sich also nicht mehr halten. über seine reise läfst sich nur so viel feststellen, dass er nach seiner ankunft in Constantinopel von der durch die aquilejischen briefe veranlassten änderung bezüglich des concils erfuhr, welches ihm und Palladius nach dessen verurteilung in Aquileja vom kaiser bewilligt worden war. sie ist demnach nicht vor dem winter 381 und nicht lange nach der eröffnung des concils vom sommer 382 erfolgt. vielleicht hatte Theodosius, als er ihm und Palladius im herbst 381 das concil versprach, welches gelegenheit zur anklage und disputation gegen Ambrosius und seine partei gegeben hätte, schon den sommer des nächsten jahres bestimmt dafür ins auge gefasst und sie sogleich dazu geladen. inzwischen trat nun durch die concilbriefe von Aquileja und die besprechungen mit den gesanten der umschwung in den entschlüssen des kaisers ein. als Wulfila sich befohlenermafsen zum beginn des sommers einstellte, um die sache seiner partei gegen die orthodoxen zu verfechten, war die kaiserliche vollstreckung des aquilejischen spruches gegen Palladius und Secundianus vermutlich bereits vollzogen, und er fand ein lediglich aus orthodoxen Orientalen zusammengesetztes concil vor, welches sich angelegen sein liefs, den Arianern den weg der beschwerdeführung ein für allemal abzuschneiden. Wulfila erkrankt und stirbt. Auxentius sieht es als eine besondere fügung an, dass Wulfila in Constantinopolis 'oder vielmehr Cristianopolis', wie der antirömische bischof es nennt, seinen tod gefunden habe, um dort unter einer so grofsen menge von Christen von würdigen mitpriestern würdig geehrt zu werden. natürlich ist hier an den gegensatz zwischen der volkreichen christlichen hauptstadt und der abseits 'in montibus' hausenden Gotengemeinde des Wulfila gedacht. dass arianische priester trotz aller anfeindungen auch noch nach Wulfilas tode in Constantinopel safsen, erfuhren wir schon oben aus PR. für ein concil, auf dem Arianer vertreten waren, kann die stelle nichts beweisen. eine sichere entscheidung der frage nach der bedeutung des praeceptum imperiale ist, wie schon oben bemerkt, unmöglich, da wir über die benennung der disputationsgegner des Wulfila nach wie vor im unklaren bleiben. jedesfalls darf man jetzt nach der aufklärung über die parteistellung des Palladius, Wulfila usw., die wir K.s publication verdanken, nicht mehr annehmen, Wulfila habe vom kaiser nur als ketzer behandelt sein können. abgesehen von den besonderen rücksichten, die damals gegen die Goten und ihren hochangesehenen geistlichen führer beobachtet werden musten, ist in betracht zu ziehen, dass Wulfila es sicher ebenso entschieden und aus denselben gründen wie Palladius abgelehnt hat, als Arianer bezeichnet zu werden, dass eine verurteilung wegen ketzerei bei ihm nicht wie bei Palladius

und Secundianus erfolgt war, dass er vielmehr, nach Auxentius brief, augenscheinlich bis zu seinem lebensende unbeirrt seines bischöflichen amts gewaltet hat. die in Aquileja verurteilten bischöfe werden guten grund gehabt haben, grade ihn zur unterstützung ihrer bitte um das concil beim kaiser zu veranlassen. so mag also auch das kaiserliche gebot, welches ihn nach Constantinopel rief, in andrer weise erfolgt sein, mag die disputation, die er führen wollte, ein andres ziel gehabt haben, und seine letzte reise noch längere zeit vor den beginn des concils von 382 angesetzt werden; jedesfalls bleiben die angegebenen grenzen für die zeit seines todes bestehn.

Und damit lösen sich nun endlich auch die chronologischen schwierigkeiten, die für Wulfilas lebensgeschichte doch immer noch bestehn blieben, wenn man seinen tod in das jahr 383 verlegte. Auxentius gibt ausdrücklich an, dass Wulfila nach vollendung einer vierzigjährigen amtstätigkeit als bischof, also im einundvierzigsten jahre seines episcopats, nach Constantinopel gereist und dort gestorben sei. Philostorgius bezeugt, dass er von dem bald nach dem concil von Antiochien (341) verstorbenen Eusebius zum bischof geweiht sei. war dies im sommer oder herbst 341 geschehen, wie auch K. annimmt, so stand Wulfila in der ersten hälfte des jahres 382, aber auch nicht länger, in dem von Auxentius angegebenen amtsalter. die rechnung, welche K. s. LXIV aufstellt, scheitert an der bestimmten angabe des Auxentius über die gesamtdauer von Wulfilas bischöflicher tätigkeit.

Für Wulfilas glaubensbekenntnis verdanken wir K.s erneuter lesung eine wesentliche textbesserung. nachdem Wulfilas erster satz vom vater, der zweite vom sohne gehandelt hat, folgte nach Waitzens lesung: *ideo unus est omnium deus qui et de nostris est deus*. Waitz versicherte, er habe 'so bei widerholter ansicht die stelle gelesen'. so habe ich denn Zs. 42, 315f gesucht, mich mit dieser überliefrung abzufinden. ich habe bemerkt, dass 'nach der vorliegenden überliefrung' dieser satz auf den sohn bezogen werden müsse, habe das zu erklären gesucht und habe Casparis deutung des *qui et de nostris est deus* aufgenommen, jedoch nicht ohne ausdrückliche bedenken und nicht ohne hervorzuheben, dass auch die gewöhnliche emendation *dei nostri* statt *de nostris* nicht unmöglich sei. der ganze satz müsse in diesem falle auf Gott vater bezogen werden, der dann der eine Gott aller genannt werde, weil er auch der gott des *deus noster* (Christus) sei. was mich hinderte, dieser lesung den vorzug zu geben, war erstens die handschriftliche überlieferung und zweitens der umstand, dass man diesem satz nicht die nächstliegende beziehung auf den unmittelbar vorhergehnden geben, sondern ihn über diesen hinweg mit dem ersten verknüpfen müste. beide bedenken sind jetzt beseitigt, da nach K.s lesung die stelle trotz Waitzens versichrung in der handschrift lautet: *ideo unus est om-*

nium deus pater qui et dei nostri est deus. damit fällt natürlich jeder zweifel, und meine an zweiter stelle gegebene erklärung tritt in kraft. es ist denn doch eine eigentümliche behandlung dieser sachlage, wenn K. in der anmerkung zu der stelle ohne meine zweite erklärung zu erwähnen, ja ohne zu erwähnen, dass Waitz *de nostris* bestimmt gelesen hatte, bemerkt, dass durch die neue lesung 'Vogts behandlung der stelle widerlegt ist'. widerlegt ist vor allem die willkürliche umgestaltung der überliefrung, die K. Zs. f. d. ph. 30, 98f vorgenommen und deren unhaltbarkeit ich schon aao. nachgewiesen hatte.

Worin das eigentlich charakteristische von Wulfilas glaubensbekenntnis und worin der beweis dafür ligt, dass Auxentius W.s lehre richtig dargestellt hat, das habe ich aao. angeführt, und ich habe dem auch nach K.s publication nichts hinzuzufügen. K. geht auf diese wichtige frage nicht ein. wenn er in den anmerkungen sagt: 'in das bekenntnis ist nicht aufgenommen, was an geschichtlichen tatsachen in der h. schrift über die erdenlaufbahn des sohns überliefert, der widerholung nicht bedurfte', so verwischt er einen wesentlichen unterschied zwischen dieser und andern bekenntnisformeln, über dessen bedeutung ich bereits gehandelt habe. leider hat K. sich auch nicht auf das verhältnis von Wulfilas bekenntnis zur formel von Rimini eingelassen. er sieht diese formel als den grund- und eckstein für die geschichte des gotischen arianismus an: mit gutem grunde, soweit es sich um deren kirchenpolitische seite handelt; sofern aber die intimere glaubenslehre in betracht kommt, gebührt jenem abgeschwächten und zweideutigen, in erster linie auf den stimmenfang zugeschnittenen bekenntnis jenes lob sicher nicht. es ist charakteristisch genug, dass gleich jenes *solus ingenitus*, welches von so fundamentaler bedeutung in der lehre Wulfilas und seiner gesinnungsgenossen war, in der formel von Rimini ganz fehlt; man vergleiche doch einmal die beiden quellen bei K. s. XLVf und s. 76 wort für wort: von anfang bis zu ende fufst Wulfilas bekenntnis nicht auf jenem, sondern auf älteren traditionen, nur das vieldeutige *similis secundum scripturam* hat er nach Auxentius unter seine lehrsätze, nach K.s lesung der handschrift vielleicht auch in ein anhängsel seines bekenntnisses aufgenommen. ich halte es für ein grofses verdienst von K.s werk, dass es uns zum erstenmal einen vollen einblick in die lehren und kämpfe desjenigen kreises gewährt, dem Wulfila angehörte. es ist jene weiland bei hofe mafsgebende Arianerpartei, die in Rimini jene compromissformel zu stande brachte. Demophilus wurde ihr haupt, Palladius, Secundianus, Maximinus, Auxentius von Dorostorum gehörten ihr in gemeinschaft mit Wulfila an, und der inhalt der Pariser randschrift gibt uns jetzt reichen aufschluss über ihre stellung zu den einzelnen glaubensfragen. aber da grade zeigt sich, wie weit die formel von Rimini davon entfernt ist,

diese zum klaren ausdruck zu bringen. mit welcher scheinbaren harmlosigkeit schiebt jene formel die homousie als einen nicht biblischen inopportunen ausdruck beiseite, während sie hier als gotteslästerung bekämpft wird. wie huscht jene compromissformel über die wesensunterschiede zwischen vater und sohn hinweg, während sie hier mit allem nachdruck und von gesichtspuncten aus, die dort auch nicht einmal angedeutet sind, wider und wider hervorgekehrt werden! unter diesen umständen ist es kein wunder, dass wir wichtige heterodoxien und besonders charakteristische vorstellungen und formeln Wulfilas und seiner genossen klarer und deutlicher bei einem ehrlichen heifssporn wie Eunomius widerfinden, der für die formel von Rimini nicht zu haben war, als in dieser formel selbst. zumal eh uns die randschrift völlig vorlag, konnten solche übereinstimmungen zwischen dem überlieferten bekenntnis des Eunomius und dem des Wulfila mit erfolg benutzt werden, um gegenüber der behauptung, dass Wulfilas lehre vom verhältnis zwischen vater und sohn nicht wesentlich von der orthodoxen abweiche, und bei Auxentius gefälscht sei, ihren arianischen character und das zutreffende ihrer darstellung bei Auxentius darzutun. von diesem gesichtspunct aus hab ich auf bemerkenswerte übereinstimmungen zwischen einzelnen puncten von Wulfilas und Eunomius bekenntnissen hingewiesen. unverständlich bleibt mir Streitbergs behauptung im Liter. centrbl. 1900 s. 1178, dass K. 'mit recht gegen Vogts versuch einspruch erhebt, der, wie Waitz vor ihm, Wulfila in die nähe des Eunomius rücken möchte'; denn weder hab ich mich irgendwie durch solche tendenz leiten lassen, noch hab ich irgendwo in K.s werk einen einspruch dagegen gefunden. ich verkenne keineswegs die unterschiede in ihrer parteistellung. Wulfila gehörte zu den sogen. Homöern, die man auch schlechtweg Arianer nannte, während Eunomius zu den Anhomöern gerechnet wurde, und das haupt einer eignen partei wurde. aber man darf die innern gegensätze zwischen den beiden nicht nach diesen schlagwörtern bemessen. auf die bedeutung des *ὅμοιος κατὰ τὰς γραφάς* für Wulfilas standpunct hab ich schon in der ADB. hingewiesen. welche einschränkung des *ὅμοιος* aber durch diesen schwer erkämpften zusatz schliefslich möglich war, zeigt sich, wenn Sokrates II 45 ihn gradezu als anhomöisch betrachtet, indem man dabei das sophisma angewant habe, dass vom sohne das *θεὸς ἐκ θεοῦ* nach dem schriftworte *τὰ δὲ πάντα ἐκ τοῦ θεοῦ* so zu verstehn sei, dass der sohn nur als eins von diesen allen aus Gott hervorgegangen sei. das war nun zwar durchaus nicht Wulfilas meinung und lehre, aber anderseits hat auch Eunomius in seinem bekenntnis keineswegs das wort *ἀνόμοιος* gebraucht, vielmehr nennt er Christus *ὅμοιον τῷ γεννήσαντι μόνον κατ᾽ ἐξαίρετον ὁμοιότητα . . . ὡς εἰκόνα καὶ ὡς σφραγῖδα πάσης τῆς τοῦ παντοκράτορος ἐνεργείας καὶ δυνάμεως* usw. und

bei allen unterschieden, die ja im einzelnen wahrzunehmen sind, darf man es doch nicht gering anschlagen, dass Auxentius bei der detaillierten aufführung aller der theologischen parteien, welche Wulfila bekämpft hat, der Eunomianer oder Anhomöer nicht gedenkt.

Was K.s bemerkungen zu Wulfilas lebensgeschichte betrifft, so ist die angabe, dass er von kappadokischen eltern stamme, sicherlich nicht richtig; die kappadokischen kriegsgefangenen, um die es sich dabei handelt, waren nach Philostorgius seine *πρόγονοι*, und sie sind schon fast ein halbes jahrhundert vor Wulfilas geburt zu den Goten gekommen. dass ferner Wulfila bischof von Dorostorum und als solcher kirchliches oberhaupt einer national gemischten bevölkerung gewesen sei, ist mir nicht wahrscheinlich. warum wird er denn in keiner der quellen als solcher bezeichnet, auch nicht von seinem schüler Auxentius, der dann sein amtsnachfolger gewesen wäre? immer nur wird Wulfila bischof der Goten genannt, die nach Auxentius *deus in montibus sibi servire fecit,* deren gottesdienst in der nationalsprache und, wie es scheint, in zeltkirchen, getrennt von den andern nationalitäten, abgehalten wurde. als Wulfilas nachfolger wird nicht Auxentius von Dorostorum, sondern Selinus bezeichnet, der ebenso wie Wulfila selbst nur bischof der Goten heifst.

Zum schluss noch ein wort über den plan der K.schen sammlung. sie soll 'der religion des germanischen heidentums und dem volkstümlichen christentum des frühen mittelalters der germanischen stämme' gewidmet sein. der inhalt des vorliegenden bandes ligt aufserhalb dieser grenzen. die bedeutung des begründers des germanischen arianismus und des schöpfers der ersten germanischen bibel rechtfertigt es wohl, wenn die wichtigste quelle über sein leben, seine theologie und die kämpfe seiner parteigenossen die sammlung eröffnet, trotzdem sie weder mit dem heidentum noch mit dem volkstümlichen christentum der Germanen etwas zu tun hat. ob aber das nächst einer neuen ausgabe der gotischen bibel für die fortsetzung angekündigte 'Opus imperfectum' hier heimatberechtigt ist, wird jedesfalls mit besseren gründen als bisher zu erweisen sein. hoffentlich werden die eigentlichen aufgaben der sammlung allmählich entschiedener in den vordergrund treten. die weiterhin verheifsene neubearbeitung des Burkhart von Worms wird sehr willkommen sein, wenn sie mit besonnener kritik ausgeführt wird. besonders wünschenswert scheint mir eine vollständige, rein quellenmäfsige, übersichtlich geordnete sammlung der aufserskandinavischen zeugnisse zur germanischen mythologie aus altertum und mittelalter.

Breslau. F. Vogt.

Die Gautrekssaga in zwei fassungen hrsgg. von WILHELM RANISCH. [= Palaestra XI.] Berlin, Mayer u. Müller, 1900. CXII und 76 ss. 8°. — 5,50 m.

Wir lernen durch diese ausgabe die kürzere und zugleich ältere fassung dieser saga ganz neu kennen, die längere, jüngere fassung lag bisher im 3 band von Rafns FAS. vor.

R. verzichtet wol mit recht auf eine reconstruction des alten textes der kürzeren fassung und druckt die drei haupthss. mit normalisierter orthographie ab. die überlieferung der kürzeren fassung ist nämlich ziemlich schlecht, am schlechtesten ist die einzige vollständige hs. (L), und wahrscheinlich hatte schon die hs., auf welche die von R. abgedruckten LEK zurückgehn, fehler. das exemplar, welches der bearbeiter für seine längere fassung benutzt hat, scheint noch besser gewesen zu sein.

Das hss.-verhältnis ist übrigens noch nicht aufgeklärt. s. XVI vermutet R. eine nähere beziehung zwischen L und der längeren fassung. die laa. bei str. 2 scheinen dafür zu sprechen: *Hendi minni ek glataða heimsliga* E, *Bendi eyk glærdða heimsliga* K, *Heimsliga er ek veik hendi til* die längere fassung, *Heimskliga vildi mér til* L. hier scheinen die laa. von E und K auf *Hendi veik ek glærdða-heimsliga* (*glærdða-heimsliga* 'ungeschickt-töricht') zu führen, und L stellt sich hier allerdings zu der längeren fassung.

Aber die laa. der str. 3 weisen wider ziemlich bestimmt auf eine verwantschaft von E und L gegenüber K und der längeren fassung: *Stuttir sniglar* längere fassung, *stórsniglar* K, *Slíkir fuglar* E, *strútfuglar* L (prosa s. 58); vgl. s. XXIII. E und L teilen also einen paläographisch leicht verständlichen fehler.

In den capp. der einleitung, welche über das verhältnis der beiden saga-fassungen und über die sage handeln, bringt R. eine sehr sorgfältige untersuchung mit einer reihe von sehr wahrscheinlichen, zt. sicheren resultaten. unsere kenntnis des sagenstoffes ist durch ihn wesentlich gefördert worden.

Ich habe sz. nachzuweisen gesucht, dass die Hrólfssaga Gautrekssonar ein selbständiges litterarisches product sei. R. macht es nun sehr wahrscheinlich, dass die Gautrekssaga nur als einleitung zur Hrólfssaga entworfen wurde: die längere und die kürzere fassung der Gautrekssaga findet sich immer nur in begleitung der entsprechenden fassung der Hrólfssaga, und die in der Gautrekssaga ohne zusammenhang dastehnde geschichte von den stuten, welche Gautrek dem Hrosskell schenkt, scheint in der tat nur in hinblick auf die schmährede Hrólfs in cap. 26 seiner saga angebracht worden zu sein.

Sehr überzeugend sind die ausführungen auf s. XXX ff über das verhältnis der beiden fassungen: durch die irrige auffassung von *sitja á haugi*, wofür die längere fassung *á haugi dróttningar* hat, sind eine ganze reihe von abweichungen der längeren fassung bedingt. gut ist auch die charakteristik der älteren fassung,

s. xxxv, wo gezeigt wird, dass die stilmittel dieselben sind, wie in den Islendingasǫgur, und dass bei der bearbeitung diese stileigentümlichkeiten verloren gegangen sind. R. meint, dass der bearbeiter der Gautrekssaga identisch ist mit jener person, von welcher die erweiterte fassung der Hrólfssaga herrührt.

Den stoff der Hrólfssaga hält R. für eine junge, isländische erfindung, weil die gautische genealogie, wie sie in der Ynglingasaga vorligt, keinen Hrólf kennt, und weil die drei brautfahrten Hrólfs den drei eroberungszügen Ragnars nach der älteren, bei Saxo und in den Krákumál vorliegenden Ragnarssaga nachgebildet seien. letzteres ist allerdings recht überzeugend. da die Hyndluljóð isländisch sein können — str. 22 nennt bekanntlich Grím und Þori Iárnskjold — so steht dieses gedicht der R.schen hypothese nicht entgegen. der umstand, dass die namen Gautrek und Gauthild in den schwedischen diplomatarien nicht erscheinen, wird von R. mit recht der gewöhnlichen annahme, dass wir es hier mit gautischer sage zu tun haben, entgegengehalten, s. LI. die älteste erwähnung des Gautrek findet sich im Háttalykil des Rǫgnvald, und da hier die freigebigkeit des königs hervorgehoben wird, so ist damit auch das vorhandensein der Refssaga im 12 jh. bezeugt.

R. geht den motiven nach, aus welchen die geschichte von Ref zusammengesetzt ist. verwantschaft mit dem Grimmschen märchen 'Hans im glück' ist recht wahrscheinlich gemacht. dafür spricht besonders, dass hier wie dort ein schleifstein und ein rind als tauschobjecte vorkommen. ein anderes märchenmotiv sucht R. nachzuweisen in dem zug, dass Ref durch die befolgung von Neris rat schliefslich die tochter des königs zur frau erhält. in der tat hat die geschichte von Giuseppinu (s. LXVI ff) ähnlichkeit mit der von Ref, weil in beiden ein niedrig gestellter mensch nach dem rat eines andern eine streitmacht gewinnt und damit die hand der königstochter erzwingt.

Die überzeugendste partie der einleitung scheint mir das über den Gauta-þátt s. LXXV ff bemerkte zu sein. der isländische ursprung der ganzen geschichte von den Dalafífl[1] wird hier erwiesen aus den beziehungen zu den Útilegumannasögur in Árnasons Þióðsögur ok Æfintýri. auch die geschwisterehe, wegen welcher die útilegumenn in die einöde gehen, ist in der geschichte von den Dalafífl noch nicht vergessen.

Wol mit unrecht meint R., dass Gilling eine sonderstellung unter den namen der Dalafífl einnehme. *Gillingr* ist wol der geizhals κατ' ἐξοχήν, < **Giðlingr*, wie *Hrollaugr*, *Hrolleifr* < *Hróðlaugr*, *-leifr*, obwol sonst im an. eine entsprechung des deutschen *git* fehlt. deshalb wird wol auch die ältere fassung der saga, die Gilling zum hausvater der Dalafífl macht, das ursprüngliche bewahrt haben, abgesehen davon, dass nach Gilling auch der Gillingshamar benannt ist.

[[1] *Dalafíflar* ist ein lapsus, den dr Ranisch zu berichtigen bittet.]

Auch zum Víkarsbálk bringt R. einige hübsche beiträge. richtig ist wol, wie R. gegen Müllenhoff DA v 296 ff ausführt, dass die str. 35—37, wo Starkað sich direct auf die schmähreden seiner umgebung bezieht, mit 6—34 zu demselben gedichte, dem Víkarsbálk, gehören. dafür spricht vor allem das *Vart þú eigi með Víkari* in str. 17, offenbar die apostrophe eines schmähers, welcher sich das *Hvat vanntu þá meðan* in den Hárbarðsljóð, oder Beowulf 581 ff vergleicht.

Weniger hat mich R.s versuch, in dem liede interpolationen nachzuweisen, überzeugt, wobei er von der ansicht ausgeht, dass eine mischung von fornyrðislag und kviðuhátt nicht ursprünglich sein könne. da aber die mischung von málahatt und fornyrðislag (s. Ranisch Hamðismál s. 73), oder von ljóðahátt und fornyrðislag vorkommt, so kann wol auch diese möglichkeit nicht abgewiesen werden.

S. LXXXVI 'bildeten die ersten 8 zeilen von visa 6 ursprünglich die erste strophe des Víkarsbálk' . . . scheint vorauszusetzen, dass eine strophe aus 8 zeilen bestehn müsse und das plus späterer zusatz sei, wogegen die gewis richtige bemerkung von Sievers Metrik s. 64 anm. zu vergleichen ist.

Die strophen des Víkarsbálk bieten ja noch manche schwierigkeit. str. 9 *en hímalldi afhagli sat* wird wol richtig überliefert sein : *afhagli* 'ungeschickt, unnütz', zu dem allerdings nach Fritzner nur in DN einmal belegten *hagall* = *hagr* und *af-* wie in *afhentr* = *úhentr, afkynjaðr, aflǫgligr* usw.

Die isländische herkunft des gedichts hat R. nachgewiesen durch erwägungen über die strr. 12. 13, welche eine liste der Víkarskämpfer enthalten. Gretti, Styr und Steinþór sind die bekannten isländischen helden. *Steinþórr á Eyri* erscheint zusammen mit *Víga-Styrr* in der Eyrbyggjasaga; so stehn sie auch zusammen in str. 13.

Prag, juni 1901. FERD. DETTER.

Grettis saga Ásmundarsonar. hrsg. von R. C. BOER. [Altnordische Saga-bibliothek. heft 8.] Halle aS., Max Niemeyer, 1900. LII und 348 ss. 8⁰. — 10 m.

Seit jahren arbeitete R. C. Boer an einer kritischen ausgabe der Grettissaga; er schickte wichtige vorarbeiten dazu voraus in den drei aufsätzen : 'Zur Grettissaga', 'Die handschriftliche überlieferung der Grettissaga' und 'Kritische und exegetische bemerkungen zu skaldenstrophen' (Zs. f. d. phil. 30, 1 ff. 31, 40 ff. 31, 141 ff). aber dem druck der kritischen ausgabe stellten sich vermutlich schwierigkeiten entgegen, und so liefs B. zunächst einen auf grund der handschriften kritisch bearbeiteten text der saga mit knapper einleitung und ausführlichem commentar in der Altnordischen Saga-Bibliothek erscheinen.

B. hat seinem texte wie die herausgeber der Kopenhagener

ausgabe von 1853 die hs. AM 551 a, 4to zu grunde gelegt, aber er hat den wortlaut dieser hs. vielfach aus den andern hss. bessern können. in einem anhang (s. 319—327) gibt er eine übersicht über die wichtigeren abweichungen seines textes von der zu grunde liegenden hs. der commentar schliefst sich denen in den andern ausgaben der Saga-Bibliothek würdig an; nur an wenig stellen stofsen dem nacharbeitenden zweifel auf.

S. 3, 12 heifst es von der schlacht im Hafrsfjord: sie berühren auch die meisten sögur, *þvíat frá þeim er flest sagt, er sagan er helzt frá gǫr.* B. übersetzt: 'denn von den leuten, mit denen die geschichte anhebt (dh. interessant zu werden anfängt), erzählt die überlieferung sehr viel'; ich würde übersetzen: 'denn es wird meistens (di. in den meisten sögur) von denen erzählt, von welchen die geschichtsdarstellung am liebsten anhebt (dh. von Haralds zeitgenossen)'. — s. 72, 24 wird in *meðan þat (fólkit) er óhrætt* das *meðan* durch 'bis' erklärt, was nicht angeht; *óhrætt* wird ein versehen der hss. für *ofhrætt* sein, und die stelle ist zu übersetzen: 'solange es überängstlich ist'. — die schwierige schilderung von Grettis kampf mit dem riesen im Bárđardal hat B. im allgemeinen sicher richtig gedeutet: die riesenhöhle ligt hinter einem wasserfalle, man kann nur durch den fall hindurch über eine kleine anhöhe hineingelangen, die gleichfalls hinter dem wasser ligt; vor der höhle und anhöhe stürzt der fluss in den tieferen teil seines bettes abwärts. anderes in B.s erklärung kann ich nicht billigen: als Gretti und der priester an den foss kamen, *sá þeir skúta upp undir bergit; þat var meitilberg svá mikit, at hvergi matti upp komaz, ok nær tiu faðma ofan at vatninu,* dh. sahen sie eine von einem überhängenden felsen gebildete höhle, die sich aufwärts unter den fels hinzog; dieser war ein steil abfallender fels, auf den man nirgends hinaufklimmen konnte, und es waren nahezu zehn klafter von oben her (di. von der höhe des felsens) bis zu dem wasser des flusses. B. aber verlegt die h ö h l e zehn klafter über den untern spiegel des flusses; er übersetzt *upp undir bjargit* mit 'in der höhe unter dem berge' und meint, der ausdruck sei dadurch bedingt, dass Gretti sich von unten her dem wasserfall nähere; die zehn klafter bezieht er auf den abstand der höhle vom untern wasserspiegel, weil eine solche höhe zu gering sei für einen felsen, auf den man nirgends hinaufklimmen könnte. leider kann *ofan* unmöglich von der höhle gesagt sein, auch hören wir nichts davon, dass die beiden männer von unten her dem foss zuschreiten. weiterhin, wo Gretti *af bjarginu* in den foss springt, will B. in diesem *bjarg* einen verhältnismäfsig niedrigen uferfelsen unterhalb des wasserfalles sehen. ich meine, bjarg ist der vorher mehrgenannte fels, von dem der foss hinabströmt; auf ihm ist auch das seil befestigt, an dem Gretti nach dem kampfe wider hinaufklimmt. wenn es an jener stelle heifst,

dass Gretti nach dem seile schwamm, ist damit noch nicht gesagt, dass es ein stück stromabwärts befestigt war. — s. 247, 14 sagt Ásdís, als ihr jüngerer sohn Illugi mit Gretti nach Drangey gehn will: *ek veit, at svá mikil atkvæði eru at um hagi Grettis, at hann verðr eitthvert ór at ráða.* B. erklärt *atkvæði* als 'ausdruck' und übersetzt *svá — um* durch 'soviel kann man sagen von'; *atkvæði* bedeutet hier 'zauberspruch, verwünschung' und bezieht sich auf den fluch Gláms, der Grettis angst vor dem dunkel veranlasste. — cap. 77 (79 in der ausgabe von 1853) hat B. durch die aufnahme der lesarten von βbD wesentlich gebessert; es ist keine frage, dass die vorlage der hss. AE hier eigenmächtig geändert hat. leider bleibt auch so in dem cap. noch manches unklar, und ich glaube nicht, dass B. die meinung des verf. in allen stücken getroffen hat. ich setze meine eigne auffassung der stelle ohne polemik her, bemerke aber, dass auch sie nicht unanfechtbar ist; was dagegen spricht, findet sich in den anmerkungen B.s zu s. 268, 18 und 269, 1. auf dem althing des jahres 1031 — einige monate vor Grettis tode — versuchen seine freunde, ihn von der acht zu befreien. es gab ein gesetz, nach dem der waldgänger nach zwanzig jahren der acht ledig sein sollte; die lösung von der acht konnte schon eintreten, wenn nur ein geringer teil des zwanzigsten jahres verstrichen war, ja — wie es scheint — schon auf dem neunzehnten althing nach ihrer verhängung. Grettis freunde rechnen nun zu der zweiten acht vom thing des jahres 1016 bis zum thing des jahres 1031 die erste vom thing 1011 bis zum thing 1014 und aufserdem noch das jahr 1014/15, wo Gretti frei auf Island lebte. Gretti war nach ihrer meinung 3+15+1=19 jahre geächtet gewesen und muste nun bei beginn des zwanzigsten jahrs von der acht gelöst werden. Grettis erbitterter gegner aber merkte, dass jenes eine jahr auf Island zu viel angerechnet sei, *ok urðu þá XVIII* (nicht *nitján*, wie B. conjiciert) *vetr, þeir sem hann hafði í sekð verit.* so muste die aufhebung der acht für dies mal unterbleiben, doch schien es sicher, dass Gretti im nächsten sommer der acht ledig werden würde.

Das hauptverdienst von B.s ausgabe seh ich nun aber nicht in den erläuterungen, sondern vielmehr darin, dass hier zum ersten mal der versuch gemacht wird, eine Isländersaga in ihrem werden und wachsen zu beobachten. die hss. geben für diese untersuchung nicht viel her, sie reichen nicht weiter hinauf als bis ins 15 jh. und gehn im wesentlichen auf dieselbe ziemlich junge vorlage zurück. in den haupthss. ACE sind gegenüber den hss. βbD vier ganz späte strophen hinzugefügt und einzelne sätze eingeschoben oder geändert. es bleibt also dem forscher, der in die entstehungsgeschichte der saga eindringen will, nur das handwerkszeug der höhern kritik. B. hat das kritische messer mit scharfsinn und geschick angesetzt; die ältere

Grettissaga, die er aus der überlieferung herausschält, wird würklich einmal ungefähr in der form bestanden haben.

Die Grettissaga, wie sie uns in den hss. vorligt, gehört dem 14 jh. an; B. wie FJónsson (Litt. Hist. II 751) weisen sie dem anfang dieses jh.s zu. die saga enthält 68+IV strophen; von ihnen kann die mehrzahl, wie FJónsson Litt. Hist. I 476. 521 ff und Janus Jónsson Ark. 17, 248 ff nachgewiesen haben, nicht würklich von den personen gedichtet sein, denen sie in den mund gelegt werden. doch schreibt FJónsson 1 bis 2 strophen dem Qnund tréfót, etwa 18 dem Gretti und eine seinem bruder Þorstein drómund zu. B. verhält sich den strophen gegenüber viel skeptischer. er räumt die möglichkeit ein, dass einige davon noch von Gretti und den seinen gedichtet sind; doch sei diese möglichkeit schwer zu beweisen. er nimmt an, dass eine reihe strophen im 12 jh. entstanden sind und von den erzählern der Grettisgeschichten herstammen. er teilt endlich eine grofse zahl der visur dem ersten bearbeiter der ursprünglichen sagafassung zu, vornehmlich diejenigen, in denen auch die eigennamen durch kenningar umschrieben werden. ich kann mich im allgemeinen der auffassung B.s anschliefsen, doch zweifle ich, ob alle strophen mit jener auffallenden umschreibung der namen von einem bearbeiter der saga herrühren. vielleicht hat FJónsson recht, wenn er in den kviđuháttstrophen 22—24 und 39—42 bruchstücke einer æfikviđa Grettis sieht, nur brauchte dieses lied nicht notwendig Gretti zum verfasser zu haben. aber die strophen 22—24 leiten noch auf eine andre vermutung: die episode von Gretti bei dem jarl Svein ist nachgebildet der vom aufenthalte Egils bei könig Eirík in der Egilssaga. die strophen 22—24 preisen die helfer Grettis bei jarl Svein, wie str. 36 der Egilssaga und die Arinbjarnarkviđa den helfer Egils bei Eirík. in beiden fällen sind die namen durch kenningar ausgedrückt, und die strophen der Grettissaga haben das versmafs der Arinbjarnarkviđa. sind also auch Grettis strophen 22—24 denen Egils nachgebildet? dann würden diese strophen und vielleicht noch andre von dem verfasser der Grettissaga gedichtet sein, der auch sonst, wie unten nachzuweisen sein wird, die Egilssaga mehrfach benutzte. FJónssons ansicht, dass die strophen bruchstücke eines liedes seien, wäre dann aufzugeben.

Über die tradition von Gretti an der wende des 12 und 13 jh.s erfahren wir einiges aus der Landnámabók und der Snorra Edda. beide fassungen der Landnáma, Sturlubók und Hauksbók, geben in c. 161 (133) die vorfahren des Gretti an: Qnund tréfót verlor in der schlacht im Hafrsfjord, wo er gegen Harald hárfagri kämpfte, ein bein; er fuhr nach Island und nahm an der nordwestküste des Húnaflói land; er hatte drei söhne — die Landn. nennt fälschlich noch einen vierten —, nämlich Gretti, Þorgeir flǫskubak und Þorgrím hærukoll; der

letztere war der vater des Ásmund, dessen sohn aber Gretti der starke. der beiname des Þorgeir, 'flǫskubak', zeigt, dass auch die streitigkeiten der Ǫnundssöhne mit den söhnen des Eirík snąri bekannt waren, bei denen die lederflasche auf Þorgeirs rücken von einem knecht des Flosi mit der axt durchhauen wurde. von des Eiríkssohns Flosi abreise nach Norwegen, die die folge dieser streitigkeiten war, weifs die Landn. in c. 160 (129) zu melden. die Landn. kennt auch zwei der hauptgegner Grettis: in c. 173 (139) wird Þorbjǫrn Arnórsson genannt, 'den Gretti erschlug'. in c. 250 (214) lesen wir von Þóri farmann Skeggjason. die Hb. — die hier zweifellos die fassung des Styrmi widergibt — berichtet: 'Orm war der sohn des Þóri; ihn mordete (?) Gretti Ásmundarson. von Þóri sprach Gretti dies: (es folgen zwei vollständige dróttkvættstrophen)'. in der Stb. wird Orm gar nicht erwähnt; von der zweiten strophe sind nur die zwei ersten zeilen aufgezeichnet. in der SnE. (ed. FJónsson s. 116) wird eine halbstrophe angeführt, die man in strophe 62 der Grettissaga widerfindet; sie gehört zu dem nach B. interpolierten besuche Grettis auf dem Hegranesþing.

Die angeführten notizen zeigen, dass die Isländer das andenken ihres starken landsmannes treu bewahrten. die geschichte seiner vorfahren mochte in vergessenheit geraten, da keine der mächtigen familien ihren ursprung auf sie zurückführte. aber die erzähler werden immer wider gern die abenteuer Grettis vorgetragen, manche neue heldentat ihm angedichtet und manche neue strophe ihm in den mund gelegt haben. der eigenartige charakter Grettis muste eine grofse anziehungskraft auf sie ausüben: er ist träge zur arbeit und doch heldenkühn; er ist selber höchst empfindlich und doch spottlustig gegen andre; erwiesene wohltat empfindet er warm und zeigt sich doch rauh in seinem gebaren; er ist unumgänglich und betrachtet doch die einsamkeit als die schlimmste strafe; und wie die menschen ihn nicht mögen, so grollt selbst das schicksal dem ungehobelten burschen und manne und stürzt ihn schuldlos ins verderben.

Um welche zeit ist nun die Grettissaga zuerst aufgezeichnet? der verf. citiert eine ganze reihe sögur, es haben ihm sicher in niederschriften vorgelegen die Landnáma, die Egilssaga, eine ältere Fóstbrœđrasaga und wol auch die Heimskringla. daraus folgt, dass seine arbeit nicht zu den frühsten aufzeichnungen isländischer sögur gehört. hingegen möcht ich die Grettissaga nicht mit FJónsson zu den nachklassischen sögur rechnen; einige späte strophen und mehrere fremdworte wird man den bearbeitern der ursprünglichen saga zur last legen müssen. B. sucht nun nachzuweisen, dass die ursprüngliche Grettissaga eine frühere recension der Landn., etwa die des Styrmi, nicht aber die des Sturla benutzt habe, dass sie im gegenteil eine quelle Sturlas gewesen sei; er schliefst daraus, die ursprüngliche Grettissaga sei

vor der Sturlubók (spätestens um 1260), also um 1250 niedergeschrieben: jetzt, wo wir die geschichte der Landnámarecensionen durch FJónssons ausgabe besser zu überblicken und zu verstehn gelernt haben, werden wir das verhältnis der Grettissaga zur Landn. anders beurteilen als B. ich werde unten nachzuweisen suchen, dass die Grettissaga auf keinen fall die recension des Styrmi, wahrscheinlich die des Sturla benutzt hat. dann könnte man die ältere Grettissaga etwa um 1270 ansetzen.

B.s untersuchungen haben eine lücke: es fehlt darin eine zusammenhängende betrachtung der tätigkeit des verf. der Grettissaga. ich will versuchen, anregungen FJónssons in der Litt. hist. II 749f folgend, diese lücke zu ergänzen. ich geh dabei stillschweigend hinweg über die partieen der saga, die ich mit B. als interpolationen ansehe, da es mir überflüssig scheint, seine gründe hier zu widerholen. ich mache auch nicht auf alle entlehnungen aus der Landn. aufmerksam; man findet diese zusammengestellt in FJónssons ausgabe der Landn. s. 274f.

Die vorgeschichte. die saga beginnt mit der angabe von des Qnund tréfót vorfahren und verwanten auf grund von Landn. c. 161 (130). Qnund unternimmt vikingfahrten mit Bálki Blæingsson af Sótanesi, Orm enn audgi, Hallvard súgandi, später wird als genosse Qnunds noch Þránd mjqksiglandi genannt; Bálki, Orm (?), Hallvard, Þránd beteiligen sich mit Qnund an der schlacht im Hafrsfjord gegen könig Harald; Bálki, Hallvard, Þránd wandern wie Qnund nach Island aus und nehmen dort land. alle vier männer werden sonst nirgends als gefährten Qnunds genannt; hingegen sind nach der Landn. Bálki, Hallvard, Þránd und ein andrer Orm — mit dem beinamen *enn gamli* — die einzigen landnehmer, die an der schlacht im Hafrsfjord teilnahmen. die übereinstimmung liefse sich auf zwei arten erklären: entweder dem verf. stand eine tradition von Qnund und genossen zu gebot, die auch dem verf. der Landn. bekannt war, oder er entlehnte die namen der vier männer der Landn. und brachte sie willkürlich mit Qnund in verbindung[1]. die erste möglichkeit wird zur wahrscheinlichkeit, wenn sich in der Grettissaga historische oder altsagenhafte berichte vom zusammensein der fünf männer finden, im andern fall die zweite. — Qnund, Bálki und Orm besiegen den bekannten Irenkönig Kjarval, der hier merkwürdigerweise über die Barreyjar herscht; der kampf, der ganz schmucklos mitgeteilt wird, dürfte eine erfindung des sagaschreibers sein. dann wird die schlacht im Hafrsfjord nach der Heimskringla erzählt; den mittelpunct bildet

[1] freilich hätte er dann die zwei Orm, die beide landnehmer waren, zusammengeworfen. Orm wird übrigens in der Grettissaga schon bei der schlacht im Hafrsfjord nicht mehr ausdrücklich genannt, von seiner landnehmung wird nicht berichtet.

hier wie in allen andern quellen die einnahme von Þóris haklangs schiff durch die berserker des königs Harald; daran schliefst sich der kampf Qnunds gegen die königsmannen, der mit dem verlust seines beines endigt. ob hier ein alter bericht oder eine combination des verf. vorligt, lässt sich nicht sicher entscheiden. der verwundete Qnund wird auf das schiff des Þránd gebracht und dann geheilt; er fährt mit den genossen nach dem westen zu Geirmund heljarskinn, um ihn — vergebens — zu einem neuen kampfe gegen Harald aufzufordern. die gänzlich erfolglose reise sieht recht sehr nach einer erdichtung aus auf grund von Landn. c. 112 (86), wo es heifst, dass Geirmund erst nach der eroberung Norwegens durch Harald aus dem westen heimgekommen, aber gleich wider umgekehrt sei, da er seinen ganzen besitz in den händen des königs sah (vgl. Litt. Hist. II 750).

Auf den Suđreyjar treffen Qnund und Þránd mit Ófeig gretti und seinem neffen Þormóđ skapti zusammen; es entsteht freundschaft zwischen ihnen, und Qnund verlobt sich mit Aesa, der tochter des Ófeig gretti, Þránd mit der tochter des Þormóđ skapti. das erste verlöbnis muss wol historisch sein, weil einer von Qnunds söhnen in der Landn. Gretti, in der Grettissaga Ófeig gretti heifst; freilich wird Landn. c. 344 (303) Ófeigs tochter Aesa ohne einen gemahl genannt. hingegen ist die zweite verlobung eine arg verfehlte combination des verf.: nicht Þránd hat eine tochter des Þormóđ skapti geheiratet; im gegenteil, nach Landn. c. 378 (333) war Þormóđ skapti der gemahl der Helga, der tochter des Þránd. — die heirat Qnunds und Þránds wird noch drei winter hinausgeschoben, inzwischen ziehen die beiden helden auf die heerfahrt und besiegen durch eine kriegslist die vikinger Vígbjóđ und Vestmar. die namen sind rechte vikingernamen, die kriegslist hat in der nordischen litteratur viele parallelen und erinnert am ehsten an die list des Ericus disertus, der gleichfalls die feinde in einen engen sund lockt und sie mit steinen beschiefst. wir haben in dem vikingerkampf kaum alte sagenüberlieferung zu sehen, er wird mit anlehnung an eine der landläufigen vikingergeschichten erfunden sein. — Qnund und Þránd fahren nun nach Irland zu Eyvind austmann; dieser nimmt seinen bruder Þránd freundlich auf und versöhnt sich auf dessen bitte auch mit Qnund, der einst seinen schwiegervater Kjarval siegreich bekämpfte. der kurze bericht ist nur eine logische folgerung aus Qnunds kampf mit Kjarval.

Was wir bisher — in den ersten fünf cc. — von den taten Qnunds und seiner genossen erfahren haben, scheint kaum auf alter historischer oder sagenhafter überlieferung zu beruhen. die möglichkeit, dass der verf. der Grettissaga Qnunds freundschaft mit den vier andern landnehmern erfunden habe, gewinnt somit an wahrscheinlichkeit. sie wird uns zur gewisheit werden durch

eine etwas weiter ausholende betrachtung der cc. 6—8, die von Þránds und Qnunds reise nach Norwegen handeln.

Diese reise nach Norwegen findet sich auch in c. 229 (195) der Landn. die fassung des c.s in der Stb. ist kurz und zuweilen unklar, die in der Hb. ausführlicher und durchaus verständlich. ich setze die erzählung nach der Stb. her und füge in eckigen klammern die ergänzungen aus der Hb. hinzu:

Nach dem tode des bonden Bjqrn am Hvinisfjord in Agdir verlangte der herse Grím dessen erbe für den könig Harald. Bjqrns schwager Qndótt aber verweigerte die herausgabe und bewahrte das erbe für seinen neffen Þránd. sobald dieser von dem tode des vaters hörte, segelte er von den Sudreyjar nach Norwegen, nahm mit sich, was Bjqrn ihm hinterlassen hatte, und fuhr nach Island, um dort land zu nehmen. [das gehöft Qndótts stand nahe der see, in kurzer entfernung von der see und dem gehöft des Ingjald tryggvi í Hvini. Grím wohnte in kleiner entfernung von Ingjald. (die beiden waren brüder, Hb. c. 184.)] der herse Grím erschlug den Qndótt, weil er ihm Bjqrns erbe vorenthalten hatte; Qndótts witwe entkam mit ihren söhnen Ásgrím und Ásmund zu ihrem vater Sighvat (der ostwärts in Hlíđar oder Vík — also am Christianiafjord — wohnte, Hb. c. 184), sante aber dann ihre söhne zu deren erzieher Hedin im Sóknadal[1]. es gefiel ihnen dort nicht, sie wollten zu ihrer mutter fahren und kamen um die weihnachtszeit zu Ingjald tryggvi í Hvini. [dreimal entgingen die knaben den nachstellungen des Grím, doch musten sie sich in einer erdhütte versteckt halten. da entwichen sie im geheimen, verirrten sich und stiefsen auf ein gehöft, das sie als ihr väterliches erkannten. sie meinten dort nicht sicher zu sein und gingen am weihnachtsabend zu dem — nahegelegenen — gehöft des Ingjald.] Ingjald nahm sie auf in folge der bitten seiner frau Gyda. [Gyda erkannte sie zuerst, erinnerte Ingjald an seine und Qndótts freundschaft und bat ihn, die knaben zu behalten.] im nächsten sommer lud der herse Grím Audun, den jarl Haralds, zu einem gelage ein; in der nacht, als man das bier braute, verbrannten die söhne Qndótts den Grím in seinem hause, nahmen das boot ihres e r z i e h e r s (?) Ingjald und ruderten fort. [nach der brandlegung sagten die knaben Gyda und Ingjald, was geschehen war; er hiefs sie fortgehn und ihm nie wider vor die augen kommen. da nahmen sie das boot Ingjalds und ruderten fort

[1] di. nach B. Sogndal nordwestlich vom Hvinisfjord. nach Hb. c. 195 brachte ein gewisser Steinar die Qndóttssöhne vom Christianiafjord zu schiff nach Sogndal. östlich von Lindesnäs erreichte Grím ihr schiff und durchsuchte es, ohne die knaben zu finden. auch bei Hedin suchte er sie noch zweimal vergebens. der bericht ist offenbar dem von den jungen Skjoldungenfürsten Helgi und Hróar nachgebildet; aber er ligt auch schon der erzählung in der Stb. zu grunde, wie der der heldensage angehörende name Hedin beweist.

nach einer insel im Hvinisfjord.] der jarl Auđun kam der verabredung gemäfs zu dem gelage und vermisste seinen freund. früh am morgen kamen die Qndóttssöhne nach dem schlafhause, in dem Auđun lag, und brachen die thür ein. Ásmund bewachte die zwei knechte des jarls, Ásgrím erpresste von ihm als vaterbufse drei goldringe und einen kostbaren mantel und legte ihm den spottnamen *geit* bei. [auf der insel im Hvinisfjord zogen sie ihr boot ans land und gingen zu einem hause. hier hörten sie männer erzählen, dass sie in der nacht bei jarl Auđun gewesen seien. sogleich ruderten sie ans land; sie sahen das schiff des jarls am gestade und fanden ihn selbst in einer herberge usw. wie in der Stb. danach ruderten sie den fjord entlang nach der see und zu einer brandungsstelle im fjord. sie breiteten dort den mantel des jarls über dem wasser aus, da sie sahen, dass seine leute ihnen nachruderten und sie ihnen nicht würden entrinnen können. die jarlsmannen fanden den mantel und glaubten würklich, die Qndóttssöhne seien ertrunken.] die brüder fuhren zu Eirík qlfús im Súrnadal — zwischen Trondhjem und Molde — und wurden von ihm aufgenommen. um die weihnacht wurde abwechselnd bei Eirík und seinem nachbar Hallstein hest gelage gehalten. da Hallstein die gäste schlecht bewirtete, kam es zu einem streit, und Hallstein schlug Eirík mit einem trinkhorn. Eirík mit den seinen verliefs das haus, aber Ásgrím kehrte nochmals zurück und schlug dem Hallstein eine schwere wunde. sie aber glaubten den Ásgrím getötet zu haben; er entkam jedoch hinaus und zum walde, und eine frau heilte ihn in einem erdhause. [Ásgrím sprang aus dem hause und zum walde, die leute Hallsteins aber verfolgten ihn. Ásgrím schwamm durch einen fluss, und dabei verwundeten ihn die verfolger durch ihre geschosse. er entkam zu einer frau im walde; die schlachtete ihr kalb und legte die eingeweide neben Ásgrím. als nun die verfolger hereinkamen, glaubten sie, dass Ásgríms eingeweide dalägen und er tot sei. sie fuhren nach hause und die frau heilte ihn heimlich.] Ásmund, der seinen bruder tot glaubte, fuhr nach Island und nahm dort land. dasselbe tat Ásgrím nach seiner genesung.

Der vergleich der beiden darstellungen in der Stb. und Hb. lehrt, dass die ansicht B.s, der in dem bericht der Hb. 'eine junge sagenbildung im gehirn eines abschreibers' sehen will (anm. zu s. 16, 15), zu verwerfen ist. der breitere bericht der Hb. gibt doch in allen stücken die form der geschichte wider, die auch der kürzern darstellung in der Stb. zu grunde ligt. vielmehr wird man sich der ansicht FJónssons in der einl. zur Landn. s. xv anschliefsen müssen, dass das cap. der Stb. die fassung einer ältern Landn. widergebe, das cap. der Hb. eine überarbeitung von des gelehrten Styrmi hand sei. stand das betreffende cap. aber bereits in der Landnáma des Styrmi oder gar in einer

noch ältern, so fällt schon damit die annahme B.s, dass es erst von Sturla aus der Grettissaga in die Landnáma aufgenommen sei.

Überblicken wir nun die entsprechenden capp. der Grettissaga. die darstellung der saga stimmt, wenn sie auch breiter ist, doch genau — oft wörtlich — zu der der Stb.; sogar die fehlerhafte bezeichnung des Ingjald als des erziehers der Ǫndóttssöhne — das ist Hedin nach Hb. und Stb. — hat sie mit dieser gemein. aufserdem aber hat die Grettissaga eine ganze zahl plusstellen : hier nimmt auch Ǫnund an der reise nach Norwegen teil. er begleitet Þránd nach dessen heimat Agdir und verspricht dem heimkehrenden, seinen verwanten zu helfen, wenn der könig etwas gegen sie unternehme. dann fährt er (von Agdir) südwärts (!) nach seiner heimat Rogaland, hält sich insgeheim bei einem gewissen Kolbein auf und tötet Hárek, den mann, der im namen des königs sein früheres besitztum verwaltet. als er von der ermordung Ǫndótts hört, begibt er sich nordwärts (nach Agdir!) zu dessen gattin und bietet ihr seine hilfe an. bei der verbrennung des hersen Grím ist er mit dabei — ohne irgendwie hervorzutreten. an der bestrafung des jarl Audun nimmt er teil, freilich sehr als nebenperson : er wehrt mit vielen mannen (?) die bauern ab, die Audun zu hilfe kommen wollen (man beachte den widerspruch zum bericht der Hb.!). mit den Ǫndóttssöhnen hält er sich im winter bei Eirík ǫlfús auf — ohne in die handlung einzugreifen. mit Ásmund segelt er nach Island, aber ihre schiffe werden kurz vor der ankunft durch einen sturm getrennt.

Dieser bericht, worin Ǫnund als tatenloser zuschauer erst neben Þránd, dann neben den Ǫndóttssöhnen zwecklos herläuft, kann nicht ursprünglicher sein als die darstellung der Landn., wo Ǫnund gar nicht auftritt. hatte Ǫnund würklich anteil an der fahrt nach Norwegen, so hätte er neben den genossen sich irgendwie betätigt; wusste der verf. der Landn. aus seinen quellen etwas von Ǫnunds beteiligung an jener fahrt, so hätte er dessen namen nicht sorglich aus seiner darstellung entfernt. es bleibt nur die möglichkeit, dass der verf. der Grettissaga, um die lebensgeschichte Ǫnunds zu füllen, ihn willkürlich zu einem genossen Þránds und der Ǫndóttssöhne machte. die ereignisse in Norwegen entnahm er der Landn., und zwar nicht der Styrmisbók, sondern der Stb. oder — was nicht undenkbar ist — einer ältern Landnáma. damit Ǫnund auch in eigner sache etwas ausrichte, liefs er ihn den Hárek töten und in seinem norwegischen wirt Kolbein einen freund gewinnen. Hárek verdankt sein dasein möglicherweise dem Hildirídarson Hárek der Egilssaga; Kolbein, der Ǫnund nach Island begleitet und bei ihm in Kolbeinsvík wohnt, ist wol nur aus diesem ortsnamen abgeleitet.

Wenn der vf. der Grettissaga in den capp. 6—8 nachweis-

lich den Ǫnund mit ereignissen und personen in verbindung brachte, mit denen er in würklichkeit nichts zu tun hatte, so hat er auch, was oben noch zweifelhaft sein konnte, die ersten capp. der saga, an wenige historische tatsachen anknüpfend, mit geschickter combination erdichtet. er wird auch im folgenden in gleicher weise verfahren sein. zwar dass Ǫnund auf Island von Eirík snara land nahm, muss wol richtig sein, obwol die Landn. nichts davon weiſs; denn darauf beruht der spätere streit zwischen den söhnen der beiden landnehmer. wenn hingegen in c. 10 Ǫnund an dem process gegen den mörder seines schwiegervaters Ófeig gretti sich beteiligt und zu gleicher zeit auf ansuchen der Auđ en djúpauđga die heirat des Óláf feilan mit Álfdís en barreyska durchsetzt, so scheint das wider eine erfindung des sagaverfassers. an sich könnte ja beides, obwol es sonst nicht überliefert ist, historisch sein; aber es wäre doch auffallend, wenn die im übrigen so dürftige tradition von Ǫnund derartige kleinigkeiten festgehalten hätte.

Nach c. 11 der Grettissaga hatte Ǫnund von seiner ersten frau zwei söhne, Þorgeir und Ófeig gretti, von einer zweiten gattin Þordís, der tochter des Þorgrím frá Gnúpi, einen sohn, den Þorgrím hærukoll; nach Ǫnunds tode hatte Þordís von ihrem zweiten manne Auđun skǫkul einen sohn Ásgeir œđikoll. diese genealogie ist richtiger als die in Landn. c. 161 (130), wo Ásgeir als sohn Ǫnunds gilt (s. oben s. 219); denn auch in Landn. c. 177 (143) wird Ásgeir als sohn des Auđun bezeichnet. neben einer niederschrift der Landn. stand dem vf. hier noch eine tradition zu gebot, der auſser der ersten gattin Ǫnunds, Aesa (s. oben s. 222), wol auch die zweite, Þordís, nebst ihrem vater entstammen. nach den söhnen Ǫnunds wird der sohn des Eirík snara, Flosi, nebst seiner mutter auf grund von Landn. c. 160 (129) erwähnt. es folgen in c. 11 und 12 die streitigkeiten zwischen Ǫnunds söhnen und Flosi, die mit dem kampf bei den Rifsker endigen. sie gehören, wie schon oben s. 220 bemerkt ist, der geschichte oder wenigstens der tradition an; freilich mag diese oder jene nebenperson von dem sagaschreiber hinzugefügt sein. wenn in dem process, der auf jenen kampf folgt (a. 940), Þorkel máni als gesetzsprecher auftritt, ist das ein fehler, da Þorkel erst 970—985 jenes amt verwaltete; ob dieser fehler der tradition oder dem vf. zur last fällt, muss dahingestellt bleiben. über Flosi wird die acht verhängt; er verlässt Island auf dem schiffe Trékylli, das Norweger aus den trümmern ihres gestrandeten schiffs erbaut haben, wird aber in den Öxarfjord zurückgetrieben. *Þađan af gerđiz saga Bǫđmóđs ok Grímólfs ok Gerpis.* die letzten angaben beruhen auf dem schluss des c. 160 (129) der Landnáma. B. (Zs. f. d. phil. 30, 40) meint allerdings, dass diese sätze nur in der Grettissaga ursprünglich sein könnten, da die isländisch angeführten worte besagten,

Flosi sei nun *ór sǫgunni.* aber die bedeutung dieses satzes ist nicht klar, da wir die citierte saga nicht kennen; GThordarson (Kopenhagen 1859) übersetzt ihn anders als Boer.

Der sohn des Þorgrím hærukoll und seiner gattin Þordís ist Ásmund hærulang, dessen jugendgeschichte der des Gretti nachgebildet scheint. er hat in Norwegen aus erster ehe einen sohn Þorstein, den späteren rächer des Gretti. auf Island heiratet er dann die Ásdís, die ihm aufser andern kindern den Gretti gebiert. als vorfahren der Ásdís werden in aufsteigender linie Bárđ — Jǫkul — Ingimund enn gamli genannt; dieser stammbaum mag geschichtlich richtig sein, und es wird jedesfalls auf älterer tradition beruhen, wenn erzählt wird, dass durch Ásdís das erbschwert jenes geschlechts, der Jǫkulsnaut (Aettartangi in der Vatnsdœlasaga) auf Gretti überging. bedenklicher ist es, wenn Ásdís zugleich eine enkelin des Ófeig gretti durch dessen tochter Áldís sein soll. wenn Ófeig gretti zwischen 908 und 910 starb, so kann nach B. zu s. 37 z. 14 seine enkelin 984 nicht eine junge frau gewesen sein. sollte hier wider der sagaverf., der vollständigkeit auch in den genealogieen anstrebte, seine hand im spiele haben?

Die vorgeschichte der Grettissaga muste verhältnismäfsig breit behandelt werden, denn aus ihr lernen wir die arbeitsweise des vf. vortrefflich kennen. wenige notizen der Landn., vereinzelte weitere angaben genealogischen inhalts, eine dürftige tradition waren seine quellen. er aber, der eine ganze reihe sögur (flestar sǫgur s. 3, 11) kannte, meinte nach ihrem vorbild — insbesondere wol nach dem der Egilssaga — seiner Grettissaga eine ausführliche geschichte der vorfahren des helden vorausschicken zu müssen. um die lücken der überlieferung zu füllen, bediente er sich der folgenden mittel: 1. er bringt seine helden mit persönlichkeiten zusammen, er führt sie in vorgänge ein, mit denen sie nie etwas zu tun hatten; 2. er dichtet ihnen nach berühmten mustern erlebnisse und taten an; 3. er nimmt in seine darstellung als nebenpersonen männer auf, die er aus andern quellen kannte; 4. er schmückt seine erdichtungen auch durch strophen aus.[1] es mag ihm wol einmal eine chronologische ungenauigkeit mit unterlaufen, er mag in der geographie Norwegens nicht bescheid wissen: man kann ihm anderseits das zeugnis nicht verweigern, dass er mit grofsem geschick combiniert und componiert hat. seine darstellung macht einen glatten eindruck, und gerade da, wo sein verfahren am durchsichtigsten ist,

[1] die str. 1. 2. 3 sind vom verf. der saga, da sie in teilen der erzählung vorkommen, die er selbst erfunden hat. str. 4 und 5 könnten freilich älter sein, ja nach FJónsson wäre str. 4 würklich von Ǫnund gedichtet. wenn str. 4 nicht vom sagaschreiber ist, so ist er an Ǫnunds freundschaft mit dem darin genannten Hallvard súgandi unschuldig, und es wäre danach in den ausführungen oben einiges zu ändern.

— bei der reise Ǫnunds und Þránds nach Norwegen — hat er einen so scharfsinnigen forscher wie B. völlig getäuscht.

Dasselbe geschick, das der vf. bei dem aufbau der vorgeschichte aus ärmlichem material zeigte, wir dürfen es auch in dem hauptstück der saga suchen, wo eine reiche tradition ihm eine fülle von stoff bot. wir haben also alles recht, diejenigen teile, die in dem klaren gang der handlung ein hindernis bilden, mit B. als interpolationen auszuscheiden. wir werden ferner nach dem, was wir über die arbeitsweise des vf. aus der vorgeschichte gelernt haben, an vielen stellen des hauptstücks seine hand herausfühlen wollen, auch auf die gefahr hin, dass derartige beobachtungen immer etwas unsicheres behalten.

Die eigentliche Grettissaga zerfällt in zwei hauptteile, die begebenheiten vor und nach der zweiten verurteilung Grettis.

I 1: G r e t t i s j u g e n d (c. 14—16). der knabe Gretti ist als ein kohlenbeifser träge von natur; als der vater ihn zur arbeit nötigt, verübt er dumme, ja schlechte streiche. beim ballspiel fängt er streit an mit seinem partner Auđun, doch wird er dabei arg zugerichtet und muss die rache auf später verschieben. die erzählung scheint — möglicherweise erst vom sagaschreiber — dem streit des jugendlichen Egil beim ballspiel nachgebildet (Egilss. c. 40). auf der thingfahrt, die er für den vater mitmacht, erschlägt er den Skeggi, der ihm seinen proviantsack nehmen will, ihn verhöhnt und bedroht. wegen dieses todschlags wird er auf dem thing für drei jahre geächtet und muss Island verlassen.

I 2: d e r e r s t e a u f e n t h a l t i n N o r w e g e n (c. 17—24). vor der abreise erhält Gretti von seiner mutter das schwert Jǫkulsnaut. nach der stürmischen überfahrt kommt er als gast zu Þorfinn, der auf der Háramarsey am ausgange des Moldefjords lebt. er öffnet den grabhügel von Þorfinns vater Kár, haut dem toten mit Jǫkulsnaut das haupt ab und bringt die schätze des hügels samt dem kostbaren schwerte Kársnaut seinem wirte Þorfinn. später erhält er dies schwert zum geschenk; 'das trug Gretti, solange er lebte'. es ist auffällig, dass Þorfinn es dem Gretti ruhig hingehen lässt, dass er den grabhügel seines vaters erbrochen hat; denn der tote hat durch sein spuken alle andern bauern vertrieben und so dem Þorfinn den alleinbesitz der insel gesichert. anstofs erregt ferner die rolle, die das schwert Kársnaut in der saga spielt. erst eben hat Gretti den Jǫkulsnaut erhalten, nun erwirbt er gleich darauf den Kársnaut, 'um ihn zu führen, solange er lebte'. aber das tut er gar nicht: im kampfe mit dem bären in c. 21, 15 bedient er sich des Jǫkulsnaut und ebenso in dem gefecht auf dem Hrútarfjarđarháls, wie aus c. 43, 4f hervorgeht; freilich zeigt auch die letzte stelle, dass er den Jǫkulsnaut vor der zweiten reise nach Norwegen an seinen bruder Atli gegeben hat. der Kársnaut erscheint erst

wider bei Grettis letztem kampf auf Drangey und später in der hand seines mörders Þorbjǫrn unter dem namen Grettisnaut. ich möchte annehmen, dass die Kársgeschichte interpoliert und auch die späte erwähnung des Kársnaut ein zusatz ist. Grettis erste heldentat wäre dann die überlistung der zwölf berserker, die in abwesenheit Þorfinns um die julzeit das gehöft überraschen. im nächsten winter erlegt er in Hálogaland einen bären, der die gegend unsicher macht, zieht sich aber dadurch die feindschaft des ehrgeizigen Bjǫrn zu. diese feindschaft führt dahin, dass er den Bjǫrn im zweikampf tötet und auch seine zwei brüder Hjarrandi und Gunnar erschlägt, die ihn hinterrücks überfallen. alle drei aber sind gefolgsmannen des jarl Svein. der jarl ist aufs äußerste erbittert, und nur durch ihr nachdrückliches auftreten erreichen es Grettis freunde, sein wirt Þorfinn, sein bruder Þorstein und der skalde Bersi, dass Svein ihn ungefährdet nach Island ziehen lässt. der verf. der Grettissaga hat hier — gelegentlich mit wörtlicher anlehnung — die cc. 60 und 61 der Egilssaga benutzt, wo Arinbjǫrn durch sein mannhaftes auftreten den Egil vor der rache des Eirík blóðøx schützt (vgl. oben s. 219).

13: ein jahr auf Island (c. 25—37). der verf. wendet sich nach Island und berichtet, zeitlich zurückgreifend, von Grettis älterem bruder Atli und seinem auftreten als kläger in dem process gegen die ziehbrüder Þorgeir Hávarsson und Þormóð kolbrúnarskald; die darstellung beruht auf einer ältern, nicht mehr erhaltenen Fóstbrœdrasaga. Gretti erscheint wider auf der insel. er zeigt seinem alten gegner Auðun, der ihn beim ballspiel übel behandelt hat, seine überlegenheit. zwischen die ringenden tritt Barði Guðmundarson, der held der Heiðarvígasaga. Gretti wünscht an dem rachezug, den Barði gegen den mörder seines bruders plant, teilzunehmen, wird aber von Barði auf den rat des Þórarin enn spaki zurückgewiesen. als Barði nach vollbrachter tat heimkehrt, fordert ihn Gretti vergeblich zum zweikampf. hier erkennt man nun deutlich die hand des sagaschreibers: er wollte Gretti mit Barði, der mit seinem friedliebenden, aber doch tapfern sinn einen schönen gegensatz zu jenem bildete, zusammenbringen, wagte jedoch nicht, ihn entgegen der Heiðarvígasaga an dem berühmten rachezug des Barði teilnehmen zu lassen. — Gretti bricht einem manne, der ihn beim pferdekampf angreift, drei rippen. dieser streit hat ein gefecht auf dem Hrútafjarðarháls zur folge; hier tritt zum ersten mal der starke, gewalttätige Þorbjǫrn øxnamegin mit seinem tadel- und spottsüchtigen freunde Þorbjǫrn ferðalang auf und trennt die kämpfenden. den höhepunct seines ruhms erreicht Gretti durch den kampf mit dem gespenstischen widergänger Glám [1].

[1] wenn B. den Glám in allen einzelheiten seines auftretens als eine personification des winterlichen mondlichts deutet, kann ich ihm nicht zu-

zwar unterligt Glám, doch flucht er dem sieger: ächtung solle ihn treffen, einsam werde er leben müssen und immer würden ihm die augen des sterbenden unholds vorschweben und ihn schrecken. Gretti entschliefst sich bald darauf, nach Norwegen zu fahren und in die dienste Olafs des heiligen zu treten. vor der abreise erschlägt er noch den frechen spötter Þorbjǫrn ferđalang.

I 4: Grettis ächtung (c. 38—46). gleich nach der ankunft in Norwegen gerät Gretti in den verdacht, Þorgeir und Skeggi, die söhne des Þóri í Garđi in Kelduhverfi, in einem hause verbrannt zu haben. die genealogie des Þóri wird aus Landn. c. 250 (214) herübergenommen. in der Hb. wird als sohn des Þóri Orm genannt, den Gretti ermordete; die Stb. erwähnt keine kinder des Þóri. wenn die Hb. auch hier die fassung des Styrmi bewahrt hat, was kaum zu bezweifeln ist, so hat man in ihrer angabe wol die ältere sagenform zu sehen; der sagaverf., der die Stb. (oder eine ältere Landn.?) benutzte, mag die zwei Þórissöhne samt ihren namen frei erfunden haben. bei Olaf dem heiligen wünscht Gretti sich durch ein gottesgericht von dem vorwurf des mordes zu reinigen. aber beim gang durch die kirche schlägt er einen knaben nieder, der ihn verhöhnt, und nun versagt der könig dem unbesonnenen das gericht. auf der reise zu seinem bruder Þorstein tötet Gretti einen berserker Snækoll, der die hand einer bauerntochter ertrotzen will. diese episode hat viele parallelen; sie wird vom sagaverf. dem kampfe Egils mit dem berserker Ljót (Egilss. c. 64) frei nachgebildet sein. Þorstein empfängt Gretti herzlich; böser ahnung voll verspricht er ihm, seinen tod zu rächen. unterdessen ist auf Island Grettis vater gestorben, sein älterer bruder ist nach längerem zwist von Þorbjǫrn øxnamegin durch einen speerstofs getötet. auf dem althing ist Gretti, den keiner verteidigen kann, auf betreiben des Þóri í Garđi geächtet worden; Þóri hat auf sein haupt einen preis ausgesetzt.

II 1: das leben des geächteten unter den menschen (c. 47—54). Gretti kommt 1014 nach Island und erfährt seine ächtung und Atlis ermordung. er rächt den bruder, indem er Þorbjǫrn und seinen sohn erschlägt. aber nun muss er fliehen von gehöft zu gehöft, um den nachsetzenden freunden des Þorbjǫrn zu entgehn. für den winter findet er unterkunft auf Reykjahólar bei dem kühnen Þorgils Arason, der auch die beiden ziehbrüder Þorgeir Hávarsson und Þormóđ kolbrúnarskáld bei sich beherbergt. die erzählung vom aufenthalt der drei helden bei Þorgils enthält rein sagenhafte züge, von denen einer

stimmen. natürlich leugne ich nicht, dass die schauer der nacht überhaupt den gespensterglauben hervorgerufen haben und dass dem erzähler der Glámsgeschichte bei manchem einzelzuge unheimliche bilder aus einer mondnacht vorschweben mochten.

an die Hýmiskvida erinnert. sie widerspricht der Fóstbrœðrasaga, nach der die ziehbrüder schon einige jahre vorher für immer auseinandergehn, und ist wol von dem sagaverf. eingeschoben, der die helden der vorzeit zusammenführen und mit einander vergleichen wollte (vgl. Zs. f. d. phil. 30, 52f). auf dem althing des nächsten jahres gelingt es beinahe, Gretti aus der acht zu befreien, nur Þóris hass tritt hindernd dazwischen. der verf. lässt sich hier eine chronologische ungenauigkeit zu schulden kommen: Grettis schwestersöhne waren damals noch zu jung, um in einem process als kläger aufzutreten; noch weniger durften sie *kappsmenn miklir ok framgjarnir* genannt werden (B.s einl. s. XLI). im sommer des jahrs 1017 führt Gretti am Ísafjǫrð das leben der geächteten; er wird von den bauern gefangen und wäre von ihnen gehängt worden, hätte ihn nicht die Þorbjǫrg en digra gerettet. den winter bringt er bei seinem verwanten Þorstein kuggason am Hvammsfjǫrð zu, im frühjahr entschliefst er sich — nach einer vergeblichen fahrt zum gesetzsprecher Skapti — in die einsamkeit zu ziehen, nach der Arnarvatnsheið im innern hochlande.

II 2: das leben im innern hochlande (c. 55—69). die jahre 1018—21 bringt Gretti auf der Arnarvatnsheið zu. der fluch Gláms wird mehr und mehr fühlbar: Gretti vermag die einsamkeit, vor allem aber das schreckhafte dunkel der nacht kaum noch zu ertragen. zwei andere geächtete nimmt er nach einander auf, aber er muss sie töten, da sie sich als abgesante seiner feinde erweisen. Þóri ór Gardi selbst zieht mit 80 mann gegen ihn; er sucht schutz in einer spalte zwischen zwei felsen, und es gelingt ihm, die feinde abzuschlagen, mit hilfe eines gewaltigen mannes, namens Hallmund, der ihm den rücken deckt. nach dem kampfe nimmt Hallmund den Gretti mit in seine behausung am fufse des Balljǫkul, wo seine tochter beider wunden heilt. — danach wechselt Gretti den aufenthalt und zieht noch 1021 nach dem Hítardal zu Bjǫrn Hítdœlakappi, der ihm auf dem Fagraskógafjall einen wohnsitz anweist. was die Bjarnarsaga von dem beisammensein der beiden erzählt, hat der verf. der Grettissaga, der jene saga citiert, zt. übertreibend widerholt; er hat aus dem einjährigen aufenthalt bei Bjǫrn (Bjarnars. s. 42, 11) einen mehr als dreijährigen (vom herbst 1021 bis frühjahr 1024) gemacht, weil er die ihm bekannten erlebnisse seines helden auf die langen jahre der acht verteilen muste. Gretti bestraft den prahler Gísli, der ihn angreifen will, für seine keckheit durch eine tüchtige tracht prügel. er verteidigt sich auch mit glück, auf einer engen landzunge stehend, gegen die übermacht der Mýramenn. von diesem kampf mochte schon die überlieferung wissen, die namen von Grettis gegnern hat der verf. teils erfunden, teils sie andern quellen — vor allen der Landn. — entlehnt; aber die auch sonst bekannten gegner Grettis in jenem

kampfe sind in würklichkeit nicht seine zeitgenossen: sie haben teils früher, teils später gelebt als er. da sich unter den gefallenen auch freunde und verwante des Bjǫrn finden, muss Gretti den Hítardal verlassen und zieht sich von neuem nach dem innern hochland, in den Þórisdal, in die märchenwelt der halbriesen zurück. doch die einsamkeit des tals treibt ihn weiter, und so streift er drei jahre lang (1025—28) im ost- und nordlande umher. — wenn von der fahrt Grettis nach dem osten und norden keinerlei abenteuer berichtet werden, wundert uns das nicht. hier, wo er keine gegner und keine freunde besafs, konnte ihm kaum etwas aufserordentliches zustofsen; weder die tradition noch der sagaschreiber hatten einen grund, an dieser stelle neue heldentaten Grettis zu erdichten. anders bei seinem aufenthalt im norden, wo doch Grettis schlimmster feind Þóri ór Garði wohnte. ein neues zusammentreffen mit Þóri ist hier geschichtlich denkbar und wird von der ökonomie der saga gebieterisch verlangt. es findet sich auch in der Grettissaga c. 63, und es ist — mindestens für die tradition — beglaubigt, da die strophen, die Gretti bei dieser gelegenheit gesprochen haben soll, schon in der Landn. c. 250 (214) aufgezeichnet sind. ich kann in c. 63 der saga nicht mit B. eine interpolation sehen: der verf. der Grettissaga, der aus der Landn. die strophen kannte und sicher auch die dazu gehörende erzählung, der — wie wir wissen — geschickt zu componieren verstand, konnte das einzige erlebnis Grettis bei seinem aufenthalt im nordlande nicht übergehn. was B. gegen das cap. vorbringt, fällt nicht ins gewicht. der gefährte Grettis, wenn er würklich bereits vom sagaverf. eingeführt ist, steht nicht im widerspruch mit dem früheren entschluss Grettis, sich nicht mehr mit geächteten einzulassen: er ist ein bauer oder bauernsohn. Þóri wird keineswegs zu einer lächerlichen person, wenn er sich durch den unerkannten gegner in die irre führen lässt. auch Gretti wird dadurch noch nicht ein feigling, dass er auf ebnem felde dem überlegenen gegner ausweicht; auf dem Hrútafjarðarháls handelt er nicht anders. natürlich ist das cap. später überarbeitet: der bericht über das vorgefallene durch eine strophe Grettis, die an die tochter des Þóri gerichtet ist, kann unmöglich vom sagaverf. herrühren. ebenso mögen die offenbar falschen geographischen angaben des cap. nebst der in c. 38, 1 (vgl. Zs. f. d. Phil. 30, 6) von einem bearbeiter stammen.[1] — rat suchend, wie er sich der verfolgung des Þóri entziehen könne, wendet sich Gretti nach Mǫðruvellir

[1] die strophen entnahm der sagaverf. nicht der Styrmisbók (Hb.) — denn in ihr sind zwei volle vísur überliefert —, auch kaum einer der ältern aufzeichnungen der Landn. — denn diese stimmten hier wol zu der des Styrmi —, sondern höchst wahrscheinlich der Stb., in der z. 3—8 der zweiten strophe fehlen. er schrieb str. 1, 1—8 und 2, 1—2 aus der Stb. ab, wie das die hss. βbD haben; ein später abschreiber, auf den ACE zurückgehen, liefs 1, 7. 8 weg und bildete aus 1, 1—6 und 2, 1—2 eine strophe.

an Guđmund enn ríki; wenn der verf. Guđmund zu Grettis ratgeber machte, lässt er sich ein chronologisches versehen zu schulden kommen: Guđmund war bereits 1025 gestorben. sein rat ist der, dass sich Gretti nach der kleinen felseninsel Drangey im Skagafjord begebe, wo ihn seine gegner nicht würden erreichen können. bevor Gretti Guđmunds rate folgt, reist er noch einmal nach dem väterlichen gehöft Bjarg, um von seiner mutter Ásdís abschied zu nehmen. sein jüngerer bruder Illugi begleitet ihn nach Drangey, und ihnen schliefst sich auf der reise noch der lange schwätzer Glaum an. für das geld, das Gretti von der mutter erhalten hat, setzt ein bauer die drei genossen nach der insel über.

II 3: der aufenthalt auf Drangey; Grettis tod und die bestrafung des mörders (c. 70 bis zum schluss). durch die landung Grettis auf Drangey im herbst des jahres 1028 wird die insel für die bauern am Skagafjord, die sie gemeinsam besitzen, wertlos; sie treten ihre anteile dem starken, aber rohen Þorbjǫrn ǫngul ab. dreimal versucht Þorbjǫrn den Gretti von Drangey fortzubringen. Das erste mal durch gütliche überredung, natürlich ohne erfolg. Darauf folgt Grettis letzte kühne tat: da das feuer durch Glaums schuld ausgegangen ist, schwimmt er eine seemeile weit ans festland, um neues zu holen. den zweiten versuch, Gretti von der insel zu entfernen, unternimmt Þorbjǫrn mit unterstützung des geschickten kletterers Hæring: Hæring klimmt am strande empor, aber von Illugi verfolgt stürzt er den felsen hinab. das geschieht 1030; im nächsten jahre machen auf dem althing die freunde Grettis einen versuch, das ende seiner acht zu erwürken — vergebens. ich kann das betreffende capitel, das höchst würkungsvoll dem ende Grettis voraufgeht, nicht mit B. für interpoliert halten. wenn es dem inhalte nach wenig klar ist, so beruht das, wie die bedeutenden abweichungen der haupthss. unter einander zeigen, zum grösten teil auf der schlechten überlieferung. in den aufzeichnungen der nordischen gesetze ist allerdings nichts davon zu finden, dass dem geächteten nach einer gewissen zahl von jahren die rückkehr in die gesellschaft gestattet war; aber ein derartiges gesetz mag — so wenig es naturgemäfs in der tat angewant wurde — doch als gültig angesehen sein. JGrimm erinnert RA[4] 2, 338 daran, dass auch nach dem deutschen peinlichen recht verbrechen nach 20 jahren verjähren; allerdings gilt das nur von der strafklage (vgl. vLiszt Lehrb. d. deutschen strafrechts, 7. Aufl. s. 277). — erst im winter nach jenem althing gelingt es Þorbjǫrn durch die zauberkünste seiner amme Þuríđ, den Gretti zu fällen. auf die ergreifende schilderung von Grettis und Illugis tod folgt der besuch Þorbjǫrns bei Ásdís: höhnend zeigt er ihr das eingesalzene haupt des starken sohnes, doch sie weist ihn voll würde ab. Þorbjǫrn wird auf dem althing geächtet; in Byzanz trifft

ihn das schwert des Þorstein drómund, der, seinem gelübde treu, ihm nachgereist ist, um den bruder zu rächen.

Dieselbe arbeitsweise, die wir bei der betrachtung der vorgeschichte beobachteten, finden wir in dem hauptteil der saga wider. hier lag dem verf. ein reicher stoff, aber dieser wol ohne festen zusammenhang, vor; er hat ihn mit grofsem geschick zu einem ganzen geformt. auch hier bringt er seinen helden mit menschen und handlungen zusammen, die ihm in würklichkeit fremd waren; er erfindet, um das überlieferte zu verknüpfen, neue geschichten hinzu, und zwar vermutlich in viel gröfserm mafse als wir anzudeuten wagten; er führt eine menge nebenpersonen ein; er dichtet strophen hinzu. seine hauptquellen sind die Landnáma, die Fóstbrœđrasaga, die Heiđarvígasaga und endlich die Egilssaga, die ihm für die eigene arbeit als ein muster vorzuschweben scheint.

Über die interpolationen kann ich mich kurz fassen; B.s begründung zu widerholen, würde zu weit führen. er nimmt einen ersten bearbeiter (interpolator) an, in dem er einen schüler des Sturla Þórđarson erkennen will. letzteres erscheint mir unrichtig, da ich meine, dass schon der verf. der saga das werk des Sturla benutzte. wenn ich von dem abenteuer auf der Reykjaheiđ und dem althing des jahres 1031, die ich für eine arbeit des sagaverf. halte, absehe, und die Kársgeschichte hinzurechne, sind von dem ersten bearbeiter der saga folgende gröfsere episoden interpoliert: 1. die Kársgeschichte, 2. die Sǫđulkolluvísur und die sie begleitende prosa, 3. Grettis abenteuer mit Lopt (Hallmund) auf dem gebirge Kjǫl und vielleicht ein teil des berichts von Hallmunds tod, 4. die spukgeschichte im Bárđardal[1], 5. die verdopplung des letzten besuchs auf Bjarg und der kampf mit Þórodd Snorrason, 6. die episode auf dem Hegranesþing. wieviele der eingeschobenen strophen von dem ersten bearbeiter herrühren, wage ich nicht so sicher zu entscheiden, wie Boer; doch glaube auch ich, dass in vielen die manier desselben dichters bemerkbar ist. die stellen, an denen Sturla Þórđarson genannt ist, könnten me. auch vom sagaverf. herrühren. — ein zweiter bearbeiter hat dann nach B. die geschichte von Hallmunds tode erweitert und einen teil des Spesarþátt, dh. des liebesabenteuers des Þorstein drómund in Byzanz verfasst; ein weitererer interpolator geistlichen standes soll endlich der liebesgeschichte zum schluss eine fromme wendung gegeben haben. ich glaube nicht, dass zwei verfasser an dem Spesarþátt beteiligt

[1] scharfsinnig und fördernd, aber kaum abschliefsend handelt B. über die riesenkämpfe Grettis und Beowulfs (Zeitschr. f. deutsche phil. 30, 59 ff). die frage, ob und wie die spukgeschichte der Grettissaga von dem Beowulf beeinflusst sei, erfordert eine ausführliche untersuchung vom standpunct der volkskunde aus. ich selbst habe nie recht an irgend welche entlehnung aus dem Beowulf glauben mögen, und bemerke, dass auch FJónsson sehr daran zweifelt (Litt. Hist. II 751 anm.).

sind; eine schlüpfrige geschichte mit frommem ausgang ist einem geistlichen und wol auch einem weltlichen schriftsteller des mittelalters unbedenklich zuzutrauen. ferner kann ich nach längerm zögern die zweifelnde frage nicht unterdrücken: ist es denn ganz undenkbar, dass der verf. der saga selbst die episode von Spes und Þorstein formte? sie ist so geschickt mit der erzählung von der rache für Gretti verknüpft, dass sie sich nicht recht davon loslösen lässt; die quellen, aus denen sie nach B.s schöner auseinandersetzung (einl. s. xxvi ff) entstanden ist — die Haralds saga harðráða und eine saga von Tristan —, konnten schon dem verf. der saga vorliegen.

Boer hat sich als der erste die ebenso wichtige als schwierige aufgabe der litterarhistorischen durchforschung einer Isländersaga gestellt; er hat sie mit erfolgreichem scharfsinn der lösung näher geführt. seine arbeit lässt manchen zweifel, fordert mehrfach widerspruch heraus. aber sie reizt zur nachprüfung und regt hoffentlich bald zu einer ähnlichen behandlung andrer sögur an!

Osnabrück, im august 1901. W. Ranisch.

Das predigtwesen in Westfalen in der letzten zeit des mittelalters. ein beitrag zur kirchen- und culturgeschichte von dr Florenz Landmann. [Vorreformationsgeschichtliche forschungen. hrsg. von Heinrich Finke i.] Münster i.W., WAschendorff, 1900. xv u. 253 ss. 8°. — 7 m.

Die allgemeine geschichte der predigt des 14 und 15 jhs. in Deutschland hat seit Cruels grundlegendem buche über die deutsche predigt im mittelalter keine förderung erfahren. das gewaltig zuströmende material, das mit jedem neuen handschriftenkatalog und incunabelverzeichnis einer deutschen bibliothek weiter anwächst, verlangt gebieterisch eine teilung der arbeit. für jedes einzelne, in sich abgeschlossene gebiet des deutschen vaterlandes muss zunächst das gesamte überlieferte predigtmaterial gesammelt und untersucht werden, eh aus einer reihe solcher einzeldarstellungen eine allgemeine geschichte der deutschen predigt des ausgehnden mittelalters ersteht. Landmanns buch nimmt diese aufgabe für das westfälische stammesgebiet vor und löst sie mit grofsem fleifs und im ganzen auch mit sachlich ruhiger abschätzung. dass sich unter der schier unendlichen fülle des handschriftlichen und gedruckten materials, das L. zusammengebracht hat, vieles minderwertige, neben einzelnen namen von hohem klange die grofse zahl der durchschnittsprediger findet, gibt er gern zu; aber erst die bekanntschaft mit dem gesamten material ermöglicht es uns, die westfälische kanzelberedsamkeit im jh. vor der reformation in ihrer ganzen breiten ausdehnung zu übersehen. nur ist doch L. auch so noch geneigt, den wert seines materials zu überschätzen, sobald es gilt, das alte vorurteil von der religiösen verwilderung des 15 jhs. zu zerstören.

Eine enttäuschung ist es für uns germanisten, dass auch

L.s umsichtige nachforschungen die geringe zahl der uns bekannten deutschen predigthandschriften aus Westfalen nicht vermehrt haben. er kennt auch nur die bereits von Jostes an verschiedenen stellen beschriebenen sammlungen, von denen Johan Veghes collatien bei weitem die bedeutendste ausmachen (vgl. L. p. IX mit anm. 1). die sermone des Jordanes von Quedlinburg, von denen die bibliothek des bischöfl. priesterseminars zu Münster eine aus Niesing stammende niederdeutsche übersetzung besitzt (vgl. L. s. 60 anm. 3), sind ja nicht eigentlich westfälischen ursprungs, und die übrig bleibenden beiden sammlungen von niederdeutschen sonntags- und heiligenpredigten gehören durchaus dem sermo vulgaris an, sie sind durchschnittswaare. auch mir sind gröfsere sammlungen deutscher predigten aus Westfalen nicht weiter bekannt geworden bis auf die nicht allzu umfangreiche predigthandschrift des Osnabrücker staatsarchivs, die ich in den Nachrichten der kgl. gesellsch. d. wiss. zu Göttingen, geschäftl. mitth. 1898, heft 2, s. 301 ff beschrieben habe. dazu ein paar niederdeutsche einzelpredigten westfälischen ursprungs: eine nd. 'predigt aus Westfalen' über *Non sum* druckt KEHKrause im Nd. jahrb. 2 (1876), 11—18 aus einer handschrift der Rostocker gymnasialbibl. ab; die hs. des 15 jhs. ist ein geschenk des früheren directors prof. LBachmann und zählt 8 bll. in kl. 4°. ferner steht ein nd. *Sermo de humilitate* mitten zwischen lat. Legendae sanctorum der hs. no. 354 der paulinischen bibliothek zu Münster (Ständers katalog p. 55 no. 220), die hs. stammt aus kloster Böddeken, also aus dem kreise der Windesheimer congregation. ebendaher, aus kloster Dalheim, kommt die hs. no. 75 der Trierer dombibl., die hinter einer nd. übersetzung von Gersons Monotessaron auf bl. 210ᵃ—218ᵇ die evangelientexte der beiden ostertage mit der glosse enthält; hinter bl. 218 sind leider mehrere blätter herausgerissen. noch mit in die von L. behandelte periode dürfen wir endlich den Augustiner Joh. Westermann zu Lippstadt ziehen, der im j. 1524 predigten über die ersten 3 hauptstücke veröffentlichte. der titel des in der paulinischen bibl. zu Münster vorhandenen druckes lautet: *Eyn chr̄stlyke vthlegÿge der teyn gebode, Des gelouens, Vn̄ vader vnses, ym Augustiner cloester tor Lippe yn der vasten gepreket dorch Broder Johan Westerman Doctor der hilligen scryft. In dem yaer* 1524.

Dass aus der geringen zahl der uns erhaltenen deutschen predigthandschriften kein rückschluss auf die predigt in deutscher sprache überhaupt gezogen werden darf, ist längst anerkannt. dem volke hat man immer deutsch gepredigt, nur wurden die predigtentwürfe auch zu diesen deutschen predigten in lat. sprache aufgezeichnet; allzu selten haben fleifsige nonnen, wie die von Niesing, die deutschen predigten ihrer beichtväter nachgeschrieben, um sie als lectüre zu benutzen. so muste sich denn L.s arbeit durchweg auf dem soliden funament

der reichlichen lateinischen predigthandschriften aufbauen. doch auch so bietet seine untersuchung manchen interessanten punct, wo sich die geschichte der predigt mit der litteraturgeschichte berührt. besonders häufig finden sich solche berührungspuncte im 1 teile des buches, in dem L. die einzelnen westfälischen prediger des ausgehnden mittelalters durchgeht. mit unermüdlichem fleifs und viel geschick hat L. die citate der quellenschriftsteller und die nachweise über die erhaltenen schriften der prediger selbst gesammelt und eine ansehenliche zahl von westfälischen predigern dem dunkel der vergessenheit entrissen. wie natürlich, dominieren unter ihnen die männer aus dem predigerorden. die weltgeistlichen waren entweder durch ihre pfarrtätigkeit ganz in anspruch genommen, oder hatten keine neigung zu einer besonderen pflege der predigtlitteratur. die älteren orden der Benedictiner, Cistercienser etc. verfolgten wesentlich andre zwecke als gerade die predigt; nur von den Karthäusern, die erst am spätesten (1476) in Westfalen eine niederlassung einrichteten und nie festen fufs fassten, bringt L. reichlichere kunde. zu den schriften Heinrichs vCoesfeld und Heinrichs vDissen lassen sich übrigens aus den handschriften der grofsherz. bibl. zu Darmstadt einige nachträge machen.[1]

Die bibliotheken der westfälischen Franciscanerklöster sind durch widrige geschicke zum grösten teil zerstört oder zerstreut worden; so ist das heute vorliegende material gering : von so berühmten predigern wie Johan Brugman und Dietrich Coelde weifs L. s. 11 nur je eine predigt anzuführen. auf die Coeldes möcht ich hier noch besonders hinweisen, denn sie ist in niederdeutscher sprache geschrieben. sie findet sich in einem predigtsammelbande der kgl. öff. bibliothek zu Stuttgart cod. theol. 8° no. 141 und ist zuerst von Ernsing Hist. jahrb. d. Görresges. 12 (1889), 58 ans licht gezogen worden. mit diesem predigtbande war früher zusammengebunden der bisher älteste druck von Coeldes hauptwerk, dem Christenspiegel, in einem dialekte der östlichen Niederlande, vgl. Ernsing aao. s. 59f. 64ff. dass Coelde auch als geistlicher dichter tätig war, zeigt nicht nur ein geistliches lied von ihm, das das 51 capitel des Christenspiegels ausmacht, sondern auch folgender buchtitel, den ich auf der Amsterdamer universitätsbibliothek in dem 'Catalogus van de Bibliotheken der Maatschappy tot Bevordering der Toonkunst en der Vereeniging voor Noord-Nederlands Muziekgeschiedenis. Amsterdam 1884' auf einem lose einliegenden blatte unter andern werken verzeichnet fand : *Dit is een suverlic boexken, in welke staen scone leysen ende veel scone gheestelicke liede-*

[1] Darmstadt, mscr. nr 403 : Henr. de Coesfeldia sermones hiem.; sein werk De tribus votis auch in Mainz, stadtbibl. mscr. nr 545 der Carthäuserhss. — Sermones de sanctis und Dominicalpredigten von Heinr. vDissen in Darmstadt nr 1085 und 1248.



kens. Noch een liedeken van devocien, ghemaect bi broeder Dirc van Munster. Gheprent Tantwerpen bi mi Adriaen van Berghen. A° 1508.

Die grofse masse der westfälischen predigthandschriften stammt aus dem Dominicanerkloster zu Soest, dem ältesten westfälischen sitze dieses eigentlichsten predigerordens, und ist jetzt in leidlicher vollständigkeit in der paulinischen bibliothek zu Münster vereint. an dieser masse von grofsenteils anonymen handschriften kann man den gewöhnlichen, alltäglichen betrieb des predigtwesens am besten studieren. es sind fleifsige, schreibfrohe leute gewesen, diese Soester Dominicaner, aber hervorragendere köpfe sind wenig darunter : L. (s. 16) muss, um nur einen solchen zu finden, aus dem 14 jh. den bekannten historiker Heinrich vHerford, der bereits 1370 starb, herbeiholen. eine predigt von ihm ist auch wol der sermo des 14 jhs. in der Wolfenbüttler handschrift aus Helmstedt nr. 1027 (vHeinemann Die Helmst. hss. III 18 f, nr. 1129), bl. 82ª—83ᵇ, denn die ganze handschrift ist ein geschenk Heinrichs an das Dominicanerkloster zů Minden. — Johannes de Essendia ist in der niederdeutschen litteraturgeschichte bekannt als verfasser eines tractats über die damals viel besprochene geistergeschichte von Arnt Buschman. der lateinischen übersetzung dieser ursprünglich niederdeutschen spukhistorie ist in den handschriften gewöhnlich *Johannis de Essendia Determinatio quorundam dubitabilium circa acta seu dicta per spiritum in Meyderick* angehängt; so aufser den beiden von L. s. 20 anm. 2 angeführten hss. auch in Coblenz, gymnasialbibl. mscr. nr. 149 (vgl. Dronke, herbstprogramm d. gymn. Coblenz 1832) und der hs. des pfarrers Groeber zu Meiderich (vgl. Seelmann, Nd. jb. 6 [1880], 35 ff).

Aus dem orden der Augustinereremiten endlich sind einige der hervorragendsten westfälischen prediger hervorgegangen, Dietrich Vrye (L. s. 29 f) und Gottschalk Hollen. bei Hollens predigten trifft die gunst der überlieferung mit dem innern wert zusammen, kein wunder, dass nicht nur Cruel, sondern jetzt wider L. sich gerade Hollens werke als breite grundlage ihrer darstellung gewählt haben.

Neben die bettelorden treten seit dem ende des 14 jhs. als nebenbuhler in der gunst des volkes die brüder vom gemeinsamen leben. gerade in Westfalen gewannen sie früh festen fufs; die klöster der regulierten chorherren Windesheimer congregation zu Frenswegen, Böddeken, Dalheim etc. und die fraterhäuser zu Münster und Herford versorgten ganz Westfalen mit religiöser litteratur. und war ihnen auch die äufsere predigttätigkeit durch die eifersucht der bettelorden stark eingeschränkt, so haben sie in ihrem engeren kreise doch solche blüten der predigtlitteratur hervorgebracht wie Johan Veghes collatien. —

Nachdem L. so die verschiedenen gruppen der westfälischen

prediger durchmustert hat, wendet er sich im 2 teil zu den predigten selbst und handelt zunächst mit aller gründlichkeit von den verschiedenen arten der predigten. culturgeschichtlich wichtig sind zb. die neujahrspredigten s. 84f, bei denen der prediger oft ganz von dem kirchlichen feste, der beschneidung des herrn, absah und den gläubigen glückwünsche und geistlich ausgelegte geschenke darbrachte. 'eine interessante neujahrspredigt geht auch von den beim wechsel des jahres gesungenen volksliedern aus und knüpft daran ihre betrachtungen'. das erinnert an Heinrich Suhos collationen über die hymnen Lauda Sion und Ave maris stella, die er für den kaland der Marienkirche zu Osnabrück verfasste; jeder collation folgt da die niederdeutsche übersetzung der ausgelegten hymnenstrophe (vgl. L. s. 65). — in dem capitel 'Redaction und vortrag der predigten' dreht es sich in erster linie um das verhältnis der frei gehaltenen predigt zum niedergeschriebenen text. viele predigten werden gar nicht niedergeschrieben sein, sie sind also spurlos verhallt. wurden sie aufgezeichnet, 'so tat es entweder der prediger, sei es als vorbereitung auf den vortrag, sei es nach dem vortrag zum nutzen anderer, oder es geschah während oder nach einem vortrag von einem der zuhörer' (L. s. 103). der prediger selbst arbeitete seine predigten immer in lateinischer sprache aus, kurze skizzen und entwürfe zur vorbereitung, ausgeführte lateinische predigten, wenn er sie als litterarische producte weitergeben wollte. für den kanzelvortrag muste der prediger den lateinischen entwurf erst ins deutsche übertragen und ihn dabei voller und freier widergeben; lateinisch-deutsche predigtwörterbücher und glossierte predigtwerke halfen ihm dabei. schrieb nun ein zuhörer die predigt mit oder aus dem gedächtnis nach, so schrieb er sie natürlich ebenfalls in deutscher sprache und in der freieren, gemeinverständlichen form der gesprochenen predigt nieder.

Unter den schriften zur homiletischen theorie und methode, die L. s. 120ff bespricht, weise ich auf ein paar kleinere tractate hin, welche die kunst der gereimten dispositionen lehren und nach L. s. 122 zur kenntnis der mittelalterlichen reimtechnik von bedeutung sind. die glieder der disposition müssen den gleichen rhythmus und reim haben, eine vorschrift, die in den sermones latini, den predigten an cleriker, unerlässlich ist, im deutschen vortrag dagegen nur selten beibehalten wird. — s. 131ff geht L. die stoffquellen durch, aus denen sich der prediger den bunten stoff schöpft, womit er sein dispositionsschema ausfüllt. die hl. schrift, die kirchenväter, die frühmittelalterlichen theologen, das kanonische recht, die schriften des christlichen mittelalters und der alten philosophen und dichter, endlich auch naturwissenschaftliche und historische werke werden herangezogen und dem zwecke der predigt dienstbar gemacht. L. gibt bei allen diesen gruppen die nachweise des handschriftlichen und gedruckten

materials, soweit es sich in den westfälischen hauptbibliotheken vorfindet, auch hierin sich in der localen begrenzung bescheidend. —

Im 3 teil seines buches endlich bewertet L. das geistige und sociale würken der westfälischen prediger. er weist nach, dass ihre lehre in allen stücken genau mit der damaligen herschenden kirchenlehre übereinstimmt. von diesen theologischen erörterungen hebt sich für uns nur die eine, damals und heute viel umstrittene frage heraus: ist es erlaubt, heilige bücher, die in deutscher sprache verfasst oder in sie übersetzt sind, zu lesen und zu besitzen? ein grofser teil der damaligen geistlichkeit, besonders unter den bettelorden, verneinte diese frage durchaus, und auch leute wie Hollen, dem L. s. 166 f folgt, machen starke einschränkungen; ja sogar die brüder des gemeinsamen lebens, die den gebrauch deutscher gebet- und erbauungsbücher so sehr begünstigten, setzen in ihren statuten bestimmte vorsichtsmafsregeln fest. dabei ist unter den *divinae scripturae* nicht etwa nur die bibel zu verstehn. mit ähnlicher rigorosität wenden sich die prediger, und hier einstimmig, gegen die althergebrachten volksbelustigungen mit ihren maskentänzen und spielen. aus einer lateinischen predigthandschrift der Berliner bibliothek zieht L. s. 187 anm. 6 eine kleine abhandlung 'de reliquiis Bachi' vom j. 1463 an, die speciell die Münsterschen lustbarkeiten zusammenstellt: die frühjahrstänze um die *meyboken*, die gastmähler beim erntefest im october, an den kirchweihfesten und den reinigungstagen und die fastnachtsfeierlichkeiten. der interessante kleine tractat führt ua. auch eine sammlung von liebesliedern an unter dem namen *tytyrel* (L. s. 188 anm. 1), ein merkwürdiges zeugnis, aber kaum für das weiterleben der Wolframschen lyrik. das singen und aufzeichnen solcher lieder wird von den predigern arg getadelt, zumal an den nonnen, die besser verstünden profane lieder zu singen, als die weltleute (L. s. 199 anm. 4). spottlieder auf die geistlichen werden oft erwähnt und beklagt, da versteht man ja den zorn der geistlichen herren, aber was soll man sagen, wenn einer von ihnen die ehrung des toten Frauenlob durch die Mainzer frauen ein superstitiosum negotium nennt (L. s. 188 anm. 2), und sogar ein mann wie Hollen selbst die geistlichen schauspiele verwirft, weil sich so viel eitles und sündhaftes dabei einmische, dass man sie besser unterliefse? mit gleicher schärfe wendet sich Hollen aber auch gegen die anerkannten übelstände der kirche, und mit viel wärme und aufmerksamkeit verfolgt er die verschiedensten socialen verhältnisse seiner mitmenschen und steht ihnen als schelter oder helfer bei.

Eine umfangreiche beilage gibt endlich genaue rechenschaft über die benutzten handschriften aus den westfälischen bibliotheken und denen Berlins und Strafsburgs; eine systematische untersuchung der Darmstädter bibliothek würde auch gewis noch

einiges hinzufügen. die beiden andern beilagen, eine charakterisierung des weitern handschriftlichen predigtmaterials der kgl. paulin. bibl. in Münster, und eine übersicht der incunabeldrucke von predigtsammlungen fremder autoren aus drei westfälischen bibliotheken, ligt dem zwecke des buches ferner. — ein paar kleinigkeiten noch : s. 11 anm. 2 : die vArnswaldtschen handschriften befinden sich längst auf der kgl. bibl. zu Berlin. — s. 133 anm. 1 : eine nd. Lübecker bibel von 1499 gibt es nicht, sondern nur die eine von 1494. — s. 134 anm. 6 : Rabbi Samuel und Rabbi Isaak sind keine commentatoren der bibel, sondern es ist der bekannte 'brief des Rabbi Samuel an den Rabbi Isaak von der ankunft des Messias' gemeint. — s. 136 : derartige rapiarien, die aussprüche der hl. schrift und der kirchenväter über die verschiedenen tugenden und laster zusammenstellen, sind nicht nur für prediger bestimmt, sondern auch sonst sehr gewöhnlich. — s. 6 z. 3 : 'sich um etwas annehmen' ist wol dialektisch. —

Ich wünsche dem trefflichen buche L.s, dass es recht bald einen nachfolger finden möchte, der nach seinem muster das predigtwesen eines andern stammesgebiets durcharbeitete. sehr geeignet wäre dazu das ostfälische land, die diöcese Hildesheim mit den östlich angrenzenden gegenden. ein reicher, noch ganz ungehobner schatz von predigthandschriften ruht in der Wolfenbüttler bibliothek und andern sammlungen dieses gebiets, noch mehr als in Westfalen wird man mit geschlossenen beständen alter klosterbibliotheken operieren können. CONRAD BORCHLING.

Arigo, der übersetzer des Decamerone und des Fiore di virtù. eine untersuchung von CARL DRESCHER. [= Quellen und forschungen usw. h. LXXXVI.] Strafsburg, Trübner, 1900. 225 ss. 8°. — 6 m.

D.s buch beabsichtigt, Arigo, den unbekannten übersetzer des Decamerone (und des Fiore di virtù), mit dem Nürnberger pfarrer Heinrich Leubing zu idenficieren : 'seine persönlichkeit, die ich suche, steht im mittelpunct der betrachtung. immer enger müssen sich auf dem weit gedehnt vor uns liegenden gebiete des geistigen lebens um die mitte des 15 jhs. die grenzen ziehen, bis es hoffentlich gelingt, der gestalt des verhüllten uns zu nähern und den schleier zu lüften' (s. 3). so zeigt sich denn im 1 cap. A. als Deutscher, im 2 als geistlicher, im 3 als verwanter der kanzlei, und zwar nur durch die art seiner übersetzung; das folgende cap. führt an der hand von sprache und wortschatz nach Nürnberg, doch soll A. Nichtnürnberger sein; durch einzelne charakteristische züge und beziehungen zur localgeschichte wird seine persönlichkeit noch genauer bezeichnet, und am schlusse heifst es : 'der Arigo des Decamerone und des Fiore di virtù war — Heinrich Leubing' (s. 222). schon daraus mag man die kunst der anlage dieses buchs erkennen, aber auch die gefahr : sobald der gedanke Arigo = Leubing empfangen ist, wird aus jenen con-

centrischen kreisen gar zu leicht ein übermächtiger wirbel, der alles an sich zieht: die frage ist nicht mehr: wer war A? sondern: war A. Heinrich Leubing? so ist es denn auch bei D. gekommen.

Aber schon die grundlagen der D.schen arbeit sind nicht so ganz sicher. wie wir erst 'nachträglich' (s. 130 anm. 2) von einem Münchener exemplar des deutschen Decamerone hören, dem die schlussnotiz '*geendet seliglichen zu Vlm*' fehlt, und von dem Heidelberger, worin eine lücke in abweichender sprachgestalt handschriftlich ausgefüllt ist (s. 114 und 223—25), so ist auch unbegreiflicherweise hier, in einer buchstabenuntersuchung, die aseptisches verfahren vor allen andern fordert, über den text des Decamerone, der Arigo vorgelegen hat, keine rechenschaft gegeben, sondern ohne weiteres allen vergleichen eine moderne ausgabe zu grunde gelegt (Moutier, 5 bände, Firenze 1827—28). so verzweifelt steht es um die kritik des Boccacciotextes doch nicht, dass nicht wenigstens ein versuch in der richtung gemacht werden könnte. vielleicht trägt ja auch das zur identificierung A.s bei.

Die sorgfältige abschrift, die Manelli, Boccaccios patenkind, vom Decamerone nahm, oder doch eine copie davon, ist in der ausgabe Lucca 1761 buchstabengetreu abgedruckt (doch vgl. Hecker Giorn. stor. della lett. ital. 26, 163). beigegeben sind dort die abweichenden lesarten der Giuntina von 1527, die aufser der 1522er ausgabe auch mehrere handschriften, doch (nach Landau G. Boccaccio, Stuttgart 1877 s. 150) nicht die Manellische benutzt.

Auch Arigo benutzt sie nicht, das beweisen folgende stellen:

Manelli, Lucca 1761.	Giuntina.	Arigo (ed. Keller).
9 b, 28 : *pregare*	*prendere*	11, 38 : *zenemen*
38 b, 8 : *dir la mattina un pater nostro*	*dire la mattina, quando esco dell' albergo un pater nostro*	60, 13 : *ee ich aus der herber kom zesprechen ein pater noster*
47 a, 33 : *Landolfo ando sotto londe*	*L. lasciatala ando sotto londe*	76, 16 : *Landolfo — (die tafeln) mit gewalte lassen müste; unterginge*
51 b, 4 : *tauola — sconficta dal trauicello collui insieme se nando quindi giuso*	*t. — sconfitta d. t., sopra il quale era, per la qual cosa capo leuando questa tauola con lui* etc.	84, 6 : *(auf ein) pret (drate) an einem orte daz an dem andern nit auf genagelt was, an dem selben auffgnappet vnd mit Andreucz hinabe fiele*
91 a, 6 : *diffono*	*differo*	161, 13 : *sprachen*
119 b, 15 : *segreto*	*gran segreto*	210, 10 : *eine große heimliche sache*
167 a, 22 : *tu se morto*	*traditor t. s. m.*	297, 24 : *Ey du böswicht du bist des todes*
301 b, 3 : *in publico*	*cosi in p.*	543, 23 : *also offenlich*
325 a, 12 : *bestia*	*Deh bestia*	585, 14 : *Ey du torketer mensch*

Ebenso wenig benutzt A. die Berliner hs. Hamilton 90, die vorlage des cod. Manelli (Tobler Berliner Sitz.-ber. 1887 s. 375; Hecker Die Berliner Dec.-hs., diss. Berol. 1892; Hauvette Giorn. stor. della lett. ital. 21, 407; Hecker ebda 26, 162):

Manelli + Giuntina.	cod. Berol.	Arigo.
27 b, 33 : *dello Abate*	*duno A.*	45, 15 : *von dem abte* (nämlich dem bestimmten, von dem die novelle erzählt)
61 a, 14 : *Quale*	*quaſe*	103, 19 : *wie grosse*
212 a, 13 : *ad cauallo*	fehlt	381, 2 : *ze rosse*
260 b, 26 : *amando*	*auendo*	467, 25 : *lieb het*

Aber auch mit der Giuntina stimmt A. nicht immer überein:

Manelli.	Giuntina.	cod. Berol.	Arigo.
65 a, 21 : *e quella aperta*	—	*e quella aperta*	110, 30 : *(die kamern —) öffent*
226 b, 28 : *nelle opere*	*con l'opere*	*cōlopere*	
289 b, 1 : *(Il Medico) entro in diſidero caldiſſimo di ſapere che coſa foſſe landare in corſo, affermandogli che per certo mai ad niuna perſona il direbbe*	*(Il M.) entro in d. c. di ſapere che coſa f. l. in corſo, e con grande inſtantia il prego che gliel diceſſe, afferm.* cet.	= M	521, 1 : *ein gächlinger will ein fiele ze versten in dem cursu ze gen was das doch gesein möchte zů Bruno sprach, er on czweyfel sein sölt waz er im sölcher seiner heymlicheit öffnet das von im nye mant sölte zů wissen komen*
289 b, 5 : *mettere in bocca del Lucifero da ſan Gallo ſe altri il riſapeſſe. Ma ſi e grande lamor che io porto*	*m. i. b. d. Lucifero d. ſ. Gallo ſe altri il riſapeſſe, e pero io non ue lo direi mai. Diſſe il Medico. Bruno ſii certo che mai coſa, che tu mi dica, non ſapra perſona, ſe non tu, e io. A cui Bruno dopo aſſai nouelle diſſe. Hor ecco maeſtro egli e tanto il grande amore, ch'io p.*	= M	521, 7 : *vnd den Lucifer von sant Gallen in sein maul farn thon wo das yemant ze wissen kem, Aber die liebe vnd das groß getrauen das ich — trage*

Ebenso lässt sich nun zeigen, dass A. nicht die textrecension benutzt, die in den schon zu Boccaccios lebzeiten entstandenen Magliabecchischen auszügen aus dem Decamerone vorligt (lesarten

bei Follini Atti dell' imp. e reale accademia della crusca tom. III, Firenze 1829, s. 97). er stimmt in den strittigen fällen meist mit Manelli und der Giuntina gegen sie überein. und daneben doch an manchen stellen einklang mit den auszügen: Man. + Giunt. 32b 12: *le nouelle delle giouani donne e tre giouani ſi trouarono eſſer finite;* Magl: .... *et de' tre giovani per la prima giornata ſ. t. eſſere finite;* A. 52, 25: *der syben frawenn vnd der dreyer iunge menner neüe histori sagen auf disen vergangen tage zů irem ende komen waren.* oder ist *auf disen vergangen tage* zusatz A.s? ferner: Man. + Giunt. 32b, 16: *Laquale di quella che e aduenire — diſponga;* Magl: *la quale del dì che è a venire — diſponga;* A. 52, 29: *die — sich auf den zůkünftigen tage zů vnser notorffte schicke.*

Ich will nicht weiter auf die handschriftenkritik eingehn, aber so viel ergibt sich aus dem gesagten, dass entweder A.s vorlage einen eignen zweig der überlieferung neben cod. Manelli-Berolinensis und den Magliabecchischen auszügen vertritt, oder aber zu den handschriften gehört, die in der Giuntina aufgegangen sind. nur noch eins: jene alten auszüge vereinigen unter einer kurzen einleitung die ragionamenti und canzone, die die ersten neun tage des Decamerone beschliefsen, aufserdem die novelle IX 10. am anfange eines jeden ragionamento wird — offenbar interpoliert — die zahl der giornata angegeben mit einigen orientierenden worten (vgl. die angeführte lesart Man. 32b, 12). gab es nun bei dieser merkwürdigen teilung des überlieferten umgekehrt auch texte ohne ragionamenti und canzone? und hängt damit zusammen, dass auch A. sie auslässt oder nur verstümmelt bietet?[1]

Ich habe nun keineswegs den ganzen Decamerone durchgeprüft, um festzustellen, wie viel von A.s zusätzen und abstrichen etwa auf rechnung der vorlage käme: das war D.s aufgabe; wenigstens muste er, wo er varianten fand, einen vorbehalt bei seinen angaben machen. die oben gegebenen lesarten sind so gewählt, dass sie einen begriff geben können von der verschiedenheit der texte; nicht berücksichtigt hab ich abweichungen der orthographie und der wortstellung.

D.s nachweis, dass A. Deutscher war (s. 4ff), scheint mir kaum anfechtbar. die eigennamen sind sehr oft in deutschem sinne zugestutzt, gedeutet, auch ausgelassen, deutsche natur tritt an stelle der italienischen, deutsche spracheigentümlichkeit in reim und allitteration ist über das ganze verstreut, indes sich anderseits allerhand misverstehn des urtextes findet, das man einem Italiener nicht wol zutraun kann. auch Südtirol ist nicht die

[1] vielleicht kann die verteilung der absätze, interpunctionen und grofsen anfangsbuchstaben in der übersetzung weiterhelfen. die fehler in der widergabe der namen weisen auf eine handschrift ohne deutliche worttrennung. zu vergleichen sind auch die italienischen brocken der übersetzung (s. s. 248f).

heimat der übersetzung. aber das erledigt sich später von selbst, und die geographischen anspielungen finden leicht erklärung.

D. springt von der frage nach dem entstehungsorte der übersetzung ab und versucht, A. als geistlichen zu erweisen (s. 28 ff). zunächst durch die zahllosen und fast regelmäfsigen zusätze, die immer wider Gottes walten und willen, überhaupt alles göttliche und heilig ehervorheben (*wils Got, vmb Gotz willen, göttliche ee, heylige tauffe* cet.). aber wer nicht eine fertige vorstellung von A.s übersetzerart mitbringt, der wird doch die bedeutung dieser zusätze nicht richtig einschätzen können : hier muste die übersetzung im allgemeinen charakterisiert werden. ich bin ketzerisch genug, sie für steif, undeutsch, überhaupt für schlecht zu halten, auch an ihrer zeit gemessen und trotz einigen glücklichen wendungen. ich hoffe das durch meine besprechung zu begründen und wähle auch die beispiele möglichst danach aus. — ferner : die übersetzung ist nicht überall gleich getreu, zb. sind die novellen des VIII tages ängstlicher widergegeben als die des I und die einleitung; III 4 scheint mir besonders frei, wird gegen schluss immer ausgelassner und geht zuletzt in reime über (vgl. Vogt Zs. f. d. ph. 28, 472 f). vor allem jedoch war hier zu sagen, dass die übersetzung zwar im allgemeinen verbreitert, dass es aber nicht an abstrichen fehlt. (ich zähle zb. in III 4 nicht weniger als 13 gröfsere auslassungen.) diese kürzungen hat D. nirgends im zusammenhang behandelt, obgleich sie ohne frage sowol in der introduzione — deren kecke umgestaltung muste besonders betrachtet werden — als am ende jeder giornata das wesen des buchs ungleich gewaltsamer verändern, als jene doch oft leimigen zusätze.

Inzwischen aber führt D. ein neues willkommnes regulativ für seine untersuchung ein (s. 34). er vergleicht erstens Arigos übersetzung der geschichte von Guiscardo und Ghismonda mit Wyles und Eybs, die sie nach der lateinischen übertragung des Leonardus Aretinus verdeutschen; zweitens Arigos Griseldisnovelle mit Steinhöwels : hier steht die lateinische fassung Petrarcas zwischen Boccaccio und dem deutschen texte. würklich hebt sich dadurch nicht nur der religiöse, sondern auch der kirchliche charakter unsrer übersetzung den drei andern gegenüber deutlich ab : ganze paränetische sätze sind eingeschoben. übertrieben scheint mir indes, was D. (s. 44 ff) über A.s vorliebe für wort und begriff *trösten* sagt : abgesehen davon, dass dies überschüssige *trösten* oft durch A.s synonymensucht eingeführt sein wird, ist es doch nur ein armutszeugnis, dass *confortare, consolare, confermare* eintönig durch *trösten* widergegeben werden (vgl. s. 248). sprachlich merkwürdig ist, dass schon damals gewisse biblische wendungen, die später auch Luther übernimmt, in profane deutsche schriftwerke übergegangen sind. ohne nachgeprüft zu haben, referier ich D.s angaben (s. 51 ff), dass sich A.s '*wärlich, wärlich*', '*ant-*

wurt vnd sprach', '*desselben geleichen*' in zahlreichen bibeldrucken des 15 jhs. widerfinden.

Dem so erschlossenen geistlichen übersetzer sucht D. nunmehr (s. 57 ff) kanzelrednerische gewöhnung nachzuweisen. dazu werden wider Wyle, Eyb und Steinböwel verglichen, auch verwante züge des Fiore di virtù benutzt. aber das alles überzeugt mich nicht: warum soll nicht A. eine lebhafte natur gewesen sein, der es bedürfnis und selbstverständlich war, laute und eindringliche worte zu gebrauchen? die anreden und ihre bewuste auswahl beweisen mehr für den kanzleistilisten als für den prediger, dafür vergleiche man die alten formulare. auch die *wills Gott* udgl. sinken zum stilmittel herab. aber selbst A.s geistlicher stand will mir trotz dem reichen und kunstvoll vorgelegten wortmaterial nicht so ganz aufser zweifel scheinen. ein frommer mann mit einiger litterarischer bildung und befähigung mochte wol so schreiben können. möglich, dass A. etwas von theologie gelernt hatte: warum gleich geistlicher? Vogt weist ihm (Zs. f. d. ph. 28, 473) aus dem Fiore di virtù grobe fehler in der bibelkunde nach.

Von A.s geistlichem stande macht D. in einer kurzen eingeflochtenen betrachtung (s. 77—79) zumeist auch das volkstümliche element der übersetzung abhängig. wäre diese betrachtung weniger unzulänglich geblieben, so hätte sie vielleicht D. vor übereilten schlüssen bewahrt, mochte sie sonst in der anlage des buchs einen platz finden, wo sie wollte. hier zeigt sich eben die gefahr jener concentrischen kreise. denn die 'neigung zum volksmäfsigen und leichtverständlichen' ist durchaus ein hervorstechender charakterzug des ganzen werks, und die schon angedeutete verbreiterung des originals hängt aufs engste damit zusammen. aber aufser der beseitigung und umgestaltung gelehrter oder entlegner namen, aufser der anbringung vielgestaltiger und kräftiger volkstümlicher wendungen (einiges bei D. s. 206 f) muste hier vor allem hervorgehoben werden das meist vollständige versagen des übersetzers, sobald es sich um das feine spiel abstracter antithesen und pointierter witzchen oder auch nur um simple reflexionen handelt (vgl. Vogt zum Fiore di virtù aao.). einige beispiele, gleich aus dem anfang gegriffen: I 8 — ich citiere jetzt auch noch Moutier —: *E si come le estremità della allegrezza il dolore occupa, così le miserie da sopravvegnente letizia sono terminate* > 2, 31: *Zů geleicher weiß als traurigkeit alle schöne enbicht, Also auch freude vnd lust alle trübsal vernicht.* der gedanke ist zerstört, ein reim ist dafür eingetreten; I 23: *Li nomi delle quali io in propria forma racconterei, se giusta cagione da dirlo non mi togliesse, la quale è questa, che io non voglio che, per le raccontate cose da loro che seguono, e per l'ascoltate nel tempo avvenire, alcuna di loro possa prender vergogna, essendo oggi alquanto le leggi ristrette al piacere, che allora, per*

le cagioni di sopra mostrate, erano, non che alla loro età, ma a troppo più matura, larghissime; nè ancora dar materia agl' invidiosi, presti a mordere ogni laudevole vita, di diminuire in niuno atto l'onestà delle valorose Donne con isconci parlari. E perciò, acciocchè quello che ciascuna dicesse senza confusione si possa comprendere, appresso per nomi, alle qualità di ciascuna convenienti o in tutto o in parte, intendo di nominarle > 8, 36 : *Der namen ich mir selbs für genomen hab ze geben, vnd das darumb, da mit vmb der her nach geschriben historien oder von dem zůhören ir schame enpfahen müge; Dann der pösen vnd peissenden zungen vil sein; der neide widerwärtig ist dem löblichen leben; Auch damit der züchtigen frawen lobe in irem reden nicht gemindert werde Vnd auch dar vmb; was ir igliche saget oder redt daz ein sölches ir in keinem übel auf genomen, noch sie dar inne verdacht werde.* I 25 : *a dimostrare a chiunque ci apparisce, ne' nostri abiti la qualità et la quantità delle nostre miserie* > 9, 33 : *ob vns yemant erscheine in kläglichem swarczem kleide ze mern vnsern iamer vnd schmerczen.* I 28 : *Perciocchè — v'è tanto minore il dispiacere, quanto vi sono più, che nella città, rade le case e gli abitanti* > 11, 4 : *so ist es doch vns minder ze klagen dann in der stat.* dieser art missverständnisse ziehen sich durch das ganze buch und sie erklären viele lücken in der übersetzung eben aus dem unvermögen des verf. so ist die allerdings sehr jesuitische betrachtung vor der ersten novelle des ersten tags geschwunden, und das ganze werk hat sich manches facete dictum rauben lassen müssen, ganz von den verstümmelten schlussbetrachtungen der giornaten zu schweigen. ein feines denken war A. nicht gegeben : er war nicht nur volkstümlich, er war auch ungelehrt, freilich ungelehrt: vgl. I 4 : *la gratitudine* > 2, 8 : *die tugent pey den gelerten genant gratitudo, das ist dankung* und die von D. s. 110f angeführten beispiele. er möchte allerdings aus der hervorhebung des *doctor* folgern, dass auch A. einer war. aber A. nennt ja ganz aus freien stücken köhler und filzbauern *doctor*. grade ein doctor gab doch wol seinen titel nicht jedem giudice bei, und ein doctor hätte gewis die akademischen studien besser zu scheiden gewust, als in dem letzten beispiel geschieht : *medico* > *arczt, notaio* > *baccalarius, giudice* > *doctor!*

Dann erscheinen auch die litterarisch-volkstümlichen züge A.s in richtigerem lichte. ich meine erstens die vereinzelten erinnerungen an die heldensage, die mehrmalige erwähnung des *meisterlichen gesanges* (13, 29; 15, 28; 620, 11). D. hat dies alles in dem kurzen VI capitel benutzt (s. 204—207), wo er 'nur ein paar stellen lose auffädeln will, die das bild von A.s persönlichkeit noch in einigen einzelzügen erweitern mögen'. diese einzelzüge sind eminent volkstümlich, sie stehn einem gelehrten, wenigstens einem humanistischen, nicht an. zweitens : die freiheit des übersetzers, sobald er in natur-

schilderungen auf die ausgetretenen pfade volksmäfsiger lyrik gerät, vgl. II 13 : *L'aurora già di vermiglia cominciava appressandosi il sole, a divenir rancia,* > 163, 7 : *Nv der morgenstern ist auf gedrungen die kleinen waltfögelein mit frawen nachtigal frölich in der grünen awe sungen, der sunnenschein vns den liechten tage pracht het* (vgl. auch noch III 267 : *La qual venuta* etc. > 465, 4) usw. usw. hier schliefsen sich also von selbst jene zahlreichen reimereien an, die überall, hier dichter als da, in den text geflochten sind (vgl. s. 245 u. D. s. 15 ff) und durchaus volkstümlichen charakter tragen : D. benutzt sie nur (cap. I), um den übersetzer als Deutschen zu kennzeichnen.

Cap. III (s. 80) sucht A. als kanzleiverwanten zu erweisen, und zwar zunächst durch das heer synonymischer verkuppelungen, das er hereinführt. es sind neben rein pleonastischen bildungen viele erklärende : fremdwort + übersetzung oder auch ein minder geläufiges deutsches wort durch ein andres erklärt, zb. III 36 : *buono augurio* > 323, 26 : *gůt zeichen vnd augurio* ; III 158 : *niuna scienzia avendo* > 400, 30 : *kuntschaffte nicht gehabt oder gekant hat* ; IV 32 : *faticato* > 479, 28 : *aller flack vnd müd.* aber es hätte auch gesagt werden sollen, wie bald A. erlahmt gegenüber dem sprachreichtum des geistes, mit dem er ringt : I 23 : *savia ciascuna e di sangue nobile, e bella di forma e ornata di costumi, e di leggiadria onestà* > 8, 36 : *alle weise, züchtig, wol geziert mit tugeten* ; I 24 : *aiutare e conservare e difendere* > 9, 20 : *ze beschirmen, vnd behüten nach allem seinem vermügen* (so hilft sich A. häufig durch erweiterung des letzten gliedes) ; III 33 : (*un giovane* —) *assai leggiadro e costumato e nel suo mestiere valoroso* > 321, 14 : *ein hübscher iüngling* ; III 160 : *egli e tardo, sugliardo e bugiardo : nigligente, disubbidiente e maldicente : trascutato, smemorato e scostumato* > 402, 10 : *Er ist ein grosser schlafer vnnd spater erwacher faul träg in allen vnzüchtig in wortenn vnnd wercken.* — die fremdworterklärenden synonyma geben gelegenheit, das undeutsche sprachgut A.s vorzulegen. das italienische, offenbar so gut wie ganz aus der vorlage stammend, beweist, dass A. nach dem italienischen texte übersetzte (vgl. Wunderlich Herrigs archiv 83, 169) ; das lateinische ist zum ganz überwiegenden teile ebenfalls auf rechnung der italienischen vorlage zu setzen, aber aus dem reste schliefst D. mit recht auf kanzlistische gewöhnung : *regiment, statut, formiren,* besonders das häufige *materi,* so recht ein wort für farblose widergabe eigentümlicherer worte. das erinnert aber auch wider daran, dass mit dieser kanzlistischen tätigkeit keine gelehrsamkeit verbunden ist : oft verdeckt das fremdwort, mit einem deutschen synonym oder allein, etwas halb- oder gar nicht verstandenes : *formiren* übersetzt zb. *affermare, transfigurare, fornire* (D. s. 99) ! manche italienische worte sind sinnlos übernommen : I 148 : *ahi lassa me, che assai chiaro conosco* > 83, 3 : *hay lassame Awe mir we wol ich*

erkenne; III 23 : *calate le vele, o voi aspettate d' esser vinti* > 315, 7 : *chala chale oder ir seit alle tode;* IV 44 : *il più nuovo squasimodeo* > 487, 21 : *den wunderlichesten quasimodeo.* vielleicht hat A. hier noch bessern wollen. darauf könnten stellen wie folgende hinweisen : II 52 : *io ve l' ho udito dire mille volte : chi la sera non cena, tutta notte si dimena* > 188, 16 : *han ich mer dan zů tausent malen vernomen che chi:* hier fehlte A. offenbar eine passende widergabe des italienischen reimsprichworts. vgl. IV 22 : *più di millanta, che tutta notte canta* > 475, 11 : *O mer dann milantache tutta notte tanta* (so! vgl. D. s. 94). zuweilen mögen auch solche unverständlichkeiten auf verderbnisse der vorlage zurückgehn, zb. III 167 : *una delle coste del Verbum caro fatti alle finestre* > 405, 13 : *eyn rippe des Verbo Caro Facta la finestra;* IV 108 : *che io vidi pur l'altr' anno a Cacavincigli* > 524, 17 : *die ich daz vorder iare Cacanintigli sache.* (Manelli und Giuntina haben in allen diesen fällen keine abweichende lesart.) sicherlich dürfen wir aber auch manches von diesem kauderwelsch einer beabsichtigten maccaronischen würkung (D. s. 92ff) und — mangel an sprachkenntnis zuschreiben.

Das folgende cap. (s. 111) gewinnt durch betrachtung der sprache, besonders des wortschatzes, und durch verwertung der äufsern zeugnisse Nürnberg als heimat der Decameroneübersetzung. dann schliefst (s. 196) cap. V an : 'verschiedne weitere (sprachliche) betrachtungen aber legen die vermutung nahe, dass A. selbst kein Nürnberger war', sondern Mitteldeutscher. verfängliche methode. ich zieh es vor, die sprachliche untersuchung nicht auseinander zu reifsen.

Der dialect ist in den grundzügen bairisch (*î* > *ei*, *û* > *au*, *iu* > *eu*, *w* > *b* > *w* etc.), speciell oberpfälzisch. und als oberpfälzisch konnte D. aufser dem wechsel von *g* und *j* noch zum mindesten zwei erscheinungen anführen, die er als md. betrachtet (s. 199ff) : mhd. *u ü*, besonders vor *r*, > *o ö* (Weinhold B. Gr. § 21 u. 26) und mhd. *müeste* hat wenigstens jetzt im oberpfälzischen und nürnbergischen *öi ėi* (B. Gr. § 332, Frommann Grübels Werke III 260). einzelne formen mögen direct auf Nürnberg weisen (D. s. 121f). aber es treten noch fremde bestandteile hinzu : wie viel von dem schwäbischen dem Ulmer setzer zur last fällt, lehrt ja A.s autogramm vom Fiore di virtù : er führt ziemlich regelmäfsig *k* für *ch* ein, *scht* für *st* udgl. mitteldeutsches? die gemeine Nürnberger schriftsprache hat nach D. (s. 198f) bis auf Hans Sachs *u* = mhd. *u*, die kanzlei begünstigt schon seit dem ersten viertel des 15 jh.s *o* vor *m* (*genomen*), behält aber vor *nn* (*gewunnen*) das *u* bei : A. hat das *o* durchgeführt. aber dies *o* ist im bairischen hinreichend belegt (Weinhold B. Gr. § 21). weiterhin betrachtet D. (s. 201) zwei fälle der apokope und epithese (2 pers. sing. imp. und 3 pers. sing. ind. praet.) : er schliefst von der bewahrung des echten endungs-*e* (in $^{3}/_{4}$ der beispiele) auf dialek-

tische gewöhnung, die dann auch zur verwendung des unechten *e* führte: das wiese nach dem östlichen Mitteldeutschland. woher stammen aber dann die zahllosen oberdeutschen epithesen in oberdeutschen schriften? mehr als irgendwo wird doch hier die schriftliche tradition ausschlag geben. D. betont auch selbst, dass diese frage noch nicht spruchreif ist. festzulegen ist nur, dass das unechte *e* bei A. häufiger ist als in gleichzeitigen Nürnberger denkmälern (D. s. 202). dass formen wie *endginge, vnder* mit *d* dem oberdeutschen 'ursprünglich' fremd sind (s. 200), tut doch nichts zur sache (vgl. Gr. i² 393, Braune Ahd. gr. § 163 A. 5). so bliebe noch éin 'md.' bestandteil: A. schreibt *vm*, nur einmal *vmb* (D. s. 200f); in den gleichzeitigen Nürnberger denkmälern ist dagegen *vm* vereinzelt, *vmb* die gewöhnliche form. aber wie oft schreibt A. (im Fiore di virtù) *warū* udgl.! das ist doch geläufige abkürzung für *warumb*. freilich, der schwäbische setzer löste in *warum* auf, aber der hat auch andre abkürzungen falsch aufgelöst oder ganz übersehen, zb. Fiore di virtù 146 *seczē wir*: Dec. 668, 38 *secze wir* statt *seczen wir*: strich für auslautendes *n* hat er offenbar oft unterschlagen: D. s. 119). aber davon abgesehen: A. schreibt doch *vm*, nicht *vmme*, und *vm* ist die tieftonige form sowol für obd. *vmbe* als für md. *vmme*.

Die zusammenstellung des wortschatzes, ein hauptteil der Drescherschen arbeit, — sie beansprucht weit über ein viertel des ganzen buches (s. 123—186) und wird schon durch die stete heranziehung des Fiore di virtù zur 'quelle auch für andre zwecke' (D. s. 122) — ist sehr belehrend: man findet viele erste belege (*angens, flack, genester, getürne* etc.), ἅπαξ λεγόμενα (*protschabe, rechin, rüffianin* etc.) und andrer art nachträge zu den wörterbüchern (*gehösse, geplümpffe, geslecker, getrüche; mitleidig* = geduldig, *pulerey* = schmeichelei etc.); worte wie *nudalest, rossmuter, rubenherbst* bei Montanus und Lindener erweisen sich als erbteil A.s. es tritt deutlich hervor, dass der wortschatz bairisch ist; grofs ist die zahl italienischer entlehnungen, die nur in Baiern und Österreich belegt sind (*biscotto* > *bischot, minestra* > *menester* uva.). *slate* und *stauche* weisen auf die Oberpfalz; speciell nürnbergisch sind *altreuss, dinglach* (*dinglich*), *goltfasten* ua. schon nach dem so reichlich von D. dargebotenen wortmaterial möcht ich glauben, dass unsre übersetzung in Nürnberg entstanden ist. freilich, sie hat auch einige worte, die im oberdeutschen nicht belegt sind, dh. vor A.: *dunkelgut* ist md., *flack* statt *flach, tarcze* statt *tartsche*[1] sind md. formen. aber anderseits — und das hebt Drescher nicht hervor — sind ja *entwichten, erberen* und das simplex *külen* = *cuniculus* nur im schwäbischen bezeugt (DWB.) was kann das

[1] *schilg* = schilling kommt im Dec. gar nicht vor; in dem obliquen *schilgen* (neben *schillingen*!) möcht ich *g* für schwäbische widergabe von *ig* halten.

beweisen, nachdem eben gezeigt ist, wieviel neues A.s wortschatz bietet! waren etwa alle die halb und ganz italienischen worte seiner übersetzung schon in Nürnberg eingebürgert? wer möchte den wegen nachgehn, auf denen er sein sprachgut gewann? wir wissen ja, dass er weit gewandert war. und doch wird sich schwerlich ein wortschatz so gut örtlich bestimmen lassen, wie dieser. dem gegenüber scheint mir auch das bedeutungumbiegen, das A. gelegentlich an obd. worten vornimmt, unwesentlich: er braucht *numerdum* als subst. statt als interjection, *kofel* bedeutet ihm fels statt berg (?), *diechter* ist bei ihm allein masc., *radescheyb* adj.; er schreibt (615, 9) *ein schöne brü visch gefangen haten*, meint aber nicht gebrühte, sondern zu backende fische (D. s. 196 ff). dass die verbindungen 13, 13 *pühelein, püchelein oder höche*, 25, 23 *speybe oder speyet*, 521. 20 *begern* [*oder*][1] *wegern* auf einem gewissen gefühl für verschiedenheit der dialekte beruhen, bestreit ich nicht: um so eher mochte A. aus dem md. herüber nehmen, was ihm passend schien. man darf aber auch nicht vergessen, diese fälle mit 15, 19 *an gefangen oder anfange geben*, 400, 30 *kuntschaffte gehabt oder gekant* udgl. zu parallelisieren: da spielt der dialekt doch wol keine rolle.

Nach dem allen kann ich mich nicht entschliefsen, unserm A. eine so mannigfaltige sprachmischung zu vindicieren, wie D. tut: mitteldeutscher heimatdialekt, dazu die erlernte bairische sprache, dazu kanzlistisches doch auch in der lautgebung, dazu das massenhafte deutsch-italienische. mir scheint A. nach der sprache Nürnberger, wenn nicht aus der stadt, so doch aus der nahen Oberpfalz (Nürnberg selbst war damals noch bairisch: Wrede Zs. 37, 301 ff). ob er aber diese sprache ererbt oder gelernt hat, lässt sich aus ihr selbst nicht entscheiden.

Auf Nürnberg führen auch die von D. vortrefflich verwerteten äufsern zeugnisse, soweit sich solche aus A.s zusätzen herauslesen lassen. — die zweite novelle des dritten tags erzählt recht compromittierend von der königin Theodolinde; der übersetzer verschweigt ihren namen: sie ist eine heilige, aber nur in Baiern verehrt. oft macht A. tücher, kleider, schauben usw., einmal (v 53 > 614, 34) sogar ein fischnetz durch eigenmächtigen zusatz seiden; und Nürnberg war hauptemporium für seide. A. setzt für Udine nicht Weiden, sondern das nur für das oberpfälzische städtchen gebräuchliche 'zu der Weiden'; und der weg des Nürnberger handels nach Böhmen führte über dies Weiden. als der Franciscaner Felix von einem neuen heilswege spricht, läst ihn A. hinzusetzen (II 49 > 186, 12): (*Als*) *vns* (*dann unser heiliger vater*

[1] das *oder* fehlt: vielleicht ist dies auch ein fall wie die s. 249 behandelten: A. schwankte zwischen beiden formen und hat versäumt, sich für eine zu entscheiden. hier wäre auch die zweite fassung der ed. pr. zu vergleichen (s. D. s. 130 A 2).



der pabst mit seinen öbristen prelaten) in einem neüen decrett gemachet vnd geschriben hat; ein solches reformdecret hatten die Nürnberger Franciscaner nach 1446 erhalten.

D. recapituliert (s. 207 f): ein Heinrich, des italienischen mächtig, humanistischen studien geneigt; ein Deutscher, ein geistlicher mit kanzelrednerischer gewöhnung, ein mann mit juristischer ausbildung, vielleicht Dr.; ein Mitteldeutscher in Nürnberg und keine untergeordnete persönlichkeit. demnach Heinrich Leubing.

Gesetzt einmal, die voraussetzungen stimmten, so erinnert doch dieser schluss — mit M. Herrmanns Reception des humanismus in Nürnberg — bedenklich an das quod non est in actis, non est in mundo. wie wenig wissen wir aus unsern quellen, und wie viel lassen sie ahnen! wie zufällig ist in vielen puncten unsre kenntnis vom Nürnberger humanismus! Heimburgs briefe sind fast sämtlich verloren, die adressen und daten der Meisterlinschen fehlen meistens, auch in den Hermann Schedelschen bleibt manche person unkenntlich (zb. bei Joachimsohn s. 74 bitte an einen unbekannten um handschriften, s. 210 nachrichten an einen geistlichen [in Venedig?] über bücherkauf); die bekanntschaft zwischen Hermann Schedel und Johannes Tucher erfahren wir zufällig aus einem briefe (Joachimsohn s. 186). auch manches litterarische kann verloren sein, andres erschien anonym (Meisterlin).

Und weiter: wie sich der humanismus nach unten hin abgrenzt, das verschwimmt ganz in dämmer und dunkel. sehen wir jetzt ab von der reconstruction Heimburgschen einflusses auf Rosenplüt und damit auf das breite volk (Herrmann Reception s. 16 ff), wir wissen, dass Wyle von Heimburg mächtig angeregt ist, auch schon in den vierziger jahren (Transl. ed. vKeller s. 9 f), aus den vorreden zu den translationen und jetzt auch aus den rhetoriken sehen wir eine fülle von beziehungen hervorschimmern, und Wyles vorbild hat sowol in seinen nachfolgern an der Nürnberger kanzlei, als in seinem schülerkreise zu Esslingen viel stärker gewürkt, als das der gelehrten ersten Nürnberger humanistengeneration (vgl. hauptsächlich: Joachimsohn Württemb. vierteljahrshefte f. landesgesch. 5, 63 ff. 257 ff). und wenn wir im j. 1478 noch Wyles art und schule bei dem alten soldaten Hirnkofer erkennen, der den mitgliedern der Nürnberger kanzlei einen tractat des Enea Silvio übersetzt, so dürfen wir wol nicht annehmen, dass der meister bei ihnen vergessen war in den zwischenzeiten, wo kein litterarisches werk zu tage trat. die namen der empfänger sind in der widmung genannt, und es ist bezeichnend für die art unsrer quellen, dass nur einzelne von ihnen, scheinbar zufällig, auch in briefen Hermann Schedels auftauchen: Daniel Ulmer (s. 185) und Michael Kramer (s. 189 f), *vir humanissimus, praeceptor humanissimus,* der gebeten wird, in

Rom bücher zu besorgen : und sogleich dabei wider der breite abgrund der vergessenheit. — der humanist Valentin Eber, mit dem Hermann Schedel briefe tauscht, ist zugleich stadtschreiber von Augsburg (Joachimsohn s. 174); Ulrich Truchsess, bruder des mitverfassers der Nürnberger chronik, die sicherlich aus der kanzlei stammt, ist mit Heimburg bekannt und zählt sich zum humanismus (Joachimsohn Heimburg s. 114 A 2). und so führen viele fäden von den humanisten zur kanzlei, ohne zweifel mehr als sich noch erkennen lassen.

Ebensowenig glaub ich an einen unüberbrückbaren gegensatz zwischen humanismus und mönchischer scholastik (vgl. auch Joachimsohn Meisterlin s. 60 und Vogt Gött. gel. anz. 1895, I 320). in den werken Albrechts von Eyb steht mittelalterlich-geistliches und humanistisches dicht neben einander. Hermann Schedels bibliothek enthält reichlich scholastisches, grade im fache der rhetorik (Herrmann Reception s. 78ff); die nachricht, dass er Benedictiner geworden sei (Briefw. s. 199), wird bestätigt durch einen undatierten brief, in dem er über bücherkäufe für sein kloster spricht (? Briefw. s. 211; Sigismund Gossembrot zog sich ja schon 1461 in die clausur zurück, vgl. Joachimsohn Meisterlin s. 101). Meisterlin war von früh an Benedictiner in SUlrich und Afra zu Augsburg : er verlässt sein kloster zum studium in Italien, und seine entwicklung von der scholastik zum humanismus lässt sich schritt für schritt verfolgen : aber er blieb Benedictiner. noch der Minorit Stephan Fridolin gibt n a c h dem humanistischen 'Buch von den kaiserangesichten' im j. 1491 ein 'im kern durchaus mittelalterliches erbauungsbuch' (Herrmann s. 70), den 'Schatzbehalter' heraus.

Und — dass der ring sich schliefse — auch kloster und kanzlei mögen in naher beziehung zu denken sein : der Karthäuser Ehrhardt Grofs hat wahrscheinlich selbst seine Grisardis in der bearbeitung x (Strauch Zs. 36, 251 f) ganz kanzlistisch aufgeschwemmt; der Benedictiner 'Meister Friedrich' gibt die grundlage zu Wyles rhetorik her; Meisterlin will sich aus der deutschen übertragung seiner legende die schwäbischen idiotismen durch ein mitglied der kanzlei herauscorrigieren lassen (Joachimsohn s. 149).

Wenigstens so viel scheint mir doch aus all dem hervorzugehn : es gab in Nürnberg eine compacte masse geistigen interesses, aber der neue humanismus wurde kaum von den erwähltesten als etwas grundstürzendes erkannt, und ein wenig tiefer ist er jenem interesse ein bildungsmittel wie andre, auch eine mode : aber wo wollen wir sagen : hier war humanismus und hier war keiner mehr? der pfad von Heimburg über Rosenplüt führt ja ins endlos weite. ebenso wenig dürfen wir annehmen — und das scheint mir besonders wichtig —, dass diese würkung auf die masse noch einmal ausgesetzt hätte, dass zwischen der generation

Heimburg-Wyle und ihrem erst in den siebziger jahren erkennbarer werdenden einfluss eine kluft befestigt wäre.

In diese umgebung wird also der humanist Heinrich Leubing gestellt. er stammt aus Nordhausen, ist nach seinem studium seit ende der zwanziger jahre in der sächsischen kanzlei; später, nachdem er inzwischen zu Bologna doctor in legibus geworden, findet man ihn als kurmainzischen kanzler und kurze zeit als kaiserlichen protonotar; 1444 kommt er nach Nürnberg als pfarrer an SSebald, wird auch vom rate oft in politischen angelegenheiten benutzt und ist für ihn nicht selten auf reisen, zb. 1452 zur krönung Friedrichs III. in Rom; streitigkeiten vertreiben ihn 1463 von amt und stadt, er geht nach Meifsen und stirbt da 1472 als decan des hochstifts.

Der deutsche Fiore di virtù ist 1468 vollendet, der Decamerone vorher: er ist ungewanter, unfreier (D. s. 41 n. 1. 188 nebenher abgetan). aber wie viel vorher? wenn Leubing verfasser war, 5 jahre mindestens, denn 1463 verliefs er Nürnberg, und die sprache hat uns auf Nürnberg geführt. wollen wir aber annehmen, dass Leubing in den ersten sechziger jahren nürnbergisch schrieb? so schrieb er ja auch in Meifsen nach 5 jahren noch nürnbergisch, als er den Fiore di virtù übersetzte! was für annahmen! bei wem konnte sich irgendein dialekt eher und mehr verflüchtigt haben, als bei Leubing? dazu ist es doch willkür, zwischen Decamerone und Fiore di virtù eine pause von 5 jahren anzunehmen, und schliefslich: wie kam der Decamerone in die Ulmer druckerei, wenn Leubing in Meifsen war?

Aber jene voraussetzungen sind ja auch gar nicht alle richtig: A. ist weder als Mitteldeutscher erwiesen, noch als ausgebildeter jurist, vor allem aber nicht als gelehrter und als humanistischer gelehrter. und anderseits ist seine volkstümlichkeit gar nicht in anschlag gebracht.

Aus dem italienischen übersetzen ist kein humanismus. Boccaccio fand mit dem unlateinischen Decamerone vor Petrarcas augen wenig gnade, und Wyle merkt zu entschuldigung seiner zweiten translation besonders an (s. 79), dass Petrarca die Griseldis und Leonardus Aretinus die *histori von sigismunde sagende* zuvor aus der volkssprache in latein gebracht habe; ebenso sind Steinhöwels Griseldis, Eybs Griseldis, Guiscardus, Marina, Albanus aus dem lateinischen: die humanisten verdeutschen die alten und neuen Lateiner, insonders ihre tractate, und selbst diese arbeit scheint ihnen wol nicht so ganz adlich. dagegen fehlen bei A. grade die ragionamenti, und die übertragung einer italienischen Griseldis ist unhumanistisch, aus einem kloster: sie ist von Ehrhard Grofs, Karthäuser zu Nürnberg (Strauch Zs. 36, 252 ff).

In den kreisen such ich also unsern Arigo, und da ist der spielraum gröfser als unter den gezählten häuptern der huma-

nisten. ich denke mir einen mönch, der etwa sein kloster verliefs — wie Meisterlin —, sich in Italien umtat, der vielleicht auch einmal in den humanismus tauchte. wie kanzlistisches, vorzüglich jene titelformulare, im kloster zu hause waren, zeigt der genannte Friedrich von Nürnberg; insbesondere sind synonymische verkuppelungen bei Meisterlin beliebt. es ist möglich, dass irgend einer aus dem Wyleschen kreise ins kloster trat: professionen sind damals nichts seltnes (vgl. zb. das Chronicon des mönches Hardegen zu SEgidien in Nürnberg in Würfels Histor. nachrichten zur erläuterung der Nürnbergischen stadt- und adelsgesch., Nürnberg 1766, s. 227 ff). einem solchen manne stehn auch die volkstümlichen elemente der übersetzung [1], die grammatischen schnitzer und zahlreichen sinnentstellungen eingeschlossen, besser an, als einem gelehrten humanisten [2].

Aber konnte denn ein mönch, in welchem zusammenhang er auch mit seinem kloster stand, den Boccaccio verdeutschen, konnte er so die geifsel gegen den eignen stand schwingen? er konnte es, wenn er die vielfältige schmach auf andre orden abwälzte. wir wissen, wie die bettelmönche von andern orden gehasst und verachtet wurden (vgl. zb. Meisterlins briefe bei Joachimsohn no. 7, 8 u. 15): den minoriten wird das schändlichste, was Boccaccio über die mönche weifs, von A. aufgebürdet. der *solenne frate* (Giorn. III nov. 3), der sich durch die beichte einer dame zum kuppler machen lässt, wird (176, 13) *ein weiser hochgelerter meister der heiligen geschrift ein münche parfuszer orden,* und derselbe heifst etwas später (177, 12) ein *münch in sant Franciscken kirchen* (< *un religioso* II 2, 35). ebenso wird — und das fehlt bei D. — in der ersten novelle des Decamerone der betrogene beichtvater des grundbösen Ciapelletto, zum Franciscaner gestempelt durch A.s zusatz 18, 6: *So wölle wir in dem namen gotz anheben, vnd von erste sagenn vnd schreiben von dem pösten man Judas aussgenomen der auf erden ye geporen warde vnd nach seinem tod für heyliger dann sant Francisco gehalten was vnd an gepett waz:* bei Boccaccio kein seitenhieb, da wird der sünder zu einem beliebigen heiligen in einem beliebigen kloster.

Schon durch diesen zusatz erledigt sich, wie mir scheint, D.s versuch zu erweisen, aus dieser novelle habe A. möglichst alles eliminiert, was an kloster und mönchsorden erinnere (s. 213 ff). Leubing verfocht nämlich gegen die Nürnberger bettelmönche schon seit 1451 das decret omnis utriusque sexus der lateransynode, nach dem nur einzelnen, besonders vom bischofe be-

[1] ich erinnere hier auch daran, dass im Fiore di virtù die namen der antiken klassiker in italienischer, nicht in lateinischer form gegeben sind: hätte das ein humanist getan?

[2] auf humanismus könnte nur eine stelle deuten: II 146: *Guido Cavalcanti e Dante Alighieri — e messer Cino da Pistoia* > 245, 12: *Dante Miser Cyno von Pistoia Franciscus Petrarcha.* Wyles einfluss?



stimmten bettelmönchen das beichtehören erlaubt sein sollte. er behielt recht, und nun soll sich nach D. Arigo dadurch als Leubing kennzeichnen, dass er auch im Decamerone den bettelmönchen das beichtehören nimmt, dass er für *frate* und *religioso* nicht *bruder* und *münch*, sondern *vater, beichtiger, heiliger man* udgl. sagt. wenns nur durchgeführt wäre! zu 26, 30 schreibt denn auch D. (s. 215): 'hier ist nun die beichte zu ende, und nun fällt auch die schranke für A. die änderung läst sich auch ohnedies nicht länger durchführen'! aber gesetzt, D. hätte recht, warum ist dann in der dritten novelle des dritten tags der durch besondren zusatz ausdrücklich als Franciscaner bezeichnete alberne beichtvater durchgängig *münch* genannt, und warum wird auch hier *bruder* vermieden, indes bei Boccaccio 28 mal *frate* zu lesen steht? D. erklärt den unterschied (s. 216): dort werde das kloster betrogen, nicht der mönch, hier der mönch, nicht das kloster! nun, hier wie da strotzen die worte, die für das unschuldige *frate* eingesetzt werden, von hohn: *der heilige hochgelehrte man* usw. (vgl. auch das oben angeführte beispiel 176, 13).

Von dem päpstlichen decret zur reformation der Franciscaner ist schon die rede gewesen (s. 251). es scheint mir richtig gedeutet, nur durfte D. nicht schon Boccaccio 'von einer art strengerer observanz innerhalb der bettelorden' reden lassen! (s. 219.)

Wenn also A. mönch, aber nicht bettelmönch wäre, so suchte ich ihn am liebsten in der Karthause, denn die hat Erhard Grofs aus dem italienischen übersetzen sehen und schon durch die art ihrer gründung reichliche berührung mit dem Nürnberger aufsenleben: sie sollte nach der absicht ihres stifters jederzeit zwölf arme bürger erhalten (vgl. JFRoth Geschichte und beschr. der Nürnbergischen Karthause, Nürnberg 1790, s. 52). in dem verzeichnis der mitglieder von 1381—1541 (s. 111 ff) finden sich mehrere nicht weiter datierte Heinriche. besonders erwähne ich einen, der wie Arigo ohne beinamen auftritt und als conversus bezeichnet ist: ein solcher mochte wol kanzlistische weisheit ins kloster tragen können. er steht in der liste hinter dem Losunger Paulus Grundherr, der 1461 Karthäuser wurde. — auch zu SEgidien gabs ein geistiges leben, man kann künstlerische bestrebungen nachweisen (vgl. zb. Hardegens chronik aao. s. 243), und wir wissen nicht, wie weit der wunsch, eine moderne bibliothek zu besitzen, schon vor die erwerbung der Schedelschen (Herrmann Reception s. 72 ff) zu datieren sein wird. wir finden auch einen Heinrich zur rechten zeit: *A.* 1463 *fecit professionem quidam conversus frater Henricus dictus Camerer* (Hardegen s. 241).

Ich habe die quellen nicht weiter studiert, vielleicht hilft aber andern eine anspielung A.s fort, die D. übersehen hat. in der letzten novelle des siebenten tags berichtet Tingoccio, der sich

auf erden mit seiner gevatterin eingelassen hatte, aus dem fegefeuer, dass dergleichen nicht als besondre sünde angerechnet werde. Boccaccio fährt fort (III 266): *Le quali cose se frate Rinaldo avesse saputo, non gli sarebbe stato bisogno d' andare sillogizzando, quando converti a' suoi piaceri la sua buona comare.* das bezieht sich auf die novelle VII 3, wo dieser bruder Rinaldo bei seiner gevatterin schläft und dem manne weismachen lässt, er beschwöre seinem patchen die würmer. hier nennt ihn auch A. Rinaldo oder Rüdel, die oben angeführte stelle aber übersetzt er (464, 12): *solt münch Albrecht daz gewisset haben, im wär nit not gewesen czephilosophiren, do er sein geuatterin zů seinem willen bekeret.* das meint doch wol eine bestimmte person und ein bestimmtes geschehnis: wer war dieser Albrecht?

Aber ich möchte die suche doch keineswegs auf die klöster beschränken. auch ein kanzleibeamter von wolmeinender frömmigkeit, einiger geistlicher bildung — allzuviel besafs Arigo nicht — und munterem interesse am theologischen tagesleben könnte sehr wol den Decamerone so verdeutscht haben. wir sehen ja, zu welchen geistigen sprüngen der Wylesche einfluss den alten Hirnkofer verführte, und wie Jorg Alt[1], einer der tätigsten der von ihm genannten Nürnberger kanzlisten[2], mit seinen übersetzungen in historisches und — hier besonders zu vermerken — in juristisches gebiet ausschweift. beide sind schlechte verdeutscher, Hirnkofer ungestraft, aber Alt für die übersetzung der Norimberga des Celtes vom autor traurig verhöhnt (Celtes Epigr. ed. Hartfelder III 45): ich glaube nicht, dass A.s leistung hoch über ihren steht. von den männern dieses kreises konnte das manuscript auch am ehsten in eine Ulmer druckerei gelangen (vgl. Joachimsohn Württemb. vierteljahrshefte 5, 96 ff).

Dies alles war leicht zu finden und zu sagen, nachdem D. das material so gesammelt und geordnet hatte, dass, aufser an der kritischen grundlage, nur in wenigen richtungen zu ergänzen bleibt. aber ich recapituliere so: ein Deutscher, nach der sprache ein Nürnberger, volkstümlich, ungelehrt, ein mann mit kanzlistischen und theologischen gewöhnungen und interessen, vielleicht ein mönch, kein Bettelmönch, vielleicht von Wyle und seinem kreise beeinflusst, ein Heinrich, nicht Heinrich Leubing. GEORG BAESECKE.

Die sage vom herzog von Luxemburg und die historische persönlichkeit ihres trägers von dr ANTON KIPPENBERG. mit 2 vollbildern und 11 abbildungen im text. Leipzig, Engelmann, 1901. VIII und 280 ss. [s. 1=58 Leipziger diss. für 1901.] 8°. — 7 m.

Unter verwertung einer ebenso reichen wie zum teil recht abgelegenen und schwer zugänglichen litteratur zeichnet die schrift

[1] so schreibt er sich. die ersten vier buchstaben seines namens ergeben umgestellt Arigo.

[2] auch ein Heinrich ist darunter: *Hainrich vischer von Elwangen.*



in ihrem ersten abschnitt ein sorgsam ausgeführtes lebensbild des berühmten französischen feldherrn François Henri comte de Boutteville (8 jan. 1628—4 jan. 1695), der seit seiner heirat 1661 herzog von Luxemburg hiefs. im zweiten und dritten behandelt sie gründlich die holländischen pamphlete sowol als die deutschen volksbücher, welche mit dem herzog sich beschäftigen, und legt deren entstehung, entwicklung und gegenseitiges verhältnis dar. ein bibliographisches capitel beschreibt diese broschüren eingehend; ihre zahl hatte der verf. dem bisherigen stand unseres wissens gegenüber durch umfrage bei vielen bibliotheken wesentlich vermehren können. manches allerdings wird noch im privatbesitz verborgen sein. mir zb. gehört ein druck des letzten deutschen volksbuchs, den K. nicht kennt und der sich am nächsten mit seinen nrn 79, 80 berührt: Des Welt-beruffenen || Hertzogs von Luxenburg, || Gwesenen Königlichen Frantzösischen Ge- || nerals und Hoff-Marschalls || PACTA || Oder || Verbündnüß || Mit || Dem Satan || Und das darauf erfolgte || Erschreckliche Ende, || Worbey || Auch dessen bey seinem Leben verübte tyran- || nische Mord- und Frevel-Thaten kürtzlich || erzehlet werden/ || Nebst einer Vorrede/ || Worinnen gezeiget wird / daß es Teuffel gebe / 2. || auch, daß Bündnüsse mit demselben gemacht werden / || 3. wie Menschen von solchen Bündnüssen kön- || nen wieder frey werden. || Allen und jeden / so keine Teuffel gläuben || wollen / zum Exempel wieder ans Licht || gestellet. || [strich] || Gedruckt in diesem Jahr. 2.) || 31 unsignierte ss. kl. 8° mit den üblichen vier holzschnitten, welche jedoch, weil ihre clichés nach bildern, nicht nach stöcken hergestellt waren, eine den reproductionen K.s s. 192, 204f entgegengesetzte folge der figuren aufweisen; der vierte steht überdies auf dem kopf. zur charakteristik des drucks diene die liste seiner lesarten an den von K. s. 202f citierten stellen: Luxenburgs Pinnon. eines berühmten Schwartzkünstlers; Mütter; Proceturen; Stratioten und Handlungen; Protection; mit Gewalt; Campagne; Bouffon; 1695.[1] bemerken will ich ferner, dass Nyerup in seiner Morskabslæsning s. 203f nicht nur die beiden Kopenhagner exemplare, nr 57 und 72 der bibliographie, nennt, sondern von der dänischen übersetzung auch einen jüngern druck aus dem j. 1768 erwähnt. die von K. nicht eingesehene, nur nach Muller-Tiele Bibliotheek van nl. pamfletten angeführte schrift De geest van den marquis de Louvois (nr 26 seines verzeichnisses) befindet sich im Haag: s. Knuttel Catalogus van de pamflettenverzameling 3 (1900), 111 nr 13785.

Aber der berechtigte stolz auf das geleistete hat den verf. dazu verleitet, seinen gegenstand in verklärendem licht zu schauen, die geschichte des herzogs von Luxemburg den grofsen sagen unseres volkes zuzurechnen und der Faustsage gleichzustellen

[[1] correcturnachtrag: einen jungen Chemnitzer druck erwähnt die Zs. f. bücherfreunde 5, 279.]

(s. 2, 3, 4), obwol er anderwärts einräumen muss, 'dass die phantasie des volkes sich an der Luxemburg-sage fortspinnend nur in geringem mafse betätigt hat' (s. 207). ich gesteh, von einer echten sage keine spur in Deutschland wahrnehmen zu können: denn was ein verlotterter litterat oder ein hungriger candidat im frohndienst eines speculativen buchhändlers aus dem französischen übersetzten oder gar aus den fingern sogen, und was das blöde jahrmarktspublicum begierig las und weiter erzählte, macht doch noch lange keine volkssage. 1679 wurde der herzog in einen giftmischerprocess verwickelt und ua. beschuldigt, einen teufelsbund eingegangen zu sein: mit dürren worten berichtete das der venetianische gesante seiner regierung (s. 58). die 1695 in Holland gedruckte tragicomödie Le maréchal de Luxembourg au lit de la mort sagt ferner 'l'on dit même que l'on a vendu publiquement sur le pont neuf des copies de vôtre pacte'. K. wagt an der zuverlässigkeit dieser nachricht nicht zu zweifeln (s. 92), sträubt sich aber (s. 93) dagegen, das deutsche volksbuch (anhang I), welches 1680 in mehreren drucken herauskam, als übersetzung eines solchen flugblatts aufzufassen. denn, sagt er s. 154, die von der 'sogenannten Bastillie zu Paris' und 'so beschreyten gifft-sache' ua. handelnde einleitung spricht gegen eine übersetzung aus würklich französischer quelle, die erwähnung der 'beyden Holländischen schönen flecken Budegrave und Schwammerdamm' gegen eine solche eines holländisch-französischen originals. sein zweites argument ist mir dunkel, seine beiden andern beweisen nichts, denn dem gemeinen mann in Deutschland musten die namen Bastillie, Budegrave, Schwammerdamm unbekannt sein, und ein übersetzer mochte sich darum leicht veranlasst fühlen, ein erläuterndes wort beizufügen. eher könnte man bei den hundert tausend und den tausend pfund, die sich Luxemburg in den §§ 1, 2 ausbedingt, an eine widergabe von frz. livre denken: die jüngern volksbücher änderten auch in zehen tausend und in hundert rthlr. aber selbst wenn wir der ausdrücklichen angabe des buchs, dass es aus dem französischen übersetzt sei, mistrauen und sie für eitel reclame halten, wie soll es als ein niederschlag volksmäfsiger sage sich erweisen lassen? auf grund der reichhaltigen teufelslitteratur der zeit konnte jeder federfuchser die 28 paragraphen des pacts zusammenschreiben. dann trat der tod des herzogs ein. er zeitigte die Histoire très véritable du (!) la mort du maréchal de Luxembourg, arrivé à Paris dans son palais (anhang II), welche, wie K. s. 179 nachweist, unter starker beeinflussung durch Rossets, von MZeiller auch deutsch bearbeitetem bericht über einen teufelspactierer namens Canope verfasst ist. die möglichkeit, dass auch hier nur eine version aus dem französischen vorliege, gibt K. selbst s. 181 zu: die sprachfehler im titel können, da der einzig erhaltene, wahrscheinlich Stralsunder druck keinesfalls der erste war, nicht dawider eingewant werden.

diese Histoire véritable hängte, gewissermafsen als fortsetzung, irgend ein buchhändler dem volksbuch von 1680 an, indem er den hier für die jj. 1676—1727 abgeschlossen gewesenen pact nunmehr den jj. 1659—1695 gelten liefs. das datum 1695 gab ja der tod des herzogs an die hand, der gewählte terminus a quo verdankt vermutlich — K. übergeht diesen punct mit stillschweigen und bestimmt sogar irrtümlich s. 159 die dauer des vertrags in der fassung von 1680 auf 36 jahre statt auf 50 — seinen ursprung einer vertauschung der beiden letzten ziffern des todesjahrs. als mittelstück schob ein andrer einen auszug aus der deutschen übersetzung des 'Advis fidelle' von 1673 ein, der stark übertreibenden darstellung der grausamkeiten, welcher sich Luxemburg und seine truppen in dem niederländischen feldzug von 1672 schuldig gemacht hatten. endlich versah ein protestantischer pastor das ganze mit einer für den teufelsglauben eintretenden salbungsvollen vorrede (anhang III), die wesentlich aus Misanders (=JSAdami) Deliciae historicae geschöpft war (dass ihm dazu den anlass ein aufsehen erregender handel geboten habe, der sich weihnachten 1715 in Jena zutrug (s. 193f), steht übrigens nicht fest). bis hierher spricht jedesfalls nichts dafür, dass in Deutschland mündliche tradition an der ausgestaltung des alten Pariser klatsches irgend welchen anteil gehabt hat. aber auch in späterer zeit fehlen alle sicheren indicien für volksmäfsige sage : weder Fassmanns totengespräch zwischen Luxemburg und Kleopatra, noch ein anderes zwischen Luxemburg und Faust, noch eine dramatische satire darauf (s. 227), noch endlich der umstand, dass der stoff auch in die form einer haupt- und staatsaction gegossen zu sein scheint (s. 208), können als stützen herangezogen werden. STEINMEYER.

Die behandlungen der sage von Eginhard und Emma. von HEINRICH MAY. [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte XVI.] Berlin, Dunker, 1900. 130 ss. 8°. — 3 m.

Die sage von Eginhard und Emma und deren litterarische nachwürkung hat Hermann Varnhagen 1884 in seiner schrift über Longfellows Tales of a wayside inn (92—123) und 1887 im Archiv f. litteraturgesch. 15, 1—20, 449—51 dargestellt. Hans Otto hat die geschichte der sage auf der iberischen halbinsel verfolgt (Modern language notes 7, 449—85. 10, 478—500). eine neue umfänglichere behandlung des stoffes, die das dort angedeutete ausführt, anregungen und einflüssen nachgeht, und die liste der bearbeitungen vervollständigt, vor allem eine geschichte des stoffes und nicht inhaltsangaben gibt, könnte wol auf dank rechnen. ob die schrift von M., die, von ein paar beiläufigen und bescheidenen nachträgen abgesehen, ausschliefslich das von den vorgängern zusammengestellte verbreitert, ohne die irrtümer der vorlage zu vermeiden, ohne die zwischen liegende

litteratur und forschung heranzuziehen, solchen verdient, scheint mir fraglich.

Wie so viele hungrige motivenjäger schleppt auch M. alles erdenkliche herbei, obwol doch, um die sage von Emma und Eginhard zu fixieren und durch die litteratur zu verfolgen, es kaum notwendig ist, die weltlitteratur mobil zu machen und alle väter, die ihre töchter bei heimlicher liebe überraschen, oder alle mädchen, die unter ihrem stande lieben und eine mesalliance eingehn, zu citieren. welcher ursächliche zusammenhang soll zwischen dem thema der Eginhardsage und der aus Boccaccios Decamerone (IV 5) bekannten erzählung von der nachtigall — die tochter, die vorgibt, dem gesange der nachtigall lauschen zu wollen, darum auf dem balkon schläft und am morgen vom vater in den armen ihres geliebten überrascht wird — bestehn? freilich haben Ideler, Grässe, Varnhagen uaa. diesen fehler nicht vermieden und immer zwischen den beiden nur entfernt ähnlichen motiven eine innere beziehung zu finden geglaubt, und ebenso wie sie lässt deshalb auch M. Lope de Vega und Wickram auffahren. und wenn er auch, sich von seinen führern einen augenblick frei machend, an der beziehung zur sage von Amicus und Amelius oder zu einer novelle aus 'Tausend und eine Nacht' zweifelt, so widmet er diesen stoffen doch ein capitel seines buches, freilich nur mit den litteraturangaben seiner quelle. und damit leg ich den finger an den wunden punct der schrift. Varnhagen citiert anlässlich der nachtigallerzählung Marie de France nach Roquefort (1820), natürlich tut es auch M., obwol seither die Lais durch Karl Warnke vortrefflich ediert worden sind, und in den anmerkungen Reinhold Köhlers XIff (2 aufl. CCXXVIIff) die entdeckung M.s (815), dass der Lai du laustic mit der novelle von Boccaz in keinem zusammenhang steht, vorweggenommen ist (vgl. übrigens auch Euling Studien zu HKaufringer 66). ebenso wird Lafontaine nur in der Londoner ausgabe von 1778, derselben, die auch Varnhagen vorlag, 'benützt', statt dass der verf. bei Regnier sich über die früheren versionen von 'Le rossignol' zu orientieren versucht hätte. so schreibt M. durchweg Varnhagen aus und ab, ohne sich nur die mühe zu nehmen, die citierten bücher nachzuschlagen. Wattenbachs geschichtsquellen werden immer nur in der alten auflage angeführt, in der sie V. gebraucht hat. Einhards 'Leben kaiser Karls' übersetzt von Abel, und der 1 band der 'Geschichtsschreiber der deutschen vorzeit, IX jh.', sollen zwei verschiedene werke sein. M. beruft sich auf Simrocks Rheinsagen und merkt nicht, dass das volkslied, das er aus Varnhagen (s. 118) abschreibt, in den spätern auflagen der Rheinsagen fehlt, also Simrock nicht 'unbedenklich in diesem liede die sage widerfindet'. so ist es vielleicht kein zufall, dass M., wenn er auf das 'schwert zwischen liebenden' zu sprechen kommt, aus der reichen litteratur darüber nur jene nach-

weise heraushebt, die schon insgesamt bei Varnhagen (s. 94 anm. [2]) stehn [1].

Dass die litteraturangaben auch von annähernder vollständigkeit recht entfernt sind, ist der geringste vorwurf, den ich dem verf. mache. aber wer über einen geschichtsschreiber des deutschen mittelalters schreibt, sollte ein so elementares hilfsmittel wie Potthasts Bibliotheca historica medii aevi nachzuschlagen nicht verabsäumen und sich auch mit der historischen litteratur über seinen helden — Bacha Étude biographique sur Eginhard (Lüttich 1888) und FrKurze Einhard (Berlin 1899) — vertraut machen.

Zu s. 1 anm. [1] merk ich an, dass Ideler in Hagens Germania I 375 und in seinem sendschreiben an von der Hagen 'Sage und geschichte', Berlin 1839, 20ff nicht unwesentliche nachträge zu seiner Einhardbiographie gegeben hat. sonst könnte man von älterer litteratur noch hervorheben: JHSchminck, Dissertatio de Eginhardo. Marburg 1716; Relatio de Eginharti et Emmae Caroli Magni filiae amoribus ex arch. Seligenstad. ed. Hocker ca. 1730 (Potthast [2] 396 b) ua. auch der artikel in Zeidlers Universallexikon (1735) XIX 586 käme in betracht. die geschichte der gründung Seligenstadts (May 7) hat FrSchneider Ann. d. ver. f. nassauische landeskunde 12, 290—308 historisch geprüft. stoffgeschichtliches bringt noch AAndrae Anglia beibl. 9, 147; 13, 52.

Am meisten fleifs hat M. in der behandlung der poetischen bearbeitungen bekundet, er schmälert aber den erfolg seiner arbeit durch die ungeschickte anordnung, auf die er sich übrigens manches zu gute hält. zuerst werden die prosabearbeitungen der beiden fassungen, in denen die sage vorligt, die Lorscher und die Seligenstädter version [2], besprochen, dann die epischen dichtungen beider versionen, zum schluss die dramen. so reiht er unmittelbar an den schwülstigen roman des magister Omeis (1680) die dickleibige rittergeschichte der Benedicte Naubert (1785) und stellt zwischen diese und das gleiche motive und gleiche formen nutzende, aus gleichem geiste geborene ritterschauspiel Kratters (1798) die ganze reihe episch-lyrischer dichtungen, von Barlaeus Virgo androphoros (1626), der quelle für Omeis und Cats, anhebend, über schlüpfrige gedichte des abbée Grécourt, komische

[1] vgl. dazu aufser Grimm Rechtsaltertümer II 168, KHM nr 60 und Gaster Monatsschr. f. gesch. d. Judentums 29, 127 noch Keller Roman de sept sages CCXXXV und Diocletianus 64; Weber Monatsberichte d. Berliner akademie 1869 s. 40; Liebrecht Gervasius von Tilbury 101 f; Köhler zu Gonzenbach, Sicilian. volksmärchen II 230; Zs. d. ver. f. volkskde 6, 76; Kl. schr. II 444; Singer Zs. d. v. f. volkskde 2, 299; Laistner Zs. 38, 114; Heinzel Orendel 33; Tardel Spielmannspoesie 22 a. 2.

[2] die geschichte des volksbuches vom könig Eginhard von Böhmen, das die Seligenstädter fassung beeinflusst hat und von Uhland, Kerner und Eichendorff bearbeitet worden ist, verdiente eine eingehendere untersuchung. vgl. Varnhagen aao. 113—17; Fränkel Zs. f. vgl. lgesch. 3, 202; Gaismaier ebda 14, 121 ff.

romanzen von Pfeffel und Langbein, bis herab zu den ungeschickten modernisierungen von Friedrich Rautert (1829), Schuler (1854) und Paul Albers (1898). so stellt er Omeis' roman 'Die in Eginhard verliebte Emma' vor das epos des Caspar Barlaeus, aus dem dieser roman unmittelbar geflossen ist, so reifst er Flayderus ungelenke und mühsam aufgebauschte schulkomödie Ima Portatrix (1625) aus der durch Marquard Freher festgelegten tradition der sage heraus, aus der auch mittelbar Hofman von Hofmanswaldaus heldenbrief fliefst, und rückt die selbständigste und bedeutsamste dichtung der ganzen linie, Fouqués romantisches schauspiel 'Eginhard und Emma' (1811) einzig um des formalen schemas willen zwischen Kratter und Seidel (1837), beide nachfolger der braven Naubert.

Zu den von M. aufgeführten dichtungen und bearbeitungen der sage wären nachzutragen : eine erzählung 'Von eines keysers tochter, die einem scretario unversehens vermälet ward' in Bernhard Hertzogs schwanksammlung 'Schiltwacht' (1560) Bl. Giiija (Bolte Montanus Schwankbücher s. 648 no 47); ein schauspiel des principals Ferdinand Egidius Paulsen[1] 'Comoedia genannte Eginhard und Imma oder die Politische Reyterey' geschrieben in Wien am 21 märz 1704, das die Wiener hofbibliothek handschriftlich aufbewahrt (Cod. 13133), ein weder durch erfindung noch durch geschickte führung der handlung ausgezeichnetes stück. ebenso wie Flayderus fühlt Paulsen, dass die überlieferte erzählung von der liebe zwischen Emma und Eginhard nicht ausreicht, fünf acte zu füllen, und so verbrämt er sie mit weit ausgesponnenen beratungen zwischen Karl und seinen paladinen; berichte über schlachten, vorbereitung neuer kriege füllen den grösten teil dieser politischen comödie, in die, mehr als nebenhandlung, die liebesgeschichte des secretärs und der kaiserstochter, ganz nach dem wortlaut der quelle dramatisiert, eingeschoben ist.

Den roman 'Durch die Gewalt der Liebe zu der person Der Durchlauchtigsten Prinzessin Emma Höchst beglückseeligte Secretarius Eginhard, der galanten Welt zu einem wahrhafften Liebs- und Helden-Roman zur vergönnten Gemüths-Ergötzung vorgestellet von Polimon' Franckfurt und Leipzig 1749 (8° 207 s.), den Heinsius Bücherlexikon, Maltzahn (2076) und auch Varnhagen (Longfellows tales 106) anführen, und um den sich M. so wenig wie um die erzählung Dahls, Darmstadt 1817 (Varnhagen 122, 2), bemüht zu haben scheint, besitzen die universitätsbibl. Tübingen

[1] über den verfasser s. Weilen Theater Wiens I 128 a.; Bolte Danziger theater 102 a. 1; Hampe Theaterwesen in Nürenberg I 133, 139. 2 nr 533, 574, 577; vielleicht ein sohn des bekannten Carl Andres Paulsen, Paludan Zs. f. d. phil. 25, 315; Litzmann Zs. f. vgl. lgesch. n. f. 1, 10—13. Nehring ebda 6, 2 u. 150; Weilen aao. 118; Hampe aao. I 127—129, 132 a. 2; Bolte aao. 96—123 uö., wo auch die frühere litteratur.



und Prof. Steinmeyer in Erlangen. durch die freundlichkeit des letztern konnt ich in das exemplar einsicht nehmen : ein 'galanter roman', dessen verfasser sich auch nur durch die weitläufige schilderung des hoflebens und der kriegsrüstungen, durch einfügung eines liebesbriefwechsels zwischen den beiden helden und die umständliche erzählung der liebesirrungen und -wirrungen der schwestern Emmas zu helfen weifs und es 'vor nötig erachtet, diese wahrhaffte liebesgeschichte mit seinen empfindungen zu exemplificieren'. die prinzessin, die wie bei Barlaeus die verführerin ist, greift selbst zu drastischen mitteln, um den secretarius an den hof zu fesseln; auf einer jagd verwundet sie ihn, und darum kann er an der gesantschaft nicht teilnehmen. der schluss ist, dass Karl den secretarius schlankweg zum paladin macht, und 'so hat demnach die ganz ohnmöglich und gefährlich geschienene liebe der prinzessin Emma einen angenehmen ausgang genommen'.

1776 schreibt Bürger an Boie (Strodtmann 1, 359) : 'mit der weltbekannten geschichte Eginhards und Emmas brauchte herr Ue. sich so breit nicht zu machen'. ob dieser Ue., der Bürgerbriefe III 147 und 171, beidemal von Gramberg, genannte Hermann Wilhelm Franz Ueltzen ist, bleibt zweifelhaft. Schiebeler hat der sage ein schnippisches gedicht gewidmet: Auserlesene Gedichte, hsg. von JJEschenburg 1773, 260—62. andre versificierungen hat localpatriotismus hervorgerufen, etwa FFMBiergans, ein entlaufener klosterbruder, nachmals notar, der den stoff in seinen 'Minnegedichte, Toilettengeschenk für empfindsame Jünglinge und liebende Mädchen, Cölln, Spitz 1818' behandelt (Zs. d. Aachner geschv. 3, 184); ein gedicht 'Die Emmaburg' steht im Aachner Echo der Gegenwart 1868 nr 155; ebenda 1866 nr 80 Joseph Minetti 'Seligenstadt'; L. Rovenhagen 'Die Emmaburg', Aachner Ztg. 1868 nr 155. Martin Greif hat, anknüpfend an die Seligenstädter fassung, einen romanzenkranz 'Emma und Eginhard' in Friedjungs Deutscher Wochenschrift II (1884) nr 18, 19 veröffentlicht, aber dann wolweislich in seine gesammelten werke nicht aufgenommen.

Ein schauspiel von Plancher-Valcour, Eginard et Imma, mélodrame en 3 actes, musique de Taix 1807, das Delandine, Bibliothèque de Lyon, Catalogue du Théatre 208 verzeichnet, ist mir unzugänglich geblieben. ein neueres versdrama Kirchbachs, 'Eginhart und Emma' (Dresden, Pierson, 1896), lässt wider, vielleicht unbewust, eine reihe von motiven anklingen, die frühere bearbeiter schon gekannt haben. auch hier ist Emma die verführerin des schüchternen Eginhard. nicht er ist ihr lehrer, sondern sie unterrichtet ihn im harfenspiel. um sie wirbt Harun, der prinz von Bagdad — bei Fouqué der sächsische ritter Degenwert und für seinen herrn der griechische gesante Arsaphius — dem Karl auch die hand seiner tochter zusagt. doch am tage

der hochzeit fliehen die liebenden und finden bei Widukind, den schon die Naubert in die erzählung eingeflochten hatte, schutz. die darstellung der liebesverhältnisse der schwestern Emmas, Bertha, Hiltrudis und Ruodheid zu Angelbert und Walacho zerdehnt nicht ungeschickt die knappe handlung.

Hat endlich Reichardts duodrama 'Emma und Edgar' 1781 und OLBWolffs romantische tragödie 'Emma', Essen 1827, etwas mit unserm stoffe gemein?

Wien, november 1901. ARTHUR L. JELLINEK.

Emanuel Schikaneder. ein beitrag zur geschichte des deutschen theaters. von EGON V. KOMORZYNSKI. mit einem portrait. Berlin, BBehr, 1901. x und 196 ss. — 4 m.

Emanuel Schikaneder, der librettist der Zauberflöte, ist von der litteraturgeschichte als ein charakterloser mensch und plagiator verschrien worden. wenn auch an diesem urteil das meiste richtig ist, so hat man doch vergessen, dass man diesem manne auch gewissen dank schulde. vKomorzynski macht es sich zur aufgabe, uns zu zeigen, dass Schikaneder 'ein unentbehrlicher factor für die entwicklung des Wiener volkstheaters' gewesen ist. Komorzynski unternimmt diese rettung des andenkens des alten comödiantenmeisters und comödienschreibers mit jener liebe zu seinem gegenstand, die den leser gefangen nimmt, so dass er dem verfasser manches zuviel im rettenwollen verzeiht. das ergebnis einer umfangreichen, gründlichen und sachlichen durchforschung des materials — an theaterkalendern, zeitungen, journalen, theaterarchiven usw. — ligt in geschmackvoller, schlichter darstellung vor uns. das buch zerfällt in drei selbständige teile: Schikaneders leben, Schikaneder als theaterdichter und einen anhang. der erste teil interessiert den theaterhistoriker am meisten. da wird uns eins jener abenteurerleben geschildert, wie es so oft an Thespis karren geknüpft ist. doch dürfen wir nicht dabei an die fahrten unsrer mittel- und niederdeutschen comödiantentruppen des XVIII jhs. denken, aus deren elendem leben starke künstlerpersönlichkeiten hervorleuchteten, die ihren stand zu heben bestrebt waren, damit er nicht mehr die misachtung des ansässigen bürgers verdiente, jene schauspielergesellschaften, deren leistungen die frühsten blüten unsrer dramatischen nationallitteratur ihre erste gestaltung auf den brettern verdanken, und deren dasein trotzdem ein martyrium zu sein schien für eine von anfang an verlorene und verdammte sache. solchen ernst der künstlerischen überzeugung und solches einsetzen der ganzen person für den stand dürfen wir bei dem Österreicher Schikaneder nicht erwarten. er diente dem erfolg, er jagte nach effect, und jedes mittel war dazu recht. dass unter diesen mitteln zur abwechslung auch das deutsche singspiel war, im gegensatz zur italienischen oper, darf uns das

urteil über die tendenz seiner leistungen nicht trüben. er gab deutsche stücke, weil er bemerkt hatte, dass ein ungleich gröfserer förderer der deutschen bühne, kaiser Joseph II, daran gefallen fand und dafür eintrat. er gab seine haupt- und staatsactionen deutsch, weil er wuste, dass er beim niedern publikum nur durch allgemein verständliche spectacula der urwüchsigen kraft des Wiener Kasperle würde widerpart halten können. alle diese dinge bringt vKomorzynski selbst; aber er hätte ihre beurteilung nicht durch den vergeblichen versuch zerstören sollen, Schikaneder zum 'mutigen vorkämpfer für die deutsche schauspielkunst' machen zu wollen.

Und doch : 'ob er heilig, ob er böse; jammert sie der unglücksmann' : so ein jämmerlicher kerl der fidele Schikaneder auch gewesen zu sein scheint in seiner reclamemacherei und gelegenheitssucherei, so sehr ergreift uns doch der jammer seines endes. er war eine jener in der theatergeschichte nicht seltenen erscheinungen, die, getrieben von eitler sucht nach äufserm ruhm und gewinn, es zu einer kunstüberzeugten persönlichkeit nie bringen, und die erleben müssen, wie das nämliche liebe publicum, dessen momentane genusssucht sie erst zu allen möglichen versuchen des sinnenkitzels und der befriedigung der neugier getrieben und weiter und weiter zu immer neuen leichtfertigen experimenten gesteigert hat, sie schliefslich enttäuscht fallen lässt und sich neuen götzen zuwendet. als Schikaneder nach glänzender, effectvoller laufbahn auf allen puncten miserfolge erlebte, als auch seine letzten versuche, sich zu rehabilitieren, scheiterten, und der einst gefeierte liebling der schaulustigen menge ausgepfiffen und aus allen stellungen hinausgedrängt wurde, da wäre er uns, gerade in der beobachtung der gerechtigkeit seines geschicks, eine tragische erscheinung, wenn er nur irgend eine liebenswürdige seite an sich hätte. das bewegte bild dieses wilden lebens steht greifbar vor uns in Komorzynskis trefflicher, anschaulicher schilderung. wie ergreift uns da der abschluss der laufbahn dessen, der einst vielen hunderten von menschen lust und genuss bereitet hat, des dichters der Zauberflöte : 'die gunst des publikums erkaltete, Schikaneder ging geschäftlich zu grunde, aber er macht von nun ab den eindruck des tollen, der ein haus in brand gesteckt hat und jauchzend immer mehr in die so schön flackernden flammen wirft. wagen und pferde, kasernen und militär, gefechte und kämpfe, einzüge und festlichkeiten, musik und tänze — alles nicht genug; immer mehr und mehr!' (s. 73.)

Damit ist aber erst die kleinere hälfte des buches besprochen. abgetrennt von der darstellung des schauspielers und principals Schikaneder wird eine eingehende würdigung des theaterdichters geboten. ob Schikaneder freilich damit einen platz in der deutschen litteraturgeschichte beanspruchen darf, scheint auch seinem

biographen zweifelhaft, der sein werk einen beitrag zur geschichte des deutschen theaters nennt. eine fülle von material wird in diesem zweiten teile beigebracht und wider mit verständigem urteil dargestellt. nur hätte der forscher gern als abschluss der umfangreichen besprechung der einzelnen stücke aus Schikaneders fruchtbarer feder ein zusammenfassendes endurteil über die bedeutung aller dieser augenblickserzeugnisse bekommen aus dem munde dessen, der zu diesem urteil der berufenste war, EvKomorzynskis. er überlässt das dem leser, aber ich fürchte, es fällt bei manchem anders aus, als vKomorzynski es sich gebildet hat. ich gesteh, dass mir schier schwindlig wurde bei dem vorüberrauschen der zahllosen, einander so ähnlichen machwerke. ich gesteh, dass wenig von dem, was an uns vorbeizog, in mir haften geblieben ist. wenig schönes, kaum etwas amüsantes ist uns begegnet, und ich habe nach allem den eindruck, als könnten wir durch eine derartige tote analyse der stücke — und sie ist ja heute gar nicht mehr mit dem lustigen leben, das ihnen einst innewohnte, zu erfüllen — dem armen 'dichter' nie gerecht werden. den wert selbständiger litterarischer erscheinungen können Schikaneders werke alle nicht beanspruchen. es sind nur texte, die einer lustigen, tollen vorführung von sinnenwerk und unsinn zu grunde gelegt wurden. ihr flitterglanz hatte schon damals, zur zeit der darstellung, wenig bedeutung. heute interessiert es uns höchstens, in ihnen die reste entlehnter früherer und die keime späterer dichtungstypen zu wittern. éin textbuch ist freilich darunter, das uns würklich fesselt, dessen eingehnde, ausgezeichnete behandlung durch Komorzynski uns in keinem worte zu viel zu geben scheint, die Zauberflöte. der allmählich etwas übertriebene vorwurf des plagiats gegen Schikaneder wird von seinem biographen in ruhig sachlicher weise auf das rechte mafs zurückgeführt und sehr interessant die grofse ahnentafel Papagenos und Taminos, Sarastros und der Königin der Nacht aufgedeckt. Schikaneder hat danach nicht éinen der damals beliebten texte ausgeschrieben, sondern so ziemlich alle, besonders auch immer wider seine eignen.

Ob es sich verlohnte, die darstellung der übrigen Schikanederschen stücke zu einem eigenen ausführlichen bestandteil eines buches zu machen, ob nicht doch die charakteristik der stücke mit der biographie ihres autors zu vereinigen wäre zu einer charakteristik solcher aufführungen, das sind fragen, die sich mir während des lesens, bei aller anerkennung für die dankenswerte bereicherung unsrer theatergeschichte, doch aufgedrängt haben.

Im anhang hätte der theaterhistoriker gern das repertoire der Schikanederschen bühne neben dem interessanten verzeichnis der eigenen stücke Schikaneders gefunden. auf die bedeutung der repertoires der einzelnen entreprisen kann nicht genug hingewiesen werden, sie knüpfen die verbindung zur litteratur-

geschichte und geben jeder theatergeschichtlichen erscheinung ihre litterargeschichtliche bewertung. bei der aufstellung der typen der Wiener localstücke (s. 173) hätte mehr auf die gemeinsamen und die unterscheidenden züge mit dem ober- und niedersächsischen lustspiel hingewiesen werden können. figuren, wie der Tiroler Wastl uä. sind natürlich pratergewächse. dagegen fehlen allen jenen österreichischen comödien tiefere seelenprobleme oder auch nur ansätze zum leidenschaftlichen, wie es eben um jene zeit durch die comédie larmoyante und den englischen sittenroman in den niederdeutschen und sächsischen dichtungen zukunftkräftig auftrat, von denen doch die Wiener comödie äufserlich stark abhängt (bes. von 'Minna von Barnhelm'). zu bedauern ist schliefslich, dass Komorzynski nicht versucht hat, aus der Wiener localtradition in älteren schauspielerkreisen einiges weitere zur entstehungsgeschichte der Zauberflöte und zu Schikaneders darstellungsart zu erfahren. manchmal verlohnt es sich doch, solchen, wenn auch gewis stark anekdotenhaften überlieferungen in standeskreisen nachzugehn (vgl. EdDevrient Gesch. d. deutsch. schauspielkunst III 149 anm.).

Doch zu allen diesen wünschen nach etwas mehr hier, etwas weniger dort hat das buch Komorzynskis erst durch seine sonst so gediegene arbeit herausgefordert, und wir wünschen nur, den verfasser bald bei einer dankbareren, höheren aufgabe unsrer theatergeschichte begrüfsen zu können.

Weimar, sept. 1901. H. Devrient.

Wandlungen der gedichte Conrad Ferdinand Meyers. mit zahlreichen erstabdrücken und zwischenfassungen und den zum erstenmal gesammelten gelegenheitsgedichten. von Heinrich Moser. Leipzig, Haessel, 1901. CII und 112 ss. 8°. — 4 m.

Conrad Ferdinand Meyer. quellen und wandlungen seiner gedichte. von Heinrich Kraeger[1]. [= Palaestra heft XVI.] Berlin, Mayer u. Müller, 1901. XXX und 367 ss. — 10 m.

Zwei werke dicht hintereinander, die durch das studium des allmählichen werdens der CFMeyerschen gedichte in die eigenart des dichters eindringen und einführen wollen! und in der tat, es ist eine reizvolle und lohnende arbeit, sich in das schaffen CFMeyers zu versenken, zumal jetzt, nachdem Adolf Freys schöne biographie einen sichern grund zum verständnis gelegt hat. beide arbeiten benutzen aber nur einen teil des materials: Moser verfolgt, soweit ich sehe, nur die in seinem 2 teile berührten gedichte, Kraeger (abgesehen von einem kleinen anhange) nur die 'Balladen' und die 'Romanzen und Bilder'; wie hier, so ergänzen sich beide bücher auch sonst in mancher beziehung.

Moser gibt in seinem ersten teile eine reihe zt. recht, feinsinniger beobachtungen, die er, 'um nicht durch endlose wider-

[1] ein grofser teil des buches deckt sich fast genau mit den aufsätzen Kraegers im 'Euphorion' 7, 112 ff. 564 ff. 764 ff und andern zeitschriften.

holungen zu ermüden', nicht nach den einzelnen gedichten, sondern zusammenfassend nach allgemeinen gesichtspuncten ordnet. auf vollständigkeit ist von vornherein verzichtet, ebenso, vielleicht zu sehr, auf strenge gliederung; so findet man zb. unter der überschrift 'Meyers stoffwelt' nur einen kleinen teil dessen, was CFMeyers lyrische poesie behandelt, das übrige fehlt oder ist anderswo untergebracht; zusammengehörige abschnitte, zb. die beiden über metrisches, werden durch andersartige getrennt usw. den unerfreulichen stil hat schon RMMeyer getadelt (Euphorion 8, 438). auch wegen mancher seiner behauptungen könnte man mit M. rechten, so etwa, wenn er im anschluss an Lina Frey sagt, 'Meyers ausdruck im einzelnen betrachtet' sei 'fast immer der einfache und directe der prosa entnommene' (s. xci). ich finde im gegenteil seine sprache meist specifisch (aber im besten sinne!) poetisch. richtig ist nur, dass er einerseits die abgeblassten, anderseits die geschraubten 'poetischen' wendungen meidet.

Der zweite teil des Moserschen buches sammelt die in zeitschriften zerstreuten früheren fassungen der gedichte. wer alle phasen kennen will, muss also noch die 'Balladen', die 'Romanzen und Bilder' und die ersten auflagen der 'Gedichte' hinzuziehen, auf die M. nur verweist (ii 30, beim 'Geisterross' ist auf die stark veränderte fassung der 'Gedichte' i s. 206 nicht hingewiesen). überflüssig war es, die fassungen der 'Romanzen und Bilder' teilweise zu widerholen.

Vor allem aber ist die anordnung der mitgeteilten gedichte sehr ungeschickt. M. teilt sie in 9 rubriken: 'i) unterdrückte gedichte, ii) abgeleitete gedichte, iii) innerhalb der alten fassung gefeilt, iv) mit beibehaltung der alten structur erweitert, v) ohne strophenwechsel verengt, vi) bei veränderter form erweitert, vii) in der form später verändert und verengt, viii) erweitert und wider verengt, oder umgekehrt, ix) spätere veränderung der form und vertiefung'. dass diese äufserliche anordnung den kern der sache oft nicht trifft, ist klar. so fällt zb. unter v) ebensowol die reducierung eines strophischen gedichtes von 31 auf 13 strophen, als die verkürzung eines stichischen gedichtes um wenige zeilen. und ebenso fällt es für M. unter den begriff 'verengt', wenn von der 1 fassung nur ein teil der motive übernommen, dieser teil aber weiter ausgeführt ist, wenn nur die neue fassung der alten an äufserlicher länge ein wenig nachsteht (so etwa bei fassung ii und iii des 'Spielzeugs' ii 76, wo das eigentliche motiv durch die behaglichere schilderung des landhauses erweitert ist).

Diese äufserliche teilung ist nun noch aufs äufserlichste durchgeführt. wie misst denn M.? — er zählt die verszeilen. dadurch kommt er zb. bei der 'Bettlerballade' zu dem schluss: i fassung 64, ii fassung 36 zeilen: also verengung. dass zuerst

kurzzeilen, nachher langzeilen angewant werden, kümmert ihn durchaus nicht. die einzig consequente zählung, wollte man die äufserliche teilung durchführen, wäre die nach silben. danach wäre die 'Bettlerballade' dann nicht verengt, sondern etwas erweitert (464—468 silben), und ähnliche fälle finden sich öfter (zb. 'Mars von Florenz', 'Miltons Rache' usw.). M.s metrik ist völlig papieren, reine augenmetrik; auch das verführt ihn zu falscher classificierung : 'Liebesflämmchen' II 81 steht unter 'veränderung der form' mit der ausdrücklichen bemerkung '2 abdr. ged. I s. 14. hier 4 strophen mit dreifüfsigen jamben'. der ganze unterschied ist aber, dass die langzeilen des ersten abdrucks nachher je als 2 kurzzeilen gedruckt sind! (II 66 '6 gleichgebaute strophen' ist wol nur ein versehen).

Die letzte abteilung durchbricht völlig das princip; von rechts wegen müste jedes dieser gedichte einer der vorhergehnden rubriken II. VI. VII oder VIII zugewiesen werden. da ferner die begriffe 'ableitung' und 'erweiterung' in einander übergehn, so könnte zb. das gedicht 'Schwüle', das unter II steht, mit genau demselben rechte unter VI und IX stehn, der 'Pilgerim' ebenso gut unter II und VI, wie unter IX. das beste wäre es wol gewesen, die vorstufen in der reihenfolge anzuführen, die die reifen gedichte schliefslich in der endgültigen sammlung haben und eventuell in mehreren tabellen das gleichartige an formveränderungen usw. zusammenzustellen.

Ein anhang bringt dann noch eine auswahl der gelegenheitsgedichte, man hat gefragt, ob mit recht. in die endgültige gedichtsammlung gehören sie nicht; hier aber, wo es sich mehr um erkennen als um geniefsen handelt, ist jedes neue material willkommen.

Zeilenzählung bei den gedichten hätte den variantenapparat übersichtlicher gemacht und das citieren erleichtert; besonders aber erschwert das fehlen eines index die benutzung dieser an sich so dankenswerten sammlung; auch an zuverlässigkeit lässt sie leider zu wünschen übrig[1].

Kraeger will im gegensatz zu Moser 'jedem gedichte eine eigene liebevoll ausgeführte und auf das charakteristische bedachte biographie' geben (s. XXII). bei den geschichtlichen balladen hat er aufserdem nach den quellen gesucht und sie meist auch gefunden. diese quellennachweise siud das wertvollste an

[1] von den ungenauigkeiten und druckfehlern, die ich zufällig gefunden habe, seien hier einige angeführt; es muss heifsen : s. L '*mir war ein Reisejugendtag erfüllt*' (nicht '*Reisetag*'); '*in einen langen Mantel eingehüllt*' (nicht '*von einem*'). s. LXXXIII '*der Tod errät dich nicht*' (nicht '*verrät*'). II 24 bei den varianten des 2 abdrucks des gedichts 'Einer Toten' str. IV — '*sie erbten, bauten, freiten*' — s. LXI '*leidlose Steine, wie beneid ich euch*' (nicht '*Sterne*') — s. XCIII '*Sie flehn. Er ringt . . .*' (nicht '*fliehn*'; II 7 '*Mondesampel giefst . .*' (nicht '*grüfst*'); II 70 'Bertarit' str. V 2 '*Scherz*' (nicht '*Schmerz*'); str. VIII 4 '*gehüllt*' (nicht '*gefüllt*').

K.s arbeit.[1] da die quellen übrigens ziemlich vollständig abgedruckt sind und das buch aufserdem beinahe einen völligen neudruck der 'Balladen' und der 'Romanzen und Bilder' enthält, so hat man hier einen grofsen teil des vergleichungsmaterials bequem beisammen. — hat K. auch sein andres ziel erreicht? ich glaube nicht. zunächst : K. übergeht (mit 2 ausnahmen s. 145 ff und s. 191 ff) absichtlich (s. xxv) die 'zwischenstufen aus Mosers buch' dh. alle nicht in den drei sammlungen enthaltenen fassungen und begnügt sich mit einem hinweis (der übrigens bei dem 'Gesang der Parze' s. 37 ff fehlt; Moser II 80). aber gibt es ein richtiges bild von der entwicklung des gedichts 'Himmelsnähe', wenn K. nur den übergang der 2 zur 3 fassung bespricht, auf die für Meyers künstlerische selbstzucht so charakteristische wandelung von der 1 (neunstrophigen) in die 2 (fünfstrophige) aber nur mit einer trocknen notiz verweist? — oder : beim 'Tod des Achilles' geht K. auf die mittlere fassung nicht ein, obgleich gerade dieser misgriff — der dichter sucht den reichen stoff in ein sonett zu zwängen — auf CFMeyers suchen nach der rechten form ein interessantes licht wirft. gehört zu einer 'liebevoll ausgeführten biographie' nicht das eingehn auf alle diese stadien? und wenn eine beschränkung notwendig war, warum nicht lieber eine aus gründlicher durcharbeitung des gesamten materials hervorgegangene auswahl der interessantesten und charakteristischsten gedichtbiographien? — viel raum wäre aber schon gewonnen worden, wenn alles überflüssige weggeblieben wäre. so zunächst das verzeichnen von unwesentlichen kleinigkeiten, zb. der bedeutungslosen änderung des namens im 'Einsiedel' (s. 338) usw., das blofse registrieren der änderung, ohne einen versuch, sie zu erklären, so etwa beim metrum s. 46. 194 usw. dazu die breite : s. 340 zb. verschwendet er eine volle seite, um das zu sagen, was ein blick auf den folgenden übersichtlichen abdruck lehrt. allgemein anerkanntes und bekanntes bringt er mit gröster umständlichkeit vor : der dichter darf von der historischen wahrheit abweichen s. 272 f (hier hätten CFMeyers worte genügt), er muss das wesentliche betonen und mit möglichst wenig mitteln viel erreichen s. 184 usw. es wäre wol auch kaum nötig gewesen, dem leser die geschichte Josephs in Egypten zu erzählen (s. 57) oder ihm 'Frau Minne' als 'eine aus der deutschen mittelalterlichen dichtung bekannte göttin' (!) vorzustellen (s. 161). auch viele der von K. angeführten parallelen aus andern dichtern und CFMeyer selbst sind überflüssig. ein derartiger hinweis hat doch nur sinn, wenn eine wesentliche, charakteristische übereinstimmung vorhanden ist. K. aber sagt zb. 'als die brüder [Josephs] plötzlich, wie Ibycus in den fichtenhain, unter jene palmen geraten sind' (s. 67), ohne dass irgend eine ähnlichkeit besteht, als das ein-

[1] ich überseh im augenblicke nicht, ob die naheliegende quelle zu den 'Span. Brüdern' schon irgendwo verzeichnet ist : Ranke Werke IV 279/80.

treten in einen hain; oder er bringt die ganz verschiedenartige 'Entrückung der Musen' in den gedichten 'Der Musensaal' und 'Die gefesselten Musen' zusammen, obgleich ihm selbst nicht ganz wol dabei ist (s. 220/21). s. 306 citiert eine anmerkung unten eine stelle der 'Novellen' (I 178), wo scherzhaft von den prinzen aus 1001 nacht, die so leicht in ohnmacht fallen, die rede ist, — nur, weil K. oben constatiert hat, dass der dichter der quelle (1001 nacht) gegenüber 'die ohnmachten der eltern' übergeht usw. und wie zufällig und willkürlich alles derartige zusammengestellt ist, sieht man, wenn K. das versmafs von 'Frau Agnes und die Nonnen' den im reimgebrauch verschiedenen 'Gefesselten Musen' gleichsetzt, während die genau entsprechenden gedichte 'Dryas' und 'Am Himmelstor' unerwähnt bleiben (s. 104). anders steht es natürlich mit den würklich aufschlussreichen parallelen; doch auch die interessanten, bei CFMeyer so häufigen parallelen aus den eigenen werken — die zahl der bei K. hier und da angeführten liefse sich leicht vermehren — bedeuten an sich für das einzelne gedicht meist nicht allzu viel. aber aus einer sammlung und ordnung dieser motive und wendungen, die dem dichter doch wol besonders bezeichnend und gelungen erschienen, liefse sich manches für die charakteristik seiner eigenart gewinnen. — auch bei seinen vergleichen begnügt sich K. mit der äufserlichsten zufälligen berührung: so, wenn er die söhne Haruns den töchtern Lears vergleicht, Assur und Assad, die doch durchaus tüchtig und eifrig sind, den beiden ältern schwestern (s. 307). und wie kann einem nur der gedanke kommen, die durch ihre concentration 'rätselhafte' ballade 'Die Füfse im Feuer' in ihrer würkung mit Böcklins 'düsterem und rätselhaften' 'heiligen hain' zu vergleichen? (s. 141/42). das ist nur bei dem oberflächlichen denken K.s möglich, der nicht merkt, dass das ihm zufällig in den sinn gekommene doppelte 'rätselhaft' einmal 'schwer verständlich' und einmal 'von geheimnisvoller stimmung' bedeutet. oder will K. würklich auch dem 'heiligen hain' eine 'zur unerträglichen manier gesteigerte' concentration oder etwas ähnliches vorwerfen?

Ungenaue, unsaubre arbeit muss man leider recht häufig constatieren. mag es hingehn, dass man mal 'ophelienhaft' statt 'cordelienhaft' (s. 307) (im Euphorion steht das richtige), 'Hermione' stattt 'Hero' hinschreibt (s. 197). aber seit wann nennt man einen vers wie 'Alesia ist gefallen' dreifüfsigen jambus? (s. 221). in der 2 fassung des 'Fingerhütchens' tadelt K. die zeile '*Dass erstaunt die Herde*', weil von der herde 'vorher nirgends die rede gewesen' sei (s. 154). es steht aber in der vorhergehnden strophe '*Kühe weiden, Schafe grasen Neben ihm auf grünem Rasen*'. ungenau ist es auch, wenn K. der 'Schwüle' nächtliche stimmung zuschreibt (s. 166). das charakteristische ist gerade die ungewisse stimmung des abends: '*Abend ist es*

ja'; ungenau ferner, wenn er etwas später sagt 'die wolken tun sich auseinander, die sterne haben das gebet erhört . . .' die sterne durchbrechen vielmehr mit '*schwachem Flimmerlicht*' den dunst des schwülen sommerabends (ähnlich im 'Hesperos' : '*Unbemerkt bist du gekommen, Aus der blassen Luft entglommen*').

Oft weifs man allerdings nicht, soll man die schuld der ungenauigkeit des aufnehmens oder der ungeschicklichkeit bezw. nachlässigkeit des widergebens zuschieben; vgl. etwa die nebeneinanderstellung 'Der jüngling ist in der ersten fassung noch [oder ist das druckfehler für nur?] mit namen erwähnt; in der zweiten wird er sträflich übermütig' (s. 248), vermischung zweier constructionen : 'Seine sprache . . verriet ein reines nur mit wenigen Schweizer ausdrücken gemischtes hochdeutsch' (s. x) usw. das schlimmste aber ist, dass K. nie den einfachen, natürlichen ausdruck gebraucht, sondern stets etwas besondres bieten will. fast immer wird dadurch sein ausdruck schief. er gerät entweder in einen geschraubten stil, dem man das oft zu geradezu komischen resultaten führende suchen nach originalität nur zu sehr anmerkt : vgl. wendungen wie 'auf hohe zinnen treten' (s. XIII). 'interessant ist es, wie sich die worte der zweiten fassung aus der alten recrutieren und zu neuen corporalschaften zusammenfinden' (s. 358). die besprechung der 'Ketzerin' schliefst: 'das ist der sinn dieses "feuerzaubers" (!)' (s. 244). im 'Pilger und die Sarazenin' ist in der 1 fassung von den nachbarn die rede; die 2 sagt nur 'alle'. K. drückt das so aus : 'Auch die nachbarn sind hinter die coulissen geschoben und ragen nur als grofse und unbestimmte masse aus den früheren versen noch herein' (s. 324) usw. oder er gebraucht burschikose wendungen: 'der dichter hat es "wegbekommen", wie . .' (s. 105). die bildsäule des Mars 'reagiert' auf die schmach (s. 251). 'statt der töne einer gewöhnlichen bierrede, die er im frohen gefühl seiner strohwitwerschaft . . . hielt . . .' heifst es von der rede des fürsten in der 1 fassung der 'Rehe' (s. 110) usw. das ist nicht naturwüchsige frische, sondern ein saloppes sich-gehn-lassen, das gerade gegenüber einem dichter von dem künstlerischen ernste CFMeyers doppelt widerlich ist! ähnlich beleidigend würken K.s 'witze' (s. 36. 155. 269), und die abgedroschenen frz. wendungen. so ist Caesar im 'Verlorenen Schwert' als 'pièce de résistance' bezeichnet (s. 53). 'Alexander ist . . "hors de concours" über alle gestellt' (s. 275). Josephs brüder treten aus dem palmenhain heraus : 'endlich wider "plein air"'. wenn der dichter in der 3 fassung auf die 1 zurückgreift, kehrt er zu den "premiers amours" zurück (s. 153). 'gottes prestige' (s. 231). wie man sieht, fehlt K. jedes empfinden für den gefühlswert der worte. Fingerhütchen lässt er 'davonrasen' (s. 154). '*Sie freute sich in warmes Blut die Knöchel einzutauchen*' (in 'Frau Agnes und die

Nonnen') nennt er eine 'possierliche darstellung' usw. all das reifst den leser natürlich immer wider aus der stimmung oder lässt vielmehr meist gar keine aufkommen.

Aus der fülle dessen, worin ich sonst mit K. nicht übereinstimme, greif ich noch einiges heraus. ein satz wie 'Er (CFMeyer) zögerte lange, die früchte seiner nebenstunden an den tag und in den druck zu geben' (s. XIV), sollte nach Freys aufschlussreicher biographie nicht mehr möglich sein! (hübsch sind übrigens die persönlichen erinnerungen am anfang der einleitung). s. XVI sagt K.: 'wir wollen es also nicht vergessen, dass Meyer in einem fremden lande, wie der Schweiz, die in den drei sprachen: deutsch, französisch und italienisch redet, sich für die unsre entschieden und aufser seiner heimatlichen auch die deutsche litteratur bereichert hat'. wäre es denn nicht das unnatürlichste von der welt gewesen, wenn sich der Zürcher Meyer fürs französische entschieden hätte? das hier vorausgesetzte schwanken zwischen deutsch und französisch hat — ich verdanke die beobachtung ESchröder — in diesem sinne wol nie bestanden; nur prosaübersetzungen ins französische wurden geplant und zt. ausgeführt; gedichtet hat CFMeyer von anfang bis zu ende nur deutsch. (unleidlich übrigens, wie hier die reichsdeutsche litteratur von der der 'fremden' Schweiz geschieden wird!)

S. 264 und 353 redet K. von einem 'peinlichen verstecken der quellen' bei CFMeyer. wenn der dichter später seine quellen nicht mehr so oft angibt wie anfangs, so ist das doch noch kein 'peinliches verstecken'. vielleicht wollte er später, als die gedichte nach mannigfacher umbildung in weit höherem mafse sein eigentum geworden waren, den anschein vermeiden, als handle es sich um blofse versificierung von anekdoten.

Beim 'Reiterlein' (s. 352) kann ich irgend einen wesentlichen unterschied in der unregelmäfsigkeit des rhythmus zwischen der 1 und der 2 fassung nicht entdecken. hier durfte unter keinen umständen ein hinweis darauf fehlen, wie trefflich die bei CFMeyer fast einzig dastehnde, also sicher wolbedachte unregelmäfsigkeit zu dem impulsiven, feurigen charakter des lieds und seines südfranzösischen helden passt. — im 'Fingerhütchen' (s. 145ff) str. 13, 9 gibt wol kaum der vergleich des männlichen Fingerhütchens mit dem 'femininen reh' den anstofs zur änderung, sondern der unreine reim: *höh : reh;* denn in der 2 fassung sind alle unreinen reime der 1 fassung beseitigt: 1, 8 : 10 2, 8 : 10 4, 5 : 6 5, 5 : 6 (ebenso 6, 7, 8, 11, 5 : 6) 5, 8 : 10 9, 5 : 6, 8 : 10 13, 7 : 9 14, 5 : 6 (in der letzten fassung ist ein unreiner reim der ersten wider aufgenommen 9, 5 : 6). dass die fahrt in den berg hinein, wie sie die vorlage bietet, ausgefallen ist, halt ich nicht wie K. für einen mangel, sondern für eine berechtigte vereinfachung. ebenso kann ich es nicht als wesentlichen verlust anerkennen, dass die

beziehung des blumennamens zu den elfen geschwunden ist. dem dichter kam der doppelname 'Fingerhut oder Elfenkäppchen' der 1 fassung wol zu pedantisch vor. die nunmehrige begründung des namens ist noch immer ebenso gut, wie etwa die im 'Rotkäppchen'. — den namen 'Acherloo' möchte K. 'durch etwas bekannteres ersetzt sehen', 'denn die allgemeine bildung darf und muss hier umso eher versagen, wenn selbst Brockhaus nichts von diesem platze weifs'. es ist ja löblich, dass sich herr K. so gewissenhaft um den namen bemüht hat; aber für jeden, der den ort nicht kennt, ligt er eben irgendwo im märchenlande. herr K. sucht wol auch Bimini und Orplid im Brockhaus und im Andree? — Und auf grund dieser und ähnlicher erwägungen urteilt dann K. über das anmutige, anspruchslose gedicht ab; nach seiner meinung befriedigt es weder erwachsene noch kinder, 'die man denn doch lieber mit Grimm abspeisen (!) soll' (s. 153). 'ConFerdMeyer mochte sich der inneren schwäche des märchens instinctiv bewust sein. aber unfähig, es ganz umzuerfinden und umzugiefsen, hat er mit rührender sorgfalt an den ecken und kanten herumpoliert und die inneren fehler auf diese weise so gut wie möglich noch versteckt'. das wäre der künstlerischen gewissenhaftigkeit Meyers diametral entgegengesetzt. hätte er die 'innere schwäche' des gedichts auch nur 'instinctiv' gefühlt, so hätte er es sicher, wie so manches andere, fallen lassen. K. hat bei seiner annahme auch noch das urteil Bettys, der schwester des dichters, gegen sich, seiner 'beraterin und bundesgenossin' (Frey s. 269), die 'Fingerhütchen' grade als ihren 'liebling' bezeichnet (Frey s. 162). — mehrmals interpretiert K. zu viel in die gedichte hinein. mag man zugeben, dass der dichter beim 'Fingerhütchen' an die eigne befreiung durch die poesie gedacht habe, — in den 'Lautenstimmern' (s. 179) hat er sicher nicht 'heimlich die eigne auferstehung und genesung gefeiert'. das gedicht ist vielmehr der anmutige ausdruck der befreiung von einer vorübergehnden verstimmung. viel näher hätt es gelegen, bei gedichten wie 'Weihgeschenk' und 'Schwüle', wo sich einem die frage nach den persönlichen beziehungen geradezu aufdrängt, bei dem ersten ein bild der jugendgeliebten zu entwerfen, bei dem zweiten des schicksals der mutter zu gedenken. — von dem 'osterglauben', der in das meinem gefühl nach elegisch entsagende gedicht 'Das tote Kind' 'hineinklingen' soll (s. 165), kann ich nichts finden. die heldin des liedes ist übrigens '*Kind*' nicht nur nach schweizerischem, sondern nach allgemeinem sprachgebrauch (sie heifst '*die Kleine*' und spielt versteck). — den springenden punct bei der wandlung der 1 strophe von 'Miltons Rache' verkennt K. völlig, wenn er heraus klügelt, der dichter habe Milton nicht 'von vornherein in seiner menschlichen schwäche und in der abhängigkeit von einem höheren wesen' vorstellen wollen (s. 354). das wesentliche ist, dass Miltons blindheit zu-

erst als verschärfung, dann feiner, wirkungsvoller als milderung seines schicksals dargestellt wird. auch in der auffassung des tiefen gedichts 'In der Sistina' kann ich K. nicht zustimmen, der Michel Angelo 'nicht mehr in demütiger, sondern in wahrhafter frömmigkeit' (seit wann ist das ein gegensatz?) reden lässt (s. 231), noch weniger freilich Moser, der von der 'zitternden demut und zerknirschung' Michel Angelos spricht (LXXXVIII). grade die verbindung von selbstbewuster kraft und echter demut ist dem dichter hier unvergleichlich gelungen. — den ungemein feinen künstlerischen fortschritt in der schlusszeile des 'Römischen Brunnens' (s. 206 f) find ich nicht in der sichtbaren architektonik des druckbildes, vielmehr in dem ruhigen ausklingen, das dem eindruck der harmonischen schönheit des brunnens und dem befriedigten verweilen bei dem schönen anblick so wol entspricht; denn die silben dieser letzten zeile werden nicht im tempo der vorhergehnden weitergesprochen : '*strömt*' und '*ruht*' werden vielmehr unwillkürlich länger ausgehalten, ja man kann die zeile geradezu als viertactig auffassen : × | –́ | 𝄽 × | –́ | 𝄽 𝄽 ||]. — wo in der 2 fassung der 'Schwüle' in gewaltiger steigerung gegen die erste fassung der beklemmende eindruck des schwülen abends auf die menschliche seele : das erschlaffen des lebensmutes, das schwinden jeder freudigen hoffnung eindringlich geschildert wird — '*Bleich das Leben! Bleich der Felsenhang!*' '*Fern der Himmel und die Tiefe nah*' — sieht K., wie es scheint, nur das physische unvermögen zu klarem sehen (s. 166); und das übermächtige auftauchen alter düstrer erinnerungen in der dritten strophe, die wichtigste bereicherung des gedichtes, wird nur in der zusammenfassung gestreift : 'Von dem wilden verlangen nach der "*lieben, lieben Stimme*" im wasser ward er "*endlich, endlich*" durch die "*Sterne, Sterne*" befreit . . .' kann man ein herrliches gedicht geschmackloser citieren? und das überwältigt-werden des niedergedrückten, energielosen soll 'wildes verlangen' sein?

Also, um es zusammenzufassen : was man von einem buche, wie das Kraegersche es sein will, vor allem verlangen muss : knappheit und genauigkeit, feinsinniges nachempfinden und deuten, vor allem aber tact — das fehlt hier in solchem grade, dass das brauchbare von dem falschen und unnützen fast ganz erstickt wird.

Marburg i.H., jan. 1902. A. Perdisch.

Litteraturnotizen.

Grundfragen der sprachforschung mit rücksicht auf W. Wundts sprachpsychologie erörtert. von B. Delbrück. Strafsburg, Trübner, 1901. vii und 180 ss. 8°. 4 m. — der charakter des buches ist nicht recht einheitlich, da kritik und selbständige darstellung beide zur geltung kommen, aber nicht immer eine organische verbindung eingehn. das ausführliche erste capitel bringt ein vorzügliches referat über die grundanschauungen Herbarts und Wundts nebst einem vergleich zwischen beiden. der sprachforscher kann im allgemeinen Wundt ja nicht beurteilen, sondern nur bewundern und zu verstehn suchen. er hat aber doch gelegentlich das gefühl, dass in Wundts sprachpsychologischen arbeiten der eigentliche bau den riesigen fundamenten gegenüber verschwindet. ich muss manchmal an Techmer denken, der alle muskeln des körpers spielen liefs, wenn ein lebendiger sprachlaut beschrieben werden sollte, ohne ihn doch im geringsten besser zu erklären, als ein längst nicht so gründlicher praktiker. wenn Wundt seinen grundgedanken unbeirrt von der zünftigen sprachwissenschaft zu ende denkt, fördert er das problem in viel höherem grade, als wenn er die anschauungen der sprachwissenschaft übernimmt und mit den seinigen nachträglich in verbindung zu setzen sucht. denn gerade in der mitte ligt ja das problem. auch der laie erkennt, dass Wundt durchweg bemüht ist, begriffe an stelle der Herbartschen worte zu setzen, die vorgänge zu verstehn. manchmal bekommen wir aber wol nur neue worte oder bilder für die alten. Wundt hat Herbart verdrängt, und Ziehen ist wider ganz anders als Wundt. der sprachforscher, der sein schifflein gern irgendwo verankern möchte, ist da schlimm daran.

Im ersten capitel wie im zweiten, das die gebärdensprache nach Wundt behandelt, tritt die kritik zurück, um kräftig einzusetzen, sobald bekanntere regionen erreicht werden. schritt für schritt begleitet Delbrück Wundts ausführungen mit seiner besonnenen, natürlich stets im vornehmsten tone gehaltenen kritik. er wendet sich nicht direct an die fachgenossen, doch werden auch diese das buch mit behagen und nicht ohne nutzen lesen. am besten scheinen mir die syntaktischen capitel gelungen, hier spricht würklich ein berufener. die übrigen bieten weniger eigenes. das capitel über den lautwandel (93 ff) ist m. e. etwas zu kurz gekommen, aus ihm kann niemand ersehen, wie wenig geklärt unsre ansichten in dieser frage noch sind. gern hätte ich eine eingehendere besprechung der Wechsslerschen anschauungen gesehen, unmöglich kann Delbrück sie in bausch und bogen acceptieren. die erörterung des begriffs der 'wurzel' (s. 113 ff) leidet an unklarheit. wenn Wundt gegen die annahme von 'wurzeln' geltend macht, dass es doch auch wurzeln gibt, die nur in den

einzelsprachen vorliegen, so dass man dahin gedrängt werde, auch nach der periode der einheit wurzelschöpfung anzunehmen, so können wir unmöglich um die antwort verlegen sein. haben die gebilde, die wir 'wurzeln' nennen, je selbständig existiert, so waren es eben wörter des damaligen typus. damals wie heute hat man nur wörter geschaffen. die neuschöpfungen des heutigen englischen zeigen unter umständen wider den charakter von 'wurzeln'. man sieht, wie gut es wäre, wenn wir das wort 'wurzel' mit einem tabu belegten; es suggeriert uns ja auch immer wider die idee einer 'allgemeinen urbedeutung' oder wie man das phantom benennen mag. E. Zupitza.

Sprachgeschichte und sprachpsychologie mit rücksicht auf BDelbrücks 'Grundfragen der sprachforschung'. von W. Wundt. Leipzig, Engelmann, 1901. 110 ss. 8⁰. 2 m. — der gegensatz zwischen Wundt und seinem recensenten Delbrück erweitert sich in Wundts behandlung alsbald zum principiellen gegensatz zwischen den von beiden gelehrten vertretenen wissenschaften, wobei gelegentlich individuelles allzu zuversichtlich verallgemeinert wird. der gegensatz kommt aber vortrefflich heraus, und schon das macht die kleine schrift äufserst lehrreich. Wundt wirft den sprachforschern vor, sie machten auf psychologischem gebiet ein wenig engherzig den gesichtspunct 'der formalen utilität, nicht der tatsächlichen richtigkeit der voraussetzungen' zum entscheidenden. ich fürchte, der tadel trifft. natürlich können wir für mildernde umstände plaidieren. am eigentlichen aufbau der psychologischen wissenschaft mitzuarbeiten, ist uns im allgemeinen nicht vergönnt, wir müssen uns aber mit ihren sätzen abfinden und verfallen dann nur zu leicht darauf, ihre nutzbarkeit für die uns am herzen liegenden probleme zum kriterium ihrer absoluten giltigkeit zu machen. hierbei spielt ausser manchem andern auch das dunkle gefühl mit, dass das wahre auch fruchtbar sein muss. wenn sich Wundt weiterhin gegen die abneigung Delbrücks und vieler Indogermanisten gegen die verwertung nichtindogermanischen sprachmaterials wendet, so hat er principiell widerum nicht unrecht. die gründe solcher ablehnenden stellung sind Wundt durchaus klar. die idg. sprachwissenschaft ist eben ganz auf die geschichtliche betrachtung gestellt und kann sich diese auch aus der sprachpsychologie nicht wegdenken, daher das misstrauen gegen sprachen ohne geschichte. tatsächlich verkennt sie dabei in vielen fällen die absichten Wundts, der die beziehungen etwa zwischen laut und bedeutung in einem gegebenen sprachzustande rein schildernd, keineswegs historisch erklärend, darstellen will. secundären gefühlswerten der wörter und verwantem wird die ungeschichtliche behandlungsweise allein gerecht. in seinem eifer, das werden aufzudecken, versäumt der historiker nicht selten, das gewordene recht aufzunehmen.

Wundt setzt sich dann mit Delbrück über einzelheiten aus-

einander, über die gebärdensprache, den lautwandel, syntaktisches und schliefslich den ursprung der sprache. was letzteren angeht, so glaube ich nicht, dass er vielen sprachforschern in so poetischem licht erscheint, wie dem von Wundt zum repräsentanten schlechthin erkorenen OJespersen. die nachwürkung der romantik in der heutigen sprachwissenschaft erblick ich weit eher in einer dauernden bereicherung unsrer hemmungscentren, wenn man mir den ausdruck gestatten will. der heutige sprachforscher mistraut instinctiv jeder idealisierenden auffassung der vorgänge im sprachleben.

Der ton der schrift bekundet wider die hohe persönliche cultur ihres verfassers. das gleiche gilt ja von Delbrücks buche.

E. Zupitza.

Experimentelle untersuchungen über die psychologischen grundlagen der sprachlichen analogiebildung von A. Thumb u. K. Marbe. mit einer figur im text. Leipzig, Engelmann, 1901. 87 ss. 8°. 2 m. — schon seit längerer zeit sammle ich für ein thema, das mir für die poetische embryologie ergiebig scheint; für die theorie der reimfindung, dh. für die frage, nach welchen gesichtspuncten sich das eine reimwort zu dem andern einzufinden pflegt. klar ist dabei eins: dass die grammatischen kategorien eine grofse rolle spielen. nomina ziehen nomina, verbalformen ihresgleichen an. — da ist es mir nun sehr erfreulich, von andrer seite her ähnliche fragen mit entsprechender antwort behandelt zu sehen.

Wie sich der mediciner Mayer und der linguist Meringer verbanden, um über versprechen und verlesen zu handeln, so haben sich jetzt ein sprachvergleicher und ein psycholog zusammengetan, um methodisch festzustellen, worin eigentlich die stärke derjenigen worte beruht, die andre in ihre analogie hinüberziehn. man wählte das für psychologische experimente solcher art übliche verfahren: der eine beobachter ruft ein wort aus, der andre muss antworten, was ihm zuerst einfällt — ein psychologisch veredeltes gesellschaftsspiel! dabei stellt sich denn nun etwa das gleiche heraus, wie wenn ein reimwort das andre ruft; infinitiva bevorzugen infinitiva, substantiva und verba ihres gleichen (s. 42). am stärksten würken die analogien im verbalsystem (s. 61. 66f., 72).

Die beobachter befinden sich nun aber in einem dilemma. aus methodischen gründen wollen sie von psychologischen momenten absehen, und operieren doch notgedrungen zb. mit dem begriff des inhaltlichen gegensatzes (s. 54). tatsächlich würden sich aber die antworten auf die frage, was bei der analogienbildung eigentlich würksam sei (s. 73. 79. 83), anders und wol einfacher gestalten, wenn sie auf den inhalt der correspondierenden worte näher eingingen. der begriff der 'formel' verlangt seine methodische wertung. bei den verwantschaftsnamen (s. 20f)

rufen natürlich (s. 22) vater und mutter sich häufiger als schwager und bruder: jene sind ein formelhaftes paar, das sich schon in der urzeit anglich (s. 51), diese treffen sich höchstens einmal gelegentlich. sehr deutlich kommt dieser unterschied bei den zahlen (s. 34f) zu tage: jede cardinalzahl lockt die nächste, weil wir eben so zu zählen pflegen; wählte man hohe zahlen, auch nur statt 10 etwa 17, so wäre die frequenz schon eine andre.

Immerhin bestätigt das werkchen manche linguistische hypothese und vermag mit seinen methodischen forderungen (s. 78. 84. 87) das noch immer etwas wilde spiel der 'falschen analogie' wol zu gröfserer strenge zu erziehen. RICHARD M. MEYER.

Tropus u. bedeutungswandel von EMIL STERN. 14 ss. Wien, druck von Gerolds sohn. selbstverl. d. verf. — St. sucht nachzuweisen, wie aus absichtlichen und zufälligen bedeutungsübertragungen sich allmählich ein dauernder bedeutungswandel aufbaut. als leitende grundkraft scheint er (s. 5) den culturwandel anzunehmen. einige etwas schwerfällige neue termini wie metaphoroid (s. 7) und pseudotropus (s. 14) werden vorgeschlagen. als wichtiger unterfall des bedeutungswandels wird (s. 12) die verkürzung von redensarten herausgehoben: 'bei Schiller' statt 'in Schillers werken'. die hauptfrage bleibt freilich, wie in der grammatik bei den analogiebildungen, ungelöst: was gibt irgend einer occasionellen anwendung des wortes (s. 3) die kraft, usuell zu werden?
RICHARD M. MEYER.

Die behandlung gleichzeitiger ereignisse im antiken epos von THADDÄUS ZIELINSKI. I th. mit 12 abbildgn. u. 3 taf. Leipzig, Dieterich, 1901. (sa. aus d. 'Philologus' suppl.-bd VIII.) 45 ss. 8°. 1.50 m. — der geistreiche und gelehrte Petersburger philolog — ein classischer philolog, der auch über Immermanns 'Merlin' schreiben kann! — liefert hier einen höchst wichtigen beitrag zur inductiven poetik. es wird untersucht, wie das antike epos die schwierigkeit überwindet, mehrere gleichzeitige handlungen darzustellen, da wir solche doch nach dem 'psychologischen incompatibilitätsgesetz' (s. 7) nicht auf einmal übersehen können. drei methoden werden unterschieden, von denen zwei — die 'analysierend-desultorische' (s. 8) und die 'reproducierend-combinatorische' (s. 7) — im altgriechischen epos vorkommen, jedoch die zweite (s. 44, vgl. 37) nur in der Odyssee, aufserhalb der haupthandlung. die dritte, die 'zurückgreifende' (s. 14), fehlt noch ganz. von jenen beiden aber wird jede in ihrer art eine fehlerquelle der erzählung: die erste 'verführt zu einer fehlerhaften dehnung gleichmäfsig fortschreitender vorgänge', die zweite 'zu fehlerhaften synchronismen' (s. 12—13).

Wie manigfaltige schwierigkeiten der interpretation und wichtige aufgaben der höheren kritik mit hilfe dieser fruchtbaren erkenntnisse sich lösen lassen — natürlich auch in unserer Ilias und unserer Odyssee —, das muss man in dem schrift-

chen selbst nachlesen. seine bedeutung geht aber über die litterarische wichtigkeit noch hinaus: man vergleiche nur die schemata der handlungsarten (s. 10) mit denen, die wir für die neuerdings so viel angefochtenen 'actionsarten' des indogermanischen verbums anzuwenden pflegen. Richard M. Meyer.

Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors III. Helsingfors, Hagelstam (Leipzig, Harrassowitz) o. j. [1902] 576 ss. 8°. — der umfangreiche und vornehm ausgestattete band legt von dem betriebe der germanistischen und romanistischen studien an der finnländischen universität ein recht vorteilhaftes zeugnis ab, und diese regsamkeit wird bestätigt durch eine bibliographie am schluss des bandes, welche die einschlägigen publicationen finnländischer gelehrter aus den jahren 1897—1901 zusammenstellt. — die auch separat ausgegebenen 'Beiträge zur germanischen wortkunde' von T. E. Karsten (s. 397—422) werden im Anz. eine einzelbesprechung erfahren. — von seiten der Brandan-legende her interessiert uns die abhandlung von J. Runeberg 'Le conte de l'Ile-poisson' (s. 343 bis 396), in der sich die schule von Gaston Paris gut bewährt. — eine fast unbekannte altenglische interlinearversion zum psalter untersucht Uno Lindelöf 'Die handschrift Junius 27 der bibliotheca Bodleiana' (s. 1—74): die sprache ist sächsisch, gewisse abweichungen vom westsächsischen normaltypus mögen aus der vorlage stammen, die entstehungszeit scheint schon Wanley richtig unter könig Aethelstan (925—940) angesetzt zu haben. — der umfangreichste beitrag rührt von Hugo Palander, dem neuernannten professor der deutschen philologie an der universität Helsingfors, her und behandelt den 'Französischen einfluss auf die deutsche sprache im 12 jahrhundert' (s. 75—204). er ist durch den gründlichen fleifs ausgezeichnet, den man schon der erstlingsschrift P.s über die ahd. tiernamen nachrühmen muste, und stellt unzweifelhaft die seither beste, ja eine materiell erschöpfende behandlung des wichtigen themas dar. auf eine einleitung, welche die allgemeinern fragen erörtert und dabei auch die modernen höfischen kunstworte niederrheinischen und niederländischen ursprungs heranzieht, folgt zunächst ein alphabetisches verzeichnis der französischen worte, die in das mhd. von ca. 1050—1200 aufgenommen oder in den denkmälern dieser zeit zum ersten mal belegt sind (s. 105—134). die liste ist mit gutem grunde etwas weitherzig angelegt, denn wir sind heute noch nicht im stande, in allen fällen den anteil des französischen von anderen vulgärromanischen elementen und vom gelehrten latein sicher zu trennen. darauf folgt (s. 134—204) das ganze material in einer erschöpfenden übersicht der ausgebeuteten denkmäler, nach landschaften und innerhalb dieser chronologisch geordnet: höchst nützlich und dankenswert, denn wo immer ich nachgeprüft habe, fand ich die excerpte Palanders vollständig, und mehrfach hab ich daraus eigene früher angelegte notizen ergänzt. nachtragen kann ich im

augenblick nur (zu s. 200) aus Veldekes liedern MFr. 60, 34 *nôsen* (hs. B, vgl. Kraus HvVeldeke s. 163 a. 1). von den in frage kommenden denkmälern sind wol nur die durch Martin Zs. 40, 305 ff bekannt gemachten Colmarer fragmente, und diese ohne schaden, übersehen; Ulrichs 'Lanzelet' durfte getrost einbezogen werden. dagegen hätten einzelne dichter und dichtungen fortbleiben sollen, die nicht mehr ins 12 jh. gehören : Rudolf von Fenis und der von Kolmas, der hl. Ulrich des Albertus und doch wol auch das niederrheinische Frauenlob Zs. 10. und damit komm ich auf die schwache seite der arbeit : über heimat und alter der gedichte hat der verf. nirgends ein eigenes urteil, aber leider auch nicht über die litteratur und die gewährsmänner, bei denen man sich unterrichten soll : den Iwein hier mit Saran 'vor 1189' angesetzt zu finden, ist schon peinlich, aber die autoritäten Waag und Piper sind mislicher, und ich erschrak doch ein wenig, als ich auf s. 179 Stilgebauers Geschichte des minnesangs citiert fand. völlig gleichgiltig ist P. gegenüber der historischen stellung und den quellen der gedichte : wohin das führt, zeigt zb. s. 159 f. das Himmlische Jerusalem, wo als französische wörter die namen der 12 edelsteine aufgeführt wurden, die der poet einfach aus der (von Diemer in den anmerkungen abgedruckten!) latein. quelle herübergenommen hat. mit uneingeschränktem nutzen wird also Palanders sorgfältige sammlungen nur benutzen können, wer in der geschichte der litteratur besser und sicherer bescheid weiſs als er selbst. EDWARD SCHRÖDER.

Studier öfver de nordiska språkens primära nominalbildning II. af T. E. KARSTEN, docent vid universitetet i Helsingfors. [Ur finska vetenskapssocietetens bidrag-serie.] Helsingfors, Finska litteratursällsk. trykkeri, 1900. VII u. 283 ss. 8⁰. 5 m. — der erste teil dieser studien erschien bereits im jahre 1895; in ihm sind behandelt worden die primären adjectiva, die mit den suffixen *-o-* und *-i̯o* gebildet sind, die beiden ersten capitel der gesamten arbeit. in den folgenden setzt der vf. nun seine verdienstliche übersicht mit reiferer wissenschaftlicher einsicht fort : III. primäre adjectiva gebildet mit den suffixen *-ni̯a-* und *-þi̯a-;* IV. pr. adj. auf *-u̯o;* V. verbaladj. auf *-no-;* VI. pr. adj. auf *-mo-;* VII. auf *-ro-;* VIII. auf *-lo-;* IX. auf *-ko-;* X. primäre nominalbildungen mit dem suffix *-to-* (*-tā-*); XI. adjectiva gebildet mit *u*-suffix; XII. primäre adjectivbildungen mit unsicherer stammformation. die capp. III—VI sind bereits im jahre 1896 gedruckt worden, daher sah sich der vf. genötigt, eine anzahl zusätze und berichtigungen hinzuzufügen, auch solche den 1 teil betreffende finden sich im anhang.

Innerhalb jedes einzelnen capitels ist der stoff eingeteilt nach den abstufungen der stammsilbe, und innerhalb dieser einzelnen abschnitte sind wider die indogermanischen, europäischen, gemeingermanischen und isolierten, dh. nur im nordischen sprachgebiet

vorkommenden, bildungen zusammengestellt. auch der ursprünglichen accentuation ist besondere aufmerksamkeit zugewant worden. der vf. hat ein sehr grofses material zusammengebracht und klar und übersichtlich geordnet. nicht immer natürlich reichen die aufgestellten kategorien aus, um das material zu bewältigen, und in manchen einzelfällen wird sich gegen die einreihung in die eine oder andere kategorie einspruch erheben lassen, aber das ist für die beurteilung des ganzen doch von ziemlich untergeordneter bedeutung. dasselbe wird man von den etymologischen nachweisen sagen können. hier hat der vf. die fachlitteratur in sehr ausgedehntem mafse herangezogen, zwischen abweichenden meinungen eine umsichtige auswahl getroffen, ältere etymologien häufig durch neues material gestützt, oft auch selbst glückliche neue worterklärungen gegeben. zuweilen wird er etwas zu weitschweifig, wenn er zb. bei so bekannten wurzeln wie idg. *gen-*, *gn̥-* 'erzeugen' (s. 7) oder *u̯el-* 'wählen, wollen' (s. 8) diese nun aus allen idg. sprachen zu belegen für nötig hält. hier wie in andern fällen hätte ein hinweis genügt, das buch wäre kürzer und dadurch lesbarer geworden. ein besonderes interesse hat das XI cap., adjectiva gebildet mit *u*-suffix. durch umfangreiche vergleichung, besonders mit den nichtgermanischen sprachen, wird gezeigt, wie diese einst auch im germ. umfangreiche und in nennenswerter anzahl nur noch im got. erhaltene bildungsart geschwunden und in andere classen, in die *-a-* und *-i̯a-*declination, übergetreten ist. bei einer ganzen anzahl von adjectiven werden — was übrigens, wenn auch in beschränkterem mafse, auch von andern bereits geschehen ist — spuren alter *u*-declination nachgewiesen. wenn ein nordisches adjectiv mit langer stammsilbe flexionsformen nach *a-* und *i̯a*-declination hat, setzt es mit aller wahrscheinlichkeit ältere *u*-flexion voraus (s. 195). verwiesen sei auch noch auf den abschnitt, der den wechsel von *u̯o-* und *u*-suffix behandelt (s. 230 ff), im besondern auf die ausführungen über westnord. *gǫrr*, *gørr* usw. und ihr verhältnis zu *giǫrr*, das als partic. zu dem primären verb. westnord. *giǫr(u)a* = aind. *karōmi* fungierte (s. 238 ff). anmerken möcht ich dabei, dass mir Noreens erklärung des *karuʀ* des Röksteins als **garuʀ* oder *gǫruʀ* doch vor der Bugges, der das *u* als ein consonantisches ansieht, den vorzug zu verdienen scheint.

Leider fehlt dem werk ein wörterverzeichnis, das seinen nutzen wesentlich erhöht haben würde. auf s. 9 fehlt unter *hættr* die bedeutung nr 4, auf die auf der folgenden seite bezug genommen ist.

Heidelberg. B. Kahle.

Landnámabók I—III. Hauksbók. Sturlubók. Melabók. m. m. udgiven af det kongelige Nordiske oldskrift-selskab. København, Thieles bogtrykkeri. LX und 404 ss. gr. 8⁰. kr. 6. — die Landnámabók, das buch von der besiedlung und den ältern bewohnern

Islands, war bereits im ersten bande der Islendinga Sögur von Jon Sigurdsson kritisch herausgegeben. bei der textgestaltung war die Sturlubók, die dem original am nächsten gestanden haben wird, zu grunde gelegt; aus den andern redactionen, nämlich der Hauksbók, der Melabók und der bearbeitung Biörn Jonssons, war einzelnes in den text aufgenommen, das andere im apparat mitgeteilt. die arbeit gilt als vortrefflich, und würklich bietet die neue ausgabe von Finnur Jonsson kaum einen satz, der nicht auch in jener schon gedruckt war. aber dennoch bringt sie die Landnámaforschung um ein bedeutendes vorwärts.

Sie enthält die Hauksbók, die Sturlubók und die bruchstücke der ältern Melabók nach einander in wortgetreuem abdruck, woran sich die wichtigsten varianten der sogenannten 'jüngern Melabók' wie auszüge und hinweisungen in andern sagaschriften schliefsen. die Landnámaharmonie, die der fleifsige Biörn Jonsson im 17 jh. aus Sturlubók und Hauksbók herstellte, wurde keines abdrucks für wert gehalten und ist nur gelegentlich in den anmerkungen herangezogen. fufsend auf den ausgaben der drei ältern redactionen, behandelt nun FJonsson in der einleitung scharfsinnig und nahezu erschöpfend die philologischen und litterarhistorischen fragen, die sich an die Landnáma knüpfen. von den verhältnismäfsig späten hss. führt er uns rückwärts zu dem original der Landnáma und seinen quellen. — Hauk Erlendsson, der verfasser der Hauksbók, nennt als seine vorlagen das buch des gesetzsprechers Sturla und ein anderes Styrmis des kundigen; 'und ich nahm aus jedem, was das eine vor dem andern voraus hatte, aber eine grofse masse war da, die in beiden gleichlautend war'. da nun die Sturlubók in einer abschrift vorhanden ist, so kennen wir einmal diese, dann aber auch die zusätze Styrmis (Hauksbók minus Sturlubók). aber FJonsson dringt weiter. durch eine eingehnde vergleichung der redactionen weist er nach : die uns erhaltene hs. der Sturlubók ist in allem wesentlichen eine getreue abschrift von Sturlas redaction (c. 1245—60); in der Hauksbók lassen sich die zusätze Hauks sondern von denen Styrmis (c. 1240), die besonders in genealogisch-historischen notizen und legendarischen ausschmückungen bestehn. zieht man von den erhaltenen texten ab die genealogischen angaben Sturlas über seine eigene familie, die gelehrten einschübe Styrmis und die zusätze Hauks, so bleibt die ursprüngliche Landnáma zurück. von geringerer bedeutung für die reconstruction des ursprünglichen ist die Melabók; nach den genealogischen zusätzen muss sie c. 1300 von dem gesetzsprecher Snorri Markusson auf dem gehöft Melar am Borgarfjord verfasst sein; in ihr ist die Sturlubók vielfach gekürzt und eine strengere anordnung nach den vier vierteln der insel eingeführt.

Die untersuchung der hss. führt zu dem resultat, dass c. 1230 ein werk über die besiedlung von Island vorlag, von un-

gefähr demselben inhalt wie die uns erhaltenen Landnámarecensionen. die wichtigsten quellen dieses werks waren ältere genealogien und sögur. aus den angaben des vfs. darf man mit sicherheit schliefsen auf eine genealogie der leute am Breidifjord, die von Brand prior (1 hälfte des 12 jhs.) aufgezeichnet wurde, und auf eine andere der anwohner der östlichen fjorde, die nach den angaben des Kolskegg Ásbiarnarson (1 hälfte des 12 jhs.) niedergeschrieben wurde. von Ari dem kundigen werden stammbäume der hauptfamilien im ganzen lande vorgelegen haben. wie auf ältere genealogien, so weist der vf. auch häufig auf sögur hin. FJonsson hat diese citate gesammelt, er hat ferner die erhaltenen und nicht erhaltenen sögur sorgfältig zusammengestellt, die in der Landnáma benutzt sind. — die jüngern glieder der stammbäume reichen bis in die ersten jahrzehnte des 13 jhs. hinab; danach ist die entstehung der Landnáma etwa ins jahr 1220 zu setzen. auch der entstehungsort lässt sich mit einiger sicherheit bestimmen : der vf. war im südwesten der insel zu hause, denn die genealogischen angaben über diese gegend sind genauer und gründlicher als die andern, die zahl der eingestreuten historischen erzählungen und anekdoten ist hier bei weitem gröfser als sonstwo. — der entstehungsgeschichte lässt Jonsson eine litterarische charakteristik der Landnáma folgen; er handelt über die form der darstellung, die art der eingestreuten erzählungen und betont die zuverlässigkeit der angaben der Landnáma.

Ich hebe nochmals hervor, was die neue ausgabe für uns so wertvoll macht : die drei redactionen liegen neben einander in genauem abdruck vor. wir kennen nicht nur die entstehungsgeschichte des merkwürdigen buchs, sondern wir wissen nun auch ungefähr von jedem stück der überlieferung, ob es vom vf. selbst oder von welchem der redactoren es herrührt, — und das ist von gröfster wichtigkeit für jeden, der sich mit der geschichte der sögurlitteratur befasst. endlich wird das zurechtfinden in dem buche durch ein ungemein reichhaltiges register (s. 284—403) erleichtert. W. Ranisch.

Les serments carolingiens de 842 à Strasbourg en roman et tudesque avec nouvelles interprétations linguistiques et considérations ethnographiques. par Adolphe Krafft. Paris, Leroux, 1901 [auf dem umschlag 1902]. viii und 150 ss. 8⁰. 2,80 m. — der vf., ein in Paris lebender Strafsburger (s. 5) — er hat die besondre liebenswürdigkeit, uns s. 133 f mit seinen verwanten bis hinauf zum urgrofsvater bekannt zu machen —, dessen französischem ausdruck gefälligkeit und leichtigkeit in hohem grade mangeln, wünscht (s. viii), 'que le fruit de mon travail soit de quelque utilité, sinon de quelque agrément, à mes lecteurs'. heiterkeit freilich kann das buch erregen, nutzen aber wird aus ihm so wenig als aus den früheren romanischen publicationen desselben autors (s. EKoschwitz DLZ 1901 sp. 476 f) irgend jemand ziehen. es besteht aus zwei tei-

len, die jedes zusammenhanges entbehren. der erste (s. 5—64), übrigens nur der vorläufer einer umfassenderen ethnologischen arbeit (s. VII. 10f. 131), beschäftigt sich mit der geschichte des Elsasses von Caesars zeiten bis 842 und sucht ua. mittels haarsträubender etymologien (zb. s. 18 *Argentoratum* = '*Ar hento rat: ar* (breton), le, *rath* (gaël.), fort, burgus, bourg, *hento* plur. de *hent* (bret.), des routes = *Strass(en)burg'*) den keltischen ursprung der Triboker nachzuweisen; hineinverwebt ist (s. 47—53) ein erbaulicher bericht über päderastische neigungen römischer imperatoren. der andre (s. 65—128) bringt einen von irrtümern nicht freien text der eide, begleitet von sprachlichen erläuterungen jedes einzelnen wortes und von neuen erklärungsvorschlägen; den schluss bilden mehrere register, darunter ein aus AGastés schrift Les serments de Strasbourg (1887) verkürztes und mit reichlichen fehlern vermehrtes bibliographisches. die qualität der erläuterungen ergibt sich aus folgendem pröbchen : '*ind*] *jah* (goth.), *ha* (bret.), *ca* (skr.), *en* (holl.), *und* (all.), *and* (ang.), *och* (suéd.), *hag* (bret.), *ac, que* (lat.), *καὶ*, à rapprocher de *ca* (skr.)' mit der kostbaren note 'nous appelons l'attention sur les trois voyelles différentes *e, u* et *a*, ayant remplacé l'*i*, voyelle primitive de *ind* (v. a.), dans les langues germaniques : hollandaise, allemande et anglaise' (s. 104). den wert der besserungsvorschläge mag ebenfalls ein beispiel illustrieren. der letzte strich des *m* von *sinemo* (MSD³ LXVII 28) ist in der hs. zerstört oder erloschen. K. list daher *then er sine no bruodher ludhuuige geswor*, übersetzt das mit 'den er, sein nachgeborener bruder dem Ludwige geschworen' und erklärt, um diesen sinn herauszubringen, *no* für abkürzung von *noh* (après) *otan* (genitus) oder von *noh oetlih* (zu *atta* gehörig, also 'nachväterlich'). sapienti sat! ST.

Korveier studien. quellenkritische untersuchungen zur Karolingergeschichte von GEORG HÜFFER. Münster, Aschendorff, 1898. X und 232 ss. gr. 8°. 5 m. — das buch enthält einige erörterungen von allgemeinerem litterarhistorischen interesse. das ganze freilich stellt sich dar als ein geflissentlich methodisches, überaus künstliches gefüge, dessen glieder zt. aufs bedenklichste aneinandergesetzt sind. dem vf. lag daran, die früheste kirchengeschichte des alten Sachsenlandes aus dürftigen notizen und berüchtigten fälschungen zurückzugewinnen. ihn leitete die romantische liebe eines restaurators; und sichtlich hat bei seinem werke der dichter von 'Dreizehnlinden' (Korvei) pate gestanden.

Mit dem Sachsen Gerold, der in der capelle Ludwigs des Frommen zu ehren gekommen ist und nun als verfasser der Annales Einhardi bezeichnet wird, beginnt die untersuchung. sie schreitet fort zu den classischen hss. und den historischen studien, die durch Gerold (847) nach Korvei gebracht sein können. zeugnis von derartigen anregungen liefert jedesfalls die schriftstellerische tätigkeit des mönches Agius, dem zu der berühmten

Vita Hathumodae (nicht seiner leiblichen schwester, wie H. betont) auch noch die vita und translatio des hl. Liborius, sowie der Poeta Saxo mit glück [und nunmehr auch unter dem beifall der berufensten, s. das vorblatt zu MG. Poet. lat. t. IV p. 1] zugeschrieben werden. das letztgenannte werk führt auf die angeblich einem prolog der Lex Saxonum entstammende nachricht von dem frieden von Salz (mai 803) für dessen rettung ebenso wie für den damit zusammenhängenden nachweis der sachlichen (nicht formellen) echtheit der ältesten urkunden von Bremen, Verden und Osnabrück viel scharfsinn und gelehrsamkeit aufgewant werden (vgl. dagegen jetzt meine krit. erörterungen in d. Westd. zeitschr. 1900, 157—165). zum schluss kehrt der gedankengang zu Agius und Gerold zurück, die als schüler und lehrer angesprochen werden. BRANDI.

Die spätromanischen wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden. nach originalaufnahmen veröffentlicht und beschrieben, und mit unterstützung des kgl. preuss. ministeriums der geistl. usw. angelegenheiten herausgegeben von OTTO GERLAND. Leipzig, EASeemann 1896. 29 ss. fol. u. 14 tafeln. — 6 m.

Die Iweinbilder aus dem 13 jh. im Hessenhofe zu Schmalkalden von PAUL WEBER. [sa. aus der Zs. f. bild. kunst.] Leipzig u. Berlin, EASeemann, 1901. 24 ss. fol. m. 3 tafeln u. abbildgn. im text. — 2,50 m.

Diese beiden publicationen geben kunde von profanen wandmalereien, die schon durch ihr alter hohes interesse erregen. sie sind das erste bekannt gewordene grösere und gut erhaltene denkmal mittelalterlicher profanmalerei, das sich mit gewissheit dem 13 jh. zuweisen lässt, mit gröster wahrscheinlichkeit sogar der ersten hälfte desselben.

Gerland widerlegte eingehend den irrtum von CWHase, der 1893 in den damals noch wenig erkennbaren bildern einen cyclus aus dem leben der heiligen Elisabeth hatte sehen wollen. er zeigte, dass der schmutz und staub des kohlenkellers im Hessenhof zu Schmalkalden vielmehr scenen aus dem Artusroman 'Iwein mit dem Löwen' verdeckt hat. durch die widergabe dieser bilder regte er weiter den Jenaer kunsthistoriker Paul Weber zu dem versuche an, noch mehr von den verborgenen schätzen ans tageslicht zu ziehen, und dieser versuch war von gutem erfolg begleitet, da inzwischen dunkelheit und schmutz beseitigt war, bezw. durch Weber beseitigt wurde.

Nun konnte W. die umrisse pausen, er liefs die pausen auf Carton übertragen, die (nur drei) farben einzeichnen und dann die farbigen nachzeichnungen durch autotypie vervielfältigen. bei öffnung einer früher zugemauerten thür wurde in der thürwandung die gestalt eines mannes erkennbar, der jeden eintretenden mit erhobenen becher willkommen heifst. dadurch ist unverkennbar der zweck des raumes als einer trinkstube für den ritter-

lichen bewohner des Hessenhofes, den landgräflichen amtmann von Schmalkalden, bezeichnet. die übrigen bilder befinden sich am tonnengewölbe des früher zu ebener erde gelegenen raumes: 6 bilderstreifen, 21 bilder, und an dem durch die wölbung gebildeten halbkreis der wand: ein nischengemälde, ein grofses gastmahl darstellend.

Mit bild 19 kommt der maler bis zu v. 2968 der dichtung Hartmanns v. Aue, dann überspringt er 900 verse; zwei weitere, die letzten bilder, führen von v. 3824—64. der maler hat also noch nicht einmal die hälfte der erzählung erreicht, trotzdem wird W. nicht zustimmung finden mit der vermutung, dass eine der kürzeren fassungen desselben romans, oder gar eine keltische vorlage Chrestiens von dem maler benutzt worden sei. dieser wählte sich seine stoffe für den verhältnismäfsig kleinen (nur vier geviertmeter umfassenden) raum mit einer gewissen willkür, ohne den drang nach vollständiger erschöpfung des gegenstandes.

In die künstlerische würdigung seiner arbeit können wir W. hier nicht folgen. nur sei hervorgehoben, dass die ganze wandbemalung einen teppichartigen eindruck macht, und das vorbild der teppichwirkerei auch in der ausfüllung des weifsgelassenen grundes mit rotbraunen sternen kenntlich ist.

Zur feststellung der entstehungszeit verweist W. zunächst darauf, dass die architektonischen formen des gemachs und die auf den malereien dargestellten baulichkeiten noch durchaus romanisch sind, ohne irgend gotische anklänge. Gerland hatte angenommen, dass der arbeitgeber durch die pflege der dichtkunst am hofe Hermanns angeregt worden sei, und hatte die entstehung der malereien in die zeit zwischen 1204, das angebl. ursprungsjahr des 'Iwein', und 1217 (nicht 1215), das todesjahr Hermanns, setzen wollen. W. möchte nur die erste hälfte des 13 jhs. festhalten. er findet in diesen malereien noch nicht die liebevolle, genrehafte ausgestaltung, die auch an sich überflüssiges beiwerk zur erläuterung hinzufüge, welche um 1300 beginne, und zieht zur positiven erhärtung dieser festsetzung zwei illustrierte handschriften der münchener bibliothek, handschriften des Parzival und Tristan, heran, die aus sprachlichen gründen noch in die erste hälfte des 13 jhs. gesetzt werden, die mit ihren miniaturen im allgemeinen auf derselben entwicklungsstufe stehn wie unsere wandgemälde, und durch übereinstimmung in tracht und bewaffnung die zeitliche nachbarschaft bestätigen. das gleiche ergebnis liefert die vergleichung mit gleichzeitigen siegeln.

Trotz ihrer lückenhaften erhaltung sind diese malereien zweifellos von grofsem interesse, nicht am wenigsten für das verhältnis der dichtkunst zur malerei in einer so frühen zeit. die malerische widergabe weltlicher historien war damals etwas ganz neues, der maler muste die neuen stoffe durch 'psychologische erläuterung', dh. durch die sorgfältige widergabe der

körperbewegungen und seelischen empfindungen näher zu bringen suchen.

Die publication W.s ist ein sehr dankenswerter beitrag zu einer geschichte der profankunst des 13 jhs., welche W. in aussicht stellt. K. Wenck.

Typisches der grofsen Heidelberger liederhandschrift und verwanter handschriften nach wort und bild. eine germanistisch-antiquarische untersuchung von Fritz Traugott Schulz. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1901. 117 ss. 8⁰. 3.20 m. — über die nun vollständig vorliegende arbeit von Schulz hab ich kein anderes urteil abzugeben, als ich Zs. 44, 199 bereits über die vorher erschienene diss. fällte. der rein ikonographische teil zeugt von sorgfalt und aufmerksamkeit, freilich auch von einer zu weit gehnden neigung, Oechelhäusers bilderbeschreibung immer und überall zu berichtigen. allerdings hängt dies mit der litterarhistorischen auffassung des verfassers eng zusammen: mit seinem wunsch überall zwischen text und bild engeren zusammenhang zu statuieren. so scheint mir bei Wolfram (s. 53) Oechelhäusers urteil vollkommen zutreffend; da die illustratoren in den bildern keinen geeigneten anlass fanden, eine specielle situation zu schildern, stellten sie den ritter eben einfach als ritter dar, ohne daran zu denken, dass sich gerade diesem dichter (nach Bocks hübscher parodie des Goethischen ausspruches über Hebel) das universum 'verrittert'. ebenso setzt etwa die deutung des bildes auf Wernher von Homberg (s. 49) eine genauigkeit der biographischen kenntnisse voraus, die dem handschriftenmaler unmöglich zugetraut werden kann. oder es soll (s. 65) das töchterlein des dichters dargestellt sein — ein ganz undenkbar familienhafter zug! 'Reinmar im familienkreise' — wie in den bildern der 'Woche'! diese idyllische auffassung widerholt sich bei Wissenlo (s. 115), für dessen bild ich (aao. s. 197) mit voller sicherheit die einzig mögliche erklärung gegeben zu haben glaube; leider aber hat Schulz auf meinen im vorjahr erschienenen aufsatz nirgends rücksicht genommen.

Nur selten ist gegen die eigentliche engere interpretation des bildes widerspruch zu erheben, wie zu den kampfbildern, wo (s. 40) das gesuchte motiv herausgelesen wird, der zum tode getroffene kämpfer hole noch zu einem schwertstreich aus; sicherlich verhält es sich vielmehr so, dass der eben ausholende durch den schwertstreich kampfunfähig gemacht wird. man erinnere sich nur etwa der genauen kampfschilderungen im Waltharius! warum denn jedem fechter die wut und die kraft des sterbenden Siegfried zutrauen?

Beachtenswert zu der frage nach der art des minnedienstes ist (s. 71) der hinweis auf den kopfschmuck der geliebten: mindestens dem illustrator galten die damen der sänger als verheiratete frauen.

Garnicht scheint der verf. sich über den ursprung der miniaturen klar geworden zu sein. er behandelt sein thema so, als sei unzweifelhaft jeder maler erfinder aller bilder zu C; er rühmt die feinheit, mit der dieser durch kleine züge die typischen schemata variiert habe (zb. s. 84), während doch diese kleinen nuancen auch schon aus den verschiedenen vorlagen stammen können, wofür ja besonders das verhältnis zwischen Heidelberger und Weingartner handschrift bezeichnend ist. auch den verschiedenen classen, die Rahn uaa. unterschieden haben, wird in keiner weise rechnung getragen.

Somit bleibt eine im rein tatsächlichen brauchbare arbeit übrig, die aber durchweg versagt, wo tiefer eindringende interpretation, vergleichung, kritik einzusetzen hätten.

RICHARD M. MEYER.

Die tiere in der deutschen volksmedicin alter und neuer zeit mit einem anhange von segen etc. nach den in der kgl. öffentl. bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten quellen von JOHANNES JÜHLING, mit einem geleitworte von hofrat dr med. HÖFLER. Mitweida, polytechnische buchhandlung (RSchulze) 1900. 355 ss. 8°. 6 m. — der verf. setzt in der vorrede auseinander, sein buch solle ein nachschlagewerk sein und allen denen, die auf dem gebiete der volkskunde, der geschichte der medicin und der culturgeschichte arbeiten, zeit, mühe und enttäuschungen ersparen. gewis würde ein solches werk allgemein lebhaft begrüfst werden. will es aber seinen zweck erfüllen, so muss es zwei anforderungen genügen: es muss unbedingt zuverlässig und in jeder hinsicht leicht benutzbar sein.

Damit meinen wir, der verf. müste sich zur pflicht machen, nichts zu übergehn, was er in den angeführten und benutzten quellen gefunden hat. auch varianten und parallelen müsten sorgfältig vermerkt werden; denn wer ein solches werk benutzt, will hernach die darin verarbeitete literatur ruhig übergehn dürfen. in zweiter linie wäre das material methodisch und übersichtlich zu ordnen, damit man einen klaren einblick gewinnen und sich im buche leicht orientieren könnte. ein eingehndes namen- und sachregister, vielleicht mehrere nach verschiedenen gesichtspuncten hergestellte sachregister müssen bei einem nachschlagewerk wol mit recht gefordert werden.

J.s arbeit entspricht den aufgestellten forderungen nicht. sie ist erstens nicht zuverlässig; denn der verf. hat nicht, wie er in der einleitung verspricht, alles aufgenommen, was die quellen ihm boten, sondern unter den recepten eine auswahl getroffen und zwar, soweit wir es beurteilen können, eine ziemlich willkürliche auswahl. wo gleiche recepte in verschiedenen quellen sich fanden, macht er das eine mal darauf aufmerksam, das andere mal wird die tatsache einfach übergangen. bedenklich muss es einem auch erscheinen, wenn er sich genötigt sieht, am ende seiner

arbeit aus werken wie Gessner, Marshall, Fossel, die er doch in der arbeit sehr häufig citiert, noch nachträge zu bringen. was die form, in der die recepte gebracht werden, anbelangt, so gibt er sich den anschein, genau nach dem original citiert zu haben, manchmal aber ist er auch wider recht willkürlich von ihm abgewichen. auch mit der anordnung des stoffes bin ich nicht völlig einverstanden, abgesehen natürlich von der anordnung nach tieren. bei jedem tier bringt der verf. die recepte nach der reihenfolge der quellen, vom inhalt oder zweck des receptes wird dabei abgesehen. dies hat zur folge, dass gleiche oder doch sehr ähnliche recepte von einander getrennt werden. eine übersicht über den stoff wird dadurch bedeutend erschwert. hier wäre uns eine anordnung nach andern gesichtspuncten, zb. nach krankheiten sehr viel lieber gewesen und das um so mehr, als der verf. kein namen- und sachregister, sondern nur ein einfaches verzeichnis der vorkommenden tiere gibt. die benutzung des werkes ist deshalb, sobald man es nicht nach tieren durchgehn will, durchaus nicht leicht. wer zb. die recepte zusammenstellen möchte, die gegen eine einzelne krankheit, sagen wir epilepsie, angewendet werden, muss blatt für blatt, seite für seite durchnehmen. wo da die erleichterung bleibt, ist uns etwas rätselhaft.

Jühling hat nicht nur gedruckte quellen, sondern auch hss. benutzt, das aus diesen stammende material und besonders der anhang scheinen mir das beste an seiner arbeit zu sein.

H. Zahler.

Bernhard Suphan, Allerlei zierliches von der alten excellenz, Paul Heyse zum 70 geburtstag. Berlin, Weidmann, 1900. 51 ss. 8⁰ mit dem facsimile einer goethischen hs. 1 m. — Theodor Mundt erzählt in seinen 'Spaziergängen und Weltfahrten' (Altona 1838, II 15 ff), er habe die prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin sehr häufig in Jena gesehen, wo damals die vorliebe für botanik bei allen damen geherscht habe. 'es war aber zu dieser zeit noch um zwei verse von Goethe eine grofse bewegung in allen köpfen und gemütern von Jena entstanden, und was nur dort zur guten gesellschaft gehörte, war einige tage lang aufser sich. es gibt nämlich in Jena einen recht anmutigen garten, welcher der Prinzessinnengarten heifst, in dem sich ein kleines monument mit einer inschrift befindet, die von Goethe ist und auch sogleich an seinen geist wie an seine manier unverkennbar erinnert.

'Zierlich denken, süfs erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern'. —

diesen auf den ersten anblick vielleicht etwas hieroglyphischen versen begegnete damals Helene auf einem spaziergang durch den prinzessinnengarten und griff sie in ihrer sinnig lebhaften weise sogleich für das gespräch und für die anmutig grübelnde dialektik auf. diese Goetheschen zeilen hatten bisher hinter den dunkeln gartengebüschen so gut wie geschlummert, und in ganz

Jena war niemand gewesen, der diese träumenden kinder der weisheit aus ihrem versteck hervorgezogen hätte. nun gieng es plötzlich an ein deuten, auslegen, streiten, zweifeln und verzweifeln darüber, denn es gab unversehens einige freigeister, die auf die schreckliche idee kamen, dass jene verse barer unsinn wären. und doch gieng das wider nicht, denn sie waren ja von Goethe, und man befand sich noch dazu hier auf grofsherzoglich weimarischem gebiet. je mehr man über dies zierliche denken nachzudenken anfieng, um so heilloser verwickelten sich herren sowol wie damen in ihrem nichts weniger als zierlich ausfallenden denken, und man begriff den spruch nicht, weil man die sache selbst, das leben im tiefsten innern, nicht begriff. aber die prinzessin Helene begriff und erklärte ihn, und wenn man sie reden hörte, verstand man, was zierlich denken heifst, man sah in ihren eigenen augen, was süfs erinnern ist, und man fühlte das leben in seinem tiefsten innern. der alte Goethe wird doch noch auf grofsherzoglich weimarischem gebiet verstanden werden können!'

Suphan gibt in seinem heftchen nun einen anmutigen commentar zu diesen versen Goethes und bringt eine reihe sehr bezeichnender beispiele für die sinnige art Goethes bei, in der sich die ganze grazie und frohe heiterkeit seines denkens und fühlens offenbart. wir erhalten zt. neues aus ungedruckten quellen, aber nicht in der form von abhandlungen, sondern in lieblichen plaudereien, die hinter filigranem arabeskenschmuck die resultate still nachfühlender untersuchungen verbergen. dadurch führt uns Suphan mit der ihm eigenen wärme die erforschungen selbst in allerliebsten kleinen bildchen vor und gewährt uns einblick in eine richtung früherer geselligkeit, die uns mit der einst so hoch gepriesenen anmut in lebendigen zusammenhang versetzt. gleichzeitig hat Pomeznys nachgelassene arbeit die wichtigkeit des grazienbegriffs für die ästhetik und litteratur des 18 jhs. dargelegt. das heft Suphans ist zugleich eine probe jener andacht fürs kleine, die freilich gegenwärtig nicht mehr allgemein herscht wie einstens. wie Meifsner nippesfigürchen stellen sich die lose zusammenhängenden sechs abschnitte seiner arbeit dar und tragen einen hauch von 'reseda- und geraniumduft', als hätten sich alte geheimfächer eines rokokkoschreibtisches geöffnet. das gibt eine 'reizende' huldigung zu Heyses 70 geburtstag und einen stimmungsvollen vorläufer zur letzten weihnachtsgabe der Goethegesellschaft.

Lemberg, 15 märz 1901. R. M. Werner.

Schillers einfluss auf Theodor Körner. ein beitrag zur literaturgeschichte von Gustav Reinhard. Strafsburg, Trübner, 1899. II und 140 ss. 8°. 3 m. — Theodor Körner hat frühzeitig, schon durch Goethe, seinen platz in der literaturgeschichte zugewiesen erhalten. im lustspiel nicht unbedeutend von Kotzebue beeinflusst, gilt er im ernsten drama als der getreue nachfahre Schillers, ein

leichtflüssiges talent, das das schwere gold des Schillerischen pathos und idealismus in gangbare münze umsetzte. selbst wo er über den meister hinaus — in Leyer und Schwert — sich mit eignen tönen in die herzen der jugend sang, kleidete er seine gefühle in Schillerische gewandung. die frage aber, die bisher noch nicht einhellig und gründlich beantwortet wurde, ist: wie weit reicht diese abhängigkeit, und worauf beruht sie zuletzt? ist Körner nichts als ein unfreier nachahmer oder eine Schiller wesensverwante natur, die nur noch nicht zu eigener freiheit und reife gedieh? in der ebenso besonnenen, wie gründlichen beantwortung dieser frage ligt der wert der vorliegenden arbeit. R. zeigt, auf der grundlage von Elsters 'Principien' aufbauend, wie Körner in der lebhaftigkeit seiner phantasie, der richtung seines gefühlslebens und in dem starken zuge zum idealen in der tat Schiller, wenn auch in viel schwächerer prägung, ähnlich ist. aber dem glücklichen erben, dem jeder vertiefende innere lebenskampf versagt blieb, fehlt noch die fähigkeit zu charakterisieren (so besonders in der darstellung der liebe) und das verständnis für eine grofse ideenwelt. hierin ist er, ob bewust oder unbewust, ist nicht immer zu entscheiden, ganz der verwässernde nachahmer Schillers, wie auch die form seiner dichtungen im ausdruck und wortschatz infolge einer überleichten productionsgabe völlig in den fesseln seines meisters ligt.

Die stellung Körners scheint mir durch R.s arbeit somit festgelegt. die gefahr einer solchen untersuchung: eine übertriebene jagd nach parallelen, ist glücklich vermieden; dass man über einzelne stellen anderer ansicht sein kann, verschlägt bei der fülle zutreffender belege für die gesamtauffassung nichts. zu bedauern ist, dass R. nicht auch die syntax und metrik Körners gleich hier angeschlossen hat. das bild wäre dadurch erst gerundet worden. einige fehler der sonst correct gedruckten arbeit seien angemerkt. es ist zu lesen s. 5, 11: ephemerer, 37, 5: of the, 39, 5 v. u.: trotzdem dass, 53, 4 v. u.: ein solches, 56, 6: mengt, 111, 11: vorausgeht. W. Keiper.

Ferdinand Freiligrath als übersetzer. von dr Kurt Richter. [Forschungen zur neueren literaturgeschichte. herausgegeben von Franz Muncker xi.] Berlin, ADuncker, 1899. i und 106 ss. 8⁰. 2,70 m. — Freiligraths übersetzertätigkeit zu untersuchen ist eine dankbare aufgabe. er ist ganz lyriker, aber seine dichtung geht nicht so sehr vom leben wie vom lesen aus, und zwar zumeist von einer vertiefung in ausländische literaturen. wie sich seine jugendliche phantasie an den überhitzten orientalischen gemälden VHugos entzündet — sein erstlingswerk ist eine übertragung von dessen Oden —, so geht seine politische dichtung von den Engländern aus und, wenn seine eigene muse schweigt, so schöpft er aus fremdem reichtum, ja, seine letzten jahre sind fast allein dem übersetzen gewidmet. Freiligraths dichten und übersetzen ist

nicht zu trennen, beides ergänzt und erklärt sich gegenseitig. ja, seine übersetzungen — das ist das bemerkenswerte ergebnis der R.'schen arbeit — 'ermöglichen es, einen tieferen einblick in sein seelenleben zu tun, als man ihn aus seinen eigenen gedichten allein gewinnen würde' (s. 75). R. gewinnt dieses resultat durch eine eingehnde, besonders hübsch bei VHugo (s. 22 ff) und einigen englischen diehtern (s. 59 ff) durchgeführte vergleichung Freiligraths mit seinen vorbildern. sie zeigt uns zugleich lehrreich, wie stark sich jener von den fremden beeinflussen lässt, wie er aber anderseits nur das übersetzt, was seiner natur gemäfs ist (zb. Felicia Hemans, Tennyson, Bret Harte, aber nicht Byron). Fr.s dichterisches porträt ist durch R.s untersuchung erheblich schärfer und klarer geworden.

Die engere untersuchung über Fr.s verfahren beim übersetzen steht hiergegen freilich zurück. R. ist allzu zaghaft in der anführung von belegen und vergleichenden proben. gerade auf ihnen aber beruht z. gr. t. der wert solcher einzelforschungen; erst sie ermöglichen dem leser, sich ein eigenes urteil zu bilden. die berufung auf autoritäten (s. 19 f. 43) ist dafür kein ersatz. nur so hätte sich auch der fortschritt in Fr.s übersetzungskunst, den R. mit vollem recht feststellt (s. 98. 99), würklich beweisen lassen. Fr. hat drei ausgaben seiner übersetzungen veranstaltet. die beiden letzten weichen nur in der zahl der gedichte ab; die erste von 1836 ist mir leider nicht zugänglich gewesen, sollte sie nicht wertvoll sein für die frage, wie Fr. als übersetzer gewachsen ist (vgl. s. 8)? die Gesammelten werke geben nur das letzte stadium.

Die viel erörterte frage : was ist übersetzen? hätte nach den s. 10 angeführten quellen, vor allem aber nach UvWilamowitzens einleitung zu Euripides Hippolytos wol eine etwas weniger enge beantwortung erfahren können, doch wird man R.s auffassung der Fr.schen übersetzungsart gern beistimmen : er ist nirgends ein handwerksmäfsiger dolmetsch der worte, sondern bei aller treue des ausdrucks ein aus dem geiste des fremden schriftstellers nachschaffender dichter, ja — und das möchte man gern noch stärker betont sehen — er findet in seinen übertragungen oft vollere töne, anschaulichere bilder und wärmeren gefühlsausdruck, als seine vorbilder. W. Kfiper.

Kleine Mitteilungen.

Der 'Sommer von Trier' (zu einer unerklärten stelle Friderichs von Hausen : MFr. 47, 38).

swie vil ich si geflêhet oder gebæte,
sô tuot si rehte als ob sis niht versté.
mich dunket wie ir wort geliche gê
reht als ez der sumer von Triere tæte.

hierzu bemerkt Haupt: 'die wie es scheint sprichwörtliche erwähnung des sommers von Trier weifs ich nicht zu erklären'. — die worte der geliebten klingen — unfreundlich, mürrisch. das etwa verlangt der zusammenhang und ergibt die ohne jeden graphischen eingriff mögliche lesung *sümer*. die holde — brummt wie ein Trierer simmer. *Item, in der mülle soll ein molterfass seyn so gross, das der XV ein triersch sümern thun* (Weist. von Könen adSaar, 1508, Grimm II 86). *Item, ein half Binger molder habern, in trierschem ein sömern, das sall das pferd haben vur .... föder* (Weist. d. herren von Karden zu Sabershausen bei Moselkern, 1537, aao. VI 483).

Der vergleich ist derb, ja beleidigend, denn er scheint zugleich auszusprechen, was Luther in die worte kleidet: *Wenn das fass zu sehr dohnet und klinget, so wird nicht viel drinnen sein.* aber aus dem ärger des oft getäuschten entspringend leitet er angemessen zu den kräftigen schlusszeilen über:

ich wær ein gouch, ob ich ir tumpheit hæte
für guot: ez engeschiht mir niemer mê.

Ob der dichter sich einer sprichwörtlichen wendung bedient hat, lässt sich kaum entscheiden: möglich, dass er den wol aus volkstümlicher redeweise entlehnten vergleich durch ein gewisses localcolorit noch anschaulicher gestalten wollte.

Friedenau. E. KÜCK.

HAMSTERSCHRANK. Mor. Heyne erklärt in Grimms WB. (IV 2, 323) obiges wort als einen schrank mit vielen abteilungen, wie er in Mitteldeutschland üblich sei. unzweifelhaft richtig, aber es ist dabei eine nebenbedeutung übersehen, für welche ich ein gedrucktes zeugnis allerdings nicht beizubringen weifs, nämlich die eines schrankes, in welchem bräute (oder solche, die es werden wollen) allerlei gelegentliche geschenke, kleine erwerbungen udgl. aufzubewahren und aufzusparen pflegen, die für die künftige aussteuer und einrichtung passend sind, wobei der vergleich mit dem hamster auf der hand ligt. diese sitte aber hat ein ehrwürdiges alter, denn schon der berühmte bischof von Ostia, Petrus Damiani († 1072), schreibt an seine schwestern Rodelinda und Sufficia (Ep. VIII 14, Opp. ed. Caietanus I 148): 'Illud etiam vos non latet, quia puellae in domo parentum ... cum iam nubilibus incrementis coeperint propinquare, scientes quia paterna substantia masculini sexus heredibus permaxime reservetur, capsidilia sibi quaedamque marsupiorum receptacula comparant, ut quaeque potuerint hinc inde corradere, his studeant cautius infercire, quatenus ad nuptiales thalamos transeuntes tanto minus apud extraneos erubescere compellantur, quanto eas ex paterna domo congestarum opum ditior copia comitatur.'

Berlin. E. DÜMMLER.

GUTENTAG (zu Anz. XXVIII 18). in GSchüttes anzeige von Bremers Ethnographie heifst es: 'wenn die Alamannen quellenmäfsig als

Wodansverehrer bezeugt sind, so bestätigt sich dies vollends durch die tatsache, dass der mittwoch bei ihnen 'Gutentag' heifst'. diese fabel sollte doch allmählich aufhören weiter erzählt zu werden. der schwäbische *Gutentag* ist ganz verschieden von dem westfälischen usw. *Gudenstag*; jener bezeichnet in keiner einzigen auf einen bestimmten tag deutbaren stelle den mittwoch, in nicht ganz wenigen dagegen sicher den montag. den beweis dafür hat schon Baumann in der Archival. zs. 9, 318 f gegeben; ich selbst habe in den Württemb. vierteljahrsheften f. landesgesch. n. f. 9, 166 ff die sache genauer ausgeführt und weitere beweise beigebracht. da beide zeitschriften philologischen lesern etwas aufserhalb des gesichtskreises liegen, hab ich hier darauf hinweisen wollen.

HERMANN FISCHER.

HERMANN SCHOTTEN, der Kölner Hesse, auf den zuerst JBolte die aufmerksamkeit lenkte und dessen 'Ludus Martius' vom j. 1526 ich im diesjährigen kaisergeburtstagsprogramm von Marburg wider abgedruckt habe, ist von Herm. Keussen nachträglich doch noch in der Kölner Matrikel aufgefunden worden. die betr. notiz lautet:

IV 19a *Herm. Scotten, dioc. Magunt.; ad artes; iuravit, solvit;* 1517 *dec.* 5. — rectorat 516, 100.

E. SCHRÖDER.

Am 8 juni starb zu Heidelberg im 65 lebensjahre der oberbibliothekar prof. dr KARL ZANGEMEISTER, der gründliche kenner des römisch-germanischen inschriftenmaterials, dem wir germanisten obendrein für den wichtigsten handschriftlichen fund des letzten jahrzehnts zu danke verpflichtet sind.

Prof. GUSTAV ROETHE in Göttingen ist als nachfolger Weinholds zum 1 october d. j. nach Berlin berufen. — prof. KONRAD BURDACH in Halle erhielt die bestätigung seiner wahl zum ordentlichen mitglied der akademie der wissenschaften und siedelt als solches nach Berlin über.

Die ao. professoren der englischen philologie R. FISCHER in Innsbruck, F. HOLTHAUSEN in Kiel, M. KALUZA in Königsberg wurden zu ordentlichen professoren ernannt. — zum ao. professor desgleichen faches befördert wurde der privatdocent dr W. HORN in Giefsen.

Habilitiert hat sich für englische philologie dr MAX DEUTSCHBEIN an der universität Leipzig.

Als nachfolger JWackernagels erhielt die ord. professur für vgl. sprachwissenschaft an der universität Basel der privatdocent dr FERDINAND SOMMER aus Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVIII, 4 october 1902

Die stilgesetze der poesie. von Theodor A. Meyer. Leipzig, SHirzel, 1901. xı und 231 ss. 8°. — 4 m.

Längst ist es meine überzeugung, dass eine fruchtbare weiterbildung der ästhetik zur zeit nur von dem begriff der anschauung ausgehn kann. wie einen schönen goldnen apfel warfen die romantiker dies wort auf den spielplatz; mit reiner freude nahm es später die ästhetik auf, und wie freudig spielte etwa unser meister Hildebrand mit der 'anschauung'. allzu sehr versäumte man darüber, den goldnen ball mit festem inhalt zu füllen. und so ward der spielball zum erisapfel. das wird er bleiben, bis er auf seinen gehalt und sein gewicht geprüft ist. und gerade diese arbeit, so fruchtbar als interessant, ist jetzt in guten händen. die künstler selbst fiengen an, diesen begriff zu analysieren, der angeblich ihr ein und alles ausmachen sollte, und gleich die besten unter den lebenden: Hildebrand im 'Problem der form', Klinger in 'Malerei und zeichnung', dazu Böcklin in zahlreichen aphorismen bei Schick und Floerke. ihnen folgte die psychologie: Erdmann in der 'Bedeutung des wortes' und Mauthner in seinen 'Beiträgen zu einer kritik der sprache' suchten genauer festzustellen, was denn eigentlich die berühmte 'anschaulichkeit', besonders in der poetischen sprache, bedeute, und die pädagogik mit Münch 'Rolle d. anschauung im culturleben d. gegenwart' (Pr. jbb. 104) schloss sich an. ihnen reiht sich nun auch ein ästhetiker an und gibt in erfreulicher frische über diesen begriff und seine bedeutung für die dichtkunst vielfach durchaus neue anschauungen.

M. geht von seinen persönlichen erfahrungen aus. er hat oft beobachtet, dass noch so 'anschaulich' geschilderte kunstwerke oder gestalten von seinem geistigen auge keineswegs mit der deutlichkeit reproduciert werden, die der ästhetiker von dem leser fordert. er verallgemeinert die erfahrung bis zu dem wichtigen satz: 'für uns ist schon die innere sinneswahrnehmung, die der anschauungsästhetiker als realität behauptet, eine täuschung' (s. 186).

Dies eracht ich gradezu als eine befreiende tat. ich will nicht bestreiten, dass productive naturen wie FrThVischer — neben Lessing und EdvHartmann für M. der wichtigste vertreter der ästhetik — eine dichterische schöpfung im geist reprodu-

cieren können. aber erstens haben sie kein recht, das für die ungeheure mehrzahl der kunstgeniefsenden zu statuieren ('wir freunde der poesie sind nicht verpflichtet, productive poetische phantasie zu haben' s. 107); zweitens ist eine genaue nachbildung des vom dichter angeschauten selbst ihnen unmöglich, weil eben das vorgestellte und das angeschaute, wie M. (s. 36) gut ausführt, nie zusammenfallen, weil die sprache (s. 29f, bes. 32) einen strengen anschauungscharakter gar nicht besitzt (wozu ich nochmals auf Erdmann und Mauthner verweise).

Lebhaft und glücklich schildert nun der verf. den unterschied zwischen anschauung und vorstellung der sinnenbilder (s. 54) und weifs, im anschluss an Steinthal (s. 58), die lücke vortrefflich 'anschaulich' zu machen, die zwischen beiden bleibt. vortrefflich — und dennoch steckt hier, meines erachtens, der schwache punct.

M. nämlich, der die 'anschauung' im sinne der ästhetik vortrefflich auf das richtige mafs zurückzuführen versteht, versäumt es durchaus, die rein physische anschauung ebenfalls zu analysieren und zu kritisieren. das ist aber unentbehrlich! eine kritik der reinen wahrnehmung darf durchaus nicht fehlen. ich spreche gar nicht von den physiologischen grundsätzen, von den fehlerquellen, die Brücke und Helmholtz für die lehre der bildenden kunst fruchtbar zu machen wusten. ich will nicht einmal die physische beschaffenheit der geniefsenden untersucht sehen; obwol unter den lesern unserer poesie die kurz- und weitsichtigen die glücklichen eigner normaler augen weit überwiegen werden. ich spreche nur von den psychologischen mängeln unsrer realen anschauung. diese überschätzt M. in ebenso aufserordentlichem mafse, wie etwa die herkömmliche ästhetik die kraft des bildlichen ausdrucks (vgl. s. 65) überschätzt. wir sehen ja doch alle für gewöhnlich nie etwas scharf an. wir haben einen freund hundert mal gesehen, eh wir — vielleicht durch die bemerkung eines dritten aufmerksam gemacht — entdecken, dass er schielt. wird in einer gesellschaft nach der haarfarbe einer abwesenden dame gefragt, die nicht grade durch goldblonde locken oder kohlschwarzen tituskopf auffällt — wie wenige wissen genau zu antworten? eine dame meiner bekanntschaft, trotz ihrer kurzsichtigkeit eine gute beobachterin, gesteht, nie zu wissen, was für einen bart jemand habe, den sie gut kennt. das macht: wir sehen eben immer nur flüchtig, ohne concentration; diese losen eindrücke summieren sich, und wir haben gewissermafsen von jeder physiognomie nur eine 'familienähnlichkeit seines selbst' im kopf. es ist also mit der realen anschauung regulär nicht anders, als bei der durch die sprache vermittelten: wir haben eine grundvorstellung (s. 23f), ein complex von merkmalen wird aufgerufen (s. 13), aber kein fest umrissenes bild. M. sagt einmal sehr gut: 'lebendig machen ist noch lange nicht anschau-

lich machen' (s. 65). ich setze hinzu : lebendiges leben ist noch lange nicht anschauliches leben. zu diesem gehört auch der realität gegenüber eine 'doppelte ergänzung des gesehenen' (s. 87, 91), ein 'hinübernehmen von beziehungen' (s. 78) : würklich lebendig wird auch das lebendige nur durch anknüpfung an das leben. es gibt nur historische bilder : nichts ist verständlich ohne ein stillschweigendes hinzuinterpretieren bestimmter voraussetzungen. eine landschaft, die vor uns ligt, ein genrebild von noch so allgemein menschlichem charakter bleiben tot, so lange wir sie nicht in den fluss, der uns leben heifst, einschalten.

Hier aber sind wir auch wieder ganz einig mit dem verf. das leben als inhalt der kunst (s. 144f, bes. s. 145) ist seine parole und eine glückliche parole. von hier nimmt er seine originelle erklärung unseres bedürfnisses nach scenischer verwürklichung des dramas (s. 105f), von hier seine auffassung des fruchtbaren begriffs (s. 82) und seine wertung von beiwerk und beschreibung (s. 218). und seine darstellung steht ebenso mitten im leben : mit feiner kunst weifs er das Mignonlied (s. 192), die Gretchentragödie (s. 132), GKellers 'Romeo und Julia' (s. 122. 129. 141) auf ihren lebendigen inhalt zu prüfen und zu deuten. die 'energie der gegenwärtigkeit' (s. 197) ist für ihn — wie für den römischen Goethe — das eigentliche kriterium der poetischen kunstleistung. der mensch ist mittelpunct der poesie (s. 208) und je kräftiger der künstler das gemälde 'mit zügen aller art durchsetzt, ohne die sinnliche einheit des ganzen zu zerstören' (s. 191), desto näher kommt er seiner eigentlichen aufgabe : den 'überanschaulichen gehalt' (s. 60) bei unanschaulicher form zu geben. 'das nachempfinden ist die grundfunction ästhetischer gehaltsaneignung' (s. 149), und nachempfinden können wir nur das lebendige.

Wir meinen also : M. überschätzt den abstand realer und geistiger anschauung. freilich kann der dichter nie das ganze anschaulich machen (s. 172 vgl. 173), aber auch unsere sinne sehen oder hören ja nur éine seite; den revers müssen wir uns eben auch hinzu ergänzen. aber das mindert keineswegs das verdienst seiner klar und hell geschriebenen ausführungen. wir müssen nur seine empirische kritik der ästhetischen anschaulichkeit fortführen, und das stilgesetz der poesie wird in einer exacten beschreibung der tatsächlichen latituden unserer anschauung eine feste grundlage finden.

Berlin, 15 dec. 1901. RICHARD M. MEYER.

Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische julfest. von G. BILFINGER. Stuttgart, Kohlhammer, 1901. IV u. 132 ss. 4°. — 2,50 m.

Diese abhandlung bildet die fortsetzung der im Anz. XXVI 270ff angezeigten; sie zeichnet sich durch dieselben guten eigenschaften

aus wie jene. die probleme werden gründlich, mit scharfsinn und durchweg mit umfassendem wissen behandelt und nach meiner meinung zumeist befriedigend und endgültig gelöst. die schrift besteht aus sieben capiteln: Der sechste januar, Der 25 december, Die zwölf nächte, Kalendae januariae, Kalenderbrauch und weihnachtsbrauch, Annus a nativitate, und Das germanische julfest. — diese ordnung des stoffes ist sehr logisch und übersichtlich.

Im I capitel weist der vf. nach, wie grade der 6 januar (epiphanias) ursprünglich durch berechnung im orient zum tauftag Christi geworden ist; diese berechnung hängt mit der anschauung von der dauer der lehrertätigkeit Christi zusammen. später wurde der tauftag auch der geburtstag Christi, und der vf. weist nach, wie dies gekommen ist, indem er sich auf das bekannte buch Useners stützt. durch eine eigentümliche auffassung der worte (bei der taufe): 'heute habe ich dich geboren' kam man 'zu der berechtigung, die feier der taufe und die feier der geburt an einem und denselben tage zu verbinden'. auch der name — epiphanias — wird genügend erklärt. — im II cap. wird gezeigt, wie man später (und zwar im occident) dazu kam, die geburt Christi auf den 25 december zu verlegen. in heidnischen kreisen hatte man lange den 25 december als den geburtstag des Sol invictus gefeiert; mit diesem gotte konnte Christus identificiert werden (er hatte ja ua. selber gesagt: 'ich bin das licht der welt'); dieser umstand hat vielleicht dazu, dass der 25 dec. der geburtstag Christi wurde, beigetragen; aber auch eine rein computistische berechnung ist auch hier, wie es schlagend dargetan wird, im spiele gewesen. so hatte man also zwei geburtstage Christi, wovon der zweite auch als tag der taufe, und namentlich als der tag galt, an welchem die drei weisen aus dem orient zum Jesuskind kamen. im occidente wurden die tage bestimmt geregelt, so dass der 6 januar nicht mehr als der geburtstag betrachtet wurde. es gab also jetzt zwei endpuncte (III cap.), nur durch zwölf tage von einander entfernt, beide von einer besonderen bedeutung für die kirche und beide gleich erfreulich für die menschheit. die folge wurde, dass die ganze zeit zwischen den beiden tagen 'von anfang an in der ganzen christlichen kirche als eine f r e u d e n z e i t aufgefasst' wurde, die mit grofser pracht und freigebigkeit, mit fröhlichen spielen und allerlei lustigkeit gefeiert wurde; es herschte lauter friede unter den menschen, es war vollkommene gerichtsstille usw. — demnächst werden (cap. IV) zwei reden des sophisten Libanius in übersetzung gegeben; sie sind von besonderem interesse für das calendenfest und die daran geknüpften bräuche. im folgenden capitel (V) — dem umfangreichsten von allen — gibt der vf. dann eine übersichtliche darstellung der wichtigsten bräuche, die mit dem julfest zusammenhängen: geschenke, süfsigkeiten, früchte — festbettel — der Berchtentisch — auspicari — neujahrszauber und weihnachtsheiltum — prognostica — lichter

und baumgrün — maskenumzüge, narrenfest, bohnenkönig — geisterspuk und geisteraustreibung — die vetula, anklopfen und pfeffern. hier sind, wie man sieht, sehr viele interessante dinge erörtert und erklärt. dies capitel, auf dessen einzelheiten wir hier nicht weiter eingehn können, ist von grofsem belang und wissenschaftlichem wert. die folkloristen werden hier gute lehren holen können, die nicht durch tüftelndes theoretisieren hervorgebracht sind. hervorgehoben sei, dass viele von den weihnachtsbräuchen sich ursprünglich als neujahrsbräuche zeigen.

Für den germanisten ist vielleicht das letzte capitel von gröstem interesse. vf. beweist hier — und darin muss der ref. ihm im grofsen und ganzen recht geben — dass die germanischen, spec. die nordischen weichnachtsbräuche nicht urnordisch-heidnisch, sondern samt und sonders von den christlichen entlehnt sind. die übereinstimmungen sind so schlagend, dass man sich dem resultate des vf.s nicht entziehen kann. er schliefst seine abhandlung mit der bemerkung, 'dass bei genauer betrachtung von dem germanischen julfest nichts urgermanisches übrig bleibt als der name jul'. damit wird aber der germanist nicht schliefsen. wenn dieser name, wie nicht zu leugnen, ein gemeingermanischer ist, muss man fragen, was es mit diesem jul auf sich hat; etwas muss er gewesen sein. dass er ein heidnisches fest gewesen, darf man folgerecht schliefsen, auch dass dieses fest im mittwinter gefeiert worden sei; sonst würde man wol nicht den namen auf das christliche fest übertragen haben. über dieses fest, wie auch andere, werden wir in den isländischen sagas ziemlich genau unterrichtet, zumal bei Snorri in seiner Heimskringla. B. will, dass alle solche berichte von heidnischen festen nur anachronismen und spätere gelehrte constructionen seien. hier merkt man aber leider, dass B. in der beurteilung der isl. saga-literatur von einer merkwürdigen blindheit geschlagen ist. er kennt weder diese literatur genug, noch gar ihre geschichte und ihre voraussetzungen; ganz schief beurteilt er die zu grunde liegende norwegisch-isländische tradition. in der recension der ersten abhandlung wurde gezeigt, wie unrichtig der vf. Ari Frođis bericht von Thorstein Surt, aufgefasst hat; kein zweifel kann darüber in würklichkeit herschen, dass Ari die historische wahrheit gesagt hat. dass auch Snorris bericht von den heidnischen nordischen festen wahr sei, ist kein grund zu bezweifeln. jedesfalls hat er ihn nicht selbst ersonnen, sondern er beruht auf älteren quellen, die Snorri benutzt und abgeschrieben hat. überhaupt ist es ganz merkwürdig, dass für den vf. alles, was vom christentum abgeleitet werden kann, jünger als das jahr 1000 sein muss. als ob es apokryph wäre, dass jahrhunderte früher ein sehr lebhafter verkehr mit den südlichen christlichen nachbarn bestanden hat, und dass es unmöglich wäre, dass dieser verkehr die christlichen festsitten nach dem norden gebracht und dort festgepflanzt habe. ich meine nicht nur, dass

dies möglich, sondern dass es eine selbstverständliche sache ist; ich sehe auch kein bedenken zb. gegen die annahme, dass ein mann wie Hákon d. Gute, der in England als christ auferzogen wurde, verschiedene der julfestbräuche mit sich nach Norwegen gebracht habe. überhaupt beruht, was der vf. gegen die isl. tradition vorführt, nur auf reinen postulaten; er bedarf solcher gar nicht, denn seine erörterungen können sehr gut aufrecht gehalten werden, wenn auch die isl. historische tradition wahr ist. auch anderswo zeigt sich die unkentnis des vf.s in nord. sprache und literatur. so zb. wenn er noch vom 'sühneber' spricht (p. 32. 114); er weifs nicht, dass von einem sühneber, einem *sónargǫltr* (mit *ó*) nicht mehr die rede ist. wie bewiesen heifst es *sonar-*, und in der Hervararsaga (c. 12, vom vf. citiert) ist überhaupt keine rede von einer 'sühne'. die erklärung des wortes *hǫkunótt* (v. *haka* 'kinn'!) ist unmöglich. der vf. macht (s. 121) eine treffende bemerkung über den 'gesunden menschenverstand'; es wäre zu wünschen, dass diese eigenschaft, die B. auf jeder seite zeigt, auch da walten möchte, wo er über nordische litteraturberichte urteilt.

Übrigens soll bemerkt werden, dass der vf. in dem letzten capitel uva. überzeugend nachgewiesen hat, wie 'frau Berchta' — diese unter den folkloristen so sehr umstrittene dame — entstanden ist. auch über Bedas angaben finden sich hier sehr gute bemerkungen.

Alles in alles genommen kann diese abhandlung aufs beste den fachgenossen empfohlen werden.

Kopenhagen, im october 1901. FINNUR JÓNSSON.

Nordische altertumskunde nach funden und denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinverständlich dargestellt von dr SOPHUS MÜLLER, director am nationalmuseum zu Kopenhagen. deutsche ausgabe unter mitwürkung des verfassers besorgt von O. L. JIRICZEK. I band : steinzeit — bronzezeit, mit 253 abbildungen im text, 2 tafeln und einer karte. x und 472 ss. 8°. II band : eisenzeit, mit 189 abbildungen im text und 2 tafeln. 324 ss. 8°. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897 und 1898. — 20 m.

Schon längst vermissen wir ein buch, das die germanische altertumskunde, soweit sie sich auf litterarische überlieferung aufbaut, ergänzt auf grund der urgeschichtlichen funde. man wende nicht ein, dass es nicht sicher sei, wie weit wir es bei dem prähistorischen material würklich mit germanischer hinterlassenschaft zu tun haben, denn grade auf die frage, von welchem zeitpuncte an von Germanen in Nordeuropa die rede sein kann, verspricht einzig dieses eine antwort. und wenn sich auf diesem boden vorgermanische völker nachweisen liefsen, so würden doch auch sie für den werdegang des Germanentums von gröster bedeutung sein; denn kaum lässt es sich denken, dass dieses an ihre stelle trat, ohne wichtige bestandteile aus den älteren culturen und rassen in sich aufzunehmen.

Der verfasser des vorliegenden werkes hat sich allerdings nicht die aufgabe gestellt, die entwicklung eines bestimmten volkes zu seinen anfängen zurück zu verfolgen und die vorgeschichtlichen beziehungen zu suchen, die es mit anderen völkern verbinden, vielmehr wollte er an der hand der im Kopenhagener altnordischen museum — dessen director er ist — gesammelten, so überaus reichen funde die urgeschichte des landes schreiben, aus dem diese stammen. seine hohe bedeutung erlangt das werk für uns dadurch, das eben dieses land den mittelpunct der gesamten germanischen welt in sich schliefst. für die gediegene lösung der von ihm selbst gewählten aufgabe bürgt schon der name des verf.s, eines der angesehensten vertreter der prähistorischen archäologie, der uns hier nicht nur als berichterstatter über den stand der forschung entgegentritt, sondern auch selbst an ihrem fortschritt beteiligt ist. im ganzen ist es, wie auch von deutscher seite anerkannt werden muss, nordische geistesarbeit, deren grofsartige erfolge auf diesem wissensgebiete uns in seinem buche so recht deutlich vor augen treten. wenn wir im folgenden nicht ausführlicher auf seinen inhalt eingehn und nur bei wenigen der ausblicke verweilen, die es nach den verschiedensten richtungen eröffnet, geschieht dies nur deshalb, weil das buch selbst in der hand keines einzigen wird fehlen dürfen, der auf dem gebiete der germanischen altertumskunde arbeitet.

Das sogenannte dreiperiodensystem, dessen vertretern sich die vorgeschichtliche zeit im norden und in Europa im allgemeinen aus stein-, bronze- und eisenzeit zusammensetzt, tritt uns bei M. als ein gesichertes ergebnis der wissenschaft entgegen und ligt der ganzen einteilung seines stoffes zu grunde. wenn er dessen gegner recht glimpflich beurteilt, geschieht es mit der grofsmut des siegers. tatsächlich hat selbst das beste, was gegen das nordische dreiperiodensystem geschrieben worden ist, nicht viel vom charakter wissenschaftlicher, dagegen um so mehr von dem advocatischer polemik an sich, und so wichtige und unzweideutige tatsachen wie die grofsen geschlossenen bronzefunde der Schweizer pfahlbauten oder die ergebnisse der nachgrabungen auf dem hügel von Hissarlik musten einfach der beachtung entrückt werden, um nicht gleich die undeckbaren blöfsen zu zeigen. die frage, ob bronze oder eisen früher benutzt wurde, ist längst völlig entschieden, und es handelt sich heute nur mehr darum, wie und wann sich die drei perioden von einander abgrenzen, sowie um ihre innere entwicklung.

Die einteilung der vorgeschichtlichen zeit nach dem material, aus dem waffen und werkzeuge gefertigt wurden, ist übrigens eine etwas einseitige; und mindestens muss man sich immer vor augen halten, dass dieses für die culturstufe, auf der ein volk steht, nicht besonders charakteristisch ist; ferner, dass wir lange übergangsperioden anerkennen müssen. steinzeit mit ackerbau,

viehzucht und fester siedlung unterscheidet sich nicht sehr wesentlich von der bronzezeit, und noch weniger änderte der schritt von der bronze zum eisen an der lebensweise. dagegen öffnet sich eine breite kluft zwischen der jüngeren steinzeit und der zeit der muschelhaufen oder, wie man früher weniger treffend sagte, der kjökkenmöddinger, der küchenabfälle.

Diese als eine selbständige, derjenigen der geschliffenen steingeräte vorausliegende zeit zu rechtfertigen, ist auch erst nach längerem widerstreit der meinungen gelungen; doch wird jeder, der diesen vorurteilslos verfolgt oder auch nur die einschlägigen abschnitte bei M. mit aufmerksamkeit gelesen hat, die sache heute für entschieden ansehen müssen — trotz FKauffmann, der als ein vereinzelter nachzügler von Japetus Steenstrup in seiner anzeige der M.schen altertumskunde Zs. f. d. ph. 31, 392 in den muschelhaufen die überbleibsel einer ärmlichen und conservativen fischerbevölkerung oder gar von 'fischergilden' sieht, von der sich die lebensgewohnheiten einer wolhabenderen und fortgeschrittenen bevölkerung der 'grundherren' im innern des landes unterschieden hätten. warum aber sollten sich nicht auch fischer beim fällen und behauen der stämme für den hüttenbau und für ihre einbäume geschliffener steinäxte bedient haben, wenn diese gleichzeitig im innern des landes allgemein üblich waren? und glaubt Kauffmann, dass sie durch ein religiöses speiseverbot abgehalten wurden, wenn sie schon selbst keine schafe, schweine oder rinder hielten, gelegentlich ein stück vieh von den 'grundherrn' einzuhandeln oder zu stehlen? oder wie erklärt er sich sonst das fehlen von knochen der gezähmten tiere mit ausnahme des hundes in den muschelhaufen? wie solche a l l g e m e i n aussehen müsten, wenn sie mit den anderen steinzeitfunden gleichzeitig wären, das haben einige entdeckungen der letzten jahre gezeigt, die M. I 44 bespricht, so die von Christiansminde und von Ørumaa am Kolindsund, wo man steinsachen der jüngeren formen und in beiden fällen zugleich knochen von gezähmten tieren, schweinen und schafen oder ziegen, gefunden hat. warum enthalten die vielen anderen muschelhaufen mit hunderttausenden von fundstücken so ganz verschiedenes? es ist doch das aller verkehrteste, wenn sich Kauffmann aao. s. 392 auf diese neuen funde g e g e n M. beruft. es soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass seit dem erscheinen des hier besprochenen buches ein aus der gemeinsamen arbeit von M. und 6 anderen gelehrten hervorgegangenes erschöpfendes werk 'Affaldsdynger fra stenalderen i Danmark, undersøgte for Nationalmuseet' herausgekommen ist, durch das M.s standpunct, was die zeitstellung der muschelhaufen betrifft, als der richtige vollauf bestätigt wird.

Eine andere frage ist die, ob zwischen älterer und jüngerer steinzeit übergänge bestehn, oder ob wir es während der letzteren mit einer neuen bevölkerung zu tun haben. M. drückt sich

zwar nicht allzu entschieden aus, zieht aber doch I 43 die möglichkeit, dass es sich um einen ruhigen und allmählichen, allerdings von aufsen stark beeinflussten culturfortschritt ohne bevölkerungswechsel handle, als ansprechend und annehmbar in betracht. ein bestimmtes urteil lässt sich indes in dieser frage nicht begründen; fehlen uns doch zb. sicher aus der älteren steinzeitperiode stammende grabfunde vollständig, und das vorkommen von geräten älterer und jüngerer formen, nicht etwa in einer und derselben geschlossenen schicht, wol aber auf demselben wohnplatz, wie es gelegentlich beobachtet wurde, beweist noch recht wenig für die continuität der bevölkerung. so gibt es zb. in meiner engeren heimat Niederösterreich nicht wenige ansiedlungsplätze, auf deren boden eigentlich prähistorisches zu finden ist neben germanischer und sogar slavischer hinterlassenschaft.

Was die abgrenzung der steinzeit gegen die bronzezeit betrifft, erscheint sie bei M. gewis schärfer, als sie würklich ist. die bronzecultur zeigt sich in seiner darstellung schon bei ihrem ersten auftreten vollentwickelt, und in bezug auf ihre einführung äufsert er sich s. 316: 'die frage, ob zu beginn der nordischen bronzezeit eine einwanderung erfolgte oder nicht, muss also bis auf weiteres unentschieden bleiben'. doch scheint er nach einer bemerkung s. 314 doch — auch im falle eines bevölkerungswechsels — nur mit der möglichkeit zu rechnen, dass sowol die älteren als auch die neuzugewanderten völkerschaften Germanen waren. auch muss er zugeben, dass die begräbnisbräuche und grabformen am schlusse der steinzeit und im beginne der bronzezeit identisch sind. und seither hat Oskar Montelius in seinem buche Die chronologie der ältesten bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, Braunschweig 1900 (Arch. f. anthr. bd 25 u. 26) den nachweis erbracht, dass sich zwischen die reine steinzeit und die von M. als älteste angesprochenen bronzefunde eine lang andauernde übergangsperiode einschiebt, die anfänglich durch das auftreten von kupfer neben den steingeräten charakterisiert ist. auf diese 'kupferzeit' folgt dann eine periode mit zunächst noch zinnarmen bronzen altertümlicher formen, neben denen immer noch steingeräte, wenn auch in abnehmender zahl, in gebrauch sind. zu ganz ähnlichen ergebnissen ist dr WSplieth Inventar der bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein, Kiel und Leipzig 1900, gekommen.

Ein nebeneinander von stein- und bronzesachen ist übrigens nur für diese übergangszeit anzuerkennen und eine zeit, in der bronze so gut wie ausschliefslich das material für waffen und gerätschaften war, die man früher aus stein anfertigte, nicht zu bezweifeln. allerdings ist Kauffmann in der erwähnten anzeige auch in diesem puncte anderer ansicht und nimmt für die ganze bronzezeit neben bronzeschmuck und -waffen, wie es scheint sogar als regel, steinerne arbeitsgeräte an. 'die bronze war also',

heifst es aao. s. 391, 'für werkzeuge und arbeitsgeräte viel zu kostspielig, viel zu wenig widerstands- und leistungsfähig'. aber worauf dieses also sich bezieht, kann kein mensch ahnen, und tatsächlich ist die bronze sehr leistungsfähig und ohne allen zweifel sogar verwendbarer als eisen, wenn auch gewis nicht als stahl. und wie erklärt sich Kauffmann die funde in dem pfahlbau von Peschiera am Gardasee und nicht wenigen pfahlbauten der Westschweiz mit tausenden von bronzesachen, und zwar auch werkzeugen, aber ohne steingeräte, die doch hier nirgends fehlen dürften, wenn sie neben der bronze würklich in gebrauch gewesen wären? dass das handwerkszeug, weil in grabbeigaben nicht oder nur in vereinzelten ausnahmsfällen vertreten, überhaupt selten gefunden wird (aufser eben in pfahlbauten), ist begreiflich genug, und wenn sich jemand so besonders darüber wundert, dass wir aus einer vorgeschichtlichen periode wenig davon kennen, möchten wir an ihn die frage richten, was wir davon aus dem ungefähr ein jahrtausend dauernden eigentlichen christlichen mittelalter besitzen. freilich beruft sich Kauffmann zur bekräftigung seiner ansicht auf das verzeichnis von funden aus der Kieler sammlung in einer abhandlung von WSplieth, veranlasst aber dadurch diesen in seiner neusten, oben citierten arbeit s. 23 zu folgender anmerkung: 'in einer besprechung der Nordischen altertumskunde von SMüller in der Zeitschrift für deutsche philologie bd 31, 386 tadelt prof. dr Kauffmann, dass die skandinavischen archäologen sich nicht entschliefsen können, zuzugeben, dass auch noch in der bronzezeit neben der bronzeindustrie modernen charakters eine steinindustrie archaischen charakters bestanden habe. Kauffmann versucht für diese industrie beweise zu gewinnen aus meiner abhandlung: Über vorgeschichtliche altertümer Schleswig-Holsteins, Kiel 1896, und verweist auf ein dort mitgeteiltes fundverzeichnis. von den 27 funden enthalten 22 flintsplitter und -späne, und nur von diesen behaupte ich, dass ihre verwendung während des bronzealters (sowie selbst während des eisenalters) fortbestanden hat, und stelle ausdrücklich fest, dass die im steinalter so häufig in den gräbern gefundenen waffen nur noch in einigen exemplaren auftreten, und zwar, wie aus dieser untersuchung hervorgeht, nur in gräbern aus der ersten periode'.

Soweit stein neben dem metall dauernd in verwendung blieb, handelt es sich also um ganz bestimmte sachen. dass einschneidige messer von kupfer oder bronze in der ersten nordischen periode (seiner einteilung) sehr selten sind, bemerkt auch Montelius Chronologie der ältesten bronzezeit 32 und fügt hinzu: 'vielleicht hatte man wie in der steinzeit hauptsächlich messer aus feuerstein'. wenn sich der flintspan als schneidewerkzeug in die metallzeit hinein erhalten hat, so kommt am ende doch der unmittelbare zusammenhang von *sahs* mit lat. *saxum* als eine möglichkeit in betracht. gleichwohl scheint mir die bedeutung, die *sahs* in den

verschiedenen germ. sprachen hat, nämlich 'schlachtmesser' oder 'scheere' — die von 'messer' wird erst durch die zusammensetzung *mati-zahs* ausgedrückt — eher für die selbständige herleitung des wortes aus der wurzel *sek* 'schneiden' zu sprechen. jedesfalls aber ist ein name wie derjenige der riesin *Jarnsaxa* und aisl. *iarnsax* selbst als poetischer ausdruck für waffe in einer zeit geprägt worden, in der es noch nicht selbstverständlich war, dass das messer oder schwert aus eisen gemacht wurde; nur wird man hier nicht an stein, sondern nur an bronze als den gegensatz zu denken haben. dass *hammer* eigentlich den stein bezeichnet, ist bekannt und lässt sich, wie ich Der germ. himmelsgott s. 44 ausgeführt habe, auch nur erklären, wenn steinerne hämmer noch in die metallzeit hinein sich forterhielten. wie bei keinem anderen gerät lässt sich bei den hämmern die häufige nachbildung metallener vorbilder in stein nachweisen, wie denn zb. alle die stücke mit knaufartig erweiterter bahn und ausgeschweifter schneide eine form zeigen, die nur an kupfernen originalen organisch entstehn konnte, an denen die bahn durch die bloſse benützung und die schneide durch dengeln diese gestalt annahm. auch die pfeilspitzen, die ja nach dem gebrauch so oft verloren waren, wird man so lang wie möglich aus minder kostbarem und in diesem falle doch auch zweckdienlichem stoff — dem flint — angefertigt haben: vgl. über das vorkommen von steinpfeilen in bronzezeitgräbern auch Zinck Det nordevropæiske dysse-territoriums stengrave og dyssernes udbredelse i Evropa 52 und Montelius Die cultur Schwedens in vorchristlicher zeit [2] 69; ja vereinzelt wurden solche steinpfeile auch noch in der eisenzeit gebraucht, wie die drei steinpfeile Ǫrvarodds, Ǫrvaroddssaga c. 1. 20. 24 und — allerdings recht seltene — funde von feuersteinpfeilspitzen in gräbern aus merowingischer zeit — s. Lindenschmit Handbuch der germ. altertumskunde I 153f — zeigen. auch auf den fund von obsidianpfeilspitzen in einem mykenischen, also der vollentwickelten bronzezeit Griechenlands angehörigen grabe — s. Schliemann Mykenä 311 ff — sei hier verwiesen. widerum aber schieſst Kauffmann aao. s. 399 weit übers ziel, wenn er von der 'tatsache' spricht, 'dass pfeilspitzen aus bronze fehlen'. M. hat an der stelle, auf die Kauffmann sich stützt, d. i. I 253, ausdrücklich nur davon gesprochen, dass es keine pfeilspitze aus bronze gibt, die mit sicherheit der älteren bronzezeit des nordens zugesprochen werden kann.

In der unterscheidung eines älteren und eines jüngeren hauptabschnittes der bronzezeit stimmt M. derzeit im gegensatz zu älteren arbeiten mit Montelius überein, nur teilt er jeden dieser hauptabschnitte in 2 statt wie Montelius in 3 perioden, womit indes noch kein ausgesprochener gegensatz in der relativen zeitstellung einzelner funde und denkmäler gegeben ist. was die absolute chronologie anbelangt, kommt M. zu dem schluss, dass

die älteste bronzezeit des nordens am ende des 2 jahrtausends vChr. liege, während Montelius, von dem die grundlegenden arbeiten über die chronologie und einteilung des bronzealters herrühren, seine anfänge jetzt viel weiter zurücksetzt, und wie wir denken mit recht. das bekanntwerden des kupfers in Nordeuropa fällt ganz sicher nicht später als ins 3 jahrtausend v. Chr., und Montelius erklärt jetzt zutreffend (Chronologie 120) die seltenheit von bernsteinbeigaben während der 4 periode des steinalters (seiner einteilung), der zeit der steinkistengräber, daraus, dass damals schon dieses material als wertvolles tauschobject zur einhandlung des metalles verwendet wurde. dass sich in den funden die kupferzeit nicht so bemerkbar macht, war gerade durch die anfängliche kostbarkeit des neuen materials bedingt. auch weiter im süden muss dieses in praktischer verwendung eine viel gröfsere rolle gespielt haben, als es auf den ersten blick den anschein hat. man gab eben die kupfersachen nicht gern den toten mit und hütete sich auch viel mehr als bei steingeräten, sie zu verlieren. letzteres geht zb. klar aus den verhältnissen im Mondseer pfahlbau hervor, wo im ganzen bisher — bruchstücke eingerechnet — 27 kupfersachen, darunter 14 äxte, gefunden wurden neben mindestens einem dutzend schmelztiegeln und gusslöffeln und 19 schäften von kupferäxten, von denen doch als von holzgeräten verhältnismäfsig selten einer auf den seegrund geraten sein wird. obwol die zahl der gefundenen steinäxte 30 bis 40 mal so grofs ist als die der kupfernen, rühren doch die axthiebe an den pfählen mindestens zum weitaus überwiegenden teil von metallwerkzeugen her. von den steinhämmern zeigen 23 eine form, die sich nach meiner ansicht an kupfernen vorbildern entwickelt hat; von solchen kupferhämmern selbst aber ist hier nicht éin stück gefunden.

Auch eine sprachgeschichtliche erwägung spricht übrigens für das hohe alter der kupferzeit. allerdings nicht die gleichung germ. *aiz*, got. **ais* und lat. *aes*; denn die form dieses wortes im germanischen würde allein noch nicht auf eine längere zugehör zum germ. wortschatze schliefsen lassen, als sie dem worte *eisen* zugestanden werden muss; dh. beide worte, letzteres wenigstens in seiner ags. gestalt *íren*, haben die würkung des Vernerschen gesetzes an sich erfahren, müssen also schon germanisch gewesen sein, ehe dieses in kraft trat. die übereinstimmung von lat. *aes* und germ. **aiz* mit avest. *aya(ṇ)h*, aind. *ayas* aber setzt voraus, dass zur zeit der verbreitung des wortes und der sache die Arier noch in weit engerem zusammenhange mit den übrigen Indogermanen standen, als zu beginn der geschichtlichen zeit. gewis bezeichnet ferner das auf babylonisch-assyrisch *pilakku*, sumer. *balag* beruhende griech. *πέλεκυς*, aind. *paraçú-* die kupfer- und nicht die steinaxt, weil nur unter dieser voraussetzung die entlehnung begreiflich ist; daraus folgt aber wegen des lautverhältnisses von

πέλεκυς zu *paraçú-*, dass den Indogermanen oder doch einem teil von ihnen kupferwerkzeuge schon bekannt waren vor der trennung der centum- und satem-sprachen und di. wol vor der ausbildung scharfer dialektgrenzen innerhalb des indogermanischen überhaupt.

Nicht sehr viel zu geben ist dagegen auf die gleichung aind. *lohá-* urspr. 'kupfer', npers. *rôi, rô* id., aslov. *ruda* 'metallum', lat. *raudus* 'erzstück', aisl. *rauði* 'rotes eisenerz' und auf den anklang dieser worte an sumer. *urud* 'kupfer', abgesehen davon, dass M.s bemerkung I 306, 'dass die namen für beil und für kupfer in allen (sic) indogermanischen sprachen und im ältesten babylonischen gleich sind', unter allen umständen einer einschränkung bedarf. die idg. worte, soweit sie untereinander verwant sind, darf man von *rôt* nicht trennen und darum nicht für entlehnt halten; natürlich aber konnte ein rotes metall oder erz auch an verschiedenen orten selbständig als 'das rote' bezeichnet werden, und das alter der gleichung kommt daher sehr in frage. zudem bedeutet aisl. *rauði* nicht 'kupfer', sondern 'rotes eisenerz', und dass der name nicht erst diesem seiner farbe wegen gegeben wurde, sondern früher einmal 'kupfer' bedeutet habe, ist völlig unerweislich und unwahrscheinlich. lat. *raudus* aber kann, aufser wenn es ein lehnwort etwa aus dem gallischen ist, seiner laute wegen gar nicht in die gleiche sippe gehören.

Dass das neue material für waffen und werkzeuge noch keine culturelle umwälzung im übrigen bedeutet, haben wir oben bereits berührt. durch untersuchungen aus neuerer zeit, die aber M. schon verwerten konnte, ist der beweis erbracht worden, dass die menschen der jüngeren steinzeit schafe, ziegen, schweine, rinder, vielleicht auch das pferd züchteten, was sehr schön zu der altertümlichkeit der bezeichnungen für diese tiere im germanischen stimmt. aber auch getreide wurde gleichzeitig im norden gebaut, wie unerwarteterweise durch eine umfassende untersuchung der prähistorischen tongefäfse festgestellt werden konnte. an der oberfläche von solchen fand sich eine grofse zahl von kornabdrücken und eingebackenen verkohlten körnern, die, soweit es sich um reste aus der jüngeren steinzeit handelt, von weizen, sechszeiliger gerste und hirse herstammen. die gleichzeitige behausung des menschen wird durch einen fund als das bekannte geflochtene und lehmübertünchte haus erwiesen. für die kleidung fehlt uns, was die steinzeit betrifft, ein näherer anhalt. um so überraschender und vollständiger sind wir durch glückliche umstände über die männer- und frauentracht der bronzezeit unterrichtet. gegenüber der röm.-germ. fällt dabei das fehlen der bruch auf.

Die altertümer aus der in bd II behandelten eisenzeit werden, je weiter wir in der zeit herabsteigen, um so mehr zu greifbaren belegen für das, worüber wir aus den schriftlichen quellen, röm.-

griech. und einheimischen, unterrichtet sind, und natürlich auch zu wertvollen ergänzungen der aus diesen geschöpften kunde.

Auch diese zeugnisse selbst ganz zu verwerten, lag von vornherein nicht in der absicht des verfs.; doch hätte er wenigstens die fühlung mit ihnen mehr wahren sollen, als es geschehen ist. beispielsweise wäre bei den grofsen und teilweise sehr kostbaren kesseln, deren auf dänischem boden schon mehrere gefunden worden sind, schon um auf ihren zweck hinzudeuten, des grofsen opferkessels der Kimbrer zu gedenken gewesen, dessen sie sich auf ihrer wanderung nach Strabo p. 294 bedienten, und des heiligen kessels, den ein in Jütland zurückgebliebener rest des volkes nach Strabo p. 293 dem kaiser Augustus als geschenk sante. ebenso hätte bei den II 62 f besprochenen bronzenen trinkhornbeschlägen auf Cäsars mitteilung BG. 6, 28 hingewiesen werden können, dass die Germanen die hörner des auerochsen in silber zu fassen pflegten, eine nachricht, die uns zeigt, dass solche hörnerbeschläge, mögen sich auch an ihrem detail römische einflüsse bemerkbar machen, nicht erst römischen vorbildern nachgemacht sind, und ferner, dass das silber bei den Germanen nicht erst in römischer zeit eingang gefunden hat.

Die unterabteilungen der eisenzeit, di. der periode vom abschluss der bronzezeit bis zu beginn der geschichtlichen zeit im norden, sind nach M.s eigenen worten II 18 die folgenden:

Die ältere eisenzeit:

Vorrömische zeit: vom 4 jh. v. Chr. bis zu Chr. geburt.
Römische zeit: von Chr. geburt bis zum 3 jh.
Völkerwanderungszeit: vom 3 bis zum 5 jh.

Die jüngere eisenzeit:

Nachrömische zeit: vom 5 bis zum 8 jh.
Wikingerzeit: vom 8 bis zum 10 jh.

Der besprechung der vorrömischen zeit, innerhalb deren eine fremde und zwei nordische gruppen unterschieden werden, sind der ganze abschnitt I und II des zweiten bandes gewidmet. dann erst behandelt ein IV abschnitt altertümer und industrie, ein V gräber und grabfunde aus der römischen zeit.

Auf diese vorrömische, mehrere jahrhunderte umfassende eisenzeit, der so wichtige funde entstammen wie die prachtvollen wagen von Deibjerg, hier mit allem nachdruck hinzuweisen halt ich für um so nötiger, als von anderer seite der versuch gemacht worden ist, sie zu unterschlagen. wenn sich Kauffmann in seinem referat Zs. f. d. ph. 32, 73 äufsert: 'was er [M.] eisenzeit nennt, ist das zeitalter römischer bronzecultur, das auch dem fernen germanischen norden beschieden gewesen ist', so brauchte man sich darüber allerdings nicht zu ereifern, weil es schliefslich jedem freistehn muss, so viel schiefes, unrichtiges und absurdes zu behaupten, als er will. aber wenn er dann sagt: 'die eisenzeit gliedert Müller in zwei epochen: die ältere

oder römische und die jüngere oder nachrömische bronzecultur', so ist das eine fälschung und unterstellung, die auch dann nicht zu entschuldigen ist, wenn der durch die schleuderhaftigkeit angerichtete schaden kein grofser sein sollte.

Wie leicht es Kauffmann mit seiner aufgabe als referent nimmt und welch geringes mafs von sachkenntnis ihm dabei zu gebote steht, zeigt er auch, wenn er auf s. 74, nachdem von verschiedenartigen gegenständen römischer herkunft und von römisch beeinflussten formen die rede war, fortfährt: 'von anderem hausrat seien nur schlüssel, gürtel, spindel, löffel genannt (man beachte die wortbildung!). mit demselben recht, mit dem Müller die gallischen elemente betont, dürfen wir die etruskische kunst der waren in anschlag bringen. möglicherweise gelingt es einmal, mit hilfe sprachlicher momente die zeit der entstehung solcher gerätenamen genauer zu bestimmen, jedesfalls spricht von seiten der sprachgeschichte nichts dagegen, dass die damit benannten geräte etwa um Christi geburt aufgekommen seien'. ganz abgesehen davon, dass Kauffmann in arge verlegenheit kommen würde, wenn er den gallischen auch nur entfernt gleichwertige etruskische einflüsse würklich nachweisen sollte, hätte die sprachgeschichte hier ganz aus dem spiele bleiben sollen, weil sie derzeit eingestandnermafsen keine aufklärung gibt, und es sich auch nicht einsehen lässt, wieso sie einmal später eine solche geben könnte. die funde hingegen zeigen uns auf dem von M. behandelten boden einige gröfsere flache löffel aus tohn und einen holzlöffel, dessen form von der heute gebräuchlichen nicht sehr verschieden ist, schon aus der steinzeit: sie sind I 152 besprochen, 151 abgebildet; ferner aus der bronzezeit einen grofsen löffel aus horn, I 344 besprochen und 343 abgebildet. von gürtelplatten aus der bronzezeit handelt M. I 276 und noch mehrmals; zwei gürtel selbst, wovon einer ein gewebtes und gemustertes band ist, das in kunstvoll gearbeitete quasten endet (abb. 136), finden sich unter den so wichtigen kleiderfunden aus den eichensärgen der älteren bronzezeit und sind I 272 f besprochen. gürtelhaken und ösenringe von gürteln treten massenhaft im vorrömischen, von der gallischen LaTène-cultur beeinflusten teil der eisenzeit auf: s. II 21. 30. 37 u. abb. 3. 16. was die spindel betrifft, fällt es allerdings auf, dass im gegensatz zu südlicheren gegenden spinnwirtel aus der stein- und bronzezeit fehlen. M. erwägt zwar, ob man sich nicht hölzerner bedient habe, die sich nicht bis auf unsere tage erhalten konnten. solche hölzerne wirtel waren bis vor kurzem oder sind noch bei den Slovaken in verwendung. eine schwerere spindel wird übrigens auch ohne wirtel ihren zweck erfüllen. jedesfalls müsten wir auch fragen, was aus unseren mittelalterlichen spinnwirteln geworden ist, wenn welche gebraucht wurden und sie nicht aus holz waren. ob übrigens mit recht oder unrecht — immerhin neigt sich M. selbst I 450 und II 58

der ansicht zu, dass während der nordischen bronzezeit der faden mit einem haken gesponnen worden sei, und dass die spindel auf ihrer wanderung nach dem norden sich verspätet habe, bemerkt aber doch ausdrücklich, dass der spinnwirtel sich zuerst auf Bornholm in der vorrömischen zeit zeige. es bleibt also von den oben erwähnten geräten einzig der schlüssel als römischen ursprungs verdächtig übrig, und meines wissens sind auf einem für die Germanen zu beanspruchenden boden überhaupt noch nirgends schlüssel gefunden worden, die einer vorrömischen zeit angehören. seitens der altertumsforschung steht daher auch der annahme MHeynes Das deutsche wohnungswesen 31 f nichts entgegen, dass unser *schliefsen* auf lat. *excludere esclude*re zurückgeht. eine entlehnung aus der zeit vor der lautverschiebung könnte ein lehnwort lateinischen ursprunges allerdings nicht sein, aber auch nach dieser blieb den Germanen, so lange sie idg. *dh* nach vocal noch als ð sprachen, kaum eine andere wahl, als aus lat. *d* ein *t* zu machen, geradeso wie aus lat. *Graecus* got. *Krēks* geworden ist, s. Kossinna Festschrift f. Karl Weinhold 40.

Aus der grofsen masse der eisenzeitfunde ragen einzelne durch ihre besondre bedeutung hervor, so die reich mit bronzebeschlägen verzierten wagen von Deibjerg, der silberkessel von Gundestrup, die goldhörner von Gallehus, die grofsen beuteopfer aus der völkerwanderungszeit; und sie alle sind von M. ausführlich behandelt, vielleicht sogar zu ausführlich, so weit es sich um polemik gegen veraltete oder ganz kindische ansichten anderer handelt. so hätten nach meinem urteil sowol Ole Worms und Worsaaes deutungen der darstellungen auf den goldhörnern, als auch Japetus Steenstrups abhandlung über den silberkessel von Gundestrup in einem handbuche überhaupt nicht erwähnt zu werden brauchen, oder doch mindestens nicht so eingehend, als es geschehen ist. dagegen sind M.s eigene ausführungen — über die goldhörner wenigstens — arm an positivem. soweit das bildwerk auf diesen nicht schon als ornament zu betrachten und nur zur füllung der flächen verwendet ist, kann man neben darstellungen von fabelwesen solche von naturwundern und — ich schliefse mich hier einer mündlich ausgesprochenen ansicht Heinzels an — von jongleurkünsten beobachten, die teils von menschen, teils von affen ausgeführt werden. man kommt dabei auf den gedanken, dass es schon in vorgeschichtlicher zeit wandernde gauklertruppen gegeben habe. daraus könnte sich die altertümlichkeit germ. worte wie germ. **apan*-'affe' und got. *ulbandus* 'kameel' erklären; die verdrängung der bedeutung 'elefant' bei letzterem dürfte nicht zu sehr befremden, da man das eine und das andere tier ja doch nur selten zu gesicht bekommen haben wird.

Welche gründe M. bestimmen, für den kessel von Gundestrup einheimischen ursprung anzunehmen, den von Rynkeby

dagegen — der leider nicht abgebildet ist — mit bestimmtheit für fremde arbeit zu erklären, kann ich nicht einsehen. auch würde ich letzteren lieber als mit der gallo-römischen kunst mit der keltischen der LaTène-periode in verbindung bringen.

Besonderes interesse dürfen in dem ganzen buche jene abschnitte beanspruchen, die den inneren zuständen, der kunst und religion gewidmet sind. was letztere betrifft, ist es natürlich der totencult, für den aus den funden am meisten zu entnehmen ist.

Schon während der jüngeren steinzeit können wir einen wandel in den bestattungssitten beobachten, insofern die toten mit ihren beigaben zunächst in kleinen stuben (dysser), später in riesenstuben (jættestuer) beigesetzt wurden; die steinkistengräber endlich sind für die übergangsperiode zur metallzeit charakteristisch.

Wie man dazu gekommen ist, für die toten mit solchem müheaufwand aus schweren felsblöcken jene behausungen herzustellen, die uns in den älteren steinkammern und vor allem in erstaunlichen gröfsenverhältnissen in den riesenstuben vor augen treten, scheint auf den ersten blick ein rätsel. M. sucht dessen lösung nicht auf nordischem boden selbst, vielmehr kommt er nach einer rundschau über die ausbreitung ähnlicher grabanlagen in anderen ländern im anschluss an die vorarbeiten anderer gelehrter zu dem schluss, dass ihr ursprung in den felsengräbern zu suchen ist, aus denen sie sich in südlicheren gegenden herausgebildet haben. die stuben sind ihm nichts anderes als 'freiliegende felsengräber, höhlen hergestellt aus losen blöcken'.

Andere — unter ihnen Montelius — sehen dagegen in den steingräbern nachbildungen menschlicher wohnungen, und schliefslich ist ja auch die höhle gewis in einer zeit zuerst zur graban lage benutzt worden, in der man noch in ihr wohnte. der ursprüngliche zusammenhang zwischen der wohnstatt der toten und jener der lebendigen wird also auch durch M. nicht in abrede gestellt. anderseits vertritt auch Montelius (Orient und Europa 46. 157 ff, Chronologie 88) die anschauung, dass sowol der dolmen (die kleine stube), als auch später das ganggrab (die riesenstube) vom orient nach dem norden gekommen sei. nicht an eine einheimische, bodenständige entwicklung aus irgend einer art des wohnraumes zu denken sahen sich beide deshalb wol veranlasst, weil weder die Germanen noch irgend welche ihrer vorgänger jemals häuser aus stein gebaut haben.[1]

[1] so glaubten wir wenigstens. Kauffmann freilich weifs auch hier wider alles besser. er bezeichnet Zs. f. d. ph. 31, 396 die unter allen umständen beachtenswerte ansicht M.s wegwerfend als 'beiwerk' und hält ihm, der doch ausdrücklich von fremdem ursprung der steingräber spricht, entgegen, dass nirgends auf dem von ihm durchmessenen boden ein felsengrab zum vorschein gekommen ist. seinerseits stellt er dem archäologen die aufgabe, 'die an den gräberformen gemachten beobachtungen für die älteste hausanlage systematisch zu verwerten'; damit macht er auch gleich selbst den



Eine schwache stelle zeigt ihre argumentation allerdings. dass in ähnlichen grabbauten weiter im süden öfters metallgegenstände gefunden werden, sucht sich M. daraus zu erklären, dass die steingräber von den barbaren unter dem einflusse der bereits höher civilisierten völker des orients errichtet wurden, und dass von dort her auch, namentlich in die näher liegenden gegenden, allerhand gegenstände, die von einer höheren cultur geprägt waren, ihren weg finden musten. doch je weiter ein volk wohnte, desto schwächer sei die berührung durch diesen ältesten fremden import aus dem süden gewesen, und bis nach Skandinavien habe dieser import nicht mehr reichen können. — man sollte aber meinen, dass sich der metallimport und die metallcultur leichter und rascher verbreiten konnte, als die sitte, solche grabbauten aufzuführen. falls also nicht der nachweis gelingt, dass auch im süden und in den gebieten, die nach dem norden hin vermittelt haben sollen, der brauch in die steinzeit zurückreicht und nur dort sich länger erhielt als im norden, steht M.s hypothese und auch die verwante von Montelius auf schwachen füſsen. auch die frage wird noch zu prüfen sein, ob die verschiedenen localen gruppen von steingräbern nicht zu weit von einander abstehn, um an ihren zusammenhang mit einander im sinne von M. und Montelius glauben zu können. es sind das bedenken, die inzwischen von Zinck Det nordevropæiske dysse-territoriums stengrave og dyssernes udbredelse i Evropa ausgeführt worden sind, mit dessen arbeit sich jeder wird auseinandersetzen müssen, der neuerdings der steingräberfrage näher tritt.

Natürlich aber hätte die sitte, mit einem sonst unerhörten aufwand von mühe und arbeit mächtige steinbauten zum schutze der leichname zu errichten, nie aufkommen oder sich einbürgern können, wenn sie nicht mit eigenartigen vorstellungen über das fortleben der verstorbenen in verbindung stand. und mit recht sieht deshalb M. I 76 in diesen gewaltigen grabdenkmälern einen ausdruck für den glauben, dass das leben fortgesetzt werde, wenn nur der leib gegen vernichtung geschützt werden könne. vielleicht haben auch die feuer, deren vielfache spuren man immer in den steingräbern findet, den zweck gehabt, die jeweilig beigesetzten leichen zu räuchern und zu trocknen, ein gebrauch, der bei naturvölkern nicht unerhört ist; s. WCrooke Primitive rites of disposal of the dead, with special reference to India [Journal of the anthropological institute vol. XXIX (new series vol. II) 273.]

In schärfstem gegensatz zu diesem streben, den leib der

anfang, indem er zb. die unbehauenen steinblöcke in der *materia informis* widererkennt, aus der nach Tacitus der Germane sein haus baute. schade, dass uns Kauffmann, der hier altgermanische steinhäuser entdeckt, nicht auſser mit einer mythologie auch schon mit einer ganzen germanischen altertumskunde bedacht hat. nach der uns gegebenen probe würden wir jedesfalls viel neues dabei erfahren.

toten zu erhalten und zu schützen, steht die leichenverbrennung. sie verbreitet sich während der bronzezeit über Europa und wird nun für eine zeit die fast ausschliefslich herschende sitte; und zwar können wir diesen wechsel des bestattungsbrauches ebenso bei den Griechen etwa beobachten, die in der mykenischen zeit ihre toten begraben, in der homerischen sie verbrennen, wie am nordrande des altidg. sprachbereiches auf unserem continent, in Skandinavien. hat sich diese über stammesgrenzen hinübergreifende, mit elementarer gewalt sich verbreitende neuerung etwa in zusammenhang mit einer neuen religion oder doch wenigstens mit neuen vorstellungen über das fortleben der toten eingeführt? oder was ist sonst ihr grund?

M.s ausführungen zu diesem gegenstand sind klar und besonnen. in übereinstimmung mit Erwin Rohde Psyche s. 26 kommt er zu dem schluss, dass mit der leichenverbrennung beabsichtigt wurde, die seele zu befreien, damit sie im andern leben frieden finden könne. hierfür sprechen ihm literarische zeugnisse aus homerischer zeit; und aus nachweisen von KrBahnson Gravskikke hos amerikaniske folk, Aarb. f. nord. oldkynd. 1882 scheint hervorzugehn, dafs sich bei amerikanischen stämmen ähnliche vorstellungen an diesen brauch knüpfen.

Man könnte freilich noch tiefer greifen und zu ermitteln suchen, warum dies hier und dort der fall ist, und wie sich andere vorstellungen des seelenglaubens zu diesem verhalten. und wie nach dem ursprung der leichenverbrennung könnte man auch nach dem der beerdigung der toten fragen. so wenig wie diese beiden arten der totenbestattung heute die einzigen sind, so wenig ist die beerdigung etwas von selbst gegebenes; ja man wird auch für das vorgeschichtliche Europa mit der möglichkeit anderer bräuche zu rechnen haben. dass man in der Schweiz und Oberösterreich keine zu den pfahlbauten der steinzeit gehörigen gräber gefunden hat, ist sehr auffallend und vielleicht darin begründet, dass man damals in jenen gegenden die toten durch die gewässer forttragen liefs. doch ist dies bei weitem nicht das einzige mögliche und sonst vorkommende verfahren mit ihnen, das ihre spur für uns vollkommen verwischen konnte, und selbst durch ein beigabenloses, nicht an bestimmte örtlichkeit geknüpftes oberflächliches einscharren konnte dies geschehen.

Welches aber immer der vorgang mit den toten war und noch ist, so ist der letzte grund für ihn in der nötigung zu suchen, sie zu beseitigen. der verwesende leichnam kann nicht mehr mit den überlebenden den gleichen wohnraum teilen, auch wenn die gefahr von krankheitsübertragung nicht in betracht käme. wenn man ihn in die erde vergrub oder ihn mit erde zudeckte, so war das ein praktisches mittel, sich seiner unangenehmen würkung zu entziehen, und in seinem grunde nichts anderes, wie wenn wir einen toten hund verscharren, statt ihn

faulend am wege liegen zu lassen. da und dort mochte wol für die beerdigung auch schon ein grund der pietät mit ins gewicht fallen, der es widerstrebte, den rest eines geliebten toten etwa entfernt von den menschlichen behausungen wölfen und aasvögeln zum frafs auszusetzen, die das gleiche geschäft aber ungescheut den würmern überliefs, wenn sie es unter der deckenden erde im verborgenen besorgten. das begraben hat überhaupt auch den zweck, den leichnam und das, was mit ihm vorgeht, den blicken der überlebenden zu entziehen. dass der anblick des entstellten toten leicht zu traumerscheinungen anlass geben wird, ist klar; und in die sprache des seelenglaubens übersetzt besagt dies, dass dem unbestatteten toten — wie es ja noch meinung der Griechen war — der eingang in die ruhe einer jenseitigen welt verwehrt ist. dass zum gespenst immer auch etwas vom leib des abgeschiedenen gehört, hat seinen grund nur darin, dass von diesem der aufregende und traumbilder wachrufende eindruck auf die phantasie ausgeht. so glaubte man für die ruhe der toten zu sorgen, indem man tatsächlich für die der lebenden sorge trug.

Dies aber geschah noch viel gründlicher als durch die blofse beerdigung durch die verbrennung. denn durch diese wurde der leichnam nicht nur der wahrnehmung entrückt, sondern so gründlich und rasch wie möglich bis zu völliger unkenntlichkeit vernichtet. mit dem gedanken an den verstorbenen muste sich, wenn es sich um einen beerdigten handelte, doch noch die vorstellung von dem forterhaltenen, aber entstellten, verwesenden oder schon in ein knochengerippe verwandelten leib verknüpfen, wenn diese auch nicht so grelle farben annahm, als wenn man das grauenerregende unmittelbar vor augen hatte. war der tote aber verbrannt, so gab das, was von ihm übrig blieb, der phantasie keine neue nahrung, und selbst einem vor der verbrennung auf sie ausgeübten eindruck muste der gedanke an seine körperliche vernichtung stark und dauernd entgegenwürken. die rolle, die ein verstorbener unter solchen umständen in träumen, hallucinationen und einbildungen der überlebenden spielte, war ohne zweifel eine geringere und auch eine freundlichere, mit andern worten : seine seele ging leichter in den frieden eines seelenheims ein oder nahm sonst frei den weg ihrer bestimmung innerhalb der lebenden und webenden natur.

Was der zweck der verbrennung war in der zeit, da diese sitte aufkam, und da sie allein herschte, darauf werfen jene fälle ein scharfes licht, in denen sie später noch, als schon wider die beerdigung allgemein geworden war, ausnahmsweise vorkam, und den hinweis auf diese hätte M. nicht ganz unterlassen sollen. am längsten verbreitet war im slavischen osten der brauch, die leichen vermeintlicher vampyre auszugraben und sie ganz oder doch ihren kopf zu verbrennen; in Mannhardts abhandlung über vampyrismus Zs. f. d. myth. 4 und bei Stephan Hock Die vampyrsagen finden

sich zahlreiche belege für ihn zusammengestellt. aber ein ähnliches verfahren mit den körpern gefährlicher spukgeister war früher auch in Deutschland, England und Skandinavien üblich; vgl. das von Hock s. 30 angeführte, ferner Maurer Bekehrung II 85 ff und Prätorius Weltbeschreibung 277 ff. schon für die Römer bezeugt Suetonius Caligula 59 den glauben, dass das verbrennen eines toten seinem gespenstigen treiben ein ende mache. nach altschwedischen satzungen wurden sogar selbstmörder verbrannt aus furcht, dass sie anderes ehrliches volk plagen möchten; s. Hyltén-Cavallius Wärend och Wirdarne I 459 f 472. dass man hexen und zauberer verbrannte, statt sie anders umzubringen, hat auch nur darin seinen grund, dass man es ihnen gründlich unmöglich machen wollte, ihr gemeingefährliches handwerk etwa nach dem tode fortzusetzen.

Da und dort findet man zu gleichem zweck auch andere mittel in gebrauch, die nebenbei bemerkt auch für die urgeschichtsforschung nicht ohne interesse sind, weil auf ihre anwendung gelegentlich auffallende erscheinungen bei grabfunden zurückzuführen sein dürften. besonders beliebt ist das durchbohren mit einem pfahl oder das abschlagen des kopfes — auch ohne diesen zu verbrennen — oder beides zugleich, wie es, um nur éin bekanntes beispiel hierfür aus der älteren literatur anzuführen, nach Saxo bei Mitothinus geschah, von dessen grab sich eine seuche verbreitete. unter mehreren vor wenigen jahren in der nähe von Dux in Böhmen aufgedeckten skelettgräbern war nach einer mir durch hofrat dr Hallwich zukommenden mitteilung eines besonders auffallend, weil in der brust der leiche zwischen den mittleren rippen der linken seite eine sehr breite, lange lanzenspitze haftete, so zwar, dass die rippen stark verletzt und von der grünen patina förmlich durchtränkt waren. dabei könnte man allerdings auch an einen erschlagenen denken, aber dass man einen solchen mit der in der brust steckenden todeswaffe begraben habe, ist nicht sehr wahrscheinlich. von dem funde mehrerer skelette mit in die schädel hineingetriebenen nägeln wurde mir von bauern aus Bernhardsthal in Niederösterreich erzählt, und im Breslauer museum befindet sich ein schädel mit einem 17 zoll langen eisennagel, der durch einen aufliegenden ring senkrecht hindurchgeschlagen war. im katalog wird dazu (unter nr. 6599) mit recht auf eine mitteilung bei WHertz Der Werwolf verwiesen, dass bei den Kleinrussen dem leichnam des vermeintlichen vampyrs ein nagel durch die stirn geschlagen werde, und dasselbe kommt nach Mannhardt aao. 270 f auch bei den Walachen im Banat vor. mit einem mittel gegen das widerkehren haben wirs endlich auch zu tun, wenn der leichnam durch einen gewichtigen stein beschwert wird. so fand ich in einem baioarischen grabfeld aus merowingischer zeit zu Fischbach bei Bergheim im Salzburgischen mehrmals schwere steine aus römischen gebäuden über den skeletten liegend, und in dem

aus gleicher zeit stammenden grabfeld von Reichenhall hat vChlingensperg-Berg (s. sein Gräberfeld von Reichenhall 74) eine nicht geringe anzahl römischer grab- und bausteine in der füllmasse von gräbern gefunden, beobachtungen, mit denen zusammenzuhalten ist, dass nach Valvasor Ehre von Crayn t. II l. VI cap. IV p. 295, wie Mannhardt Zs. f. d. myth. 4, 269 erwähnt, die Uskoken oder Walachen in Krain ein wenig erde auf den toten körper warfen und einen ziemlich schweren stein auf den kopf, damit der verstorbene nicht widerkehre und im hause umgehe. — aber all diese mittel waren nicht so gründlich wie das verbrennen, weil doch nur der gedanke der völligen vernichtung des leibes die einbildungskraft ganz beruhigen konnte.

Dazu kommt dann noch etwas anderes. die gefährlichste art der im grabe nicht ruhe findenden toten, die vampyre, nachzehrer, neuntöter oder wie sie sonst noch heifsen, waren an seuchen verstorbene, von denen man glaubte, dass sie umgiengen, um leuten aus der verwantschaft oder nachbarschaft den tod zu bringen. und in solchen fällen, bei ansteckenden krankheiten, traf man mit dem verbrennen der toten, wenn auch unbewust und nicht in der klaren absicht, krankheitskeime zu vernichten, tatsächlich das rechte und konnte zu erfahrungen gelangen, welche die nützlichkeit dieser mafsregel deutlich erkennen liefsen; und es ist sehr wol möglich, dass grade seuchen dazu beitrugen, die verbrennung allgemein zu machen.

Im grunde ist also das, was seinerzeit zur feuerbestattung geführt hat, dasselbe, was heute wider zu ihren gunsten vorgebracht wird und würklich ins gewicht fällt. auch heute soll sie den gedanken an die toten von einem beigeschmack des grauens und ekels reinigen, und was vom gesundheitlichen standpuncte für sie spricht, kann unter umständen so stark ins gewicht fallen, um selbst — wie gelegentlich der pest in Glasgow — den widerspruch der katholischen geistlichkeit verstummen zu machen. im altertum freilich würkten beide motive nicht unmittelbar, sondern durch vermittlung von vorstellungen des seelenglaubens und im besonderen des gespensterglaubens. man wollte es durch die feuerbestattung verhindern, dass die seelen der abgeschiedenen andere beunruhigten und schädigten und sich selbst quälten. wurzelt die sitte aber auch im gespensterglauben, so muste sie grade nach ihrer allgemeinen durchführung diesem seinen besten nährboden entziehen, und wir werden daher gut tun, uns die niedere mythologie des brandalters, dem auch die älteste germanische eisenzeit zugehört, weniger düster vorzustellen, als etwa die mittelalterliche.

Auch den brauch der grabbeigaben wird man mit unter dem gesichtspunct der gespensterfurcht zu beurteilen haben und sich aus mehreren gründen hüten müssen, aus ihnen allzu rasch auf die jenseitsvorstellungen einen schluss zu ziehen, als ob sie einzig

und allein den zweck gehabt haben könnten, den toten für eine andere welt auszustatten. auch wir bestatten die leichen in feiertagskleidern, oft sogar noch mit schmuck, ohne dass dies etwas anderes wäre, als ein act der pietät. wenn man dem toten im altertum das mitgab, was er im leben immer mit sich gehabt hatte, wird auch oftmals nicht mehr als ein solcher vorliegen; ein hauptgrund, der dazu bestimmte, wird aber auch die besorgnis gewesen sein, dass der verstorbene sonst als gespenst kommen könne, um seinen besitz zu holen, was besonders dem, der sich ihn angeeignet hatte, unangenehm scheinen mochte. tatsächlich konnte er dem, der durch irgend einen gegenstand lebhaft an ihn erinnert wurde, leichter im traum erscheinen als einem andern. den ausschlag können aber auch hier fälle gegeben haben, wo durch aneignung des besitztums eines verstorbenen eine ansteckende krankheit, der dieser erlegen war, auf einen anderen übertragen wurde.

Ob sich von den bestattungsbräuchen auch zur höheren mythologie fäden hinüberspinnen? wenn die Ynglingasaga 8 erzählt, dass Odin das gesetz eingeführt habe, die leichen mit ihrem eigentum zu verbrennen, so möchte man zunächst nicht allzuviel darauf geben, denn es lag vom christlichen standpunct aus nicht so ferne, die ausgesprochen heidnische bestattungsart mit dem heidnischen hauptgott, der nebenbei auch totengott war, in verbindung zu bringen. doch wird man der nachricht schon mehr bedeutung beimessen, wenn Snorri im prolog seiner Heimskringla die beerdigung unverbrannter leichen auf den gott Frey, also ebenfalls auf heidnischen ursprung und nicht etwa auf christlichen einfluss zurückführt. zusammenzuhalten ist damit, was er Ynglingasaga 12 von der bestattung des Schwedenkönigs Frey erzählt, für den seine mannen, als er schwer erkrankte, einen grofsen hügel mit einer türe und drei fenstern (*gluggar*) erbauten. ***En er Freyr var dauðr***, heifst es dann, ***báru þeir hann leyniliga í hauginn, ok sǫgðu Svíum at hann lifði, ok varðveittu hann þar*** 3 ***vetr. En skatt ǫllum heltu þeir í hauginn, í einn glugg gullinu, en í annan silfrinu, í hinn þriðia eirpenningum. þá hélzt ár ok friðr.*** und von Frotho III, dem friedsamen, — di. Frey — wird bei Saxo V 256 berichtet, dass die vornehmen ihm, nachdem er gestorben war, die eingeweide herausnehmen, ihn einsalzen liefsen und ihn so drei jahre lang bewahrten, während welcher zeit sein tod verheimlicht und die steuern wie zu seinen lebzeiten eingetrieben wurden. sehr beachtenswert ist es, dass das conservieren von leichen in salz auch anderwärts vorkommt. unter berufung auf Bombay gazetteer XVII 183; XVIII (1) 272; XVII 214; XX 151; Crooke, Tribes and castes of the north-western provinces II 469; Logan, Malabar I 130 berichtet Crooke in der schon einmal citierten abhandlung s. 273 : 'Thus, by the Mânbhâv, religious beggars in Bombay, the grave is filled up with salt and

earth; the Lingâyats of Pûna place round the corpse as much salt as they can afford, and then fill in the grave; the Gâvlis, a class of shepherds in Sholapur, fill in the grave with earth up to the level of the neck of the corpse; the head being sacred, it is covered with salt and then earth is piled over it: in Upper India the Gusiân mendicant is buried in salt'. aufserdem erinnert es an das verfahren mit Frey und Frotho, wenn, wie aao. 272 mitgeteilt wird, in Kanaka, in Orissa, der leichnam des häuptlings in öl conserviert wird und nicht verbrannt, bis sein nachfolger eingesetzt ist; der thron, sage man, dürfe niemals leer bleiben. das einsalzen sowol als auch die bestattung in festen steingräbern sind beide der absicht möglichster erhaltung des leichnams entsprungen, und wenn das eine von Frey, das andere von seiner hypostase Frotho erzählt wird, werden wir beide bräuche als zusammengehörig betrachten und für die zeit der megalithischen grabbauten umsomehr auch noch ein besonderes bemühen um die conservierung der leichen voraussetzen dürfen. die oben ausgesprochene vermutung, dass man sie räucherte, wird dadurch umso näher gerückt.

Erwähnt sei noch, dass der grabhügel mit den drei lucken oder fenstern (*gluggar*), von dem die Ynglingasaga erzählt, sein vorbild hat an aus dem schluss der steinzeit oder der übergangszeit zur bronzeperiode stammenden steingräbern, die ein grofses rundes oder rundliches loch in der einen giebelwand zeigen. auch zwei solche löcher neben einander sind in einem hügel bei Plas Newydd in Wales im verschlussstein angebracht, und gelegentlich mögen wol auch drei vorgekommen sein. dass im hügel des Frey grade drei fenster angegeben werden, kann übrigens auch auf sagenhafter ausschmückung älterer überlieferung beruhen. beachtenswert aber ist hier noch, dass soweit es sich um Skandinavien handelt, solche grabbauten mit giebelöffnungen gerade nur im mittleren Schweden vorkommen; s. Montelius Svensk fornminnesföreningens tidskrift 7, 150 (= Arch. f. anthropologie 19, 18), Orient und Europa 143.

Wenn aber Frey mit den bestattungssitten etwas zu tun hat, so hängt dies damit zusammen, dass er, wie ich Der germ. himmelsgott 78 ff gezeigt habe, vor Oðin der herr des totenreiches war. zu dem älteren fürsten der unterwelt gehört der ältere, zu dem jüngeren der jüngere bestattungsbrauch. dem windgott Oðin war die verbrennung auch darum schon angemessen, weil durch sie die seele jeder körperlichen fessel entledigt frei als hauch entschweben konnte; und wenn auch Oðin als höchster gott auf germanischem boden überall oder fast überall jünger sein dürfte als die einführung des leichenbrandes, so kann er doch auch schon, bevor er den götterthron bestieg, mit dieser in verbindung gebracht worden sein. das andenken an die ältere bestattungsart und ihre beziehung zu Frey aber wird sich in mysterien seines

cultes und an orten seiner besonderen verehrung erhalten haben, möglicherweise mit ihr selbst; denn dass die leichenverbrennung auch zur zeit ihrer grösten verbreitung der bei den Germanen ohne alle ausnahme allein übliche brauch gewesen ist, lässt sich nicht beweisen. dass man später die jüngere, zweite, auf die brunaǫld folgende haugaǫld mit der älteren, deren gedächtnis im übrigen entschwunden war, verwechselte und Frey mit dieser jüngeren hügelzeit in beziehung brachte, ist begreiflich genug.

Der glaube, dass die fortexistenz des menschen an die erhaltung des leibes geknüpft sei, hat seine ältesten und tiefsten wurzeln im orient. in der leichenpflege der Ägypter zeigt er sich in äufserster durchführung. was im land der Pharaonen pyramiden und mumien, das sind die steingräber und der eingesalzene könig Frotho im germanischen norden. hier ligt wol die älteste jener grofsen religiösen bewegungen vor, die vom orient ihren ausgang nehmen.

Dass man, wofür das eben besprochene zeugnis der Ynglingasaga ein beleg ist, zur zeit als die uns erhaltenen nordischen sagen entstanden, die megalithischen bauwerke sehr gut kannte und auch noch wuste, dass sie als gräber gedient hatten, geht auch noch aus anderen erzählungen hervor. so aus dem bericht der Vǫlsungasaga 8 über den hügel, den Siggeir anlegen und in der er Sigmund und Sinfiǫtli setzen liefs. um beide von einander zu trennen, sind in ihm zwei kammern angebracht und von einander durch eine grofse steinplatte geschieden. deutlich hat dem, der das zuerst erzählte, eine der grofsen grabbauten der steinzeit vorgeschwebt, und zwar im besonderen eine jener doppelkammern, von denen M. I 91 spricht, die entweder wie zwei zusammengebaute stuben mit gemeinsamem endstein aussehen oder nur éine stube sind, in die ein oder zwei steine als scheidewand eingesetzt sind. vgl. auch die abb. 40 (I 90). bemerkenswert ist dies schon deshalb, weil danach dieser zug der Vǫlsungensage zwar in Norddeutschland, Dänemark oder Schweden ausgebildet sein kann, aber nicht in Norwegen, wo steingräber, wie auch M. I 94 bemerkt, überhaupt — aufser einer kleinen kammer in der nähe von Frederikshald — vollständig fehlen.

Eine anspielung auf ein steingrab, also ein steinzeitliches, seh ich auch darin, wenn die riesin, mit der Brynhild auf ihrer helfahrt ein gespräch hat, ihre wohnstatt als *grióti studda garða* bezeichnet und von Brynhild als *brúðr ór steini* angeredet wird. die an sie schliefslich gerichtete aufforderung, zu versinken (*søkstu*), ist von Detter Die Völuspa 40 (WSB 140) mit recht dem schlusssatz der Vǫluspá (*nú mun hón søkkvaz*) an die seite gestellt und mit diesem auf das versinken eines gespenstes gedeutet worden. als höhle (*hellir*) wird ferner die behausung der vǫlva im Hyndluliód 1 bezeichnet, in der sie ungestört weiter zu schlafen wünscht (*sofa lystir mik* str. 16) und zwar, wie auch schon Detter gesehen

hat, den todesschlaf. in beiden fällen wird es auch durch parallele erzählungen von der erweckung einer vǫlva oder einer verwanten gestalt aus dem grabe um so wahrscheinlicher, dass wir es mit abgeschiedenen zu tun haben. die rolle einer solchen spielt vielleicht auch die riesin Þǫkk, die nach Sn. E. I 180 in einem *hellir* sitzt. da es aber würkliche felsengräber im norden nirgends gegeben hat, wird unter dem *hellir* oder den *grióti studdir garðar* der felsgestützten behausung, worin die tote vǫlva oder riesin ruht, nicht eine natürliche, sondern die künstliche grabeshöhle, die steinerne riesenstube, jættestue zu verstehn sein. diese scenerie kann ja wol einmal aus einer geschichte in die andere übertragen worden sein, zuerst aufgekommen aber ist die vorstellung von ihr gewis nicht in Norwegen und noch weniger auf Island, sondern nur in einem gebiet, in dem es megalithische grabbauten gibt.

Was die frage der nationalen herkunft der funde anbelangt, ist M. mit seinem urteil sichtbarlich äufserst zurückhaltend, und das ist ja im allgemeinen zu billigen. einige hauptprobleme und haupttatsachen der stammesgeschichte aber hätten doch erwähnung verdient; so die, dass die Dänen selbst sicher erst in der völkerwanderungszeit das in betracht stehende gebiet in besitz genommen haben. sogar die zugehörigkeit der nordischen bevölkerung zum germanischen stamme scheint in frage gestellt, wenn, wie es s. 50 unbedachterweise geschieht, von einer 'gemeinsam germanisch-nordischen cultur' gesprochen wird. und gegenüber seiner hinterlassenschaft an waffen, geräten und schmuck ist dem physischen menschen zu wenig aufmerksamkeit gewidmet. mit schädelmafsen freilich wäre bei dem heutigen stande der kraniologischen forschungen der allgemeinheit wenig gedient; aber abbildungen charakteristischer schädel — besonders auch solcher aus den totenbäumen der bronzezeit — wären doch recht erwünscht.

Ein mangel des buches ist ja auch durch die begrenzung seines materials gegeben, die zwar begreiflich genug ist, aber doch nicht ganz wissenschaftlich. denn was für ein innerer grund könnte dafür mafsgebend sein, die funde aus Schleswig oder Seeland oder Bornholm zu behandeln, die aus Holstein oder Schonen aber bei seite zu lassen? ganz ist ja dies nicht geschehen, und wir wissen auch, dass die dinge in den nachbarländern ähnlich liegen; aber gerade über die verbreitung der einzelnen erscheinungen, zb. die jeweilige nördliche erstreckung der stein- und bronzecultur, verlangten wir oft mehr und genaueres zu erfahren. eine nordische altertumskunde, wie sich das buch in seiner deutschen ausgabe nennt, ist es nicht eigentlich, eher passt der vom dänischen standpunct aus gewählte titel 'Vor oldtid', jedoch auch nicht vollkommen, da auf die Dänen auf jetzt schwedischem boden nicht rücksicht genommen ist. dass wir es aber dabei nur mit einer vorarbeit für eine eigentliche nordische und für eine

germanische altertumskunde zu tun haben — ein ziel, das nicht aus dem auge gelassen werden darf —, braucht uns die freude an dem buche nicht zu vergällen. es ist vorläufig der beste ersatz für eine solche, ein ersatz, wie er auf deutscher seite mit ähnlicher beschränkung auf ein local begrenztes fundmaterial aus mehreren gründen unmöglich hätte geschaffen werden können.

Dass das schöne und wertvolle werk durch die deutsche ausgabe auch bei uns weiteren kreisen zugänglich gemacht wird, ist um so erfreulicher, als wir ja auf dem prähistorisch-archäologischen gebiete viel mehr noch der anregung und schulung bedürfen, als unsere auf ihm so wacker voranstrebenden nordischen vettern. wir wollen deshalb dem Trübnerschen verlag für ihr zustandekommen den dank nicht schuldig bleiben und last not least auch des verdienstes OLJiriczeks gedenken, der die übersetzung in mustergiltiger weise besorgt hat. RUDOLF MUCH.

Die alt- und neuschwedische accentuierung unter berücksichtigung der andern nordischen sprachen. von AXEL KOCK. [Quellen und forschungen LXXXVII.] Strafsburg, Karl JTrübner, 1901. XI und 298 ss. 8°. — 7,50 m.

Es war ein vortrefflicher gedanke Axel Kocks, die geheimnisse der nordgermanischen betonung vor einem weiteren kreise von südgermanischen fachgenossen aufzuhellen. an die schwedisch, dänisch, norwegisch verfassten bücher und aufsätze über den accent werden sich in Deutschland nur wenige specialforscher herangewagt haben. was in allgemeiner benutzte werke wie Noreens Altwestn. grammatik von der accentlehre eingang fand, das konnte in seiner losgerissenheit nur die dunkle vorstellung wecken, dass in der nordischen betonung allerlei gröfsen spielen, die der deutschen und englischen grammatik unbekannt sind. das vorliegende werk gibt ein abgerundetes gesamtbild und setzt keinerlei kenntnis der lebenden skandinavischen sprachen voraus. niemand war zu dieser aufgabe so berufen wie Kock: die accentlehre stand von jeher im mittelpunct seiner ergebnisreichen studien und sie verdankt ihm vor allen ihren aufbau, ihre entwickelte methode. dazu kommt bei K. eine ungewöhnliche gabe, die subtilsten unterscheidungen, die gliederreichsten herleitungen so vorzutragen, dass der leser kaum etwas von der schwierigkeit verspürt. das lob der klarheit kann man dem buche auch da nicht versagen, wo es das material einseitig verwertet. man verliert nie den faden; man weifs immer, worauf der verf. hinaus will. erfreulich ist die unbefangenheit, die sich zb. darin äufsert, dass K. zwei und mehr gleichschwache silben nebeneinander anerkennt, — eine möglichkeit, die bekanntlich von deutschen forschern aus apriorischen gründen geleugnet worden war.

Wenn ich die ansicht äufsere, dass man sich mehr würkung versprechen dürfte von einer kürzeren, strafferen darstellung,

die in widerholungen nicht so weit, in der beschneidung des stoffes weiter gienge, so denk ich nicht nur an den eigenen eindruck, sondern auch an das urteil von fachgenossen, die den nordischen sprachen etwas ferner stehn, die sich der verf. also in erster linie als leser dieses compendiums denken wird. der schwedische accentforscher macht sich nicht leicht eine vorstellung davon, wie fremd diese region den deutschen grammatiker anmutet, und wie nahe diesem die gefahr ligt, dass er selbst an der hand eines so vorsorglichen führers schliefslich den wald vor bäumen nicht gesehen habe! und noch eines. das buch ist in einer kaum möglichen sprache geschrieben. auf einen das deutsche beherschenden übersetzer hätten der sprachgewante autor und der verleger in diesem falle nicht verzichten dürfen. die verständlichkeit leidet wol nirgends unter den undeutschen wendungen[1] und den schachtelsätzen, deren wir uns seit Nietzsche mehr und mehr entwöhnt haben. aber hier darf man mehr verlangen. was man bei einer monographischen untersuchung willig in kauf nimmt, das verschmerzt man schwer bei einem lehrbuche, das so manche eigenschaften eines hauptwerkes besitzt, und das man sich als oft benutztes hilfsmittel in der handbibliothek der sprachforscher denken möchte.

Von dem reichen inhalt der schrift hier einen auszug zu geben, betracht ich nicht als meine aufgabe, und nur zögernd bring ich gegen ein werk, dem ich so sehr als lernender gegenübersteh, einzelne bedenken vor.

Als erstes hauptthema wird der gegensatz von accent 1 und accent 2 mit grofser sorgfalt und genauigkeit abgehandelt. hier liegen vornehmlich die phänomene, die für den phonetiker, sein sondergebiet mag da oder dort liegen, von gröstem allgemeinem interesse sind. Kock stellt die einführenden betrachtungen auf die schwedische reichssprache ab. diese weifs nichts von dem gegensatz zwischen starkem und schwachem levis. so entsteht der übelstand, dass diese doppelheit, der an sprachgeschichtlichen folgen kaum eine zweite gleichkommt, erst später, sozusagen unter der hand die scene betritt (§ 50), während uns die allgemeinen übersichten (s. XII und § 32) nur mit éinem levisgrade bekannt machen. — in abschnitt III unternimmt K. die geschichtliche erklärung der beiden accentsysteme. behutsam schreitet er zum jüngern altschwedischen, dann zum ältern altschwedischen und zum gemeinnordischen zurück. die letzten wurzeln der erscheinung liegen

[1] man errät gleich, dass 'vgl. in gewissem grade Lindgren' so viel bedeutet wie 'einiges hierüber bei L.', dass 'lehen' = 'lehngut' sein soll (deshalb undeutsch, weil beim simplex *lehen* die bedeutung des geliehenen, zurückziehbaren noch lebendig ist) usw. hoffentlich dringt das unschöne wortgebilde 'accentuierung' nicht durch. 'betonung' ist unverfänglich, sobald man von vornherein erklärt, dass man nicht nur die stimmhöhe damit meint.

in der idg. ursprache, in dem circumflex gewisser endsilbenvocale. die ganze herleitung ist scharfsinnig ausgedacht. der einwurf 'unsicher' ligt zu nahe, um erlaubt zu sein. ich sehe kein glied in der langen kette, das als unmöglich zu beanstanden wäre. für die meisten vorgänge kann sich K. auf sichere analogien berufen. dagegen wird man die frage, ob die heute vorliegenden zustände auf diesem wege würklich e r k l ä r t werden, nicht bejahen. warum der fortis 1 höher einsetzt als der fortis 2 — einer der markanten unterschiede —, das wissen wir nicht. dass der fortis 1 jetzt in den meisten gegenden eingipflig, der fortis 2 zweigipflig ist (vgl. § 247), bleibt unerklärt; denn jener wie dieser soll etwa um das jahr 900 zwei gipfel gehabt haben. man sieht nicht ein, weshalb (urnord.) *maiʀǣ, *sōhtē, *dagōʀ den kräftigen und hohen levis auf der schlusssilbe bewahren, während in *langiʀǣ, *fulliðē, *feturōʀ die gleichwertigen schlusssilben — sofern sie sich lautmechanisch entwickeln — zum levissimus herabsinken (vgl. § 228); durch das verstummen der mittelsilbe kann die folgende silbe nicht wol geschwächt worden sein. woher in *fullōstǣ, *konungōʀ dieselbe accentform 2 kommt wie in *stainōʀ, *sōkīʀ, das würde eine eigene construction für sich in anspruch nehmen. der verf. setzt die urnord. formen *bindōm, *bindīþ an : der vocalverlust in urgerm. *bindomiz, *bindiði soll die vorhergehnde silbe gelängt haben. dann wäre also auch *bindizi > *bindiʀ zu verlangen; und doch verliert *bindīʀ sein langes ī schon in der ersten synkopezeit! urgerm. *farizi ergäbe *farīʀ; da fände § 245 anwendung : 'die lange zweite silbe blieb bis auf weiteres in den kurzsilbigen wörtern stehn und wurde erst später halblang'; und dennoch die synkope *farī̆ʀ > ferr? die erscheinung, dass auf kurze fortissilbe eine stärkere silbe folgt als auf lange, hätte man gern mehr selbständig behandelt gesehen, da sie mit dem gegensatze acc. 1 : acc. 2 nicht solidarisch ist; sie gilt ja auch für die westgerm. sprachen, nach ausweis der vocalsynkopen. übrigens muss der nachdruck auf den zweiten silben von *dagaʀ, *taliðē gering gewesen sein, da er das verstummen der vocale ja nicht gehindert, nur verzögert hat (bei *dagaʀ ist nicht einmal dies nachzuweisen); urnord. *taliðē hatte jedesfalls schon, ebenso wie *dōmiðē, den zweitstärksten ton auf der endsilbe. da die kurzen endungsvocale unterschiedslos schwanden, ob sie den vorgermanischen wortton trugen oder nicht, in *windaʀ ebenso wie in *wulfaʀ, ist es recht unwahrscheinlich, dass dieser vorgermanische ton in dem spätern starken levis (*tăld*) nachwürke (vgl. § 240).

Als zweiten hauptgegenstand des buches kann man die frage nach dem umfang der germanischen accentverschiebung bezeichnen. Kock vertritt hier eine persönliche lieblingsansicht, für die er seit 23 jahren ins feld gezogen ist : nämlich dass es eine urgermanische anfangsbetonung — so wie sie bei uns in Deutschland gelehrt wird — nicht gegeben hat. in den compositis, nimmt K. an, war

die betonung des zweiten gliedes zwar etwas seltener als die des ersten, aber doch in weitem umfange vorhanden und principiell gleichberechtigt mit der anfangsbetonung, nicht etwa auf gewisse kategorien eingeschränkt (bes. § 499 f). für die simplicia befürwortet K. die analogische verpflanzung des haupttones auf die wurzelsilbe und fährt dann folgendermafsen fort (§ 498): 'dies hat jedoch ganz sicher eine sehr lange periode erfordert, und ganz dürfte das neue acc.-princip in den germ. dialekten erst ziemlich lange nach der spaltung der urgerm. sprache durchgeführt worden sein. ja, zb. in dem aschw. *aldrégh* und noch in dem *aldrigh* 'nie' des schwed. und dän. des 17 jhs. hat man bis auf diese zeit einen rest der älteren acc. erhalten'. das wäre in der tat 'ziemlich lange' nach der urgerm. zeit. 'gemeingermanisch' dürfte man danach die accentverschiebung nur etwa in dem sinne nennen, wie man den *i*-umlaut, das aussterben des pronominalen duals und ähnliche dinge als gemeingermanisch bezeichnen könnte.

Nach meinem gefühl geht K. in diesem abschnitt v zu sehr als anwalt vor, der überreden will; er bleibt nicht ganz der unbeteiligte erforscher, der dem pro und dem contra gleich helles licht spendet. namentlich gilt dies für die verwertung der altgerm. poesie. zwei standpuncte sind ihr gegenüber eingenommen worden. die einen sagen: die stabsetzung beruht auf künstlichen regeln (deren ratio wir nicht mehr erkennen), sie spiegelt nicht die gewichtsabstufung der natürlichen sprache. die andern glauben, dass die stabenden silben die stärksten im worte und im satze sind. für die ersten kommt die stabsetzung als erkenntnisquelle des sprachtones einfach nicht in betracht. für die andern ist sie ein zeugnis ersten ranges. Kock verfährt eklektisch. er hebt die paar einsamen fälle, wo ein compositum mit dem zweiten gliede stabt, als argumente für die nicht-anfangsbetonung widerholt und nachdrücklich hervor, lässt aber unerwähnt, dass neben diesen paar solostimmen ein vieltausendstimmiger chorus für die anfangsbetonung zeugt.[1] dieser mittelweg ist ungangbar. Qui trop embrasse, mal étreint. die in § 478 angeführten aufsätze von Beckman und Craigie stellen sich auf den ersten der genannten standpuncte; sie erschliefsen die betonung nicht aus dem stab-

[1] § 457/458 sagt er geradezu: (die altschwed. reimdichtung) 'bestätigt vollkommen, dass der fortis der alten sprache in grofser ausdehnung auf dem zweiten comp.-gliede ruhen konnte. dies wird auch durch die alliterationen in isl. gedichten (Bugge NFkv. s. 36 anm.) .... bestätigt'. Bugge aao. citiert zwei, sage zwei fälle und erinnert aufserdem an die wörter mit *ó-* ('un-'). dazu kann man noch *iafnhátt* nehmen, in der strophe SnE. (FJónsson) s. 89; es stabt mit *himinn*, nicht mit *upp*. von 'grofser ausdehnung' kann da füglich nicht die rede sein. vielmehr beachte man, dass die nicht stabenden ersten compositionsglieder (*ó-*, *ofr-*, *iafn-*, *ein-*) sämtlich 'leere begriffe' sind (Behaghel Syntax des Heliand s. 62), sich also deutlich als eine bestimmte gruppe abgrenzen.

reim, sondern gegen den stabreim, sie denken sich, dass die stäbe mit einer gewissen vorliebe in den senkungen stehn. wer dies mit K. (§ 478) discutabel findet, der kann unmöglich den schluss ziehn, in der langzeile

ofrgiǫld fáa gumna synir

beweise die stabsetzung, den endton von *ofrgiǫld*. wer dagegen, wie zb. der ref., der meinung ist, dass die stabenden silben die stärksten sind, der muss die Kocksche hypothese notgedrungen als widerlegt ansehen, — widerlegt durch das älteste, umfassendste und unzweideutigste zeugenmaterial, das uns in dieser sache zu gebote steht.

Von den zeugen, die K. aufruft, möcht ich mehrere 'taka ór dómi' dh. recusieren. die accentstriche bei Otfrid können würklich nicht das beweisen, was sie hier beweisen sollen! der grundsatz, die stärkste silbe anzuzeichnen, ist eben durch so und so viele andere rücksichten und — zufälligkeiten durchkreuzt worden. um absonderliche betonungen wie *lītellátr* dem aisl. zuzuweisen, brauchte es ein bischen festeren boden als sporadische, planlose acute in einzelnen hss. die lautlichen vorgänge, die mit der hauptbetonung des 2 comp.-gliedes zusammenhängen sollen, lassen sich wol auch anders deuten. zb. glaub ich, dass der nach dem jeweiligen satzrhythmus wechselnde, stärkere oder schwächere nebenton auf dem zweiten gliede eine rolle gespielt hat. **brūðihlaup* wurde zu *brullaup* bei stärkerem nebenaccent auf der schlusssilbe, dagegen zu *bryllaup* da, wo die nachdrucksverhältnisse denen von **dōmiðē* > *demði* glichen (in beiden fällen *i*-umlaut). dazu stimmt gut die doppelte entwicklung von **Anulaiƀaʀ* zu *'Aleifr* und zu *'Oláfr*, dort mit stärkerem, hier mit schwächerem ton auf dem zweiten gliede (*'Aláfr* und *Óleifr*, soweit sie würklich vorkommen, sind mischformen). in *aljalīkōʀ* > *elligar* erblick ich den (ältern) umlaut des *j*: **alja-* wurde zu **eli-*, nicht zu *ali-*. die würkungen des Vernerschen gesetzes können nur für den vorgermanischen accent beweisen und müssen bei der frage, ob der germ. anfangston eingetreten sei, gänzlich fern bleiben. zb. das *d* in got. *naudiþaurfts* weist auf vorgerm. **nauðiþurftis*, gibt aber keinen aufschluss, ob die Germanen den fortis auf *nau-* oder auf *þurf-* legten. deutlich zeigt sich dies bei got. *andniman* gegen *ándanēms*: das *-d-* fordert in beiden fällen gleichermaſsen den vorgerm. accent hinter *and-*; dennoch ist in *andanēms*, wie auch K. annimmt, der urgerm. ton auf die anfangssilbe getreten, in *andniman* nicht; die urgerm. lagerung der accente ist also unabhängig von dem vorgerm. zustand, wie er sich im grammatischen wechsel ausspricht. *dus-'* > *tuz* beweist nicht, dass dieses präfix im urgerm. unbetont blieb, usf.

Die anschauung, die Kluge im Grdr. d. g. phil.[2] I 388 ff vorträgt, scheint mir in allem wesentlichen unerschüttert dazustehn. auch die accentregelung als mechanischen vorgang möcht ich

gegen Kock § 498 festhalten. dass den Germanen, schon eh sie die neue betonungsart hatten, die wurzelsilbe 'für das unmittelbare sprachgefühl trägerin der wesentlichsten bedeutung des wortes war', kann ich mir nicht vorstellen. hat der Italiener ein gefühl davon, dass er in *villa, frate, penso* 'logisch', in *città, fratello, pensiamo* 'unlogisch' betont?[1]

Auch K. führt nicht jede neuere endbetonung auf die ursprache zurück. er nimmt an, dass einzelne nord. mundarten diesen accent in grofsem umfange secundär eingeführt haben; 'ein neues aussprachegesetz' (§ 510). ich kann es mir nicht anders denken, als dass man diese annahme in viel weiterer ausdehnung für die nord. und auch für die wgerm. sprachen geltend machen muss. die weitgehende binnen- und endbetonung, die uns zumal im schwedischen und dänischen entgegentritt, ist eine jüngere entwicklung. diese ist nach K.s darlegungen seit einigen jahrhunderten im abstieg begriffen. wann sie ihren höhepunct hatte, weifs ich nicht. in der nhd. gemeinsprache (in norddeutschem munde) scheint die tendenz auf binnenbetonung noch lebendig zu sein; wo ein und dasselbe wort die beiden accente führt, wie zb. *ausführlich,* wird man wol in der binnenbetonung nicht mit K. ein 'noch', sondern ein 'schon' zu erkennen haben.

Den anstofs zu der ganzen bewegung gab vermutlich der grofse umschwung in der satzbetonung, der etwa vom 10/11 jh. ab das ganze germanische sprachgebiet ergriff. auch K. acceptiert in der hauptsache die aus der stabsetzung zu erschliefsende altgerm. satzbetonung (§ 512). der neuere satzrhythmus ist sehr verschieden. er hat vor allem die freiheit und die neigung, das zweite glied einer gruppe zu betonen, wo man früher das erste betonte. im nhd. kann sich dieser mechanische trieb dem logischen bedürfnis überordnen; man kann zb. in den beiden sätzen

er hat sich die schriften von Uhland gekauft
er hat sich Uhlands schriften gekauft

das erste mal auf *Uhland*, das zweite mal auf *schriften* den stärkern und höhern ton legen, auch wo nicht im mindesten die absicht besteht, dort den autor zu unterscheiden, hier die 'schriften' etwa den 'gedichten' entgegenzusetzen. dass die accentverschiebung von den syntaktischen gruppen auf die composita übergreifen konnte, ist nicht zu verwundern. besteht doch keinerlei feste grenze und hat sich vieles seit dem 12 jh. allmählich von der juxtaposition zum einheitlichen worte entwickelt. sollten nicht im ostnordischen auch die massen deutscher lehnwörter unordnung gestiftet haben, indem unbetonte verbal- und betonte nominal-

[1] K. sagt § 498, bei mechanischer verpflanzung des fortis auf die erste silbe verstehe man nicht, dass zb. isl. *torbœnn* den fortis noch immer auf der zweiten silbe trage. aber ligt hier würklich ein 'noch immer' vor und nicht vielleicht ein 'wider'? vgl. Kluge aao. § 86. 87 (got. *frálusts* — ahd. *firlúst* nach *firléosan* u. ähnl.).

präfixe in der neuen heimat gr. t. lautlich zusammenfielen? — bis nach Island hat sich die bewegung nicht erstreckt. von allen germanischen sprachen hat das isländische die folgerichtigste anfangsbetonung. da diese mit der deutschen und der englischen meistens zusammengeht und anderseits zu dem stimmt, was der altgermanische stabreim über den wortton aussagt, wird das isländische in dieser hinsicht doch wol nicht die unursprünglichste aller nordischen sprachen sein.

Berlin, 24 Januar 1902. ANDREAS HEUSLER.

Snorri Sturluson, Edda, udgiven af FINNUR JÓNSSON med bidrag af professorernes fritrykskonto. København, universitetsboghandler Gad, 1900. XII und 237 ss. 8°. — 4,50 kr.[1]

In dieser neuen ausgabe sind zum ersten male die lesarten von T, einer Utrechter papierhs. von c. 1600 verwertet. über sie haben wir von FJónsson mitteilung erhalten zunächst in der praefatio zur grofsen Arnamagnæanischen ausgabe III, s. CXIV f, wo auch schon ein stück nach einer abschrift von Jón Sigurðsson abgedruckt ist, nämlich jener teil des prologs, um welchen T reicher ist als r. bekanntlich fehlt in r das erste blatt. auch T ist im anfang unvollständig, aber der ausfall ist nur halb so grofs wie in r.

Dann erfuhren wir genaueres über T in FJónssons abhandlung 'Edda Snorra Sturlusonar dens oprindelige form og sammensætning', Aarb. f. nord. oldkynd. og hist. 1898, s. 283 ff, s. namentlich den excurs, s. 356 : T ist nahe verwant mit r, aber keine abschrift von r, sondern von einer verlorenen pergamenths., welche nach ausweis der conservativen orthographie von T um 1300, wahrscheinlich sogar früher geschrieben ist, also gleichaltrig war mit der Kringla und älter als sämtliche hss. der SnE.

In einer reihe von fällen lehrt die lesart von T, die übereinstimmung von T mit den übrigen hss. gegen r, dass r selbständig geändert hat. diese erkenntnis ist der neuen ausgabe zu gute gekommen, die wie die AM.sche r zu grunde legt.

So schreibt die AM.sche ausgabe I 32 [13] *ok fór með laun* nach r, dagegen FJónsson s. 9 [4] *með leynd*, wie TW haben. in solchen fällen, wo TW gegen r stehn, ist in der regel die lesart von TW in den text gesetzt worden. — I 44 [13] *eða trúir þú* nach r, FJ. s. 13 [5] *eða trúi þér* nach TUW. — I 46 [4] *Auðhumbla* nach r, FJ. s. 13 [10] *Auðumla* nach TUW. — I 62 *í upphafi setti hann stiórnarmenn* nach r, FJ. s. 18 [12] fügt hinzu *í sæti* nach TUW. — I 92 [14] fehlt der ganze satz *Eigi er Niǫrðr ása ættar* nach r, s. dagegen FJ. s. 28 [2] nach TUW. — I 96 [13] hat schon die AM.sche ausgabe *tignarnafn* geschrieben in *ok af hennar nafni er þat tignarnafn* nach UW, gegen r, das nur *nafn* hat; auch T hat *tignar-*

[1] vgl. Littbl. f. germ. und rom. phil. 1901, nr 34 (Mogk), Arkiv f. nord. fil. XVIII s. 182 ff (Heusler).

nafn, s. FJ. 29 [9]. — I 116 [13] *Vǫr, hón er ok vitr* nach r, FJ. s. 36 [5] blofs *hón er vitr* nach TW, s. die abhandlung in den Aarb. s. 352, gegen Mogk Beitr. 5, 529 ff. — I 150 [4] *Þórr fór fram á leið* nach r, FJ. 48 [7] *snýr f. á l.* nach TW. — I 152 [1] *ok glotti um tǫnn* nach r, FJ. 48 [10] *við tǫnn* nach TUW, s. die abhandlung in den Aarb. s. 344. — I 180 [10] ist schon *hafi* (r) nach UW in *haldi* gebessert (*haldi Hel því er hefir*); auch T hat *haldi*, s. FJ. 60 [1]. — FJ. s. 107 [8] heifst es nach TW *Hví er gull kallat sáð Kraka?* in r und SnE. I 392 fehlt dieser satz. — Grottasöng str. 17 (Bugge), SnE. I 386 wird die conjectur *mútt of leiti* durch T bestätigt; FJ. schreibt allerdings s. 193 *létti* mit r. — ebenso bestätigt T die conjectur *iárni varðar* Grottasöng str. 21, SnE. I 388, FJ. s. 194 für *iarnar fiarðar*, wie r hat.

Gelegentlich vermist man aber bei FJ. eine angabe über die lesart von T: Grottasöng str. 4 schreibt FJ. s. 192 *vas til meldrs komin* ohne variantenangabe. nach Bugge hat hier r '*meldr*, ikke *meldz*, som Rask og Egilsson læse'. da möchte man doch gern erfahren, was in T steht. — Grottasöng str. 3, FJ. s. 192 ist *þytu* ein druckfehler für *þyt*. — FJ. s. 97 [6. 7] erfahren wir, dass der zwergname *Brokkr* in T nicht steht, sondern ein raum freigelassen ist, wie das auch ursprünglich in r der fall war, wo der name erst von späterer hand nachgetragen ist. s. 98 [2] heifst es aber zu Brokk blofs 'so r von späterer hand', aber über T fehlt eine bemerkung. ebenso bei *Sindri* s. 97 [7] 'so r von jüngerer hand; *æitri* W; fehlt TU', vgl. SnE. I 341 [17] 'sic Reg., multo seriori manu ex Eitri mutatum'. FJ. s. 98 [1] heifst es aber wider nur zu *Sindri* 'so r mit jüngerer hand, *æitri* W', ohne angabe über T. wahrscheinlich ist gemeint, dass auch hier T an stelle von *Brokkr* eine lücke hat, und *Sindri* fehlt. jedesfalls zeigt die stelle, dass r und T auf dieselbe quelle zurückgehn.

Eine von T unabhängige verbesserung bringt die neue ausgabe auf s. 6 [5], wo zwischen *Guðólfr* und *hans sonr Friallaf* (WT, *Fiarllaf* r und AM.sche ausgabe s. 24) eingefügt wird: *hans sonr Finnr*. diese worte, welche in T und W stehn, fehlen auch in r nicht, sondern sind dort, was in der AM.schen ausgabe s. 24 nicht beachtet ist, in margine nachgetragen, s. die abhandlung in den Aarb. s. 337. — hübsch ist FJ.s vermutung, abhandlung in den Aarb. s. 341, dass die lesart von r *hann* (der saal Brimi) *stendr ok á himni*, SnE. I 198, FJ. s. 65, ein lesefehler aus *a okolni*, wie W hat, ist, wobei *ok* als die conjunction und *li* als *h* aufgefasst wurde. die neue ausgabe s. 65 [6] schreibt *á Ókólni*. in T fehlt die ganze stelle; wahrscheinlich war die vorlage hier undeutlich.

Völuspa str. 9, SnE. I 64, FJ. s. 19 [10] hat T *ór Brimis blóði*, wie der codex R der Liederedda, während alle übrigen hss. der SnE. und auch die Hauksbok *ór brimi blóðgu* haben, was FJ. in den text setzt. hier scheinen zwei schreiber unabhängig von

einander auf die gleiche änderung verfallen zu sein. aber wo das ursprüngliche vorligt, ist kaum auszumachen. — Havam. 1, SnE. I 36, FJ. s. 10 [1] hat T den vers *um skoðaz skuli,* so dass die strophe 7 zeilen hat, wider in übereinstimmung mit dem Regius der Liederedda und gegen alle übrigen hss. der SnE., welchen FJ. folgt. — Grimnism. 23 (Bugge), SnE. I 130, FJ. s. 41 haben rTW und der codex A der Liederedda *ganga senn ór einum durum* gegen U und R, wo *senn* fehlt. letzteren folgt FJ.; warum, ist unklar, da er die laa. der Liederedda gar nicht verzeichnet. — Fafnism. 13 (Bugge), SnE. I 72, FJ. s. 22 haben rT und R *hygg ek at nornir sé,* U *hygg ek nornir vera,* W *segi ek at nornir sé;* hier schreibt FJ. teils W, teils U folgend *segi ek nornir vesa,* offenbar dem hauptstab auf erster hebung zu liebe.

Jedesfalls hat in den beiden letzten fällen in dem x, aus welchem r und T mittelbar oder unmittelbar geflossen sind, nicht das gestanden, was FJ. in den text setzt. aber FJ. will gar nicht dieses x reconstruieren, sondern das werk Snorris selbst, ein unternehmen, das freilich reizvoller ist, aber auch weniger aussicht auf erfolg hat. bei diesem reconstructionsversuch geht FJ. von r aus, und in seiner abhandlung in den Aarb. hat er seine gründe dargelegt gegen Müllenhoff und Mogk.

Manches von dem, was hier FJ. s. 331ff gegen U vorbringt, ist allerdings überzeugend : U zieht zusammen und kürzt, wodurch ungereimtheiten entstehen. so in der s. 345 besprochenen stelle : *ok tóku þau syskin ok settu upp á himin. létu Sól keyra þá hesta er drógu kerru sólarinnar* r (SnE. I 56), *ok setto þau upp á himin ok draga þau* (also die *syskin Sól* und *Máni!*) *kerro sólar* U (SnE. II 258), vgl. Mogk Beitr. 5, 502. oder auslassung und dann nachtragen des ausgelassenen in U (II 252) — *kona hans hét Frigida er vér kǫllum Frigg* — vgl. dagegen r (I 24) s. abhandlung s. 336. dagegen kann die folgende stelle kaum etwas beweisen : *Trór. þann kǫllum vér Þór .... fór hann víða um lǫnd ... ok sigraði einn saman alla berserki ok alla risa, ok einn hinn mesta dreka ok mǫrg dýr* r (I 22), *hann sigraði marga berserki senn ok dýr eðr dreka* U (II 252). die anspielung auf die Midgardsschlange braucht nicht ursprünglich zu sein.

Diese manier, zunächst kürzen, dann nachtragen, findet FJ. auch in gröfserem stile in U angewendet, und er erklärt so die verschiedenheit in der capp.-abfolge von U und r, s. die abhandlung s. 315ff. FJ. meint, U habe ursprünglich nur die mythischen bestandteile des werkes bringen wollen, also die ganze Gylfaginning, dann vom Skaldskaparmal die Bragarœdhur, di. die geschichte von Idhun und vom dichtermet, weiter die capp. 17 und 18 (r), di. Thors kampf mit Hrungni und seinen zug zu Geirrödh. dazu fügte er noch aus rein persönlichem interesse das verzeichnis der skalden, der Sturlunge und der isländischen

lögsögumenn. dann ändert er aber seinen plan, er will nun vollständiger sein, bringt noch einmal die umschreibungen *Kvasis blóð, dverga drykkia* etc. (II 302), obwol er sie schon früher übereinstimmend mit r in der geschichte vom dichtermet gebracht hatte, und lässt dann weiter die capp. in der reihenfolge von r und W folgen. ebenso habe U auch vom Hattatal zunächst nur eine oder zwei zeilen von allen strophen bringen wollen mit kurzer angabe des metrums oder der metrischen besonderheit, welche hier exemplificiert werden soll. dann aber entschliefst er sich auch hier wider dazu, ausführlicher zu sein, und bringt nun die ersten 56 strophen vollständig mit dem commentar. die gleiche manier findet FJ. bei U auch im innern des Skaldskaparmal : U lässt auf die fornöfn das cap. von der Hjadhningar folgen und weiter eine reihe von capp. über goldkenningar, welche er früher an den stellen, welche denen in r entsprechen, entweder ganz ausgelassen, oder nur angedeutet, oder in verkürzter form gebracht hat (II 319. 331). diese trägt U jetzt an unpassender stelle und auch noch immer kürzend nach und widerholt sich dabei, indem er die umschreibungen *Hiaðninga veðr* etc. und die strophe Eyvinds mit der goldkenning *faldsól Fullu* zweimal bringt.

FJ. erklärt also die abweichungen, welche U gegenüber r zeigt, durch ein fortgesetztes schwanken des schreibers U zwischen dem wunsch, möglichst bald mit seiner arbeit fertig zu werden und doch nicht allzuviel auszulassen, und dieser erklärungsversuch ist sehr erwägenswert. im gegensatz zu den ausführungen Müllenhoffs im 5 bande der AK., wo U der vorzug vor den andern hss. gegeben wird, meint FJ., dass U am weitesten abstehe von der ursprünglichen gestalt der SnE. am besten sei noch Snorris werk in r und T erhalten, aber auch hier sei nicht die alte form bewahrt. diese könne nur durch eine sorgsame vergleichung aller hss. annähernd reconstruiert werden, und FJ. unternimmt den reconstructionsversuch, wobei er von rT ausgeht. er nimmt eine reihe von interpolationen in rT an, scheidet diese stücke aus seinem text aus und verweist sie in das tillæg. dabei ist zu bemerken, dass FJ. bei seinen athetesen zuversichtlicher ist in der ausgabe, als er noch in der abhandlung in den Aarb. war. dieser reconstructionsversuch scheint mir nun allerdings nicht geglückt zu sein.

Zunächst fällt es nach dem, was FJ. über U ausgeführt hat, auf, dass er sich fortwährend bei seinen ausscheidungen auf U beruft, das die betreffende stelle nicht habe. gelegentlich wird allerdings zugegeben, dass U die stelle übersprungen haben könne, so abhandlung s. 313 unten.

Verhältnismäfsig am besten gestützt ist noch die ausscheidung von cap. 1 der Gylfaginning, die schon von Mogk vorgenommen worden ist. hier kommt nämlich das formelle moment

in betracht, das W cap. 2 beginnen lässt mit den worten : *Gylfi er maðr nemdr, hann var vitr konungr ok fiǫlkunnigr* . . ., als ob vorher von Gylfi noch nichts erzählt worden wäre. dass U das cap. 1 nicht hat, kann vom standpunct FJ.s nichts beweisen, besonders da der anfang von cap. 2 in U gegen r stark gekürzt ist. ebensowenig der euhemerismus, denn es ist trotz der bemerkung *af ása ætt* gar nicht ausgemacht, dass Snorri die Gefjun für identisch mit der göttin gehalten hat, und dann befinden wir uns hier im rahmen der Gylfaginning. in diesem konnten auch skaldische strophen citiert werden. zu dem widerspruch, dass hier Gefjun vier söhne von einem riesen hat, dort die göttin Gefjun jungfrau und patronin der jungfrauen ist, s. Mogk Beitr. 5, 514, vgl. man etwa folgenden andern : Gylfag. cap. 44 schenken die zwerge dem gotte Frey den Skidhbladhnir, Skaldskaparm. cap. 45 aber Loki. auch der wortlaut von W in cap. 2 kann kaum die ausscheidung des cap. 1 rechtfertigen, denn dieser kann sehr wol nur die gedankenlosigkeit eines schreibers zur voraussetzung haben. FJ. lässt seine Gylfaginning mit den eingangsworten des cap. 2 in W beginnen.

Aus dem Skaldskaparmal scheidet FJ. die längern gedichte und bruchstücke von solchen aus. blofse verweise oder anführung der ersten strophe seien das ursprüngliche gewesen. so finden wir im tillæg : die bruchstücke der Haustlöng, die Thorsdrapa, die bruchstücke der Ragnarsdrapa und den Grottasöng. mit dem 2 Haustlöngbruchstück hat FJ. auch die beiden prosastücke, cap. 21 von Sif und den prosaeingang von cap. 22 über Idhun, ausgeschieden. das resultat dieser ausscheidung ist, dass bei FJ. s. 90 die ff beiden sätze nebeneinander stehn : *Svá má kenna allar ásyniur at nefna annarrar nafni ok kenna við eign eða verk sín eða ættir. Ásu er svá rétt at kenna, at kalla einn hvern annars nafni ok kenna við verk sín eða eign eða ættir.* wir hätten in zwei aufeinander folgenden sätzen zweimal dieselben worte, eine stilistische ungeschicklichkeit, die doch kaum Snorri zugetraut werden kann. beide sätze müssen, meint FJ. Abhandlung s. 310, von Snorri herrühren, weil sie sich in allen hss. finden. mir scheint, dass sich aus FJ.s eigner erwägung nur ergibt, dass hier eine ausscheidung nicht am platze ist. in der abhandlung hat FJ. auch nur das Haustlöngbruchstück für interpoliert erklärt, das in U fehlt, die beiden prosastücke über Sif und Idhun, von welchen nur das erste in U fehlt, hält er hier noch für echt. FJ. sagt, Snorri hätte, wenn es überhaupt seine absicht gewesen wäre, das Haustlöngbruchstück zu verwerten, dasselbe in den sogenannten Bragarœdhur gebracht, dort, wo er von Idhun und Thiazzi ausführlich handelt. mit demselben rechte könnte man aber wol fragen, warum Snorri dort die Idhungeschichte erzählt vor der vom dichtermet. Bragi könnte doch gleich mit dieser beginnen, und der übergang von der Gylfaginning zum Skald-

skaparmal wäre deshalb nicht schlechter. der grund, weshalb wir die beiden mythen neben einander finden, ist wol weniger in dem streben nach einem eleganten übergang von der skaldischen umschreibung *munntal i̜ǫtuns* zu der geschichte von der entstehung des skaldskap zu suchen, als in der ähnlichkeit der beiden geschichten von Idhun und vom dichtermet : in beiden eine entführung und eine verfolgung, wobei der räuber und der verfolger vogelgestalt annehmen. über die lockerheit der composition in der SnE. s. Heinzel Anz. xi 56. da die Idhungeschichte nur zu der vom dichtermet hinüberführen soll, so begreift es sich auch ganz gut, dass Snorri das lange Haustlöngbruchstück nicht hier brachte. für die anordnung der capp. 17—22 incl. kann nun ebenfalls das streben mafsgebend gewesen sein, inhaltlich und auch formell ähnliche partien zusammenzustellen. mit den eingangsworten von cap. 17 *Nú skal enn segia dœmi*, *af hveriu þær kenningar eru*, *er nú vóru rítaðar*, *er áðr vóru eigi dœmi til sǫgð* bezieht sich Snorri auf die in cap. 4 und 16 angeführten kenningar. er lässt nun, nachdem er von den einzelnen göttern gehandelt hat, die mythen folgen, nach welchen diese kenningar gebildet sind, nämlich die Hrungni-, Geirrödh- und noch einmal die Idhungeschichte, also erzählungen, die inhaltlich verwant sind, weil sie alle drei conflicte mit riesen behandeln, und auch formell ähnlich, wenn es Snorris absicht war, hier lange strophenreihen aus skaldischen dichtungen (die Haustlöngbruchstücke und Eilifs Thorsdrapa) zu bringen. vor der Idhungeschichte, oder eigentlich vor dem Haustlöngbruchstück, das sie behandelt, schaltete er die göttinnen ein, wie er später die gold-kenningar einschaltet in die umschreibungen für 'mann' und 'frau'. das Idhuncap. (22) bezöge sich dann auf cap. 16 *þiófr Iðunnar epla*, wie das Geirrödhcap. auf *heimsœki ok kistuskrúð Geirrøðar*. so begriffe es sich auch, dass Snorri nach dem Haustlöngbruchstück über Idhun die worte folgen lässt : *Ásu er svá rétt at kenna, at kalla einnhvern annars nafni ok kenna við verk sín eða eign eða ætt*, denn sie schliefsen dann den abschnitt über die g ö t t e r, in welchen der über die göttinnen nur eingeschaltet ist. die entsprechende bemerkung über die göttinnen steht ganz passend am schlusse von cap. 20 über Freyja — voraus geht nur noch Frigg —, also nach den beiden g ö t t i n n e n. Sif und Idhun werden angeschlossen wie die Valkyrjen und Gerdh an die 14 göttinnen in cap. 36. 37 der Gylfaginning, also nicht als göttinnen, sondern mit beziehung auf die umschreibungen in cap. 4 und 16, wo auch *verr Sifiar* und *hárskaði Sifiar* angeführt werden.

Ob mit dieser erklärung der cap.-reihenfolge in r Snorris absicht würklich erraten ist, mag zweifelhaft sein, aber sie ist mindestens ebenso wahrscheinlich wie FJ.s reconstruction.

Für seine ausscheidung der gedichte und längeren bruchstücke beruft sich FJ. wider auf U, wo nur der verweis auf das

gedicht steht ohne strophen. das sonst kürzende U hat auch hier wider nach FJ. das ursprüngliche bewahrt. wenn U in cap. 50 des Skaldskaparm. nur den helming des Viga-Glum citiert und das längere bruchstück aus der Ragnarsdrapa auslässt, so ist nach FJ.s ansicht über U kaum eine andre auffassung wahrscheinlich als die, dass U auch hier gekürzt hat, das lange bruchstück ausliefs und sich mit dem helming des Viga-Glum begnügte. ferner fällt es auf, dass FJ. die Völuspastrophen im cap. 51 der Gylfaginning nach rT in den text setzt, und nicht auch hier mit U kürzt. eine abneigung gegen längere citate nimmt also FJ. nicht bei Snorri an. dasselbe Völuspacitat kann auch der bemerkung FJ.s s. IX der ausgabe entgegengehalten werden, das Snorris darstellung nicht ganz mit der Thorsdrapa übereinstimmt, denn wenn Snorri in der prosa I 190, FJ. s. 63 sagt *Þá ríðr Óðinn til Mímisbrunnz ok tekr ráð af Mími fyrir sér ok sínu liði*, so stimmt das wol zu I 68, FJ. s. 21, zu der vorstellung vom trinkenden, also doch wol noch nicht geköpften riesen am Mimisbrunnen, aber nicht zu den Völuspaversen *mælir Óðinn við Míms hǫfuð*. freilich enthält die Völuspa selbst diesen widerspruch. dafür, dass Snorri sich mit dem blofsen verweis auf dichtungen begnügt habe, ohne strophen anzuführen, beruft sich FJ. auf Skaldskaparmal cap. 5 und 8 : *Úlfr Uggason hefir kveðit eptir sǫgu Baldrs langt skeið í Húsdrápu, ok ritað er áðr dœmi til þess, er Baldr er svá kenndr* und *Úlfr Uggason kvað í Húsdrápu langa stund eptir þeirri frásǫgn; er þess þar getið, er þeir vóru í sela líkium.* die ausdrucksweise Snorris scheint mir hier wenig für FJ. zu sprechen. Snorri scheint es mit den worten *langt skeið* und *langa stund* rechtfertigen zu wollen, dass er hier nicht, wie sonst, die ganze stelle citiert. es bleibt also nur die stelle I 264, FJ. s. 83, der blofse verweis auf den Heimdalargaldr ohne beigefügtes citat, übrig, s. die abhandlung in den Aarb. s. 314.

In erster linie scheinen aber die verhältnisse beim Grottasöng die ausscheidungen FJ.s bestimmt zu haben. hier folgt FJ. der hs. I eβ und schreibt mit ihr s. 107 (SnE. I 376) : *þat er sagt, at þær kvæði lióð þau, er kallat er Grottasǫngr, ok er þetta uphaf at* und darauf folgt die erste strophe des gedichts, während in rT die worte *ok er þetta uphaf at* fehlen, auf *er kallat er Grottasǫngr* sofort die weitere prosa *ok áðr létti kvæðinu .....* folgt, und auf die prosa das ganze gedicht, in T unter der überschrift *Grottasǫngr.* die übrigen hss. bringen bekanntlich das gedicht nicht.

Aber gegen FJ.s annahme, dass I eβ hier das ursprüngliche erhalten habe, spricht, worauf mich Heinzel aufmerksam macht, die gewohnheit isländischer schreiber, die doch auch isländische menschen waren wie Snorri, auf die worte *ok er þetta upphaf* das ganze gedicht folgen zu lassen. das lehren eben die stellen in der Egilssaga und Heimskringla, auf welche FJ. s. VIII

seiner ausgabe verweist: Egilss. cap. LX, FJ. s. 224 hat die hs. K *en hónum gafst þegar hlióð, ok er þetta upphaf kvæðis þessa*, worauf die ganze Höfudhlausn folgt, während es in M nur heifst: *hóf upp kvæðit ok kvað hátt, ok fekk þegar hlióð*, ohne das gedicht; in W folgt auf *hlióð: hér hefr Hǫfuðlausn* und das ganze gedicht. Heimskringla s. 219 der ausgabe von FJ. haben alle hss. *ok er þetta upphaf* und darauf das ganze gedicht Hakonarmal, dessen strophen, mit ausnahme der ersten, FJ. in klammern setzt. ebenso in Arngr. Gudhmund. s., Bisk. s. II 82. 99. die schreiber scheinen also mit den worten *þat er upphaf* den sinn von *hér hefr upp* zu verbinden, und es kann daher in der vorlage von Ieβ ganz wol das ganze gedicht gestanden haben, so wie in r und T; vgl. zur überschrift *Grottasǫngr* Heimskr. s. 219, wo F und 18 nach *upphaf* den titel *Hákonarmál* setzen.

Weiter finden wir im tillæg bei FJ. den schluss des cap. 42 des Skaldskaparmal, alles was auf die stelle *fyrir því er gull kallat Niflunga skattr eða arfr* folgt, samt dem bruchstück der Ragnarsdrapa über Hamdhi und Sörli. FJ.s hauptargument ist, dass in diesem stück nicht mehr auf goldkenningar bezug genommen wird. aber das steht gar nicht im gegensatz zur sonstigen darstellungsweise der SnE. so wird am schluss des Hrungnircap. die geschichte von Örvandil und Groa erzählt, ganz ohne beziehung auf die *kenningar, er nú vóru ritaðir, er áðr vóru eigi dœmi til sǫgð*, und wenn Snorri nur die kenning *haddr Sifiar* hätte erklären wollen, so hätte er sich gewis in cap. 35 des Skalskaparmal kürzer gefasst. der fall ist dem obigen ganz parallel, denn auf goldkenningar wird im weitaus grösten teil des cap. kein bezug genommen. Snorri benutzt eben, was sehr begreiflich ist, die gelegenheit, die ganze sage im zusammenhang zu erzählen, nachträge zu machen zu bereits erzähltem (Skidhbladhni, Thors hammer, Draupni usw.), und auch manches mitzuteilen, was dem leser im folgenden zu statten kommt, vgl. die kenning *Hamðis skyrta*, welche I 422, FJ. s. 116 angeführt und mit einer strophe Hallfredhs belegt wird. übrigens zeigt die erwähnung von Örvandil im cap. 17 und des *þvengr Vartari* in cap. 35, dass Snorri auch ohne solche rücksichten die ganze sage im zusammenhang mitteilen will, und auch die darstellungsweise in den Nibelungencapp. 39—42 selbst lässt erkennen, dass es Snorri nicht blofs darum zu tun war, goldumschreibungen zu erklären, denn dann hätte er die zwei igdhurstrophen aus den Fafnismal wol kaum citiert.

Keine ausscheidung im sinne der erwähnten ligt vor, wenn wir den prologus bei FJ. in einer kürzern form lesen als in der AM.schen ausgabe. hier konnte FJ. der Utrechter hs. folgen, in der ja nicht so viel fehlt wie in r, während die AM.sche ausgabe die lücke in r mit W ausfüllt. ähnlichkeiten dieser plusstücke von W mit einem teil des sogenannten Eptirmæli veranlassen FJ.,

auch diesen aus dem text von rT auszuscheiden. diese stücke druckt FJ. auch im tillæg nicht ab. dagegen finden wir dort die *þulur*.

Der wert der neuen ausgabe scheint mir also nicht in dem reconstructionsversuch FJ.s zu liegen, sondern, abgesehen von guten conjecturen bei Skaldenstrophen — ich verweise vor allem auf den text der Thorsdrapa nach FJ.s abhandlung in den Videnskab. selskaps forhandl. 1900 s. 369 ff —, in der verwertung von T. man wird jetzt die ausgabe FJ.s immer neben der AM.schen zu rate ziehn müssen. wir hätten es freilich vorgezogen, wenn FJ. auf eine reconstruction des Snorrischen werkes verzichtet und dafür eine solche von dem x, auf welches r und T zurückgehn, geboten hätte. da man wol auch fernerhin nach der AM.schen ausgabe citieren wird, wäre es zur leichtern orientierung wünschenswert gewesen, wenn die seitenzahlen der AM.schen ausgabe am rande angemerkt worden wären.

Prag, december 1901. FERD. DETTER.

Notes critiques sur quelques traductions allemandes de poèmes français au moyen âge par J. FIRMERY, professeur de littérature étrangère à l'université de Lyon. Paris, Lyon 1901. (Annales de l'université de Lyon. nouvelle série. II. Droit, lettres. — fascicule 8.) 151 ss. 8°. — 4 m.

Es tut uns leid, dass das buch nicht von einem Deutschen geschrieben ist. nicht so sehr, weil uns dann doch wol die menge sinnstörender druckfehler in den mhd. texten, oder die durchstehnde barbarische schreibung *Wolframm* erspart geblieben wären, als vielmehr darum, weil der mann mit seiner behauptung der inferiorität der deutschen höfischen litteratur gegenüber der französischen im grofsen und ganzen recht hat und es schöner gewesen wäre, wenn wir das selbst eingesehen und mit vernünftiger beschränkung auch ausgesprochen hätten. denn eingesehen hat es ja wol auch nach Gervinus mancher deutsche gelehrte, aber er hat nichts davon verlauten lassen[1], wenn nicht etwa ein romanist in einseitiger liebe für seinen autor befangen den deutschen nachahmer schlecht machte, andre wider haben in bausch und bogen die gedankenlosen abenteurerromane (!) verworfen und in der deutschen heldensage das alleinige heil gesucht, ohne sinn für schöne form, die dem freien ausdruck feiner oder gewaltiger dichterischer und menschlicher individualitäten breiten spielraum gewährte, wie es die heldensage nie getan hatte, ohne verständnis für die 'psychologische vertiefung' (hier ist das wort wol angebracht), die die beschäftigung mit den aus der fremde gekommenen stoffen und den in ihnen enthaltenen problemen dem deutschen denken als wertvollen besitz übermittelt hat.

Nur bei diesen letztern und allenfalls bei Mafsmann, dessen einfluss er aber wol überschätzt, hatte Firmery eine gewisse berechtigung von chauvinismus zu sprechen. bei den übrigen ist

[[1] doch vgl. Scherer Gesch. d. d. litt. s. 161 und die dazu citierten aufsätze Heinzels! E. SCH.]

wol mehr die methode der vergleichung von zeile zu zeile schuld, combiniert mit der uns allen eingewurzelten vorliebe, alles menschliche tun als ein zweckbewustes aufzufassen. da nun jeder dichter natürlich sein werk so schön als möglich gestalten wird, so muss jede veränderung mit dem zweck der verbesserung vorgenommen sein. selten bedenken wir, wie sehr wir sklaven der umstände und unsre handlungen folgen derselben sind, wie viel weniger, als wir selbst uns einbilden, unser ganzes tun auf die erzielung eines resultates in der zukunft als auf ein halbwegs erträgliches zurechtkommen mit dem, was die gegenwart uns bietet, gerichtet ist. so hat denn F. den überzeugenden nachweis geliefert, dass vieles, was man als beabsichtigte änderung und besserung der mhd. dichter (oder übersetzer, um mit F. zu sprechen) anzusehen gewohnt war, nur auf ihre mehr oder minder grofse unbehilflichkeit, den französischen gedanken genau auszudrücken, zurückzuführen ist, wobei er mit recht dem zwang, den der reim ausübte, eine bedeutende rolle zuerkennt. auch dass mit dem wort von der 'psychologischen vertiefung' unfug getrieben worden ist, mag man zugestehn : etwas ist immerhin daran; denn wenn F. selbst feinsinnig ausführt, dass die Deutschen gern die erzählung oder beschreibung von tatsächlichem kürzen, dafür aber alles abstracte, alle ausführungen über das innre leben ihrer personen und der menschen überhaupt, spintisierereien über das wesen der liebe und ihr verhältnis zu andern leidenschaften und neigungen usw. mit vorliebe erweitern und neu einschieben — so ist das doch etwas, was auch der unbefangene mit 'psychologische vertiefung' bezeichnen darf. etwa, wie wenn Bourget die 'trois mousquetaires' bearbeitet hätte, ohne am stoff oder der anordnung etwas zu ändern.

In der einleitung und im 4 capitel bespricht F. Ottes Eraclius, leider nur im hinblick auf einen punct : die decenz. es ist schade, dass er keine genauere vergleichung angestellt hat: seiner eindringenden methode wär es sicher nicht entgangen, dass die gewis gröfsere frivolität Ottes nur eine folge seiner ganzen tendenz der umdichtung ist, die aus einer legende einen höfischen biographischen roman gemacht hat. man hätte den mann, der nicht nur über äbte und nonnen spottet, die das minnespiel wol verstehn, sondern auch das schöne gebet der mutter des helden, nachdem sie ihn verhandelt hat, wie die erscheinung des engels vor dem rosseverkaufenden bauern streicht uam., niemals zu einem geistlichen machen sollen. im einzelnen tut F. Otte unrecht; denn *ich wil in rîche machen* (Mafsmann 1937, Gräf 2073) heifst nicht: 'ich will ihn reich machen', was F. so versteht : 'que la damoiselle allemande volera son mari', sondern es heifst : 'ich will ihn glücklich machen' (Mhd. wb. II 687 b). auch gibt F. an dieser stelle (s. 9) den inhalt der scene falsch wider. dass in dem scherz vom *mire et la medecine*

eine 'versteckte frivolität' ligt, hätt er nicht leugnen sollen, obwol ich nicht glaube, dass Otte daran anstofs genommen hat: eher mag ihn die technisch ungeschickte ansprache an den freund im monolog des mädchens gestört haben. endlich ist Otte wol von der zote, die ihm F. (s. 132) vorwirft, freizusprechen; denn *unz er gelac* ist eine einfache zote ohne jeden witz, und *gebrach* für *gelac*, das immerhin im bilde bliebe, wäre ein unerhörter reim; F. hat nicht beachtet, dass die verse Mafsmann 2273—80, Gräf 2415—21 der hs. B fehlen und wol der mache von A oder seiner vorlage zu verdanken sind, die das beliebte bild vom schild, auf den *gehurtet* wird, über das ich in Zs. 44, 324 (vgl. noch GA. xxxv 92) gehandelt habe, an dieser stelle anzubringen eine gute gelegenheit sah.

Heinrich vVeldeke kommt bei F. schlecht weg. seine ausführungen haben wenigstens mich zur überzeugung gebracht, dass Veldeke im grofsen und ganzen nichts andres als ein schlechter übersetzer ist, ein bearbeiter nur, insofern er das original verbösert, den reiz desselben verwischt, änderungen meist aus unbehilflichkeit vornimmt oder unter dem einfluss der deutschen spielmannstechnik mit ihren stehnden formeln und epitheten und ihrer neigung zur anordnung ABAB: — selten unter höheren gesichtspuncten, unter denen die betonung und übertreibung der *kurtosie*, vor allem aber die vorliebe hervorzuheben ist für die erweiterung der reden auf kosten der beschreibungen, nicht so sehr als bevorzugung des dramatischen elements vor dem epischen, denn als überwiegendes interesse für die vorgänge im seelenleben seiner personen, wodurch 'psychologische vertiefung' allerdings angestrebt, wenn auch nicht erreicht wird. bemerkenswert, dass auch an diesen stellen nichts von der grazie seiner lyrik zu merken ist: das mag uns anderseits den weg zu einer mildern beurteilung des alten Veldeke zeigen, der unter dem zwang einer neuen reimtechnik, die er sich im epos, nicht im liede, auferlegt hatte, selbst am meisten gestöhnt haben mag. im einzelnen tut ihm doch F. unrecht und mit ihm da und dort seinem deutschen herausgeber. so hat weder Veldeke 1827 noch Behaghel CLV das französische *fosse* misverstanden, beide fanden nur auch eine 'höhle' (denn elegant ausgestattete 'minnegrotten' gab es ja nicht oft) nicht *kurtois* genug, während die möglichkeit einer solchen scene unter einem dichten baum in der verregneten, menschenverlassenen gegend unbestreitbar ist und von Behaghel durch hinweis auf die ähnliche in der Krone litterarisch belegt wird. — der zug, dass 3928 ff die 310 rosse nicht alle dem Eneas, sondern 300 den 300 boten gegeben und 10 an Eneas geschickt werden, ist wol auch nicht, wie F. (s. 30) meint, blofses misverständnis des originals, sondern bewuste änderung. — dass 849 ff aus 3 verschiedenen stellen des französischen gedichts zusammengesucht sein soll, ist höchst unwahrscheinlich; den ein-

fluss der spätern stelle von Eneas 1437 ff mag man allenfalls zugeben, hingegen müssen Eneas 1270. 1204. 1229 ganz aufser spiel bleiben, da sie doch eigentlich ganz verschiedenes bringen. ebensowenig wird für die schilderung des bettes 1270 ff etwas durch beiziehung der spätern stelle aus dem roman gewonnen. dass F. dabei zweimal *wit* durch *grand* statt *blanc* übersetzt, will ich nur in parenthese bemerken. — 261 *luttel goedes he dd vant* scheint mir ganz zu genügen zur erklärung des benehmens des Eneas, ebenso die tatsache, dass Eneas so lange nicht erscheint (11372 ff), zum begreifen der klage der Lavinia. ferner ist es nicht richtig, dass bei Veldeke 'il n'est pas question de victime humaine' (s. 38), sodass der anschlag des Ulysses auf Sinons leben unverständlich sei, da 1034—43 ausführlich von dem opfer die rede ist; endlich wird die situation 4672 ganz falsch aufgefasst : von einem dialog (s. 39) ist nicht die rede, Ascanius findet die brüder der Sylvia klagend über dem hirsch, da er aber ihre sprache nicht versteht, kann er die berechtigung ihrer klage nicht einsehen und betrachtet sich als eigentümer des erlegten hirsches. Veldeke sagt freilich: 'da die einen die sprache des andern nicht verstanden', was F. zu einem misverständnis veranlasst hat, aber davon, dass Ascanius nur ein wort spricht, woraus die brüder schliefsen könnten, dass sie verschiedene sprachen sprechen, ist nicht gesagt. sie hätten also allen grund, ihm zu *widersagen*, ehe sie ihn angreifen, und sie unterlassen es jedesfalls nicht deswegen, weil sie wissen, dass er ohnehin ihre sprache nicht verstünde. von 'contradictions et absurdités' ist also hier nicht die rede. — über die zweimalige köpfung des Eurialus (nicht Nisus, wie F. s. 40 sagt) s. Jellinek und Kraus, Widersprüche in kunstdichtungen, Zs. f. östr. gymn. 1893 s. 685, Euphorion 4, 703 ff.

Heinrichs verdienst ist nicht erschöpft, wenn man ihn einen schlechten übersetzer, Hartmanns noch weniger, wenn man ihn einen guten übersetzer nennt. er hat, weit über das von Veldeke erreichte hinaus, den Deutschen eine gebildete sprache geschaffen, in der sie dichten und denken konnten, und die auch schon für manchen geistesarmen nachfahr zu dichten und zu denken bereit war. dass er ein 'formgenie ersten ranges' war, haben die untersuchungen der letzten zeit immer klarer ans licht gebracht. ob man ihn deswegen zu den bedeutenden dichtern rechnen soll? das kommt schliefslich auf einen wortstreit hinaus : genug, dass er die hervorragendsten verdienste um die entwicklung der deutschen dichtkunst hat. dass seine bedeutung nicht in dem ligt, was er zu dem französischen original, sei es an stofflichem detail, sei es an psychologischen analysen und speculationen, zugesetzt hat, so zierlich auch einzelnes davon sein mag — das haben vernünftige beurteiler auch bisher gewust und daran wird nichts geändert, ob einzelne 'fehlt für' in Henricis

vergleichung mit Chrétien wegfallen oder bestehn bleiben. nicht alles an den zugehörigen ausführungen F.s ist überzeugend, manchmal vergleicht er recht fernliegendes, aber auch manche feine bemerkung läuft unter, wie die gegen Piquet gerichtete (s. 105), dass der Erec schon wegen seiner übertriebenen betonung der *kurtosie* vor den Iwein gesetzt werden muss, was freilich schon Lachmann gewust hat (brief an Beneke vom 14 märz 1838; s. Briefe aus der frühzeit der deutschen philologie, hg. v. RBaier s. 89).

Anders als bei Hartmann steht die sache bei Gottfried. auch er ein gewaltiges formtalent, obwol grofsenteils auf Hartmanns schultern stehend. er hat ihn in der sauberkeit der metrik und reimtechnik nicht erreicht, er ist über ihn hinaus gekommen im einschmeichelnden reiz der sprache und in der fähigkeit, empfindungen auszudrücken und zu erregen. auch er ein guter und mehr als Hartmann ein congenialer übersetzer. am stofflichen seiner quelle (oder quellen) hat er kaum wichtiges, kaum in der anordnung geändert. aber mehr als bei Hartmann fallen seine theoretisierenden zusätze ins gewicht : sie allein genügen, ihm den namen eines bedeutenden dichters, eines stark und fein empfindenden mannes zu verschaffen. vergeblich sucht hier F. entlehnung aus französischen gedichten wahrscheinlich zu machen: ich leugne nicht, dass Gottfried noch andre solche aufser seiner quelle gekannt hat — die kenntnis des roman d'Eneas hat mir Schröder Zs. 43, 260 f wahrscheinlich gemacht —, aber ich glaube allerdings, dass man den mhd. dichtern in anbetracht des aufhebens, das sie von der verschaffung eines französischen romans machen, in anbetracht der daraus hervorgehnden schwierigkeit, sich einen solchen zu beschaffen, nicht zu viel in dieser richtung zutrauen darf. von den parallelen zum Cligès, die F. aus dem Tristan beibringt, sind alle mit einer einzigen ausnahme nicht von der art, dass sie nicht vom zufall oder aus der lyrik als einer gemeinschaftlichen quelle stammen könnten. die eine ausnahme, das wortspiel mit *l'ameir* (liebe, bitter, meer), hat zunächst etwas bestechendes, doch möchte ich eine gemeinsame quelle für Thomas und Chrétien in einem mittellateinischen gedicht annehmen : denn mit *amare* und *amarum* spielt schon Augustin Confessiones 4, 12 *amarum erit iuste, quia iniuste amatur*, und das wortspiel *amarum* und *mare* lag nahe, seitdem man den namen *Mariam* als *amarum mare* interpretiert hatte (Salzer Sinnbilder und beiworte Mariens 411. 517). auch für die stilistischen berührungen mit afr. gedichten, deren einige F. sehr hübsch hervorhebt (nur dass ein Deutscher von den Franzosen die allitteration als künstlerischen schmuck erst entlehnen muste, möcht ich nicht glauben), auch für diese stilistischen berührungen möcht ich eher die vermittlung verlorner deutscher gedichte als die directe benutzung französischer verantwortlich machen.

Nur mit einem verächtlichen seitenblick streift F. Herbort vFritzlar, und nur in beziehung auf einen punct, den der sittlichkeit, bespricht er Wolfram vEschenbach. dass Wolfram nicht gerade prüde ist, hie und da ein witzchen nicht verschmäht und auch in realistischer ausmalung bedenklicher situationen ziemlich weit geht, hat man gewust : lüstern hab ich ihn nie gefunden, vor allem in seinen tageliedern herscht eine von lüsternheit weit entfernte kräftige sinnlichkeit. dass man viel unnützes wesens von der deutschen keuschheit auch bei besprechung der höfischen epen des deutschen mittelalters gemacht hat, sei ohne weiteres zugegeben : man möge jetzt nur nicht den spiefs umdrehen und loblieder auf die französische sittenreinheit singen. sonst möchte man denn doch beispiele arger sittenrohheit auch aus den höfischen romanen der Franzosen beizubringen versucht sein, vgl. zb. nur die anmerkung bei Heinzel Üb. d. franz. Gralromane 23.

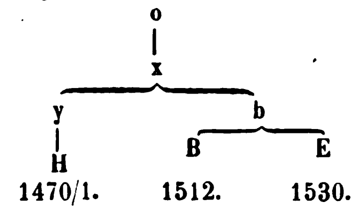
Anhangsweise bespricht F. das verhältnis von Füeterers Lanzelet zu seiner quelle.

Bern, 12 mai 1902. S. Singer.

Studien zum liederbuch der Klara Hätzlerin. von Karl Geuther. Halle a. S., Max Niemeyer, 1899. 166 ss. 8°. — 3,60 m.

Die entstehung des liederbuches der Klara Hätzlerin zu schildern und den aufgenommenen dichtungen ihre litterarhistorische stellung zuzuweisen, ist eine ungemein reizvolle aufgabe, und es muss wunder nehmen, dass sie nicht längst gelöst ist. auf anregung von Strauch hat sie nun Geuther wenigstens für einen teil des werkes in angriff genommen in einer arbeit, die als erstlingsschrift immerhin lob verdient und trotz mancher mängel uns entschieden fördert. dass ich letztere besonders hervorhebe, ist meine recensentenpflicht.

In einem ersten allgemeinen teil sucht G. zunächst festzustellen, dass die Hätzlerin, über deren lebensstellung und anderweitige tätigkeit er in aller kürze das nötige bemerkt, nicht als die sammlerin des liederbuches betrachtet werden dürfe : sie habe lediglich abgeschrieben, und das original (o) sei etliche decennien älter. das verhältnis der von der Hätzlerin geschriebenen Prager hs. (H) zu der leider verlornen Bechsteinschen (B) und der Ebenreutterschen in Berlin, mscr. germ. in fol. 488 (E), lasse sich nämlich in folgendem stammbaum darstellen (s. 28):



der stammbaum mag richtig sein: aber G.s textkritische beweisführung (s. 8ff) ist, wenigstens was das verhältnis von H zu BE anlangt, verunglückt, da sich G. zu seinem schaden auf Haltaus verlassen hat, statt die Prager hs. nachzuvergleichen, die er doch in händen hatte. sämtliche von ihm als lücken in H bezeichneten stellen sind nur lücken in Haltaus text. man füge also hier ein:

nach I 8, 258: Des solt in warhait werden ynnen
Ich brüf du bist in dem synne
Vnd wilt vil knaben äffen
Du wirst dich selber treffen.

nach I 8, 319 *Vnd warff*]:
ain quater vnd ain sës
Die firwitz sprach ia ist es des
Dem würffel ich auch wol getraw
Da warff

nach I 8, 336 *Vnd wirt dich*]:
baide frawen vnd man
Darumb vil

nach I 11, 80: Dein durchleüchtig rotter mund
Durchgraben hat meins hertzen grund.

nach I 2, 253 *Also wird got davon*]:
geert
Vnd all tugend davon

Ich benutze die gelegenheit, um zu bemerken, dass ich mir bei flüchtiger durchsicht der Prager hs. noch an folgenden stellen störende lücken in Haltaus text ergänzt habe:

I 6, 233a: Ob ich mich ettwenn cher.
Als (ich dir nit genädig sey).

I 7, 271: (Bis dar will ich) bedenken mich
Das ich (getůn müg durch dich).

I 20, 118a: Grön ist anbegynn aller ding.

I 27, 170: Vnd der sy wünschen wölt mit fleiß.

(vers 170 bei Haltaus ist als 169 zu zählen).

I 29, 92: Hett ich genad so wurd das grön.

(in der folgenden zeile lis: *Solt*).

I 30, 50a: Meiden verpewtet lachen.

I 30, 56a: Meiden macht die stund langk.

I 43, 4: Des bin ich worden ynnen.

I 45, 161: Vnd far in manig främdes land.

(in der folgenden zeile: *Da wirt im manig* usw.).

I 50, 43: Damit der zaubrer ist berait.

(als reimwort in der vorhergehnden zeile lis: *lůßhait*).

I 58, 278: Ye öffner vnd ye plösser.

I 70, 148: Die dich nit vil an gått.

(vers 148 bei Haltaus ist als 147 zu zählen).

I 72, 6: Vnd nem ailff zu ainer schantz.

eine genauere durchcollationierung der hs., als ich sie im augenblick vorzunehmen im stande bin, wäre gewis nicht überflüssig [1].

Vor der hand lässt sich sonach die möglichkeit, dass die vorlage von B und E einfach aus H abgeschrieben sei, nicht völlig abweisen; doch gebe ich G. zu, dass eine gewisse innere wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass die in BE fehlenden schlusspartien der beiden teile I 61—85 und II 103—133 in der originalsammlung fehlten. I 41 ist BE gewis nur übersprungen.

Die originalsammlung muss frühestens 1448 entstanden sein wegen der neujahrswünsche auf 1441—1448 (I 32—41). die unmittelbare vorlage der Hätzlerin wird das 1470 geschriebene buch des Jörg Roggenbach gewesen sein: so deutet G. s. 23f in plausibler weise die angaben am schluss der Prager hs., die übrigens genauer als von Haltaus und G. von Kratochwil Germania 34, 474 widergegeben sind.

In CE stehn die nummern I 19—21 als geschlossene gruppe an der spitze der sammlung, gehn also den nummern I 1—18 voraus. G. meint s. 17f. 27f, sie seien vielleicht erst nachträglich dem liederbuch eingefügt worden und gehörten nicht dem original an. aber auffallend ist schon, dass die prosa I 22, die von der bedeutung der blätter handelt, sich im liederbuch der Hätzlerin so trefflich an 19—21 anfügt, schlechter in BE an nr 18 (ritter und bürger in der liebe). ein wichtigeres moment aber ist für die vorgeschichte der gruppe, dass in der mittlern partie der Regensburg-Münchener sammelhs. Cgm. 5919 v. j. 1510 (R bezw. R II) die nrr 19—21 hinter einander erscheinen, worauf die inhaltlich weniger geschlossene gruppe 16—18 folgt. man wird nicht gern an ein ganz zufälliges zusammenfinden dieser 6 gedichte in von einander ganz unabhängigen quellen denken. doch könnte man zunächst annehmen, dass zwei ursammlungen α und β, von denen α die nrr 19—21, β 16—18 enthielt, nur zufällig zusammengeraten seien in der weise, dass α (bezw. eine abschrift) in R II, H (oder der vorlage, G.s y) und b, β in R II und in der originalsammlung o copiert wären: freilich keine gerade sehr wahrscheinliche annahme. es könnte aber zweitens auch $\alpha + \beta$ eine ursammlung gebildet haben, die von o benutzt und durch die in b dazwischen stehnden stücke 1—15 erweitert wurde. und es könnte drittens R II von o oder einer einer seiner tochterhss. abhängig sein. welche dieser vermutungen das richtige trifft, hat die textkritik zu entscheiden, die s. 106ff

[1] ich erweise vielleicht manchem einen dienst, wenn ich ausdrücklich feststelle, dass die viel besprochene grabschrift Hermanns vSachsenheim (Haltaus 71, 209ff) auf bl. 210 oben beginnt und die durch eine grüne umrahmung besonders ausgezeichnete überschrift *Herman von Sachenhain* (!) trägt, dass ferner auf demselben blatt die Grasmetze mit der auch von Haltaus ihr gegebenen überschrift folgt (irrig Martin Möhrin s. 10), dass also die letztere von der Hätzlerin unzweifelhaft als ein werk des Sachsenheimers bezeichnet ist.

etwas eingehnder hätte vorgenommen werden müssen. doch lässt sich aus G.s ausführungen wenigstens entnehmen, dass sich für nr 16, die auch im anfang der Regensburger hs. (R I) und in cgm. 370 (C 1) überliefert ist, der text von R II engstens zu b stellt, und ähnliches scheint sich auch für die nummer 21 zu ergeben, die ebenfalls mehrfach überliefert ist. danach wird es sehr wahrscheinlich, dass R II aus b geschöpft hat und eben deshalb auch die gedichte in der reihenfolge von b: 19—21 [1—15]. 16—18 copierte. diese reihenfolge war schwerlich die des originals; vielmehr wird der schreiber von b die nrr 19—21 übersprungen und am anfang der fertigen abschrift nachgetragen haben. wenn in B diese nrr auf unpaginierten blättern stehn, so ist damit wol nur eine schreibeinrichtung von b nachgeahmt.

Ist demnach in den stammbaum auf der b-seite auch R II einzufügen, so steht weiterhin zu ihm auch der dritte teil des cgm. 713 (C 4) in beziehung, wie G. s. 132 anm. 12 und 60ff erörtert und teilweise durch neue stambäume erläutert. es ist nämlich offenbar, wenn G.s angaben über (B) E zuverlässig sind, I 2 aus b oder der vorlage von b abgeschrieben[1]. die in demselben dritten teil von C 4 befindlichen nrr I 8. 3. 21 (?)[2]. 76. 5 (vgl. s. 47) stammen aber, wie sich aus den textkritischen erörterungen zu den einzelnen nrr ergibt, aus andern quellen. ganz klar treten diese dinge bei G. nicht hervor. es ist ein mangel der arbeit, dass G. trotz einigen hierher gehörigen bemerkungen auf die entstehungsgeschichte der verwanten sammlungen sein augenmerk nicht gerichtet hat. wo eine hs. aus ganz verschiedenen teilen besteht und nur von buchbinders gnaden eine einheit bildet, wie das bei C 4 der fall ist, hätte das mindestens in aller kürze dargelegt und etwa in der übersicht über die zu stücken der Hätzlerin stimmenden nrr s. 47 durch verticalstriche angedeutet werden können, dass 52. 12 einerseits und 8. 5 anderseits ursprünglich zu ganz andern sammlungen gehörten wie die genannten nrr. über cgm. 270 und 379 vgl. QF. 77, 157 und dazu Euling Studien zu HKaufringer s. 57. es ist doch nützlich zu wissen, dass die partie von cgm. 270, welche die nrr I 5. 75 [85]. 7. 2 enthält, auf dieselbe quelle zurückgeht wie die, welche in cgm. 379 die nrr 5. 7. 2 überliefert.

[1] was G. zu I 2 über P 2 bemerkt (s. 61), ist, gelinde gesagt, ungenau.

[2] G. identificiert offenbar das gedicht *Die siben varb* C 4 bl. 99b—110b mit I 21, benutzt aber den text bei besprechung der nummer im speciellen teil nicht. ich habe, als ich vor jahren die hs. in händen hatte und mir über ihre zusammensetzung kurze notizen machte, keine beziehung zur Hätzlerin angemerkt und mir nur notiert, dass das im anfang vielleicht verstümmelte gedicht beginnt:

> (H)v̈t dich vor der geselleschaft
> Die gern rumet (!) und clafft

und schliefst:

> Nu ist es komen alles auf ein ende
> Nu reicht sy mir zu lon die hende.

Mit dem eben gerügten übelstand hängt es zusammen, dass G. unvorsichtig datiert. so setzt er C 4 ins jahr 1476. es lässt sich über die entstehungszeit aber nur folgendes aussagen. nach einer notiz Schmellers auf dem einbanddeckel und den neuen vorblättern ist die hs. im december 1830 eingebunden worden; bei dieser gelegenheit sind entfernt: 1) ein hsl. calender für 1478 in folio, der 'dabei gelegen' hatte und nach Schmellers angaben 'mit als umschlag' diente, 2) der umschlag, 'eine pergamenturkunde von 1458, das handwerk der kürschner zu Bamberg betreffend'. betrachtet man die stücke als teil der hs., so ist sie als ganzes frühestens 1477 entstanden: denn eher wird der calender nicht angelegt sein. ein terminus ad quem ist nicht gegeben. entstehungsort wird Bamberg sein. über die entstehung der einzelnen teile ist aber damit noch gar nichts ausgemacht. die ziffer 1476 hat G. wol dadurch gewonnen, dass er oder seine quelle wert darauf legte, dass im ersten, von Schmeller zusammengestellten und teilweise geschriebenen, mit gesonderter bezifferung versehenen teil ein altes loses blatt (bl. 3) eingeklebt ist, das vom pauker von Niclashausen handelt.

Nach einer kurzen übersicht über die 'composition des liederbuchs' (s. 25 ff), auf die ich zurückkomme, wendet sich G. dann in seinem speciellen teil lediglich der 1 (im druck 2) abteilung des liederbuchs zu und lässt zunächst in den beiden ersten paragraphen (s. 30 ff) die sonstige überlieferung der hier mitgeteilten nrr überschauen. unrichtig sind dabei seine sämtlichen angaben über die Weimarer hs. O 145, eine wichtige, wie es scheint, wenig benutzte sammlung[1]. sie enthält die nrr 12 (bl. 42—44 b). 2 (bl. 48—53 b). 85 (bl. 53 b—60). 5 (bl. 72 b—82 b). 75 (bl. 124—132 b). 1 (bl. 132 b—140 b). 72 b (bl. 160 b—173 b). die nrr 34. 14 stehn mit nichten in dieser hs.! sie stammt aus Augsburg, 'etwa v. j. 1475', wie, abgesehen von sprache und orthographie, die am schluss (bl. 226—229 b) aufgezeichneten formelhaften briefeingänge verraten, in denen Augsburger behörden und persönlichkeiten genannt sind. es ist die von Zarncke im Deutschen Cato unter den siglen t, v (s. 17) und — für die parodie — A (s. 143) benutzte hs. sonst ist mir nur aufgefallen, dass für I 9 die Dresdner hs. M 203 nachzutragen ist, wo das gedicht bl. 36—37 aufgezeichnet steht, in einer abschrift des 18 jhs. aus der spoliierten hs. M 42, fragmentarisch und mit Suchenwirts Schöner abenteuer verschmolzen, danach gedruckt von Kratochwil Germ. 34, 436.

Im dritten paragraphen des zweiten teils, der mehr als zwei drittel des buchs umfasst, tritt der verfasser dann in die untersuchung der einzelnen nrr ein. um dabei zu völlig befriedigenden resultaten zu gelangen, hätte er aber viel tiefer in die textgeschichte eindringen müssen, als er das getan hat. es waren

[1] die andre Weimarer hs. war als Q 566 zu citieren.

freilich 48 hss. zu benutzen, darunter zwei leider in London befindliche. allein das hilft nun einmal nichts: wir müssen endlich dazu gelangen, auch für gedichte des 15 und 16 jhs. die gesamte überlieferung heranzuziehen und mit der alten bequemen art, immer nur zwei oder drei hss. einzusehen, gründlich aufräumen. wie wenig die paar von G. gegebenen stichproben nützen, erfährt der nachprüfende auf schritt und tritt. ich habe mir sie durch ältere und bei gelegenheit dieser besprechung unternommene collationierungen einzelner hss. zu ergänzen gesucht, bin aber natürlich aufser stande, an dieser stelle meinerseits die von G. unterlassenen vorarbeiten nachzuholen. nur so viel will ich für die benutzer seiner Studien bemerken, dass man sich mitunter auf seine angaben keineswegs verlassen darf, am allerwenigsten wo er durch schweigen für eine la. zeugnis abzulegen scheint. aber auch positive angaben sind gelegentlich unrichtig. so ist beispielsweise in den auf s. 92 mitgeteilten plusversen des cod. pal. germ. 313 (P 2) zu I 9 zu verbessern: v. 1 *Daynn* v. 5 *wonniclichem* v. 12 *lustlich* v. 14 *gut* v. 17 *richfar* v. 22 *Vber* v. 23 *besechen* v. 26 *zuland* v. 29 fehlt mit nichten, sondern lautet: *Da ich die linden sech stan* v. 30 *Vnnd solt* v. 32 und 33 waren nicht einzurücken v. 32 *onstach* (für *ensach*). darauf folgen noch die verse:

Mich beducht das ich by myner czit
Hett gesehen nye so wyt
Kein linden noch so gros.

ebenso ist in den plusstrophen aus P 2 auf s. 93 v. 4 *wis* in *bris* zu bessern, v. 7 *abentur* zu lesen. in v. 10 ist *ich* in der hs. ausgelassen. v. 11 hat die hs. statt *Dreit* ein fehlerhaftes *Deitt* (oder allenfalls *Dritt*).

Was lässt sich über die verfasser der einzelnen im liederbuch der Hätzlerin enthaltenen nrr ausmachen? das ist die frage, die G. am lebhaftesten beschäftigt hat. auch für ihre beantwortung scheint mir ein vorsichtiges auflösen des gewebes, mit dem wir es zu tun haben, unter beständigem hinblick auf die verwanten sammlungen unerlässlich. die fragen, die bei einem einzelnen litteraturwerk auftauchen und methodische behandlung fordern, sind auch einer sammlung wie der vorliegenden gegenüber nicht zu umgehn. da ist zunächst die frage der composition. haben wir es mit roher zusammenfügung oder einer ordnenden tätigkeit zu tun? ordnung erfordert zunächst eine psychologische, bloſse juxtaposition sogleich eine historische, dh. quellenkritische erklärung. aber ein ordnendes princip kann auch erkennbar und dennoch nicht streng durchgeführt sein. da handelt es sich darum, zu erkennen, ob die composition durch interpolationen gestört ist, nachträge des ursprünglichen sammlers oder eines copisten, oder durch 'entgleisungen', die etwa darin bestehn können, dass der sammler sich gelegentlich durch die abweichende zu-

sammensetzung einer seiner vorlagen aus der bahn ziehen liefs, oder darin, dass er aus mangel an geeigneten quellen auf sein ordnungsprincip von einer bestimmten stelle an verzichtete. sehr weit wird man zwar mit solchen allgemeinen erwägungen in der regel nicht kommen: sie fordern ergänzung durch text- und quellenkritische untersuchungen. G. hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die verfasserfrage dadurch zu lösen, dass er bei durchsicht der einzelnen nrr zu ihm auffälligen wendungen parallelstellen beigebracht hat, die unzweifelhaft nützlich und dankenswert sind, aber doch nicht so viel beweiskraft haben, als er ihnen zutraut. was glaubt er nicht alles dem Sachsenheimer und seiner schule zuschreiben zu müssen? selbst auf eine rein sprachliche untersuchung der von ihm behandelten dichtungen hat er sich nur selten eingelassen.

Obwol es an guten und fördernden bemerkungen keineswegs fehlt, wird man doch das gefühl nicht los, sich dauernd auf ganz unsicherm boden zu bewegen. über die beweiskraft einzelner wendungen kann man sich leicht täuschen, zumal wenn man in der zeitgenössischen litteratur nicht sehr belesen ist. so beweist es zb. gar nichts, wenn HvSachsenheim und ein bei der Hätzlerin vertretener anonymus die wendung *die gibellinen und die gelfen* verwertet, die man schon bei Suchenwirt IX 191. XIV 80, im Buch der rügen 229ff und sonst noch oft genug findet (vgl. Schmeller Bair. wb.[2] 818. 1216. 1270 uö.). nur gehäufte parallelen, zumal reimanklänge, geben eine gewisse wahrscheinlichkeit ab. dazu können dann äufsre gründe treten.

Einen relativ sichern ausgangspunct hätte etwa die partie I 27—41 gewährt, die sammlung von neujahrswünschen auf die jahre 1442—48, über die schon OSchade Weim. jb. 2, 78ff gehandelt hat. dass sie von demselben verfasser herrühren, war leicht zu sehen, und ist auch schon vor G. von Ernst Meyer in seiner dissertation Über die gereimten liebesbriefe, Marburg 1898, s. 87f ausdrücklich hervorgehoben worden. der dichter wird im nördlichen Baiern oder einem bair.-fränkischen grenzgebiet zu suchen sein. dahin scheinen mir wenigstens die reime zu weisen, von denen ich *genâden : schaden* 40, 33, *spiegel : sigil* 40, 49, *mülstain : dein* 39, 9. 39, 19, *friuntlichait : leyt* ('ligt') 36, 11, *paw* (*bûwe*) *: fraw* 37, 49. 41, 23, *traw* (*trûwe*) *: fraw* 40, 30 doch einem Alemannen nicht ohne weiteres zutrauen möchte. der verfasser, der mit den floskeln der liebesbriefe arbeitet, scheint auch Hadamar vLaber gekannt zu haben: 36, 27 *Mein hündlin Harr das ist ganz weiss.* er bietet in nr 39 eine ausgeführte liebesallegorie: Die mühle der liebe. 41, 16 wird das evangelium citiert.

Was unmittelbar hinter I 41 folgt, ist von dem vorhergehnden durch eine breite kluft getrennt: I 42 eine 'abenteuerliche red', dh. die sinnlose aneinanderreihung von allerlei gereimten phrasen ist in dialekt und technik unverwant; ebenso I 43

Suchenwirts Spruch von dem spil. dagegen ist vor I 34 der abschnitt entschieden weniger fühlbar. G. schreibt auch I 32 und 33 demselben verfasser zu. und wenigstens werden sie in dieselbe gegend gehören. vgl. etwa *erschlagen : frâgen* 33, 53, *tragen : frâgen* 33, 149, *rossen : lâssen* 33, 107, *getraw : fraw* 32, 35. für *wiche* (3 sg. prät.) *: schlichen* 33, 28 ist vielleicht *weich : schleich* zu lesen. aber auch sonst stehn sich die nrr so nahe, dass, obgleich G. nicht gerade entscheidendes vorbringt (s. 120), seine hypothese doch viel wahrscheinlichkeit für sich hat. ich verweise noch auf 33, 55 *ob mich kein wunder übet* (*: betrübet*) neben 37, 35 *In deinem dienst mich freüde übt* (*: betrübt*); ferner auf

33, 36 ff: Mich fräet mer eẅr rotter mund
Wann alles das auf erden lebt.
Mein hertz in hochen fräden strebt,
So ich eẅr triu bedenck.

neben 40, 43 ff: So hab ich grössern lust,
Dann yemantz der vff erden lebt.
Mein hertz in hochen fräden strebt,
Wann es dein triu bedenckt.

33, 153 ff: On vnderlas gepunden,
Wann ich ze chainen stunden
Ir lieb vnd triu vergessen chan

neben 36, 9 ff: Du hast mich ietz gepunden,
Das ich zu chainen stunden
Vergiß deiner friuntlichait

(vgl. dazu noch 32, 10 ff:
So hast du doch das hertze mein
Lieplich mit triu gepunden,
Das ich zu allen stunden
Mein zeit vnd weil mit dir vertreib.).

I 33: die beschreibung eines liebesabenteuers, bei dem der liebende eine goldne fessel erhält, steht auch in einer der Londoner hss. (L 2) zwischen I 2 und, was mir beachtenswert erscheint, Suchenwirts Schöner abenteuer. I 32 ist in der Stuttgarter hs. (= St) von den beiden in H vorhergehnden nrr umrahmt, nach G.s angaben in einer von H unabhängigen überlieferung. es ligt also nahe, anzunehmen, dass diese stücke I 30—32 schon in einer ältern sammlung vereinigt waren. als werke desselben verfassers?

Auch I 30 dürfte gleichen dialektischen ursprung haben wie die nrr I 32 ff. vgl. *gaden : genâden* 120, *allain : gesein* 167. *möcht angetuon* im reim zu *hindan* 143 lässt sich freilich leicht in *hett angetân* verbessern, sodass man nicht nötig hat, mit der bair. infinitivform *tân*, *tôn* zu rechnen. in I 31 erinnert nur *gedâcht : erkracht* 10 an verwante reime der besprochenen nrr. G. meint nun, auch I 31 und 32 seien wol demselben verfasser

zuzuschreiben. mir scheint nichts dagegen zu sprechen. doch hat G. übersehen, dass auch I 30 und 33 ein paar berührungen haben. vgl. zb. 30, 105 = 33, 65 *Doch vngeletzt ir eren* (wo auch die ganze situation verwant ist). auch in I 30 findet sich allegorie. zu 30, 42 *Zuhannd kam meiden gerannt* vgl. zunächst Suchenwirt Schöne abenteuer XXV 89 *Do cham vraw Ere her gerant*, aber doch auch 30, 17 *Doch kam meins hertzen trost gerannt*. ebenso berühren sich auch I 30 und 34.

vgl. 30, 156 : Alles das ir hertz begeret
Vnd darzû was ir fräuden meret,
mit 34, 35 : Auch alles das dein hertz begert
Vnd was dir wunn und lust mert.

ferner berühren sich 30 und 31.

vgl. 30, 23 : Als ich sy an mich trucket
Vnd lieplich zu mir schmucket
mit 31, 21 : Wann ich recht bedenck, wie
Mich das liebst trucket
Mit weißen armen schmucket;
sowie 30, 146 : Gar senlich sy mir clagen gund
Ir laid, das scheiden machet;
Ir hertz vil dick erkrachet
mit 31, 9 : Wann als erst schaiden wart gedacht
In pitterkait mein hertz erkracht.
Ellend gund ich pedencken .....

räumliche nachbarscheft und inhaltliche berührungen kommen hier doch zusammen, um wahrscheinlich zu machen, dass all diese nrr schon in einer ältern quelle vereinigt waren und vielleicht denselben verfasser, jedesfalls dieselbe heimat und litterarische verwantschaft haben.

Ob man in diese gruppe noch andres hineinziehen und über I 30 nach rückwärts hinausschreiten darf, ist zweifelhafter. ich möchte auch noch I 29 ins auge fassen. der dichter dieser nicht ganz intact überlieferten nr erzählt nach längerer einleitung, wie seine spröde herrin, als er sie um ein kränzlein bittet, ihm einen strohkranz verehrt, diesen aber dann auf seine bitten ins feuer wirft. obwol sie ihm keine andre gunst erweist, sondern ihn nur zum ausharren ermahnt, scheidet er hocherfreut und verspricht, ihr ferner zu vertrauen. G. vermutet s. 117 denselben verfasser wie bei I 4. 10. 45 ('Gozold' s. 73). aber der md. charakter scheint mir in I 4 ausgeprägter, während ich I 29 auf grund der reime — der wortschatz ergibt hier wie anderwärts nicht viel — auch dialektisch in der nähe der ihr folgenden nrr belassen möchte, wenn auch die für diese charakteristischen reime *ē : é*, *au : û* — vielleicht rein zufällig — fehlen. neben *-lich* steht v. 55 *fröleich : geleich* im reim : freilich mehrdeutig. v. 24 lis *gesedelt*, was in der intransitiv-reflexiven bedeutung auch in I 68, 421 (Aelblin vEselsberg) im reim erscheint. v. 117 ist natürlich *nit* in den reim zu

setzen : *nit : quitt* wie 31, 1. verwante floskeln wie in den behandelten gedichten finden sich:

29, 155 : So ich ewr weis vnd pärd betracht,
So geschicht, das mein hertz erkracht

wie 31, 91 und 30, 146.

29, 7 *Mit friuntlicher gepärd* wie 41, 41, worauf beidemal *keur als fert* reimt (vgl. auch 38, 22). 29, 10 *Alles trostes bin ich on* + 29, 136 *So tůnd ir mich schier sorgen on* wie 41, 44 *So bin ich aller sorgen on.* 37, 47 *Yedoch bin ich der sorgen on.*

29, 104 : Ich sprach : fraw, und wolt ir stillen
(: nach deinem willen)
Mein pein groß vnd vngehewr.

29, 203 : Sy sprach : gesell, ich tů dein willen,
Tů ich dir damit vnrů stillen.

vgl. 37, 6 : Künt ich dir unmůt stillen.
(: nach deinem willen)

und 33, 63 : Wann sy vergunt mit willen,
Was vnmůt ir mocht stillen.

29, 237 : Leib, gůt vnd můt sey euch ergeben,
Nach ewrem gefallen will ich leben.

vgl. 37, 33 : Leib, synn vnd můt sey dir begeben,
Dir ain will ich zuwillen leben.

35, 22 : Sich hat mein hertz zu dir geselt
Vnd ist in triuen dir begeben,
Ich will ye dir ze willen leben.

auch der eingang in I 29 und 31 ist verwant : 'im mai (vgl. auch I 30), wenn zwei und zwei sich zusammenfinden, steh ich allein'. reimbrechung ist überall sparsam angewendet. für die beschreibung der liebsten scheint mir Suchenwirts Schöne abenteuer (Primisser nr XXV) benutzt zu sein, wenn auch derartige beschreibungen sich immer in ähnlichen phrasen bewegen.

vgl. bes. 29, 31 ff : Von varb ist sy recht geuar,
Auch ir stirn völlig zwar,
Ire augpraw schmal gestrichen,
All ir gestalt vnuerplichen,
Sy hat zway valcken augen . . .
Wengl in rot und weiß gar taugen
Vnd ist ir neslin schön gepogen
Ire örlin suptil geschmogen . . .

und Sch. ab. v. 203 ff:
Zwei augen braun nach valcken art
Dar in das weys sich nicht enspart,
Nach wunsch gar unverblichen,
Ir brawne bra gestrichen
Mit einem pemsel waren dar.
Ir hiern (*lis* stiern) weizz und wol gevar, . . .
Auch hat die zarte maget rain

Zway orel an ir haubet chlain,
Nach wunsche wol geschmucket dar ....

29, 45 *Ir hend suptil, ir vinger lanck* = Sch. ab. 181 *ir hendel weis, ir vingerl lank.* vgl. auch 29, 40 und Sch. ab. 195 usw. noch näher als der von Primisser abgedruckte text scheint, wie ich aus den notizen von Kratochwil Germ. 34, 446 ersehe, die verballhornung des Hans vTrembach zu stehn. vgl. v. 206 *Ir augpra schon gestrichen;* v. 210 *Zwey örlein geschmuckt und klain.*

Der vers *Ir hendlen weiß, ir finger langk* (reim: *planck*) steht nun aber — und damit werden wir abermals weiter gelockt — auch 27, 160, in einem gedicht, aus dem sich noch folgende parallelen anmerken lassen: von 126f *So gib ich dir ze lon ain krantz von wolgemůt* zu 36, 37 *Das ich mit recht sol tragen Von wolgemůt ain krentzelein* [1]; von 131 *Ir seit meins hertzen kaiserin* zu 32, 1 *Wol hin, meins hertzen keiserin,* 39, 25 *Halt vest, meins hertzen keiserin!*; von 56 *mein höchstes hail* (: *ze tail*) zu 41, 1 *höchstes hail* (: *ze tail*), 29, 154 *zart höchstes hail*; von 215 *mein höchster hordt* zu 29, 141 *mein aller höchster hordt* (vgl. 35, 9 *mynneclicher hordt,* 30, 91 *mein außerwelter hordt,* 30, 27 *friuntlicher hordt*); von 129 *mein hordt, mein höchster trost* (: *erlost*) und 252 *mein höchster trost* (: *erlost*) zu 32, 1 *mein schatz, mein trost* (: *erlost*), vgl. auch 33, 101;

von 103f: Sy bot mir dar ir hendlin weiß
Mit willen vnnd mit ganntzem fleiß

zu 29, 107: Sy nam den krantz in ir hand weiß
Vnnd prennet den mit gantzem fleiß.

vgl. auch 25f *nach allem fleiß : rot und weiß,* 169 *schön und weiß : mit allem fleiß; weiß* und *fleiß* im reim auch 39, 33. 36, 27; ferner von

32f: In einem garten vberal
Ging ich hin vnd wider.
Ich gedacht: setz dich nider ...

und 30, 101: Wir gingen in grönem gras
In ainem garten hin vnd wider.
Darnach setzt wir uns nider ...

sind es auch alles durchaus keine sehr schlagenden parallelen, so kommt doch eine zur andern. dem reim *vmfahen : empfahen* v. 182 vergleicht sich der reim *empfacht : umbfacht* 41, 39.

Das gedicht, für das eine anleihe bei Walther vdVogelweide nachgewiesen ist (vgl. 33, 43ff *Die plümlein sprungen durch das gras* [: *was*] .... *Die vogel sungen widerstreit*), erzählt nach einem einleitenden spaziergang im mai, *so sich fräet menniglich* (v. 21, vgl. 30, 6 *So liebes lieb nymbt acht,* 29, 6 *So samen sich ye zwey und zwey*), wie der dichter im traum, so scheint es (s. v. 35), an das bett seiner liebsten tritt, mit ihr ein gespräch hat, die

[1] vgl. aber auch 17, 53: ... *ein krentzlein von wolgemůt Das ist für sendes trauern gůt.*

gunst geniefst, ihre weifsen ärmlein blofs zu sehen, und, nachdem sie aufgestanden ist und sich angekleidet hat, mit einer umarmung belohnt wird. in einzelnen zügen wird man manche verwantschaft mit den schon besprochenen gedichten bemerken. einen liebestraum erwähnt auch 34, 20ff. der dichter ist ungewöhnlich demütig. als die dame ihn empfängt, beugt er sich vor ihr auf ein knie, *Als das wol pillich was, Vnd wär ich halt küng gewesen* (v. 108); wäre er auch ein berühmter mann, so versichert er mit mehreren vordersätzen, ... *Noch wär ich eẅr lieb nit wertt* (v. 145). ebenso der dichter von I 38 : *Nun ist dein lob so über groß, Vnd wär ich eines künigs genoß, Noch wärest du mir ze gůt.* der dichter von I 27 ist von lüsternheit nicht frei : der blofse arm der liebsten erregt seine phantasie. vgl. dazu 30, 136 : *Mit armen bloß sy mich vmbfie.* auch der dichter von I 30 sieht die liebste im bett (nachdem er vorher in einem bett gelegen, *Da vor mein lieb gelegen hett* v. 122). aber weiter wird weder hier noch dort gegangen. der dichter tritt züchtig bei seite, bis die liebste ihr kleid angetan hat. vgl. 27, 202—214 und 30, 141f *Vnd hieß mich treten hindan Biß sy ir klaid möcht angetůn.* sämtliche besprochene gedichte durchzieht eine grofse ehrpusligkeit (vgl. 27, 244 ..... *Ee ich nur gedencken wolt, Das eẅrn eren schaden solt* ... usw.).

All diese einzelheiten rechtfertigen es wol, dass ich auch I 27 in die besprochene gruppe einbeziehe. auch glaub ich, dass aus meinen ausführungen nun schon hervorgeht, dass es würklich am nächsten ligt, für die sammlung I 27. 29—41 denselben verfasser anzunehmen : ich habe diese annahme, wie ich versichern darf, an der hand eines kleinen reimwörterbuchs mehrfach durchgeprüft und bin für meine person immer wider in ihr bestärkt worden.

Nun schiebt sich aber I 28 in unsre sammlung eine nummer, die dem Teichner zugeschrieben wird [1]. jedesfalls passt sie ihrem ganzen ton nach nicht in die umgebung hinein. die reime zeigen beträchtliche abweichungen. wir haben es also mit einer 'interpolation' zu tun. ich vermute, dass diese klage über die anmafsung der männer als ein gegenstück zu dem musterhaften verhalten des mannes in I 27 eingelegt ist. trifft diese vermutung zu, so würden wir auf die tätigkeit eines sammlers stofsen, der derartige parallelisierungen liebte und mit rücksicht auf sie seine quellen umgestaltete.

Mit nr I 27 ist der kreis zunächst beschlossen. über das kurze rätsel I 26 lässt sich nichts ausmachen. die reime *sy : nie, enhab : tag* sind nicht in der art der besprochenen nrr. vielleicht ist es gar erst nachträglich als lückenbüfser eingeschoben: in der Prager hs. dient es die vorderseite von bl. 89 (die mit 25, 227 beginnt) zu füllen. I 25 stammt aus der Minneburg, vgl.

[1] in der überschrift rühren die worte 'Vom Teichner' vom herausgeber, nicht von der Hätzlerin her.

Ehrismann Beitr. 22, 261, was G. s. 114f entgangen ist. dadurch wird G.s vermutung wahrscheinlicher, dass auch die minnelehren I 24 aus einer gröfseren dichtung stammen. *Jungermann* ist wol der verfassername. die reime *lobesam : man* 1, *helen : bevelhen* 5, *überwinden : vinde* 27, *pesten : gesten* (= *geste* acc.) 39, *schauwen : erfröwen* 47, *welt : geselt* 55 wird man am ehesten einem fränkischen verfasser zutrauen. I 23 ist das Herzemäre Konrads vWurzburg. bildeten diese dichtungen etwa eine kleine, in sich geschlossene sammlung, und ist es noch ein äufseres zeichen dafür, wenn bei der Hätzlerin I 23 mit bl. 77 beginnt und auf bl. 76 unten etwa 8 zeilen frei geblieben sind? G. lockt freilich auf andre pfade. der Wiener cod. 2201 (2238), dh. die Suchenwirths. C nach der bezeichnung Kratochwils, führt nämlich in dem inhaltsverzeichnis des ältern codex, den C benutzt hat (N), ein gedicht von den sieben farben Jacob Peterswalds auf, das G. s. 109 mit unsrer nr 21 identificiert, wobei er augenscheinlich gewicht darauf legt, dass in N Konrads Herzemäre unmittelbar darauf folgte. die identificierung der beiden gedichte scheint mir aber schon deshalb übereilt, weil das gedicht des Peterswald nach C in N 9 blätter umfasste, also länger war als das auf 7 blätter berechnete Herzemäre, das in der verstümmelten fassung der Hätzlerin doch noch immer 486 verse zählt, also mehr als doppelt so viel als die nr 21 mit 212 versen. —

In ähnlicher weise, wie es hier geschehen, lassen sich auch andre partien der sammlung analysieren und über die tätigkeit des sammlers und seine quellen lehrreiche beobachtungen anstellen. ich würde aber den rahmen einer besprechung weit überschreiten, wenn ich derartige detaillierte betrachtungen vorzulegen fortführe. glatte resultate kann ich ohnedies nicht geben. ich möchte deshalb nur noch auf die eigenartigen beziehungen zwischen den nrr I 8. 9 und 14 hinweisen, vornehmlich auch um zu zeigen, welche verschiedne beurteilung deutliche berührungen zwischen gedichten derselben sammlung zulassen.

Die etwas verschwommene dichtung I 14 ist wol nicht vollständig erhalten. wir erfahren, dass die liebste des dichters in dem allegorischen schloss 'Immer' wohnt, um das, wie um Dornröschens behausung *ein schön gewymmer gewachsen ist zu ainem hag*, dass aber der dichter, als er sie aufsuchen will, den ihm wolbekannten steig durch gehauene äste versperrt (und verwachsen?) findet. im traum erfährt er, dass ein neuer steig zum schloss führt; als er auf ihm vorwärts dringt, wird er erst von der dienerin, dann von der herrin selbst in aller form abgewiesen. auf einem moos findet er frau Elend und baut mit ihr das haus Trauern. nach längerer zeit unternimmt er mit seiner hausgenossin einen spaziergang und trifft eine abgesante der frau Minne: frau Minne, so hört er, will alle ungetreuen strafen ... das auftreten der hofmeisterin der frau Minne am schluss er-

innert stark an den schluss von I 18. an I 20 klingt, abgesehen von der übereinstimmung eines gleichgültigen verses (I 14, 354—585 = 20, 83) und dem umstand, dass auch hier der mai sein gezelt aufgeschlagen hat, die wendung v. 314f an: *Dir mag weder fräd noch mût Nyemer von mir bekleiben* (dazu v. 150), vgl. 20, 90f: *Dem wunsch ich, das im nimer gût, Ere glück, gesuntheit bekleib.* mit der früher besprochenen gruppe sind die berührungen noch oberflächlicher (vgl. *meines hertzen hordt* 58, *trost und höchster hordt* 305), doch will ich nicht unterlassen, v. 181f *Vnd sag ir, wie du habest gelebt, Wie dein hertz in fräden strebt,* neben 33, 137f. 40, 43f zu stellen und auf 11, 41f zu verweisen.

G. rechnet s. 103 die nummer zu den spruchgedichten aus dem kreise Hermanns vSachsenheim. ich versteh aber nicht, wie er sagen kann, die dichtung steh in sprachlicher beziehung der Möhrin so nahe, dass es genüge, die hauptsächlichsten ähnlichkeiten anzudeuten. reime wie *fart : gelertt* (lis *gelart*) 190, *verschult : wolt* 291, *verdient : plint* 219, *triu : paw* 73, *piegen : gestigen* 161, *ymmer : zwinger* 113, *clopfen : geloffen* 281, *haben : tage* 529, *habt : behagt* 57, um nur die auffälligsten herauszugreifen, ferner die überschüssigen n bei den reimenden infinitiven *schaiden* (?) 21, *gelingen* 38, *machen* 151, *tragen* 341, *eylen* 384, *schleichen* 400, *vinden* 517, *schwinden* 528 (denn als reimwort wird *rinde* zu lesen sein), *haben* 530, *geleichen* 569, dazu im particip *gelassen* 185, sind doch gewis nicht in der art der Möhrin. die parallelen, die G. anführt, um zusammenhang mit den dichtungen Hermanns zu erweisen, sind ganz äufserlicher art. die phrase *bis an mein endes zil* steht zb. auch 40, 55. 41, 9; und 'mir stiegen die haare zu berge' wird noch mancher sagen. schon die mischung vierhebiger mit einem starken procentsatz dreihebiger verse ist nicht in der art des Sachsenheimers. dagegen ist der von G. bemerkte anklang von I 14, 165f an 9, 89f allerdings bemerkenswert. ich füge hinzu:

14, 197ff: Zu meinem hertzen ich da sprach:
Nun ratt, wie ich tû!
Es riett, dass ich hinzû
Solt gǎn vnd nit reyten.

neben 9, 166ff: In meinem hertzen ich da sprach:
Nun ratt, wie ich tû!
Es riett, das ich gieng hinzû.

weist das nun auf denselben verfasser? über den inhalt von I 9 vgl. Jantzen Geschichte des streitgedichts im ma. s. 51f. man könnte geradezu in den ersten versen von I 9 eine anspielung auf I 14 sehen. ich bin dennoch zweifelhaft. vers- und reimtechnik scheinen mir nicht so besonders eng mit einander verwant. es könnte auch eine nachahmung, sei es hier oder dort, vorliegen, oder eine von demselben manne gemachte überarbeitung älterer dichtungen. aber übersehen darf nicht werden, dass

in P 2 nr 9 unmittelbar auf 14 folgt. auch bei nr 9 ist der einfluss des Sachsenheimers von G. s. 94 nicht erwiesen. md. überlieferung ligt bei nr 9 aufser in T, wo auch nr 14 vertreten ist, auch in der Dresdner hs. M 203 vor, wie schon oben erwähnt ist.

Nun ist aber auch zusammenhang von I 14 mit I 8 kaum von der hand zu weisen. denn es ist doch wol mehr als zufall, dass I 14, 342ff, wie G. bemerkt hat, an die 8, 191ff benutzte strophe 223 aus der Jagd Hadamars vLaber anklingt:

Ach, verrez fürgewinnen, daz machet widerlöufe
Vnd vil in wâge rinnen usw.

freilich muss sich der dichter von nr 14 bei den worten

Es hat laid vf meiner wage
So gar ser fürgewunnen,
Ach wär ich hin gerunnen
In wasser vor zehen jarn,

etwas ganz andres gedacht haben als Hadamar bei den seinigen. die verse stellen sich näher als zum original zu 8, 191f *Ach langes fürgewunnen Vnd vff wasser ir weg, runnen* (cgm. 439: *Ach langes fewr gewynnen Ich will yn wasser auf wag rynnen*), und man wird wol annehmen müssen, dass dem dichter von nr 14 die stelle in ähnlicher verballhornung bekannt wurde, wie sie die überlieferung von nr 8 aufweist. auch 14, 1f *Sich fügt ains tags zeit, Das zwen gesellen on neidt* ... klingt an 8, 15 an : *Nun fügt es sich in kurzer zeitt, Das ich auch kam on argen neidt* ...., was aber auch sonst begegnet. bedeutungsloser ist jedesfalls der zusammenklang von 14, 32f *Ich sprich es wol by triuen, Das ich dir vil gûtes gan,* an 8, 370f: *Die gunst hab dir von mir ze lon, Das ich dir nit wan gûtes gan*; ferner von

14, 465f: Nun wil ich ser bitten dich,
Das du wöllest beschaiden mich (= 575, vgl. 582)

an 8, 287f: Ains des will ich fragen dich,
Des solt du auch beschaiden mich;

von 14, 524 *Du solt fürwar gelauben mir* (ähnlich v. 288. 477) an 8, 152 *Du solt fürwar gelauben mir* (vgl. 259). auch der dichter von nr 8 (*Von ainer stätten vnd fürwitzen*, vgl. Jantzen aao. s. 54f) erzählt in der einleitung, elend sei gar lange zeit sein zehrgesell gewesen.

Der kreis schliefst sich, indem sich auch I 9 und I 8 berühren in

9, 71f: So bin ich stäts frädenreich:
Zwar vnser leben ist vngeleich,

(ähnlich v. 131f)

= 8, 119f: So wär ich allzeit frädenreich:
Das leben ist also nit gleich.

hier aber muss die frage aufgeworfen werden, ob in I 9 die citierten verse auch im originalgedicht standen. in P 2 fehlen sie mit mehreren umrahmenden versen an beiden stellen; aber P 2

hat gekürzt. ich kann nur noch M 203 (nach Kratochwils abdruck) vergleichen, wo die zweite stelle ebenfalls fehlt; leider setzt der text, der sich näher zu H als P 2 stellt, erst unmittelbar hinter der ersten ein. P 2 hat auch in nr 14 nicht die aus Hadamar stammenden verse. es ligt also die möglichkeit vor, dass gewisse ähnlichkeiten zwischen gedichten des liederbuchs erst durch einen redactor in die gedichte hineingebracht sind. wäre dieser redactor derjenige, der das liederbuch o zusammengebracht hat, so müsten sich spuren seiner tätigkeit noch häufiger finden. ich weifs dafür nichts beizubringen. haben also die nrr 8. 9. 14 eine gemeinsame vorgeschichte? auch darauf muss ich die antwort schuldig bleiben: ich beabsichtigte nur, an einem beispiel zu zeigen, welche fragen sich dem, der sich mit der Hätzlerin eingehend beschäftigt, auf schritt und tritt aufdrängen, und wie viel G. noch zu tun übrig gelassen. er stellt selbst eine fortsetzung seiner studien in aussicht. möge er sich dabei durch mühselige kleinarbeit nicht zurückschrecken lassen!

Jena, 1 april 1902. VICTOR MICHELS.

Lessing und die Vossische zeitung. von ERNST CONSENTIUS. Leipzig, Avenarius, 1902. VIII und 110 ss. 8°. — 3 m.

'Blätter des zweifels', so nennt der vf. s. 105 seine publication. und wenn diese bezeichnung auch etwas gesucht klingt, inhaltlich richtig ist sie und verrät den mehr negativen als positiven charakter des büchleins. sie weist auch auf die gefahr hin, die in der verneinung ligt. hat man einmal zu zweifeln angefangen, dann gehts meist auf schiefer ebene abwärts, immer tiefer ins mistrauen hinein.

Dieser sich selbst verstärkenden krankheit ist auch C. nicht entgangen. er hat mit andern die beobachtung gemacht, dass in der Munckerschen ausgabe von Lessings werken dem jungen Berliner literaten in den bdn. 4 und 5 etwas zu viel aufs conto gesetzt ist, und dass der herausgeber, bestärkt durch BAWagner (Lessing-Forschungen 1881), in dem bemühen, alles zu bringen, woran Lessing beteiligt gewesen sein konnte, zu weit gegangen ist. C. will schärfer als frühere Lessingforscher echtes von unechtem scheiden, bleibt aber dabei ebensoweit vom ziel als Muncker es übersprang. Muncker entschied: was von Lessing sein kann, nehm ich in die ausgabe auf, bis es vielleicht in zukunft einmal andern verfassern zugesprochen wird. C. zieht es vor zu sagen: was andern verfassern angehören kann, schliefs ich so lange von der ausgabe aus, bis mir Lessing als urheber nachgewiesen wird. und nun schärft er sich und andern mit ansehnlichem, aber einseitigem spürsinn den blick für alles, was irgend unlessingisch an den anonymen aufsätzen der jahre 1747—1754 sein dürfte. er sieht dabei ein, was jeder kenner der sprache jener tage ihm zugeben muss, dass stilistische beobachtungen meist wenig gewicht

haben. hat man viel gelesen von all den gröfseren und kleineren, die in die Zürich-Leipziger fehden der vierziger und fünfziger jahre irgend verwickelt waren, so weifs man, wie schnell manche wendungen gemeingut wurden. ein glückliches wort, eine würkungsvolle äufserung des hohns, der ironie usw. wurde unermüdlich weitergeschleppt. wol besitzt der eine oder andere gewisse lieblingsausdrücke, aber nicht ausschliefsliches monopol für sie. man muss den vorrat auffallender worte oder bilder bei fortgesetzter lectüre immer und immer aufs neue decimieren, bis man endlich einmal ein ἅπαξ εἰρημένον gewinnt, wie etwa jenes '*schlägefaul*', das auch ich aufser bei Lessing nicht nachweisen kann. hätten wir erst den Thesaurus Linguae Germanicae und jenes historische fremdwörterbuch, das ich in den Schönaich-anmerkungen s. 461 skizziert habe! es würde manche discussion schneller zum ziel zu führen sein; und vor allem, viel mühsam errungenes sonderwissen gienge nicht immer wider fruchtlos zu grunde.

Wenn nun C. sich hütet, sprachliche und stilistische einzelbeobachtungen zu überschätzen, so hat er doch auf der andern seite für manche winzige erscheinungen ein gutes auge; die stellung, die der name des verlagsortes bei angabe eines büchertitels hat, ein sternchen, das einer recension vorangestellt ist, und ähnliches kann ihm zum wegzeiger werden. hauptsächlich aber ist er doch auf glückliche funde angewiesen, auf beiträge zu beinahe verschollenen zeitschriften, auf entlegene, vielfach ungedruckte briefstellen uam. und da ist nicht zu leugnen, dass er scharfsinnig combiniert, freilich oft mit jener am eingang gekennzeichneten gefährlichen überschärfe.

So ist er dazu gekommen, 41 von den recensionen, die Muncker in seine ausgabe aufgenommen hat, Lessing abzusprechen (vgl. das verzeichnis s. 106 f), in vielen fällen mit gutem recht, oft aber auch ohne ausreichenden grund. es ist natürlich nicht möglich, hier auf eine erörterung sämtlicher kleinen argumente einzugehn. das hiefse, das ganze buch von C. reproducieren und ein zweites dazu schreiben. es muss genügen, dass ich mein resultat widerholter und sorgsamer prüfung angebe; bei so strittigen dingen hat entweder jeder seine eigene meinung, oder es bildet sich ein majoritätsvotum heraus.[1]

M. IV 5 f könnte wol ein beliebiger angestellter der Rüdigerschen firma stilisiert haben; die sociale stellung Lessings gegenüber seinem chef wird kaum so niedrig anzunehmen sein, dass er zu derartigen frondiensten genötigt gewesen wäre. — M. V 417 und 426 sind blofse buchhändlerreclamen, die von auswärts eingesandt waren (C. 67 ff). — vielleicht von Theophil Lessing rührt der artikel M. V 163 her. — dagegen dürfte M. IV 269, die anzeige

[1] M. bedeutet im folgenden die Munckersche ausgabe, C. das buch von Consentius.

von Uhlichs Beichte eines christichen comödianten, trotz C. Lessing zuzuschreiben sein. dass Naumann der vf. der anzeige gewesen, ist in keiner hinsicht zu erweisen; doch ist es sehr wahrscheinlich, dass er brieflich aus Frankfurt das material zu dem artikel gesant hat. in diesem falle hätte man sich hinsichtlich der eigentlichen autorschaft für Lessing oder Mylius zu entscheiden. da nun wenige wochen nach dieser recension Mylius so völlig aller rücksicht gegen Naumann bar ist, dass er dessen armen Nimrod schonungslos verspottet, so möchte eine innere entfernung der beiden freunde von einander wol schon länger sich vorbereitet haben; und also wäre Lessing als verarbeiter der Naumannschen correspondenz immer noch etwas plausibler als Mylius. hinsichtlich des anteils Naumanns an den ausgeschiedenen 41 recensionen möcht ich mich so entscheiden: sicher von ihm rührt M. IV 2 her, hier sind die gründe C.s (s. 82 ff) überzeugend; wahrscheinlich von Naumann ist M IV 274/6 verfasst; vielleicht auch die drei artikel M IV 234/9; 241/6; 325.

Umfänglicher scheint die mitarbeit von Mylius gewesen zu sein. zweifellos rühren von ihm her: M. IV 25/7 (hier scheint mir gar keine unentschiedenheit möglich, ich sehe auch ältere vermutungen von mir, auf die C. hindeutet, bestätigt); 28/31; 468/70. etwas weniger gesichert, aber immer noch sehr wahrscheinlich dünkt mich die autorschaft von Mylius bei M. IV 18 (denn die besprechungen der beiden schriften von Hecht müssen aus éiner feder sein); 218 (wo besonders das naturwissenschaftliche ende der recension für diesen autor spricht) und 346. möglicherweise (aber mehr möcht ich nicht sagen) sind ihm auch zuzuschreiben: M. IV 6/8; 32/4; 195; 203; 211/15; 229/31; 233; 270/76; V 148.

Kann ich nun soweit mehrminder entschieden mit C. gehn, so dünkt mich seine erörterung zu den artikeln M. IV 4; 11; 17; 24; 27; 196; 200; 224; 350; 358; 379; V 9; 156; 189; 219; 429 resultatlos zu sein. was C. s. 90 und 99 vorträgt, genügt nicht einmal, die artikel M. V 219 und IV 27 Lessing ab-, geschweige sie einem andern zuzusprechen. die ausführungen zu IV 4; 200 (C. 66); 224 (C. 62); V 189; 429 setzen vollends an die stelle einer Munckerschen hypothese eine bloſse ungewisheit. — zu M. V 156 (C. 44 ff) ist zuzugeben, dass die anzeige wol kaum von Lessing sein kann, der doch nicht 1753 eine Heliodor-übersetzung kritiklos gepriesen haben wird, die schon 1750 von Ramler und Sulzer gebührend verurteilt worden war. ob aber grade Naumann der vf. der besprechung war, bleibt mir fraglich. — für die anzeige von Hallers Opuscula anatomica (M. IV 358 f; C. 63 ff) ist schwer ein verfasser zu finden. Lehmann oder Mylius, an die C. denkt, würden als vertreter der naturwissenschaft nicht absichtlich jede sachkenntnis so völlig verleugnet haben, wie hier geschehen ist; wenn also (wozu me. kein grund ist) auch Lessing

ausgeschieden werden soll, so wäre ein vierter als autor zu suchen. — ein paar worte noch zu M. IV 379 (C. 3 f) : so sicher erwiesen mir es scheint, dass die drei ersten besprechungen von Cunos werken (M. IV 28—31 ; C. 1—3) Mylius zum verfasser haben, so unmöglich ist es, dass er auch die 2 auflage der Cunoischen Gartenode angezeigt haben sollte. wäre diese günstige recension von ihm, so hätte er ja gar keine ursache gehabt, später zu kreuze zu kriechen und sich vor Cunos zorn zu fürchten ; er hätte sicherlich in dem briefe von 1752 nicht nur auf die ungünstige, sondern gewis auch auf die günstige kritik hingewiesen. hätten die beiden anzeigen der Gartenode (1 und 2 aufl.) éinen verfasser, dann hätte dieser doch wol beide male das gleiche urteil fällen müssen. änderte er in den zwei jahren seine meinung, so muste er entweder (das ist doch psychologisch gar nicht anders denkbar) jenes frühere verdict, an das er ungern erinnert werden mochte, ganz ignorieren ; oder er muste es erwähnen und seine sinnesänderung begründen. bezog er sich in der zweiten recension auf ein früheres urteil, so muste dies doch selbstverständlich sein eignes sein. ich halt es wenigstens für undenkbar, dass ein kritiker 1749 die erste auflage eines werkes in grund und boden verdammt, 1751 aber es lobt und dies lob erhärtet mit den worten (M. IV 379, 19—23) : '*Dieses Gedichte hat man schon vor einigen Jahren unter den poetischen Schriften des Herrn Verfassers gelesen, und damals schon hat man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihn einen glücklichen Nachfolger des Herrn Brockes zu nennen*', worten, die aus der recension eines ganz andern verfassers herrühren. in unserm falle ligt die sache so : die anzeige von 1749 stammt von Mylius, der vergleich Cunos mit Brockes aber von andrer seite (Haller ?). und darum kann die recension M. IV 379, die jenen vergleich adoptiert, von jedem beliebigen herrühren, nur eben nicht von Mylius, dem C. sie zuschreibt.

So bietet das buch von C. anregung genug und stoff zu weiterführenden erörterungen. ein buch freilich darf man es kaum nennen ; es ist ein undisciplinierter haufen von notizen. und es scheint mir eine starke rücksichtslosigkeit eines jungen anfängers, eine so formlose leistung dem publicum vorzuschütten. jeder stoff lässt sich bei geistiger energie formal bewältigen. hier wird der eindruck des unerfreulichen noch verstärkt durch rechthaberisches zanken gegen Muncker, der doch wahrlich durch seine verdienste um die Lessingforschung vor einer polemik in diesem ton sicher sein sollte.

Was von C.s ausführungen, auch wenn man sich nur einen bruchteil seiner resultate zu eigen macht, bestehn bleibt, ist das gleiche, was auch ich schon zweimal angedeutet hatte : in der biographie Lessings bedürfen die jugendjahre, etwa von 1748 bis 1752, noch einer gründlichen revision.

Leipzig. ALBERT KÖSTER.

Eduard Mörikes leben und werke. dargestellt von KARL FISCHER, gymnasialdirector in Wiesbaden. mit vielen abbildungen. Berlin, BBehr, 1901. IX und 240 ss. 8°. — 5 m.

Eduard Mörike. sein leben und dichten. dargestellt von HARRY MAYNC. mit Mörikes bildnis. Stuttgart und Berlin, Cotta nachfolger, 1902. IX und 415 ss. 8°. — 6,50 m.

Jahrelang ist über Mörike keine zusammenfassende darstellung erschienen, und nun folgen hart hinter einander zwei, welche es unternehmen, leben und dichtung eingehend zu schildern. die möglichkeit dazu ist gegeben durch die aufschliefsung zahlreicher brieflicher und andrer quellen. da die beiden biographen mit der nennung ihrer quellen nicht hinter dem berge gehalten haben, so kann ich mirs ersparen, darauf einzugehn. es mag genügen, zu sagen, dass beide mit fleifs und gewissenhaftigkeit die vorhandenen quellen ausgeschöpft haben; und es lohnt wol auch beizufügen: viel neues, wenigstens wichtiges neues, wird auch in zukunft kaum mehr zu erwarten sein, da eine anzahl von forschern, unter denen ich nur RKraufs nenne, in den verflossenen jahren unermüdlich und mit grofsem erfolg an der arbeit gewesen sind. die menge dessen, was wir über Mörike wissen — wissen im sinne der kenntnis der einzelnen erlebnisse und erzeugnisse und ihres zusammenhangs —, hat sich verzehnfacht seit zwanzig jahren, seit der zeit, da Notter, Klaiber und ich die ersten lebensbilder zu zeichnen unternommen haben. eine andre frage wäre nun freilich: steht das gesamtbild des dichters anders vor uns als damals? und ich denke, darauf wird man kaum mit ja antworten können. gewisse grundlinien des bildes werden wol bei jedem hervorragenden manne von anfang an feststehn. aber es ist doch zu unterscheiden. man mag ja etwa sagen, Schiller stehe nicht anders vor uns, als er in der biographie seiner schwägerin vor zweiundsiebzig jahren dastand. sein anspruch auf unsterblichkeit hat sehr ernste proben bestanden, und siegreich bestanden. seinen dramen sind die Kleists, Grillparzers, Hebbels, der modernen gefolgt; seinen ästhetischen ansichten sind ganz gegensätzliche zur seite getreten; seine politischen anschauungen mit der ganzen welt, aus der sie erwachsen waren, wie sind sie durch die grösten europäischen umwälzungen von uns getrennt! und doch, wir empfinden ihn noch als den, der wie lebend zu uns redet; alle krümmen unseres weges haben uns nicht von ihm entfernen können. zweierlei ist aber hier zu bedenken. erstlich: Schiller ist uns noch so bedeutend wie ers unsern grofsvätern war, aber ein anderer ist er uns doch geworden, nicht mehr der moraldichter, der idealist, sondern der mann, in dem sich die moralische energie verkörpert hat, nicht mehr der dichter der Glocke, sondern der des Wallenstein. und zweitens: die zahlreichen einzelkenntnisse, die uns über ihn zugewachsen sind, sie haben alle dieses bild erst völlig abrunden helfen; man möge etwa an den briefwechsel

mit Cotta denken. ganz anders ist es mit Mörike. auch er ist der unvergleichliche geblieben, als den ihn bei seinem ersten auftreten einige wenige erkannt haben. aber wenn wir heute eine kurze formel für ihn suchen wollten : sie würde in keinem punct wesentlich abweichen von dem, was in den dreifsiger jahren Hermann Kurz, Vischer, Straufs geschrieben haben. die zeit hat ihm nichts nehmen und nichts geben können; denn er ist nicht aus der zeit. und ebenso haben die genauesten mitteilungen über seine lebensumstände wol manches einzelne in seinen werken erklärt; aber, indem er dichter und nur dichter ist, hat die kenntnis seines lebens uns in dem gesamtverständnis seiner dichtung nicht gefördert; er ist uns mannigfaltiger bekannt, aber in keinem puncte werter und bedeutender geworden.

Natürlich soll damit weder gegen die detailforschung überhaupt etwas gesagt sein, noch gegen die beiden neuesten biographien, welche beide an umfang und einzelangaben die alten biographischen skizzen um ein vielfaches übertreffen. man wird immer fordern müssen, dass der biograph sich eine möglichst grofse masse von kenntnissen der einzelnen momente und elemente verschaffe; nur darüber wird man in zweifel sein können, wie viel er davon andern mitteilen solle. und da kann ich nicht läugnen, dass Fischers buch ein wenig im detail stecken geblieben ist. es macht, obwol es alle poetischen werke Mörikes, und meist mit gutem urteil bespricht, doch mehr den eindruck des chronikalischen als den einer überschauenden und überlegenen geschichtschreibung. ich möchte hier ein paar puncte herausgreifen, in denen ich von der meinung des verf.s und wol auch eines guten teils seiner leser abweichen muss. das eine sind eben die vielen einzelheiten, die öfters den überblick erschweren, und noch mehr die einrichtung, vermöge deren auch die ästhetische würdigung sich an die einzelnen und einzelsten producte anheftet und dadurch keine klare, abgewogene gesamtbetrachtung zu stande kommt. hierher möcht ich weiter ziehen die mitteilungen aus ungedruckten oder wenigstens in die gedichtsammlung nicht aufgenommenen gedichten, meist gelegenheitspoesien. Kraufs hat schon vor jahren einmal ein ganzes buch über 'Mörike als gelegenheitsdichter' der mitteilung solcher sachen gewidmet. dazu konnte man sagen : wem das nicht behagt, der kanns ungelesen lassen. aber eine gesamtbiographie hat andern gesetzen zu folgen. und da kann ich mir nicht helfen : ich finde, gerade Möriken kann die mitteilung solcher sachen nur schädlich sein. es ist etwas anderes, wenn wir von Schiller oder von Uhland solche kleine burlesken wie 'Körners vormittag' oder 'Der Schattenwirt' zu lesen bekommen; da wird uns gezeigt, wie bequem-gesellig diese ernsten männer am guten tage sein konnten. aber Mörike! in seiner ganzen persönlichkeit ist schon viel zu viel bequemes, bummliges wesen. seine biographie sagt uns zur genüge, wie

schwer der kränkelnde, der hypochonder sich zu grofsen entschlüssen aufzuraffen vermochte. bei diesem manne — Fischer nennt ihn freilich s. VII einen 'ganzen mann', aber es werden nicht viele sein, die dieses prädicat gerade für das passendste halten — bei ihm kann eine mitteilung der zahlreichen verse und, um das gleich beizufügen, carricaturenzeichnungen, die er gefertigt hat, nur éinen eindruck machen : den unangenehmen des mannes, der, statt die grofsen ziele seines künstlerlebens klar im auge zu halten, oder, wo ihn die muse in ruhe lässt, das praktische leben fest anzufassen, sich verzettelt in elenden kleinigkeiten, und angesichts aller dieser quisquilien wird man den angefochtenen wunsch von Friedrich Straufs erst recht begreifen, der dem dichter, kurz gesagt, mehr eisen ins blut wünschte. ich sage das nicht als einer, der die verschleierung der wahrheit wünschen würde, sondern als einer, dem es leid tut, dass die grofse künstlerfigur Mörikes durch solche kleinigkeiten, die in bester absicht dargeboten sind, nicht etwa belebt, sondern ins kleinliche verzerrt wird. das wissen wir alle, dass die könige nicht mit der krone ins bett gehn; aber in der zipfelmütze wollen wir sie nicht gemalt sehen. es muss nicht alles gedruckt oder zinkographiert sein.

F.s werk enthält, wie schon angedeutet, eine anzahl bildlicher darstellungen, teils reproductionen von zeichnungen des dichters selbst, die man gerne entbehren würde, denn es spricht keinerlei erhebliches talent daraus; teils ansichten von orten und häusern, die in seinem leben eine rolle gespielt haben, teils bildnisse von ihm selbst und seinen angehörigen; er selbst ist sieben mal zur darstellung gekommen. ich kann nichts weiter über diese bilder sagen; wenn ich kein freund solcher illustrierten werke bin, denn beim licht besehen geben sie weder belehrung noch künstlerische erbauung in besonders hohem mafse, so ist in diesem falle doch nichts mitgeteilt, was den sonstigen eindruck wesentlich stören könnte. lieber ist mir weitaus das bild Mörikes, das vor Mayncs buch als titelbild steht; es ist nach einer zeichnung des tüchtigen porträtisten Kurtz von 1856. noch lieber wäre solchen, die Mörike im alter gekannt haben, die photographie vor den neueren ausgaben der gedichte; am allerliebsten wäre aber gewis allen kennern eine widergabe des wundervollen Mörikedenkmals von † Rösch gewesen, das das schwächliche grabrelief des dichters hoch überragt; denn hier ist der künstler erfasst worden von einem, der selber einer war.

Ein übelstand, der bei biographien solcher, von deren leben nicht eben viel grofses zu erzählen ist, sich dann fast notwendig einstellen wird, wenn dem biographen die persönliche kenntnis des helden und seiner umgebung abgeht, macht sich auch bei den zwei Mörikewerken geltend : der biograph muss suchen, aus dem detail, das ihm als ein fremdes von aufsen her zukommt,

möglichst viel zu machen, und er wird der gefahr nicht leicht entgehn, dann und wann einmal zu viel hinter den dingen zu suchen, briefstellen, die eine flüchtige eingebung des augenblicks gewesen sind, als charaktersymptome zu deuten, landschaftlichen und landsmannschaftlichen momenten eine gröfsere oder eine andere bedeutung beizulegen, als sie in würklichkeit haben. F. ist öfters, Maync seltener dieser gefahr erlegen. aus dem letzteren mag ein beispiel angeführt sein. s. 178 sagt er : 'Mörike las, die treue pfeife im munde, während jene mohn klopften oder Klärchen die spindel schnurren liefs, gern in den Hallischen jahrbüchern, ab und zu einen brocken ins gespräch werfend'. das ist doch nur aus dem gedicht 'Ländliche kurzweil' entlehnt und verfestigt allzusehr eine einzelne situation.

Noch einen punct möcht ich kurz berühren. ich meine die gelegentlichen citate in schwäbischer mundart. Maync sagt s. 183, Mörike habe sich der mundart viel bedient. richtiger : er hat sich ihrer stets bedient, nach allgemein süddeutscher sitte oder unsitte. proben dieses schwäbisch finden sich nun da und dort eingestreut, meist nach Storms erzählung (Maync s. 245. 259. 325; Fischer s. 6 und sonst). leider ist dieses schwäbisch meist grundfalsch; ich würde aber überhaupt bitten, dass man solche stellen ins künftige schriftdeutsch widergebe; es ist für uns Schwaben nichts peinlicher, als solcher gestalt als naturburschen durch die litteratur wandeln zu sollen; und gerade bei einem dichter wie Mörike gehört das zu den kleinen schwächen, die man nicht verewigen sollte, zumal es sich hier um gar nichts für ihn speciell charakteristisches handelt. man lässt doch auch den Frankfurter Goethe nicht frankforterisch reden.

Ich habe Fischers buch schon ein wenig zu charakterisieren versucht. es ist eine sehr gewissenhafte und gründliche arbeit, die aber den fehler hat, sich nicht genug von dem annalistischen gerüste der erzählung frei gemacht zu haben. das im einzelnen auszuführen, kann ich unterlassen. ich möchte aber die gelegenheit benutzen, zu einzelnen stellen bemerkungen zu machen, meist solche localer und persönlicher art, wie sie mir als Mörikes landsmanne, der ihn auch noch wol gekannt hat, leicht in die feder kommen.

S. 3 sind zur belebung des stillen Ludwigsburg die figuren aus dem 'Bilderbuch' des ganze 18 jahre älteren Justinus Kerner gar zu ausgiebig verwendet; und die 'sieben duftigen inseln' s. 10 sind doch ein wenig phantasie. — in der sehr unnötiger weise abgedruckten Uracher kneipzeitung s. 26 heifst es '*stuporum* (?)'; deleatur vocalis o! — s. 40 : 'wenn er auch nach seiner ganzen gesinnung den tendenzen der allgemeinen burschenschaft geneigt war'. woher will das F. wissen? ich weifs nur, dass es für eifrige und einseitige burschenschafter seiner zeit keinen gegenstand lebhafteren abscheus gab als den guten Mörike, der als

student den cylinder trug. auch später ist F. beflissen, M.s interesse für politische dinge hervor zu kehren (zb. s. 176); er ist sogar s. 180 ein 'patriot' genannt. nun ja, gut deutsch empfunden hat er wol so gut wie jeder auf seine art; aber eine wichtigere rolle hat die politik nie bei ihm gespielt. — s. 47: Hohen-Entringen hat in den 20er jahren den herrn von Ow noch nicht gehört; der arme Heinrich konnte ruhig wegbleiben. — s. 51ff ist bei F., wie s. 62ff bei Maync, jene phantastische geschichte berichtet, die das eine gute gehabt hat, zu den Peregrinaliedern den anlass zu geben. F. hat sich an Notters, Maync an Lohbauers angaben über die rätselhafte fremde angeschlossen[1]; ich denke doch, der letztere ist der bessere zeuge. — s. 68: Möhringen ligt nicht 'etwa in der mitte zwischen Nürtingen und Stuttgart', zumal es überhaupt nicht auf dem wege zwischen beiden städten ligt; ebenso ist s. 88 schief, dass Owen 'viel näher bei Nürtingen und Grötzingen' liege als Plattenhardt. — s. 71: herzog Ulrich soll von der brücke bei Köngen nicht in den fluss gestürzt, sondern mit dem pferde hinabgesprengt sein. — s. 79: Grüneisen war 1828 noch nicht prälat. — s. 118: 'des componisten Lachner': welches von den drei brüdern? es war Ignaz. — s. 136: 'die distelfresser, wie er [Kerner] sich ausdrückte': dh. die esel, nach seinem nicht ganz unbekannten gedicht. — s. 154: der sechzigste geburtstag könig Wilhelms wurde zugleich im vorausblick auf sein im october desselben jahres eintretendes 25jähriges regierungsjubiläum gefeiert; daher der grofse festapparat. — s. 159: 'Hölderlins schwester, frau professor Bäumlein': lis 'Bräunlin'. — s. 168: der Creglinger altar ist nicht von Veit Stofs. — s. 177: der ton, in dem von Herwegh geredet ist, gefällt mir weniger als dem verfasser. — s. 185: 'unter den jüngern bekannten scheint ihm damals JKlaiber näher getreten zu sein'; um 1852 doch kaum schon, damals war er 18 jahre alt. s. 199 ist schlechtweg von 'professor Klaiber' die rede; das war aber nicht Julius Klaiber, sondern sein 38 jahre älterer oheim. — s. 198f: 'führer der radicalen' ist HKurz gar nie gewesen. — s. 202: eine 'fufsreise' von Bebenhausen nach dem 4 km entfernten Tübingen? — s. 220: 'Hansen': lis 'Hemsen'. zu dieser stelle, wo eine anzahl von Stuttgarter freunden Mörikes, darunter auch mein vater JGFischer, aufgezählt sind, darf ich vielleicht im vorbeigehn bemerken: es ist ein unwiderbringlicher schade, dass meines vaters sorglosigkeit im aufbewahren von briefen udgl., der mangel aller tagebuch- oder ähnlichen aufzeichnungen mich in seinem nachlass ganz und gar nichts von oder über Mörike hat finden lassen. denn sie standen sich weit näher als man weifs; ich meine mehr persönlich als litterarisch — Mayncs behauptung

[1] Maync hat zuvor in Westermanns Monatsheften, oct. 1901, die sache ausführlicher dargestellt. sie dürfte jetzt wol begraben bleiben.

s. 376, dass mein vater von Mörike 'ausgegangen' sei, kann ich mindestens in dieser fassung nicht acceptieren.

Das buch von Maync lässt sich weniger auf biographische einzelheiten ein, ist aber dafür von einem weit mehr beherschenden litterarhistorischen gesichtspunct aus geschrieben. die ästhetischen und historischen urteile über den dichter sind concentriert da, wo seine hauptwerke besprochen sind; auch manche persönliche einzelheiten sind nicht knechtisch in ihrem chronologischen zusammenhang gelassen, sondern als charakteristische symptome am richtigen platze verwendet. ich steh nicht an, zu sagen: Maync, dessen gewissenhaftes bemühen ich zt. selbst mit kennen gelernt habe, hat eine vortreffliche gesamtleistung hingestellt. es ist weniger und fast immer unwichtiges, was ich nicht billigen kann, und manches, namentlich zu den hauptsachen, ist ganz vortrefflich gedacht und gesagt. vortrefflich ist zb., was s. 16 über Mörikes neigung zum phantastischen, s. 31 f über sein schwer sich öffnendes gemütsleben gesagt ist; dagegen ist die bemerkung s. 79 über M.s jugendlichen freundeskreis: 'dann gerieten sie völlig ins fahrwasser der romantik' nicht ganz richtig. mindestens Waiblinger ist der romantik, wenn man das wort im litterarhistorischen sinne fasst, stets spinnenfeind gewesen, und auch Bauer ist von ihr wenig berührt. sehr gut sind vor allem die ausführungen über den maler Nolten und über die gedichte. was jenen betrifft, so möcht ich nur gegen s. 60 sagen: dass Waiblinger und Lohbauer zu der figur des Larkens gesessen hätten, kann ich durchaus nicht glauben; während ich umgekehrt finde, dass die beziehungen der Agnes einerseits zu Mörikes braut Luise Rau, anderseits zu litterarischen vorgängerinnen wie Goethes Friderike (s. 107 ff) vorzüglich gezeichnet sind. nicht minder richtig ist der hinweis auf Shakespeares vorbildlichkeit für den letzten könig von Orplid s. 147 ff. — s. 210 hat es mich gefreut, darauf hingewiesen zu finden, dass Mörike (wie man es von dem ihm wesensverwanten Goethe auch sagen kann) im erfinden seiner namen nicht sehr glücklich war — bald zu gesucht: ein Arbogast mutet so fremdartig wie ein Lothario an, bald niedrige associationen hervorlockend, wie 'Rohtraut', mindestens in dieser unglaublichen orthographie. — zu der charakterisierung der gedichte s. 233 ff wüste ich kaum etwas hinzuzufügen, und dass einmal s. 329 Wilamowitz mit seiner behauptung über Mörikes 'zuckerwasser' zurückgewiesen ist, wird jeden freuen. dagegen kann ich nicht umhin, Straufsens einwände gegen das 'Hutzelmännlein' (s. 314) in einzelnem richtig zu finden, so wenig ich seine gesamte geringschätzige behandlung dieses märchens gegenüber dem ältern 'Schatz' gutheifsen will.

Noch ein wort über Mörikes verhältnis zu den nachbarkünsten. dass er als zeichner dilettiert hat, weifs man längst, und bei F. sind mehrere proben davon gegeben, die im ganzen

doch keinen allzu hohen begriff erwecken. über seine beziehungen zur bildenden kunst anderer könnte einmal etwas geschrieben werden. der hauptname wird freilich Moritz vSchwind bleiben, dessen freundschaft mit Mörike durch Bächtold schon vor jahren bekannt geworden ist. Maync redet s. 359ff von ihm; seine innere verwantschaft mit Mörike ist recht treffend charakterisiert. ob Schwinds leistungen nicht doch ein wenig höher hätten eingeschätzt werden dürfen? sehr richtig scheint Maync empfunden zu haben, wenn er von den zeichnungen Schwinds zu Mörike nur die zur Schönen Lau rühmend hervorhebt; denn sie gehören zu Schwinds bestem, die andern zu seinem schlechtesten. — weit mehr liefse sich sagen über Mörikes beziehungen zur musik. dass seine poesie die kunst der componisten ganz besonders herausgefordert hat, weifs man ja. Maync stellt s. 262ff mehrere namen zusammen; ich hätte nur über Otto Scherzer (der übrigens ein Ansbacher war) etwas mehr gewünscht, vielleicht dann über Hugo Wolf etwas weniger. denn jener hat, wie vielleicht kein andrer, nicht blofs den inhalt der dichtungen verstanden, sondern auch ihre kunstform, und hat dieselbe pietätvoll bewahrt; Wolf dagegen, an tiefe und genialität der empfindung gewis den andern allen überlegen, hat diese form mitunter gewaltsam zerbrochen. unvergleichlich ist er insbesondre gedichten gegenüber, die keine melodische gedichtform haben — Fischer und Maync haben mit recht 'Weylas gesang' angeführt; aber ein lied im gebundenen volkston wie 'Agnes' d u r f t e nicht anders als streng strophisch componiert werden. freilich, Schubert ist hierin Wolfs vorgänger gewesen; ich nehme es aber Mörike auch gar nicht übel, wenn er den Erlkönig nicht leiden konnte. endlich noch ein paar einzelbemerkungen zu Mayncs buche. s. 18 : 'Gröningen', officiell Markgröningen. — s. 54 : die benennung 'schlosser' = cylinderhut ist nicht etwa in Mörikes kreise speciell üblich gewesen, sondern ganz allgemein bei uns. — s. 82 : WHauff studierte 1820—1824, war also noch zwei jahre mit Mörike in Tübingen. — s. 147: der name 'Amandus' dürfte doch wol an Bauer erinnern sollen, welcher Ludwig Amandus hiefs. — s. 200 : das prädicat 'butterblumenpoet' für Karl Mayer sollte nicht dastehn; es ist so unrichtig wie unschön. — s. 215 : 'Todtengräber vom Feldberg', lis 'von'. — s. 251 f : 'das versmafs des 'Gärtners' . . . ahmt trefflich den leichten trab eines zierlichen damenzelters nach' : erstens trabt ein 'zelter' nicht, zweitens ist das lied, was wol alle componisten beibehalten haben, im galopprhythmus gehalten. — ein übler fehler steht s. 271. petrefacten kann man bei Mergentheim vielleicht suchen, aber nimmermehr 'liasterebratuliten', da der ort im muschelkalk ligt. das gedicht gibt die richtige hinweisung, wenn es den ort Frickenhausen bei Nürtingen nennt. — s. 273: 'Kursachsen' 1850? — s. 399 : 'hüter, ist die nacht schier hin?' ist doch aus Jesaia 21, 11! — s. 391 : die besprechung des

neuen Nolten im Württ. staatsanzeiger 1877 ist nicht von Binder, sondern von Bernhard Gugler. — s. 406 : wenn gesagt wurde: 'Röschs lehrer Adolf Donndorf hat an der Mörikebüste stark mitgearbeitet', so durfte auch der zu früh hingegangene architect Beck erwähnt werden, der sich um den schönen sockel verdient gemacht hat.

Damit genug. wir haben nun zwei bücher über Mörike vor uns, beide ausführlich genug, um ihn genau kennen zu lernen, wenn auch das publikum, für das sie geschrieben sind, nicht ein und dasselbe ist. wir werden so bald kein drittes werk derselben gattung zu erwarten haben. aber es ist mir ein gedanke aufgestiegen, den vielleicht einer verwürklicht; schon der selige Bächtold hat ihn gehegt. wie wärs mit einer biographie in briefen? nicht nach dem muster von Uhlands leben, dazu sind die ereignisse nicht bedeutend genug, aber nach dem von Straufsens Schubart oder von Zellers Straufs oder von Bächtolds Keller. ganz kurze biographische einleitungen zu den einzelnen abschnitten und dann die jeweiligen briefe von, meinetwegen auch an Mörike; nur eine nicht zu grofse und nicht zu kleine auswahl des besten. das wäre ein gedenkbuch schönster art und ein andachtsbuch für die wachsende Mörikegemeinde. es sollte viele freuen, wenn wir zum 8 september 1904 so ein buch erleben dürften.

Tübingen, märz 1902. HERMANN FISCHER.

LITTERATURNOTIZEN.

Deutsche rechtsaltertümer von JACOB GRIMM. vierte vermehrte ausgabe, besorgt durch ANDREAS HEUSLER und RUDOLF HÜBNER. 2 bde. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1899. xxxiii, 675 u. 723 ss. gr. 8⁰. 30 m. — wie die Deutsche grammatik und die Deutsche mythologie haben nun auch die rechtsaltertümer JGrimms diejenige form und den vermehrten umfang erhalten, der ihnen aus den materialien und den nachträgen des verfassers noch zu geben war. aufser den einträgen in das handexemplar ist vorzüglich ein von JGrimm unmittelbar nach dem druck (1828) zusammengestelltes heft von 274 ss. verwertet, das er damals schon selbst als zum drucke geeignet bezeichnete. mit dieser beschränkung ist wohl das rechte getroffen; so hat das werk, das nahezu um ein viertel seines alten umfanges vermehrt ist, nichts von seinem ursprünglichen charakter verloren und bringt doch alles, was der autor ihm noch gerne zugewiesen hätte.

Die herausgeber beklagen es, dass Jac. Grimms absicht einer völligen neugestaltung nicht mehr zur ausführung gekommen ist. ich glaube, ohne grund. denn aus all den nachträgen sprechen keine neuen auffassungen und gesichtspuncte, deren verfolgung wichtige principielle änderungen ergeben hätte. es bleibt überall ein anwachsender reichtum, der in die alten fachwerke

gesammelt wird: ein auseinandernehmen des gefüges und ein neubau wäre schwerlich nötig geworden. wie in der grammatik ist JGrimms behandlung auch in diesem rasch und mit der gröfsesten lust geschriebenen werke überall durch das material aufs glücklichste bedingt. während Müllenhoff in seiner constructiven und bei principiellen fragen schliefslich über das material hinwegschreitenden forschungsweise wol dazu geführt werden konnte, alles früher auseinandergesetzte in frage zu stellen, zu einer neuen weitergehnden anschauung sich durchzukämpfen oder — wie bei der agrarischen verfassung — auf einen resignierten standpunct zurückzukehren, ist dies in den RA. zt. bei denselben dingen niemals der fall. der autor zieht sich am liebsten hinter die fülle des materials zurück, ist ganz mit ihm verwachsen und weifs alles, was in demselben mit lebendiger stimme zu uns spricht, aufs neue zur geltung zu bringen. dies ist es auch, was am meisten den eigenwert und die lebensdauer des buches bestimmt. es ist einheitlich und aus éinem wurf, und wer es heute in éinem zuge durchlist, wird seinen alten zauber, seine vorzüge und schwächen, immer wieder empfinden. es konnte vielleicht nicht würkungsvoller geschrieben werden, aber ich glaube, es **darf auch** nicht wider so geschrieben werden.

Weit mehr als in der streng sichtenden grammatik ist hier alles material auf einen haufen gebracht. wie bunt laufen oft die zeugnisse durcheinander! späte mittelalterliche weistümer, stellen der Edda und der isländischen sagenlitteratur, mittelhochdeutsche dichter, leges barbarorum und nordische rechte werden zumeist in demselben sinne verhört und erscheinen vielfach im lichte gleicher ursprünglichkeit. hier wird natürlich eine viel gröfsere specialbehandlung nötig, die ja auch zt. schon eingetreten ist. es ist viel schwerer, in den altertümern den weg zum altgermanischen zurückzufinden als es nach diesem buche den anschein hat. das nordische und das angelsächsische müssen rein für sich untersucht werden. je mehr man eindringt, desto schwerer wird oft die vereinigung. welche wege, welche trockene auseinandersetzungen sind nötig, um auch nur bei den Nordgermanen, bei denen es noch am ehesten gelingt, über wichtige fragen zu einiger klarheit zu kommen! aber wenn auch die etwas ins stocken geratene forschung sich wider mehr beleben sollte, werden doch JGrimms RA. daneben fortbestehn als ein in seiner art nicht zu ersetzendes, lebensfrisches buch, aus dem der untersuchende sich immer neue belehrung und — neuen trost erholen wird.

An die herren herausgeber, die gewis noch nicht ihre letzte auflage besorgt haben, möcht ich eine dringende bitte nicht unterdrücken. mit dem veralteten zustand der citate und quellenangaben muss schonungslos aufgeräumt werden. der juristische

herausgeber ist in dieser hinsicht den modernen bedürfnissen schon weiter entgegengekommen als der germanistische. Diejenigen bücher und ausgaben, die aus dem gebrauch der fachgenossen nahezu oder völlig verschwunden sind, können, ohne dem werke zu schaden, nicht fortgeführt werden. die alte arnamagnäische ausgabe der Saemundar Edda wird heute nur wenigen fachgenossen zur hand sein, und wenn sie nach seiten und nicht nach den allgemein bekannten liedern citiert wird, so vermehrt dies den übelstand. die nordischen sagen können wol nach capiteln, aber nicht nach den seiten unzugänglich gewordener ausgaben citiert werden. beim Beowulf müssen unbedingt verscitate eintreten. wem darf man heute noch zumuten, den Ulrich v. Lichtenstein in der Tieckischen bearbeitung und zahlreiche andere autoren in editionen nachzuschlagen, die heute nur wenige haben und keiner gebraucht! manchmal wird man sogar zweifelhaft, ob die neuern ausgaben neben den alten zu rate gezogen sind. wie hätten sonst zb. in den urkunden die alten lese- und flüchtigkeitsfehler (wie II 56 Haltenhuntari für Hattenthuntari, Frumaldi für —oldi, —para für —paro usw. aus Neugart) ohne jede notiz passieren dürfen. auch sonst hätte zur erleichterung der quellenbenutzung manches geschehen können. wenn Grimm s. 692 ohne citat anführt: 'beim pfaffen Chuonrat heifst es': so muste der neue herausgeber, der die stelle ja sicher aufgesucht hat, unbedingt die seiten- oder verszahl (308 v. 9009) hinzufügen usw. nur eine falsche pietät kann bei dem actuellen wert des buches so lästige fesseln weiter schleppen. dafs auch der germanistische herausgeber während des druckes schon einige concessionen gemacht (wie bei der Gudrun), darf uns in der hoffnung bestärken, dass er auf diesem wege künftig resoluter vorgehn wird. schliefslich wäre auch zu erwägen, ob nicht bei positiven versehen JGrimms, die den benutzer irre führen können, ein kurzer vermerk gestattet sei.

Für die grofse mühewaltung, besonders auch für die herstellung der umfassenden quellen- und sachregister gebührt den herausgebern unser lebhafter dank. R. Henning.

Das strafrecht der Friesen im mittelalter. von R. His. Leipzig, Dieterichsche verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1901. X u. 383 ss. 8°. 14 m. — das vorliegende werk gehört durch seinen gegenstand in zwei neuerdings mit besonderem eifer gepflegte capitel der deutschen rechtsgeschichte. einmal gibt es einen beitrag zu den untersuchungen, die die noch nicht geschriebene gesamtgeschichte des deutschen strafrechts — Wildas grofses unternehmen blieb bekanntlich unvollendet und hat noch keine nachfolge gefunden — durch einzelforschungen vorzubereiten suchen, indem sie bald einzelne teile des strafrechts rechtsgeschichtlich bearbeiten, wie es zb. Schreuer für die volksrechtliche verbrechensconcurrenz getan hat, bald das strafrecht einzelner

rechtsquellen und rechtsgebiete in seinem geschichtlichen zusammenhang darstellen, wie zb. das strafrecht des Sachsenspiegels oder einzelner reichsstädte. da nun in unserem fall dem friesischen strafrecht des mittelalters, dh. der auf die fränkische zeit folgenden jahrhunderte, eine derartige untersuchung gewidmet ist, so haben wir zu gleicher zeit einen neuen beitrag zur friesischen rechtsgeschichte erhalten, der sich seit kurzem infolge der wichtigen arbeiten Hecks ein besonders lebhaftes interesse zugewant hat. His hat durch sein werk, das auf jeder seite die völlige beherschung und durchdringung der zum teile sehr schwierigen quellen erkennen lässt, nicht nur der rechtsgeschichte im engeren sinn einen sehr schätzenswerten dienst geleistet, sondern er darf auch, wie ich glaube, die beachtung der philologischen germanisten in anspruch nehmen. ist doch die friesische rechtsgeschichte wegen ihres in einheimischer sprache vorliegenden reichen quellenmaterials gerade auch für die germanische philologie von grofser bedeutung, und ist doch ferner eine kenntnis und richtige würdigung der entwicklung des strafrechts wegen seines besonders nahen zusammenhangs mit der allgemeinen cultur für die gesamtwürdigung des altertums unentbehrlich. His hat es verstanden, die verwirrende menge einzelner rechtssätze, die in den zahlreichen rechtsaufzeichnungen vorliegen, zu einem mit leichtigkeit zu übersehenden system zusammenzufügen und eine zwar durchaus nüchtern und so zu sagen rein stofflich gehaltene, aber durch ihre bestimmtheit und klarheit wohltuend berührende darstellung des durch die altertümlichkeit seiner satzungen ausgezeichneten friesischen strafrechts zu geben. jeder, der mit den friesischen rechtsdenkmälern zu tun hat, wird daher, so weit ihre strafrechtlichen bestimmungen in betracht kommen, in unserem werk einen trefflichen führer finden, zumal da stets von sorgfältiger sprachlicher interpretation ausgegangen wird, bei der sich der verf. der sachkundigen beihilfe von Theodor Siebs zu erfreuen gehabt hat. zum schluss noch der hinweis, dass in den beilagen einige quellenstücke, die bisher nur mangelhaft veröffentlicht waren, in verbessertem abdruck nach den originalen mitgeteilt werden; hierbei hat archivrat FSello in Oldenburg den verf. unterstützt.

Bonn. R. Hübner.

Sebastian Grüner, Über die ältesten sitten und gebräuche der Egerländer. 1825 für J. W. von Goethe niedergeschrieben. herausgegeben von Alois John. mit 8 farbigen bildtafeln. [Beiträge zur deutsch-böhmischn volkskunde iv bd 1 h.] Prag, JGCalve, 1901. 137 ss. gr. 8°. — während fast 75 jahren war Grüners unter den auspicien Goethes entstandenes manuscript über die Egerländer sitten unbeachtet geblieben. dem verdienten herausgeber der volkskunde-zeitschrift 'Unser Egerland', Alois John, sollte es vorbehalten sein, dieses für den volks- wie den Goethe-

forscher gleich wichtige document ans licht zu ziehen. das ergebnis seiner nachforschungen war ein überraschendes. nicht weniger als 3 hss. konnten von ihm nachgewiesen werden : neben der an Goethe gerichteten, im Goethe-Schiller-archiv aufbewahrten befindet sich eine zweite, für Karl August bestimmte, in der grofsherzogl. bibliothek zu Weimar und eine dritte, die Grüner an den fürsten Metternich geschickt hatte, in dem fürstlich metternichschen schlosse Königswart. der vorliegenden ausgabe ligt, wie schon der titel besagt, die Goethesche hs. zu grunde, während die beiden übrigen in den anmerkungen vergleichend beigezogen worden sind. es verdient anerkennung, dass sich J. nicht auf den blofsen abdruck des textes und die beifügung der varianten beschränkt hat, sondern uns auch über die entdeckung der hss., die persönlichkeit Grüners, sein verhältnis zu Goethe, die entstehung des manuscripts und den volkskundlichen wert desselben belehrt. auch sind die sachlichen bemerkungen, die sich an den text anschliefsen und manche ergänzungen, berichtigungen und einschlägige literatur enthalten, überaus willkommen, und endlich wird es auch der Goetheforscher begrüfsen, dass am schlusse sämtliche stellen aus Goethes tagebüchern, die über Grüner handeln, auszugsweise zusammengestellt werden.

Von Grüners arbeit selbst darf man begreiflicherweise nicht die reichhaltigkeit und vielseitigkeit erwarten, wie man sie in neueren darstellungen des stammheitlichen volkslebens findet. vorarbeiten waren sozusagen noch gar keine da, und so wante sich Grüner naturgemäfs nur denjenigen stoffen zu, die vorwiegend sein interesse in anspruch nahmen : die herkunft der Egerländer, ihre bräuche bei den wichtigsten wendepuncten des lebens (geburt, taufe, liebeswerben, verlobung, hochzeit, begräbnis), ihre landwirtschaftlichen gepflogenheiten, ihre lieder, ihre tracht. unter den etwas unglücklich gewählten titeln 'nahrung und erziehung der kinder', 'schulunterricht' ist überdies noch mancher interessante, auf die jugend bezügliche aberglaube und brauch verzeichnet, wie zb. volksmedicinisches, entwöhnungsglaube, patengeschenke, fastnachtsumzüge, liebeswerbung uam.

Der volkskundliche wert der einzelnen angaben ist verschieden. für gänzlich verfehlt halte ich alle diejenigen stellen, wo Grüner von der directen beobachtung abgeht und sich auf das gebiet der historischen hypothese wagt, so gerade das erste capitel über die ältesten bewohner des Egerlandes, das John übrigens in den anmerkungen auf das richtige mafs des historisch erreichbaren reduciert. mit besonderer liebe ist die verlobung und hochzeit geschildert, die auch würklich manches altertümliche enthalten (vgl. zb. die brautnachtslieder). aufgefallen ist mir nur, dass die bezeichnung 'leikauf' für verlobung weder im texte noch in den anmerkungen etymologisch richtig als 'leit-kauf' gedeutet worden ist. das capitel über die rechtspflege ist etwas dürftig ausgefallen

und enthält wenige bedeutsame tatsachen. zu letzteren darf man wol das umtragen einer flasche rechnen, dem sich die buren als ehrenstrafe unterziehen musten.[1] bedeutend wertvoller dagegen sind die 26 meist mundartlichen volkslieder, von denen einzelne den ganzen zauber echter stimmungsvoller volkspoesie atmen.

Auch die 8 in dreifarbendruck widergegebenen bildtafeln üben durch die frische des colorits und die feinheit der ausführung einen eigenen reiz aus. sie gemahnen uns lebhaft an die mit sorgfältigem pinsel ausgemalten und von feinstem farbensinn erfüllten miniaturen mittelalterlicher pergamenthandschriften. dargestellt sind: der hochzeitszug, der tanz in der wirtsstube, der taufschmaus in der wochenstube, das leichenbegängnis und (auf 4 tafeln) die tracht. kein strich scheint in diesen bildern zu sein, der nicht absolut wahrheitsgetreu wäre.

Basel. E. Hoffmann-Krayer.

Die Zürcher mundart in JMUsteris dialectgedichten. von Paul Suter. [Zürcher dissertation.] Zürich, Zürcher u. Furrer, 1901. VIII u. 139 ss. 8⁰. — hätte der verf. in seiner arbeit würklich nur das gebracht, was der titel anzeigt, so müste man die zweckmäfsigkeit derselben einigermafsen in zweifel ziehen; denn es ist eine allbekannte tatsache — und sie findet sich hier wider bestätigt —, dass dialectdichter oft in willkürlichster weise mit ihrer mundart umspringen und daher nur mit äufserster vorsicht als gewährsleute für den lautstand ihrer mda. heranzuziehen sind. die Zürcher mda. in Usteris dialectgedichten darzustellen wäre also an sich ein undankbarer und unfruchtbarer vorwurf gewesen, namentlich auch angesichts der spärlichkeit alter, jetzt untergegangener bildungen bei Usteri. nun ist aber die arbeit im wesentlichen nichts anderes als eine darstellung der lebenden Züricher mda., der bei jedem capitel vergleichsweise die formen bei Usteri angereiht sind. die irreführende fassung des titels ist zu beklagen; denn wer sollte dahinter statt einer öden buchstabenstatistik eine recht tüchtige dialectgrammatik vermuten? über das übliche schema solcher arbeiten ist zwar auch S. nicht weit hinausgegangen, und an manchen stellen hätte man neben der trockenen feststellung der tatsachen auch eine physiologische bzw. psychologische erklärung derselben gewünscht; aber in der hauptsache ist die darstellung auf solidem wissen begründet und fast durchweg auf der höhe der heutigen forschung. aufgefallen ist mir freilich die inconsequenz um nicht zu sagen unrichtigkeit der phonetischen bezeichnung; spricht doch der Zürcher nicht (wie zb. der Thurgauer) *fišš* (§ 12), *rümmə* (§ 13), *sušt* (§ 17) usw. mit geschlossenem, sondern mit offenem vocal. auch bei anderen puncten sind mir zweifel aufgestiegen in die phonetische schulung des verfassers, wie denn auch das Schweiz. idiotikon in der

[1] vgl. ähnliches in Grimms Rechtsaltertümern[4] II 316.

phonetischen transcription der vocalqualitäten nicht überall ganz zuverlässig ist. mit dem mangel an deutungen der lautgesetze geht derjenige an benutzung der einschlägigen literatur hand in hand. die vorhandenen dialectgrammatiken des alemannischen hätten in viel umfänglicherem mafse beigezogen werden müssen. von sprachgeschichtlichen verstöfsen nenn ich die § 19 aufgestellte behauptung, dass in *kšwulə* (geschwollen), *khulffə* (geholfen) usw. 'altes *u*' vorliege. vermutet der verf. dahinter würklich das voralthochdeutsche *u*? schwerwiegende irrtümer sind mir sonst nicht aufgefallen, wie ja überhaupt die arbeit im ganzen den eindruck grofser sorgfalt und zuverlässigkeit macht.

Basel. E. Hoffmann-Krayer.

Kinder-reime. lieder und spiele, gesammelt von Otto Frömmel. 1 und 2 heft. Leipzig, Avenarius 1899. 1900. 52 u. 92 ss. 8°. 0,60 m. u. 1,20 m. — gesammelt ist der inhalt dieser beiden hefte in Berlin, und als document der Berliner cultur um die jahrhundertwende werden sie ihren wert behalten, mehr als für die geschichte der gattung. denn was der verfasser alles bei Berliner kindern aufgelesen hat, ist allerdings erstaunlich, und so erklärt sich einigermafsen der umfang der sammlung. für die kleinen Berliner sind die 'parodierten lieder' (meist nur liedeingänge) ganz besonders charakteristisch: II 142—158, darunter stücke wie *Mein erst gefühl sei preufs'sch courant, Mein zweites: harte thaler.* auch spottverse wie die auf das eingehn der privatpostanstalten (II 160: *Lloyd ist tot, Lloyd ist tot, Hansa liegt im sterben*) würden schwerlich anderswo so leicht in den kindermund übergehn. denn daran müssen wir doch wol festhalten, dass der herausgeber würklich alles direct von kindern und zwar aus ihren spielen und ihrer unterhaltung geschöpft hat? freilich was heifst 'Berliner kinder?' — so echt manches nach der Köpenicker- oder Brunnenstrafse schmeckt, so deutlich ist doch auch die litterarische bildung von Berlin W zu spüren. mehr wissenschaftlichen dh. culturhistorischen wert würde unbedingt eine sammlung haben, die sich auf bestimmte sociale schichten Alt- und Neu-Berlins beschränkte. — mit der geschichte der kinder-reime, ihren vorstufen und quellen ist der herausgeber gar nicht vertraut, ausdrücke wie 'kettenreime', 'quodlibet', 'lügenpredigt' scheinen ihm unbekannt zu sein, seine eigenen überschriften sind oft schief geraten. E. Sch.

Heimatsklänge aus deutschen gauen. ausgewählt von Oskar Dähnhardt. I Aus marsch und heide. mit buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, BGTeubner, 1901. XIV und 170 ss. breit 8°. geb. 2,60 m. — in drei mäfsigen bändchen eines unschönen formats, die der verleger sonst mit liebe ausstattet, soll eine auswahl niederdeutscher, mitteldeutscher, oberdeutscher dialektdichtung in vers und prosa geboten werden, wobei möglichst alle deutschen landschaften zu worte kommen werden. der titel für den vorliegenden ersten teil hält nicht durchweg

stich : den Solling und das Sauerland kann man nicht gerade zu 'marsch und heide' rechnen — aber das soll nichts schaden, nur hätten dann Waldeck und das sächsische Hessen (Diemelgegend) nicht auszufallen brauchen. dass der herausgeber den poetischen wie vor allem den charakteristischen wert der mehrzahl seiner schützlinge stark überschätzt, zu dieser einsicht wird er wol selbst einmal gelangen, wenn er aus dem ersten taumel des schatzfinders heraus ist. auch das niederdeutsche ist oft recht zweifelhafter natur, wenn mir schon ein reim *Tweig : bleich* (*twich : blêk*), wie ihn der talentvolle Börries vMünchhausen im eingang einer seiner neusten balladen verwendet, nicht gerade aufgestofsen ist. angesichts von so viel spreu, wie hier unter die körner gemischt und zt. aus längst verschollenen schmökern (wie den Holsteinern, die sich an den erfolg Klaus Groths klammerten) wider hervorgeholt worden ist, versteht man die klage des vorworts nicht, dass die beschränkung schwer werde. und das muss man dem herausgeber bei aller anerkennung seiner freudigen arbeitsweise doch offen sagen : so lange er für Mecklenburg noch nicht zu den flotten gedichten ('Vagel Griep' 1859) und der köstlichen prosa John Brinkmanns, für den Niederrhein nicht zu den werken des Dülkener fiedlers vorgedrungen war, hätt er seine anthologie niederdeutscher dichtung nicht übereilen sollen. —

Seit diese anzeige geschrieben und gesetzt ward, sind in der gleichen ausstattung und zu dem gleichen preise auch die beiden weiteren bändchen erschienen : II Aus rebenflur und waldesgrund. 1902. XIV u. 185 ss. — III Aus hochland und schneegebirg. 1902. XXII u. 186 ss. — die untertitel erweisen sich auch weiterhin als unbequem : ich kenne das königreich Sachsen, das im II teil den breitesten raum einnimmt, leider nur wenig, aber von 'rebenflur und waldesgrund' atmen die hier mitgeteilten poesien jedenfalls nichts! auch bei band III will ich mich nicht darüber aufregen, dass der Strafsburger Arnold und der Mühlhäuser Lustig unter 'hochland und schneegebirg' stehn, schlimmer ist es doch, dass der im titel angedeutete landschaftliche hintergrund sich in der ganzen sammlung so wenig geltend macht und der buchschmuck kaum versucht, ihm sein bescheidenes recht zu verschaffen. inhaltlich zieh ich den dritten teil den beiden ersten vor : die auswahl ist hier abwechslungsreich, das gebotene fast durchweg unterhaltend und künstlerisch wertvoll, wie denn auch eine stattlichere anzahl litterarisch bedeutsamer namen uns entgegenleuchtet. wenn freilich die brave familie Stöber uns dreieinig beschert wird, so vermisst man den Schweizer Usteri, den Schwaben Neffler, den Österreicher Castelli. zu streichungen, um platz zu schaffen, wäre mein stift schon bereit : so würd ich den süfslichen Koschat auf den engsten raum beschränken. — die sprachlichen erläuterungen, im allgemeinen sorgfältig, lassen gerade in diesem III teile manches zu wünschen übrig. E. SCH.

Burkart von Hohenfels und seine lieder von MAX SYDOW. Eine litterarhistorische untersuchung. Berlin 1901, Mayer u. Müller, 70 ss. 8°. 2,40 m. — die anregend und gut geschriebene arbeit teilt doch mit fast allen neueren dissertationen zur mhd. lyrik jenen atomistischen charakter, gegen den Burdach, Roethe, Schröder vergeblich ankämpfen, und den nur vereinzelt studien wie de Gruyters Tagelied hinter sich lassen. wol besteht ein hauptverdienst der untersuchung darin, dass Burkarts verhältnis zu Wolfram (s. 22 f, vgl. 39) eingehend erörtert wird, und wol versucht S. (s. 21 f), des dichters stellung in der zeitgenössischen litteratur klarzulegen. die absicht ist anzuerkennen; aber die ausführung kommt doch wenig über das herkömmliche hinaus, weil lediglich mit gewissen festen begriffen — reaction gegen den frauendienst, volkstümliche richtung udgl. — operiert wird. so ist S. denn auch meines erachtens in einem hauptpunct auf ganz falscher fährte. weil Burkart die jagdmetaphern zuerst zur specialität macht — zu der freilich durch alle gleichnisse von falken, von jagenden gedanken ua. längst der grund gelegt war —, deshalb sieht er in dem schwäbischen hofpoeten einen hauptvertreter der anschaulichkeit (s. 17) und schützt ihn mit auch sonst stark hervortretender apologetischer tendenz (s. 32—34. 35) gegen den vorwurf der bilderhäufung. aber sind das einhorn und der vogel greif würklich zeugnisse für die anschauungskraft des dichters? hat er würklich den löwen im wald beobachten können? ich denke, hier ligt doch (wie etwa bei der meteorologischen terminologie XI 1) der gelehrte ursprung klar zu tage: physiologi, predigtmärlein, allenfalls noch bilderreihen aus handschriften haben den stoff hergeben müssen, und nicht die anschauung, die bei Neidhart oder Hadloub lebendig ist.

Deshalb bleibt richtig, dass Burkart, wie der ganze dichterkreis des prinzen Heinrich, auf realien und, wenn man will, auf realistik ausgeht. das taten aber unsere humanisten im 15 und 16 jh. auch mit ihrer beschreibung von reisen und kunstwerken. und auch sie verläugneten dabei keineswegs ein volkstümliches interesse: man denke nur an Bebels Facetien. von dieser gesuchten manier, zugleich volkstümlich und virtuos zu sein, besitzen Neifen, Winterstetten, Hohenfels viel mehr, als man nach Sydows allzu einfacher darstellung vermuten würde. so unterschätzt er denn auch Burkarts reimkünstelei, der doch die grammatischen reime (VIII) so wenig wie andre typische virtuosenstückchen (II, XIV) fehlen.

Übrigens ist der metrische teil der arbeit sorgfältig und dadurch interessant, dass S. auf Heuslers spuren die schwebende betonung (s. 47) ganz verbannen möchte. den versuch, meine 'Grundlagen des mhd. versbaus' fortzuführen und statt der strophenschemata eine organische entwicklung zu geben, hat freilich auch S. nicht gewagt.

Die anmerkungen bringen recht viel förderliches, wie denn auch der text hübsches bietet (*froiden flühtic* s. 27; dagegen ist s. 13 *wilde gedenken* zu modern aufgefasst; es heifst nur 'ungebunden umherschweifende gedanken'. die ganze renommistische stelle hat S. zu ernst genommen). im ganzen : die dissertation fördert zwar die geschichte des minnesangs weniger als möglich gewesen wäre, entschieden aber das verständnis Burkarts.

RICHARD M. MEYER.

Oswald vWolkenstein. Litteraturgeschichtliche skizze von OTTO LADENDORF. (sa. aus Neue Jahrbücher [sic] f. d. klass. alterthum usw.). Teubner, Leipzig 1901. 27 ss. gr. 8°. — der versuch, die originelle persönlichkeit des 'letzten minnesingers' dem publicum näher zu bringen, ist wol gerechtfertigt und wird von L. mit geschick durchgeführt. er überschätzt den alten reimer wol etwas, der unter seinen zeitgenossen nur deshalb lob verdient, weil unter blinden eben der einäugige könig ist; etwas kühn ists, wenn er das kriegslied des Wolkensteiners an kampfesfeuer mit Bertrand de Borns sirventesen vergleicht. — umso mehr freuen wir uns seiner charakteristik von Oswalds tagelied. die culturhistorische verwertung des liedes, obzwar reichhaltig, bleibt etwas zu sehr an den realien haften.

Berlin, 29. juni 1901. RICHARD M. MEYER.

Reuchlins übersetzung der ersten olynthischen rede des Demosthenes (1495). hrsg. von FRANZ POLAND. [Bibl. älterer deutscher übersetzungen 6]. Berlin, Felber, 1899. LVI u. 35 ss. 2 m. — es ist die älteste sicher datierte deutsche übersetzung aus dem griechischen, die hier geboten wird. ob sie freilich deswegen auch in weiteren kreisen der gebildeten interesse erwecken wird, wie der hrsg. hofft, erscheint bei der heutigen lage der dinge recht zweifelhaft.

Im jahre 1495 erfuhr Reuchlin von seinem auf dem reichstage in Worms weilenden herrn, dem grafen Eberhard im Barte von Württemberg, dass dort eine lebhafte litterarische tätigkeit, besonders bei den botschaften, hersche. um nicht zurückzubleiben, macht sich R. an die übersetzung der I olynth. rede. gerade diese wählte er, weil ihm die politische lage der Deutschen derjenigen der Athener zu Demosthenes zeit ähnlich zu sein schien, und ihm Demosthenes als 'der hochwürdigste und übertrefflichste redner' galt, also aus patriotischen und litterarischen gründen. die übersetzung zeigte graf Eberhard, dem sie gewidmet war, dem herzog Albrecht von Sachsen. dem gefiel sie so gut, dass er sie in seiner reisekanzlei für seinen humanistisch interessierten sohn Georg abschreiben liefs.

Nach dieser vor einigen jahren in Dresden wieder aufgefundenen abschrift hat P. R.s übersetzung in paralleldruck mit dem nach möglichkeit reconstruierten griechischen texte in der gestalt, wie er R. hs.lich vorlag, herausgegeben. die herstellung des R.schen textes nach der offenbar stark mitgenommenen hs.

entspricht philologischen anforderungen; zahlreiche anmm. bringen aufser den laa. dankenswerte parallelen aus Rs. sonstigen schriften[1].

Als einleitung gibt P. eine ausführliche und sorgfältig gearbeitete darstellung der sprache R.s auf grund seiner deutschen schriften und briefe, von denen er mit recht die nrr XXXVI. CCLVI. CCLXV bei Geiger (R.s briefwechsel) ausscheidet. durch die überlieferung geboten war eine folgerichtig durchgeführte trennung der durch den schreiber stark md. gefärbten übersetzungen der I olynth. rede und des XII lucianischen Totengespräches (hrsg. von Distel Zs. f. vergl. litt.-gesch. n. f. 8, 408 ff) von R.s sonstigen schriften. mit recht bezeichnet P. R.s sprache als ein von den wesentlichen gesetzen der siegreich vordringenden neuen schriftsprache noch überraschend unberührtes 'swebischs teutschs'. dieser conservativ-particularistische grundcharakter seiner sprache hat bekanntlich später im R.schen streite nicht unbedeutende folgen gehabt. R. behauptete, die Kölner hätten das deutsch seines Augenspiegels garnicht verstanden und ihn infolgedessen falsch ins lateinische übersetzt; diese anschuldigung wehrte Pfefferkorn in einer weise ab, die klar erkennen lässt, wieviel mühe den Kölnern das verständnis des 'theutonicum ipsius quo Suevi utuntur' tatsächlich gemacht hat (Peperic. Defensio Kijb, in Hutt. Opp. ed. Böcking VI 142; auch Mutian gedenkt der sache, an Urban 1513, M.s Briefw. hrsg. v. Gillert I 364).

Was ich in der einleitung vermisse, ist eine charakteristik von R.s technik der übersetzung. gerade in einer sammlung, die vorarbeiten zu einer geschichte der deutschen übersetzungskunst geben will, deren herausgeber derartige darlegungen ausdrücklich in sein programm aufgenommen hat, wären einige worte über die art der übersetzung weit nötiger gewesen, als eine an sich noch so nützliche reinsprachliche untersuchung. die wenigen bemerkungen P.s s. XII f sind unzureichend. die neigung zu synonymen teilt R. nicht nur mit Luther, dem sie P. im anschluss an Rückert vornehmlich zuschreibt, sondern

[1] einige stellen scheinen unheilbar verderbt. — s. 2 z. 14 schlag ich statt der vom hrsg. selbst für unsicher erklärten, sprachlich wie dem sinne nach gleich bedenklichen la. *auf das ich denacht Darckheil clages freiste*[*nt*] die geringe graphische änderung vor: *a. d. i. d. Karckheit clages freistent:* R. will nicht *karc* erscheinen gegenüber der regen production, welche die gelehrten in Worms entfalten, ein gedanke, der dem geforderten zusammenhange durchaus entspricht. *cluges* gehört natürlich nicht zu 'klack', sondern zu 'klage' (DWb. V 912). — s. 13 z. 9 ist vielleicht gegenüber der sprachlich nicht einwandfreien änderung des hrsg. *da*(*e*)*s uornam hat an* an der (allerdings sehr schlecht) überlieferten la. *dar nor* (R.s übliche form für *nur*) *Nam hat an* festzuhalten: 'worauf er nur immer einen (vermeinten) anspruch hat'; *nâme* f. ist wol ausgeschlossen. das unmittelbar auf diese umschreibende übers. von *πανταχοῦ* folgende *darbey and darmit* übersetzt das *παρεῖναι* (*τῷ στρατεύματι*), ist mithin prädicativisch zum subject des satzes, Philipp, zu ziehen und vom anschliefsenden *ist wol war* durch interpunction zu trennen.

bekanntlich mit der ganzen zeit. bei einem juristen und kanzleichef wie R. ist sie um so weniger auffallend, als sie zt. in kanzleigewohnheiten ihren ursprung hatte (vgl. Szamatólski QF. 67 s. 19ff); gerade in der vorliegenden übersetzung tritt das mechanische solches kanzleibrauches stark hervor. — von seiner feindschaft gegen die fremdwörter ist R. späterhin, wenigstens nach der menge der im Augenspiegel enthaltenen zu schliefsen, stark zurückgekommen. —

Es hätte nahegelegen, die Demosthenesübersetzung mit der Lucian- und Tusculanenübersetzung, die beide jünger sind, hinsichtlich ihrer technik genau zu vergleichen. ich bin überzeugt, dass man auf diesem wege einen einblick in das wesen der übersetzerkunst unseres ältesten gräcisten gewonnen haben würde. interessant ist in der Demosthenesübersetzung vor allem das schwanken Rs. zwischen engem anschluss an den wortlaut des originals, der mitunter bis zu undeutscher redeweise führt, und gröster freiheit der übersetzung, die sogar vor beträchtlichen zusätzen wie kürzungen nicht zurückschreckt. aber auch aufserhalb dieses gesichtspunctes bietet die übersetzung syntaktisch manches auffallende. man merkt ihr die schwierigkeiten an, welche die übertragung der gedrungenen sätze des Griechen in das schwerfällige deutsch des 15 jhs. dem pfadsuchenden humanisten gemacht hat.

Göttingen. WALTHER BRECHT.

Der musicalische Quacksalber von Johann Kuhnau (1700). hrsg. von KURT BENNDORF. [Deutsche litteraturdenkmale des 18 und 19 jhs. hrsg. von A. SAUER. 83/88.] Berlin, BBehr, 1900. xxv und 271 ss. 8⁰. 3,60 m. — in der einleitung weist der hrsg. dem opus Kuhnaus seine stelle in der litteratur- und musikgeschichte an: er zeigt, wie der verfasser, JohSebBachs vorgänger im Thomascantorat zu Leipzig, litterarisch in den wegen seines Zittauer lehrers Christian Weise wandelt, dessen 'Politischer Quacksalber' (1684?) das unmittelbare vorbild abgegeben hat; wie das werk für die musikgeschichte von bedeutung ist, indem der verfasser 'dem Marinismus in der musik entgegentritt, welcher sich besonders in dem überladenen floskelhaften 'galanten' stil der opernarien kundgab'. der originaldruck, Dresden 1700, ist selten, ein exemplar befindet sich in der Leipziger stadtbibliothek, zwei in der königl. bibliothek in Berlin (Yu 9811 und Mus. H. 1388). so mag sich denn ein neudruck des buchs, das 'in form einer erzählung bilder aus der deutschen vergangenheit gibt', wol rechtfertigen. für einen solchen wäre gröstmögliche treue zu fordern, dass er auch dem wissenschaftlichen bedürfnis ersatz für das seltene original bieten könnte. diese forderung will der herausgeber, wie er in der einleitung sagt, auch erfüllen, indem er sich 'kritischer eingriffe' in den text enthält, 'auch die krause orthographie nicht antastet' und 'eine normalisierung der incongruenzen

in der interpunction' nicht erstrebt. leider aber hat Benndorf seine eignen leitsätze misachtet und ist mit viel willkür und ungenauigkeit zu werke gegangen. die betrachtung des abdrucks des titelblatts soll als beispiel zeigen, wie weit die neuausgabe anspruch auf zuverlässigkeit erheben darf, damit der benutzer danach ermessen kann, für welche fälle er an ihr vorbei zum original zu greifen hat. titelbl. z. 2 hat der druck von 1700: Musicalische, die widergabe Musicalische. das ist keine negligeable typographische willkür, dass man bei fremdworten den etymologisch-fremdsprachlichen teil des wortes mit antiqua, den deutschen mit gotischen typen setzte. das ist ein bewuster orthographischer brauch, der, so unbedeutend er scheint, beachtung erheischt. — z. 3: Qvack-Salber des originals wird Quack-Salber widergegeben. — z. 12 (10): im druck von 1700 ist HISTORIE (wie z. 16 DRESDEN) ganz mit capitalien gedruckt, im abdruck nur der erste buchstabe. ohne grund. druckt doch der herausgeber am schluss des buchs s. 259 z. 19 ENDE typographisch getreu nach! — die buchgeschichtliche nachricht auf dem titelblatt unter dem trennstrich lautet in der neuausgabe einfach: Dresden (statt DRESDEN) Anno (statt Anno) 1700. im original steht aber: DRESDEN/ || In Verlegung Joh. Christoph Miethens/ || und || Johann Christoph Zimmermanns. || Druckts Jo. Riedel/ C. S. Hoff-Buchdr. || Anno 1700. || die angabe von verleger und drucker gehört doch wol mit genau so viel recht wie druckort und jahr zum titelblatt. derartige an und für sich und im einzelnen unbedeutende ungenauigkeiten und willkürlichkeiten, die sich durch das ganze buch hinziehen, wären bei scharfsichtiger akribie leicht zu vermeiden gewesen, was in anbetracht der für das ganze aufgewanten mühe bei der seltenheit des buches zu bedauern ist. so wird der dank, der dem herausgeber gebührt, nicht ohne einschränkung ausgesprochen werden können.

Berlin. PAUL OTTO.

Der gegenwartswert der Hamburgischen dramaturgie von FR. SEILER. Berlin, Weidmann 1901. 70 ss., 8°. (SA. aus der Zs. f. d. gymn. bd 55). — m 1.40. — wahrhaft klassische werke sind werke von dauerndem leben; deshalb müssen sie auch, wie alle lebendigen, täglich gerüstet sein, ihr recht auf leben neu zu erweisen. die untersuchung der frage, ob die Hamburgische dramaturgie noch einen 'gegenwartswert' besitze — ich würde übrigens die unschön klingende neubildung zu vermeiden, lieber sagen: 'der wert der hamburgischen dramaturgie für die gegenwart' — ist deshalb keineswegs ein sacrileg, sondern im gegenteil eine anerkennung jener tatsache. S. fasst nun freilich die frage nicht so weit, wie der titel vermuten lässt; tatsächlich schränkt er seine prüfung auf die bedeutung des werkes für die schule ein. doch führt ihn diese aufgabe von selbst auch zu allgemeineren urteilen.

Ich nehm es gleich voraus, dass dies allgemeinere urteil bei S. keineswegs günstig ausfällt. er hält die positiven ergebnisse des Hamburger dramaturgen fast durchweg für veraltet; Lessing und erst recht sein neuster erklärer Gaudig müssen fast in jedem puncte unrecht haben. nun bewegen wir uns hier freilich auf einem boden, auf dem 'allgemeine gedanken von dauerndem wert' (s. 32) schwer genug zu erlangen sind; umso mehr aber verwundern wir uns über die bestimmtheit, mit mit der der verf. so oft Lessing glatt widerlegen zu können glaubt. sicherlich ist es ein allgemein anerkannter fortschritt, den S. widerholt hervorhebt, dass die moralistische tendenz des 18 jhs. überwunden ist. aber schon die unterscheidung des kosmopolitischen jhs. von dem nationalen (s. 19) trifft schwerlich das werk, das die beweglichste klage über den versuch ausstösst, den Deutschen ein nationaltheater geben zu wollen, da sie doch keine nation seien. Lessings auffassung des patriotismus ist freilich nicht die unsere; aber eine abwehr chauvinistischer theaterstücke ist noch nicht antinational. noch befremdlicher erscheint uns S.s sicherer widerspruch in der frage des verhältnisses von tragödie und geschichte (s. 18 f). wir können nicht läugnen, dass seine lehre von der macht des zufalls in der geschichte (s. 21 uö.) uns veralteter erscheint, als irgend eine kunstlehre Lessings. träfe sie aber zu, so wäre doch die tragödie, die den eigentlichen zufall so stark beschränken soll (s. 60 f), eben deshalb n i c h t philosophischer als die geschichte. denn die philosophie soll doch wol den würklichen sinn der existenz ausdeuten; wie kann die tragödie philosophisch heifsen, wenn sie einen hauptfactor der würklichkeit nach möglichkeit ignoriert?

In andern fällen spielt S.s widerspruch ganz auf der oberfläche. dass es übergänge zwischen typischer und individueller charakteristik gibt (s. 30), ändert nichts an dem principiellen unterschied, der etwa romanische und germanische charakterzeichnung von grund aus verschieden macht. die ausführungen über die illusion (s. 35 f) sind ganz aus der theorie geschöpft; dass es würkliche täuschung des publikums (s. 39) gibt, beweist uns jeder naive neuling im theater und beweist uns vielfältige eigne erfahrung. und zwischen der absicht der illusion und der, ein kunstwerk als solches zu geben, besteht noch viel weniger als zwischen individueller und typischer charakteristik verschiedenheit wie zwischen schwarz und weifs, vielmehr zahllose übergänge und schwankungen. die ganze theatermaschinerie dient dem illusionismus. ferner: weshalb muss denn (s. 37) mit jedem ortswechsel auch der fluss der handlung unterbrochen werden? man denke nur an die scenischen wunder in Goethes Epimenides, an die wandeldecoration in Ibsens Borkman usw.!

Oft hat man geradezu den eindruck, als suche S. nach der gelegenheit, zu widersprechen, wie er sich denn auch mit schlecht

angebrachtem spott (s. 30) über eine 'dickgedruckte hauptfrage' lustig macht. das 'seltsame paradoxon', dass wir von Homer mehr wissen könnten, wenn seine gedichte weniger vortrefflich wären (s. 35), ist sehr einfach aufzulösen: die vortrefflichkeit bringt den ruhm, der die legende erzeugt usw.

Wo S. mit Lessing übereinstimmt, da meint er etwa, die befreiung des dichters von historischen chicanen sei für die gegenwart wesenlos (s. 22) — als ob man nicht die Hamburgische dramaturgie hier gegen die anrufen könnte, die am 'Florian Geyer' chronologische rechenkünste geübt haben. oder er meint, das beste an Lessings kritik, 'nämlich das entschlossene hervorheben des wesentlichen und natürlichen gegenüber dem blofs gemachten und conventionellen', sei heutzutage 'allgemein wissenschaftliche lebensluft geworden' (s. 12). o hätte er recht, wie glücklich wären wir!

Doch damit sind wir schon auf andern boden geraten. S. untersucht natürlich auch, wie das werk durch sprache und methode, also von den positiven ergebnissen abgesehen, würken könne. auch hier ist er durchaus absprechend. die sprache trage 'unleugbar mehr ein französisches als deutsches gepräge' (s. 10). das pflegt man zu sagen; mit zweifelhaftem recht. in Lessing ist vielmehr der 'eristisch-rhetorische charakter' wider lebendig, den die rätselspiele des nordens, den der Wartburgkrieg und die singschulen zeigen. man lese nur einmal Berthold vRegensburg: ist sein stil nicht dem Lessings näher verwant als der aller Franzosen, Diderot etwa ausgenommen, der eben deshalb jenseits des Rheins weniger gilt als bei uns? Schillers antithesen sind französisch, Lessings dialogspiele sind es nicht. und was die übende macht seiner methode angeht, so vermag mich das wort 'formalistisches princip' nicht zu schrecken. ich erinnere mich zu genau, mit welcher freude wir in der schule die Dramaturgie lasen und dann in den pausen über dinge disputierten, die uns allen nahe lagen und nun mit einem mal in eine ganz andre höhe der bedeutung rückten. und für dies lebenweckende lesen sollen unsre jungen einen vortrag des lehrers über dramaturgische hauptfragen (s. 68) erhalten? und wenn der verehrliche lehrer nun zufällig ganz 'theaterfremd' ist?

Nein, wir lassen uns mit den kargen resten, die S. (s. 69) noch eben lesen lässt, nicht abspeisen. dass wir so vielfach heut anders denken als Lessing, ist grade gut; so übt der schüler seine überlegung, indem er solchen meister zu widerlegen sucht. und eine zeit, in der der sport in der schule so eifrig gepflegt wird, sollte den grofsen fechtlehrer auch da nicht gering schätzen, wo er etwa einen satz blofs γυμναστικῶς vorbringt!

RICHARD M. MEYER.

Allitterierende wortverbindungen bei Goethe II von W. EBRARD. Beitr. zum jahresber. d. kgl. alten gymn. 1900—01. Nürnb. 1901.

31 ss. 8 °. — Ebrard wirft diesmal zwei fragen auf: 'Hat Goethe die allit. in allen perioden seiner schriftstellerischen tätigkeit in gleichem mafse angewendet?' (s. 5) und: 'Tritt die allit. in Goethes prosa in demselben mafse auf, wie in seinen poetischen (dh. in versen geschriebenen) werken?' (s. 16). die erste frage muss verneint werden, und bringt als nebenergebnis (s. 9) die hübsche beobachtung, dass die überlieferten formeln allmählich hinter den von G. neugeschaffenen zurücktreten — wobei ich allerdings im einzelfall G.s erfindung nicht immer so bestimmt behaupten möchte wie E. der verf. sucht auch (s. 9) die lebensdauer der einzelnen allit. verbindungen bei G. zu bestimmen; hier zeigen sich doch (s. 10) vorzugsweise altherkömmliche wortpaare als dauernd. litterarhistorisch interessant sind (s. 11) die doppelfälle vereinzelter anwendungen. — die zweite frage wird dahin beantwortet, dass die prosa erheblich mehr allit. aufweist (s. 18); doch müste hier statt der absoluten zahl eine relative gegeben werden, die durch berechnung des poetischen und prosaischen gesamtbestandes zu gewinnen wäre.

Weiter beleuchtet E. (s. 18) in lehrreicher weise die art der allit. verbindungen und prüft (s. 22), in welchen werken sie am häufigsten auftreten. natürlich würken hier besondere bedingungen ein, wie für die seltenheit in der Iphigenie (s. 23) die antikisierende sprache; im ganzen aber wird man dem urteil zustimmen können: 'sobald G.s sprache eine gewisse wärme annimmt, finden sich gleichsam von selbst alliterierende wendungen ein' (s. 25). kunstausdrücke rufen besonders gern die allit. (s. 26) gewissermafsen zur erwärmung herbei.

Zahlreiche fragen werden angeregt, wenn man so eine kaum beachtete erscheinung unter das statistische gesetz gebeugt sieht. nötig wäre nun zunächst eine feinere differenzierung und klassifizierung der einzelfälle.

Richard M. Meyer.

Vermischte aufsätze aus den jahren 1848—1894 von Gustav Freytag. hrsg. von E. Elster. I bd. Leipzig, SHirzel, 1901. xxxiii u. 480 ss. 8°. geb. 8 m. — noch ist 'Soll und Haben' der gelesenste deutsche roman und noch gelten die 'Journalisten' als unser bestes neueres lustspiel. aber schon fangen 'Weh dem der lügt' hier und 'Der Biberpelz' da diese geltung zu bekriegen an und schon sinkt die popularität des grofsen kaufmannsromans ein wenig. Gustav Freytag, der unter den schriftstellern seiner generation sich neben Fritz Reuter am längsten eine breite volkstümlichkeit bewahrt hat, wird unter den veränderten kunstanschauungen und kunstbedürfnissen schliefslich auch an der beliebtheit seiner epischen und dramatischen werke zu leiden haben. um so mehr werden seine kritischen arbeiten steigen. wenn bei uns endlich essay und kritischer aufsatz den vollen wert litterarischer kunstwerke besitzen, wo sie ihn verdienen, dann werden die sammlungen

biographischer, kritischer, litterarhistorischer artikel GFreytags zu dem festen bestande unsrer classischen litteratur gehören.

Es ist deshalb mit lebhafter freude zu begrüfsen, dass der grofse schatz, der in den Grenzboten versenkt lag, nun gehoben wird. hoffentlich folgen bald die Jahrbücher mit sammlungen von aufsätzen Hayms und Diltheys.

Es war nicht zu erwarten, dass der neue band den beiden, die Freytag selbst in die werke aufnahm, an bedeutung gleich stünde. auch enthält er höchstens drei bis vier nummern, die etwa den classischen aufsätzen über Charles Dickens und Otto Ludwig zu vergleichen wären. wie viel er aber dennoch bringt, weist die treffliche einleitung Elsters einfach und überzeugend nach. sie ist ohne herausgeberfanatismus geschrieben; jene gesunde, abkühlende würkung, die Freytag gerade auch über seine aufrichtigsten verehrer verbreitet, ist auch hier zu erkennen. aber sie weifs klug herauszuheben, was diese tagesarbeiten an dauerndem gut bringen: Freytags lehre von der technik des romans (s. XVII) und vom stil (s. XX), seine charakteristik der litterarischen lage nach der revolution (s. 3f), die definition des volksliedes (s. 166) und die interessanten betrachtungen über den dialekt auf der bühne (s. 76) oder über die 'krystallisation der rede' (s. 177), die litterarischen portraits von Julian Schmidt (s. 26), WillAlexis (s. 110), Felix Mendelssohn Bartholdy (s. 262), JGrimm (s. 338) und besonders auch PHeyse (s. 93).

Daneben treten, natürlich, stark auch erscheinungen hervor, die gerade wegen ihrer nur momentanen wahrheit uns wichtig sind. wir erstaunen, wenn wir Freytag (s. 16) über die landschaftsmalerei seiner zeit begeistert sehen. wir vernehmen durch die (von Elster zutreffend kritisierte) darstellung Goethes (s. 50 f) jungdeutsche töne (bes. s. 53); so entschieden der freund Treitschkes auch sonst der jungdeutschen manier in stil (s. 23) und technik (s. 122) feindlich ist — in Goethe fühlt er trotz allem und allem im geheimsten herzenskämmerchen einen gegner so gut wie die Jungdeutschen: einen widersacher seiner politisch-erzieherischen tendenzen. — oder man spürt in gewissen wendungen (s. 266. 340) einen nachhauch von MHaupts animosität gegen JGrimm. und man empfindet in der besprechung Molières (s. 234) einen actuellen hauch so gut wie in der kritik Laubes (s. 319) und in den worten über die zukunft des theaters (s. 274): die 'zuchtlosigkeit' der bühne will der spätere autor der 'Technik des dramas' bessern. solche puncte haben also so gut wie der rückblick auf die 'zeit deutscher privatmenschen 1815—48' (s. 265) historisch psychologische wichtigkeit und waren deshalb unentbehrlich.

An andern stellen kann man über die berechtigung der auswahl zweifelhaft sein. wer die specielle nuance des Freytagschen humors — romantische ironie ohne romantik — nur mit mafs

liebt, würde manches gern gekürzt sehen, zumal in den etwas sehr langen tabakstudien (s. 422f; 'HBuffey' s. 433 ist eine den heutigen lesern wol kaum noch bekannte figur aus Glasbrenners humoresken). doch bin ich hier freilich als nichtraucher incompetent! der hinweis auf das Litterarische centralblatt (s. 475) ist antiquiert und der ganze aufsatz über hausbibliotheken (s. 469) von geringer brauchbarkeit oder bedeutung. die analysen vergessener oder auch allgemein bekannter werke hätten wol etwas gekürzt werden mögen. im ganzen wird Elsters sorgfalt wol hier das richtige getroffen haben. von druckfehlern ist mir nur *Weitzen* statt *Meitzen* (s. 396 anm.) aufgefallen.

Wir sehen dem zweiten band mit spannung entgegen. von verschiedenen seiten beginnt man jetzt, die lange stumm dastehnden reihen älterer zeitschriften wider sprechen zu lassen; die auswahl von aufsätzen Freytags gehört wie zu den wichtigsten, so zu den erfreulichsten erscheinungen auf diesem wege.

RICHARD M. MEYER.

Am 11 september 1902 starb im 73 lebensj. ERNST DÜMMLER. als hallischer professor wie als vorsitzender der centraldirection der Monumenta Germaniae historica ist er durch fast 40 jahre einer der treusten freunde und aufmerksamsten leser der Zeitschrift gewesen und hat im gern gepflegten verkehr mit allen ihren wechselnden redactoren unserer wissenschaft manchen wertvollen fund, manche fördernde beobachtung zugänglich gemacht, wie sie sich ihm besonders aus den umfassenden und früh begonnenen studien über die karolingischen poeten ergaben.

Achtzigjährig ist am 17 september KONRAD MAURER von uns geschieden, den eine reiche lebensarbeit auf dem gebiete des nordgermanischen rechts zum glücklichsten vermittler zwischen Deutschland und Skandinavien und zugleich zwischen jurisprudenz und philologie erhoben hatte. das werk über die bekehrung des norwegischen stammes zum christentum, mit dem er vor fast 50 jahren sein wissenschaftliches ansehen begründete, hat sich in unsern tagen aufs neue als der solideste unterbau religionsgeschichtlicher forschung bewährt.

Professor E. SCHRÖDER siedelte von Marburg nach Göttingen, prof. F. VOGT von Breslau nach Marburg über. der ao. prof. dr THEODOR SIEBS in Greifswald wurde zum ord. professor an der universität Breslau ernannt, der ao. professor dr A. BERGER in Kiel in gleicher eigenschaft nach Halle versetzt.

An der zur universität erhobenen academie Münster wurde der ao. professor dr F. JOSTES zum ordinarius, der privatdocent prof. dr J. SCHWERING zum ao. professor ernannt.

Der bibliothekar prof. dr Gustav Kossinna erhielt eine ao. professur an der universität Berlin mit dem lehrauftrag für deutsche altertumskunde.

Der ao. professor dr Ludwig Traube in München wurde zum ordentlichen professor der lateinischen philologie des mittelalters ernannt.

Der ao. professor der englischen philologie dr M. Konrath in Greifswald wurde zum ordinarius befördert.

Für englische philologie haben sich habilitiert dr Heinrich Spies in Berlin, dr Otto Ritter in Halle, dr Eduard Eckhardt in Freiburg i. Br.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDVIERZIGSTER BAND. VIERTES HEFT

BERLIN 1902
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die redaction sowol der Zeitschrift wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinschaftlich geführt, doch bitten wir die herren mitarbeiter, bis auf weiteres sämtliche, sowol die für die Zeitschrift, wie die für den Anzeiger bestimmten manuscripte an prof. SCHROEDER in Göttingen (Grüner weg 2) zu schicken.

Bücher, die zur besprechung im Anzeiger bestimmt sind, bitten wir ausnahmslos an die Weidmannsche buchhandlung in Berlin SW., Zimmerstr. 94, nicht aber an die herausgeber zu senden.

Jährlich erscheint ein Band von 4 Heften zum Preise von 18 M.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

wickelung des Mimus von den primitiven Anfängen bis zur Hypothesis, dem grofsen biologischen Schauspiel Philistions, dem herrschenden Drama des griechisch-römischen Weltreiches, und giebt dann weiter die Geschichte der Einwirkung des Mimus auf das antike klassische Drama wie die dramatische Weltlitteratur des Mittelalters und der modernen Zeit. Der Band zerfällt in Theorie und Entwickelungsgeschichte des Mimus.

Was das klassische Drama für die Weltlitteratur bedeutet, ist bekannt. Deutlich und scharf ist die Entwickelungslinie von Äschylos, Sophokles, Euripides über Seneca, Marlowe, Shakespeare, Corneille, Racine, Alfieri bis zu Schiller und Goethe und darüber hinaus gezogen worden.

Nicht weniger bedeutende, nicht weniger deutliche Entwickelungslinien gehen vom Mimus aus. Doch das soll dieses Buch erst beweisen.

Den zweiten Band, der vornehmlich von der Einwirkung des Mimus auf die antike Litteratur und die Weltlitteratur, soweit sie nicht dramatisch ist, handelt insbesondere auf Satire, Roman (bukolischen und biologischen), Novelle und Brief, hoffe ich in etwa Jahresfrist herauszugeben. Ihm werden ein Druckfehlerverzeichnis, Register und eine Sammlung der wichtigsten bildlichen Monumente zur Geschichte des Mimus beigegeben werden.

Dem ersten Bande ist eine Tabelle angefügt; sie soll die Kontinuität in der Entwickelung wie in der räumlichen und zeitlichen Ausbreitung des Mimus bis zum Jahre 1902 veranschaulichen. Die stark gezeichnete Linie der alexandrinischen, griechisch-römischen und byzantinischen „Hypothesis“ bildet dort den Stamm des mimischen Weltbaumes. Mimodie und Mimologie sind seine weitverbreiteten Wurzeln; der indische und türkische, überhaupt der orientalische, der römische Mimus im mittelalterlichen Occident, in Italien, Frankreich, England, Spanien, Deutschland, die commedia dell' arte mit ihren zahlreichen Verästelungen sind seine Zweige, der mimische Tanz das Erdreich, auf dem er steht. Um das ganze imperium mimicum zieht sich die Linie des occidentalen und orientalen Puppenspiels, soweit es ein Mimus ist.

Es sind zwölf Jahre her, seit ich als Student mir das Pro-

blem des Mimus stellte und jugendliche, noch höchst unzureichende Forschungen über den Mimus begann. Eine von diesen Arbeiten ist 1894 unter dem Titel de Alciphronis Longique aetate als Dissertation, eine andere „Die ältesten berufsmäfsigen Darsteller des griechisch-italischen Mimus“ als Programm des Königsberger Wilhelms-Gymnasiums 1896/1897 gedruckt worden.

Dankbar gedenke ich der herzlichen Teilnahme, mit der Arthur Ludwich und Alfred Schoene diese Studentenarbeiten begleiteten. Schon damals durfte ich Alfred Schoene den Plan des Mimus in den Hauptzügen entwickeln, sein herzliches Vertrauen in die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges, in die Erreichbarkeit des Ziels, sein freundliches Drängen und Vorwärtstreiben haben mich oft gestärkt; schliefslich übernahm er es auch, die ganze Korrektur zu lesen. Ich kann es schwer sagen, wie viel er mir, wie viel er dem „Mimus“ geholfen hat; für alles sage ich meinem alten, hochverehrten Lehrer aus seiner Königsberger Zeit meinen tiefsten und innigsten Dank.

Meinen tiefsten Dank spreche ich auch dem Königlichen Kultusministerium aus, das mir im Interesse dieses Buches vor nun bald sieben Jahren das Probejahr erliefs, und dem Königlichen Provinzialschulkollegium der Provinz Ostpreufsen, das mir fernerhin die erforderliche wissenschaftliche Mufse gewährte, insbesondere Herrn Oberregierungsrat Carnuth (†) und Herrn Geheimen und Oberregierungsrat Kammer.

Dafs ich alle diese Jahre hindurch fast allein wissenschaftlicher Arbeit zu leben vermochte, schulde ich vor allem Herrn Geheimrat Emil Grosse, ohne dessen grofse und beständige hilfreiche Güte ich wohl schwerlich dieses Buch hätte zu Ende führen können. Er hat auch die gesamte Korrektur gelesen, bis ihn zuletzt eine schwere Erkrankung hinderte.

August Brinkmanns Kennerschaft auf den entlegenen Gebieten der alt-kirchlichen Litteratur wird manche schöne Belegstelle, mancher förderliche Hinweis verdankt, was der Verfasser hier mit besonderem Danke anerkennt. Auch mein lieber Freund Dr. med. Richard Hensel hat die gesamte Korrektur gelesen. Möchte dieses aufopferungsvolle Interesse eines vielbeschäftigten Arztes und begeisterten Naturwissenschaftlers für ein spezifisch geschichts-wissenschaftliches Werk eine günstige

Vorbedeutung haben für die Teilnahme, die ich dem Buche auch über die Kreise der engeren Fachgenossen hinaus wünsche.

Trotz so mannigfacher Förderung kann ich leider, wie ich gestehen mufs, nur einen „Versuch“ bieten. Vielleicht aber sind die Fachgenossen geneigt, die Schwächen, die diesem Versuche anhaften und, da er der erste auf einem sehr weiten, bisher so gut wie unbekannten Gebiet ist, wohl auch anhaften müssen, freundlich zu entschuldigen, wenn sie bedenken, dafs hier in langjähriger Arbeit das Material für die Kenntnis des Mimus reichlich um das Zehnfache vermehrt ist.

Zum Schlusse habe ich für mein Buch noch einen letzten Wunsch. Möchte der „Mimus“ dem grofsen Gelehrten, dessen Teilnahme er vor Jahren gewann und dem er jetzt zugeeignet werden durfte, nicht allzu gering erscheinen als Dank für die Ermutigung, die ich bei langer, schwerlastender Arbeit dem erhabenen Beispiel seiner glänzenden, nie ermattenden Schaffenskraft, für die Belehrung, die ich seiner auch das dunkle Reich des Mimus blitzartig erhellenden Forschung verdanke.

Königsberg i. Pr. im October 1902.

Hermann Reich.

INHALT DES ERSTEN BANDES.

Erstes Buch.

Die Theorie des Mimus.

Erstes Kapitel.

Vorrede.

Von dem Schicksal, der Behandlung, Beurteilung und Bedeutung des Mimus.

Zweites Kapitel.

Der Mimus in der Meinung des Altertums.

Drittes Kapitel.

Des Aristoteles und der Peripatetiker mimische Studien und mimische Theorie.

Viertes Kapitel.

Wirkungen und Beziehungen der aristotelisch-peripatetischen Theorie des Mimus.

Fünftes Kapitel.

Sokrates der Ethologe und Platos ethologisch-mimische Kunst.

Zweites Buch.

Die mimische Hypothese.

Grundlinien ihrer Geschichte
von den primitiven Anfängen bis in die moderne Zeit.

Sechstes Kapitel.

Die Entwickelung der mimischen Hypothese vor und nach Philistion.

Siebentes Kapitel.

Karagöz.

(Der Mimus im Orient.)

Achtes Kapitel.

Der Mimus in Indien.

Neuntes Kapitel.

Der Mimus im Occident während des Mittelalters.

Zehntes Kapitel.

Shakespeare.

Druck von W. Pormetter in Berlin.


89011793387
b89011793387a